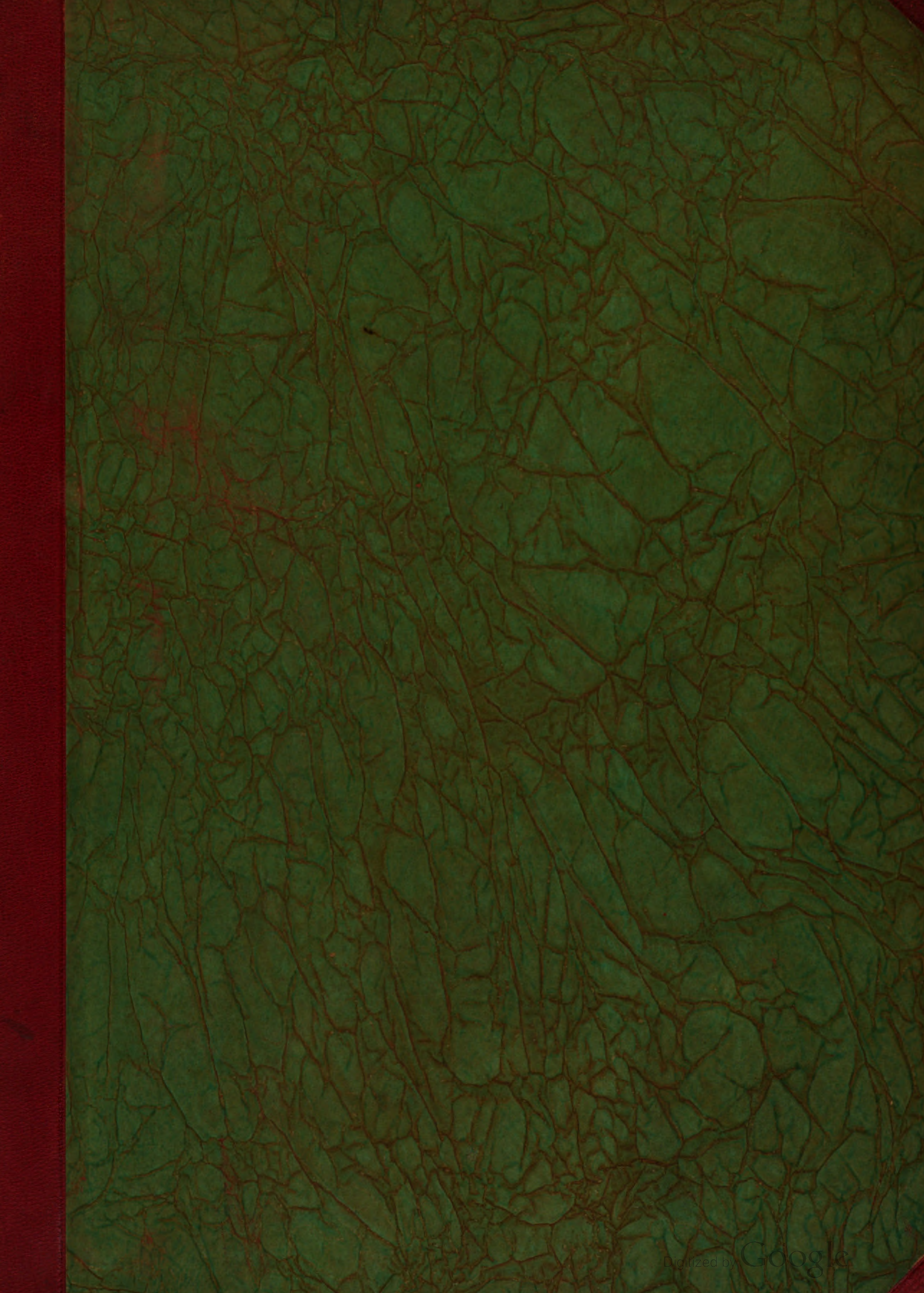
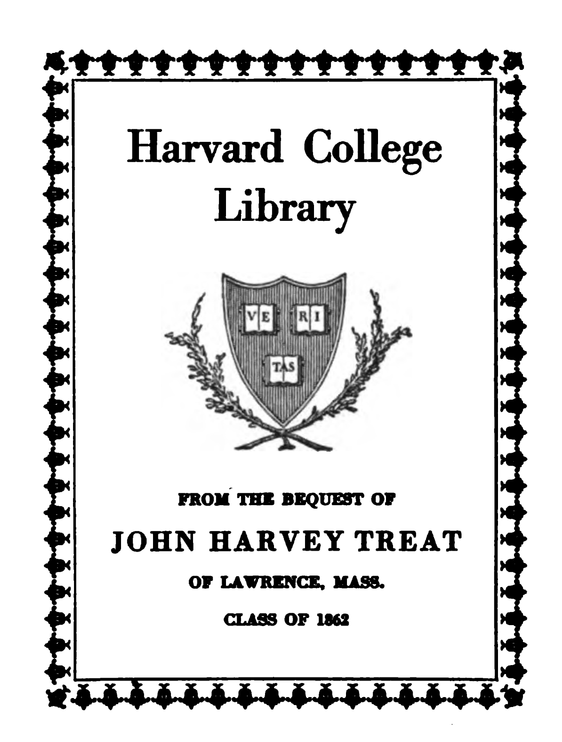
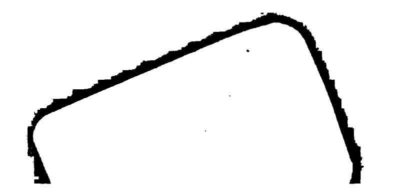
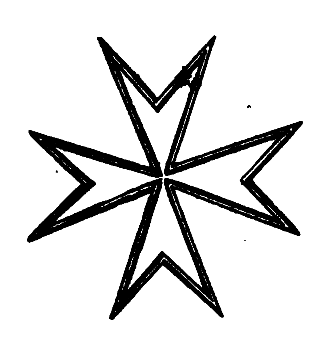



Harvard College
Library
VE
RI
TAS
FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862





Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Dreißigster Jahrgang.

1889.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1889.

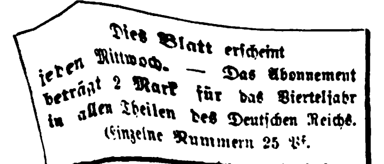
Carl Heymanns Verlag.

Verlags-Archiv 1568.

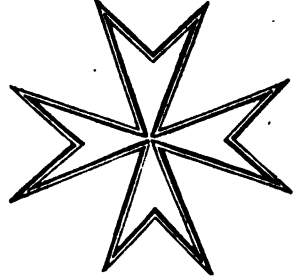
Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend:

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 2. Januar 1889. **Nr. 1.**

Statistisches, den Johanniter-Orden betreffend.

Bei den leitenden Stellen des Johanniter-Ordens haben im verflossenen Jahre folgende Veränderungen stattgefunden:

Es wurden zu Commendatoren ernannt:

1. Ehren-Commendator Albert von Levetzow, an Stelle des am 15. December 1887 verstorbenen Commendators Grafen von Arnim-Boitzenburg, zum Commendator der Brandenburgischen Genossenschaft, unter Beibehalt seines Amtes als Ordens-Canzler;
2. Rechtsritter Freiherr Adolf von Maltzahn Graf von Plessen, an Stelle des Commendators Freiherrn von Sell, welcher wegen hohen Alters von der Führung der Geschäfte der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg zurückgetreten ist, zum Commendator dieser Genossenschaft;
3. Rechtsritter Graf Wilhelm von dem Bussche-Ippenburg genannt von Kessell, an Stelle des am 11. October 1887 verstorbenen Commendators von Malortie, zum Commendator der hannoverschen Genossenschaft;
4. Rechtsritter Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, an Stelle des Commendators Grafen von Taubenheim, welcher wegen hohen Alters die Führung der Geschäfte der Württembergischen Genossenschaft niedergelegt hat, zum Commendator dieser Genossenschaft.

Die Zahl der vom Jahre 1853 bis einschließlich 1888 ernannten Ehrenritter beträgt 3120, wovon auf das Jahr 1888 115 kommen.

Aus der Mitte der Ehrenritter wurden in der Zeit von 1853 bis Ende 1887 zu der höheren Würde als Rechtsritter aufgenommen 1055. Durch den Ritterschlag vom 23. August 1888 in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg, der durch die Allerhöchste Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers und Königs, des hohen Protectors des Ordens, bei demselben und durch die von Allerhöchstdemselben dem Orden bezeigte Huld und Gnade, alle Zeit von hoher Bedeutung für diesen sein wird, wurden 103 Ehrenritter zu Rechtsrittern aufgenommen, wodurch die Gesammtzahl aller seit 1853 aufgenommenen Rechtsritter sich auf 1158 stellt.

Von den Rechtsrittern wurden ernannt:

48 zu Commendatoren (4 im Jahre 1888),
12 = Ehren-Commendatoren,
2 = Ordens-Hauptleuten,
3 = Ordens-Canzlern,
2 = Ordens-Secretairen,
3 = Ordens-Schatzmeistern,
1 zum Ordens-Werkmeister.

Die am Schlusse des Jahres 1888 insgesammt vorhandenen 2221 Mitglieder des Johanniter-Ordens classificiren sich wie folgt:

1 Herrenmeister (Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen),
18 Commendatoren (Graf zu Dohna-Schlobitten, Graf von Krassow, reg. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, Freiherr von Sell, Graf von Taubenheim, Prinz Hugo von Schoenburg-Waldenburg, Graf von Bismarck-Bohlen, Graf von Brockdorff-Ahlefeld, Freiherr von Burgk, Freiherr von Unruhe-Bomst, Freiherr von Plettenberg-Mehrum, Graf Friedrich zu Solms-Laubach, Graf von Rothkirch und Trach, Graf von Bodelschwingh-Plettenberg, von Levetzow, Freiherr von Maltzahn Graf von Plessen, Graf von dem Bussche-Ippenburg gen. von Kessell und Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg),
4 Ehren-Commendatoren (Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Fürst von Bismarck, Graf von Zieten-Schwerin und Graf von Moltke),
1 Ordens-Hauptmann (von Tresckow),
(1) Ordens-Canzler (siehe oben),
(1) Ordens-Secretair (ist Rechtsritter),
(1) Ordens-Schatzmeister (desgl.),

(1) Ordens-Werkmeister (siehe oben),
644 Rechtsritter,
4 Ehrenmitglieder (Ihre Hoheiten die Herzöge von Sachsen-Altenburg und Anhalt, Ihre Durchlauchten die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen),
1549 Ehrenritter,

2221 Mitglieder, wie vorstehend.

Ende des Jahres 1887 waren vorhanden 2195 Mitglieder und zur Zeit der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg im Jahre 1853 1280; mithin Zunahme im verflossenen Jahre 26, seit 1853 941.

Die Zahl der Todesfälle während des Jahres 1888, soweit dies bisher bekannt geworden ist, beträgt 29 Rechtsritter und 47 Ehrenritter, zusammen 76. — 1887 sind gestorben: 2 Commendatoren, 16 Rechtsritter und 34 Ehrenritter, zusammen 52; demnach 1888 mehr: 24. — Außerdem ist 1 Ehrenritter freiwillig aus dem Orden ausgeschieden.

Von den gesammten 2221 Mitgliedern, welche der Johanniter-Orden am Schlusse des Jahres 1888 zählte, haben sich angeschlossen und zahlen den jährlichen Beitrag:

a) Direct der Balley Brandenburg;*)

74 Rechtsritter, 345 Ehrenritter; zusammen 419 Mitglieder (1887: 433 Mitglieder).

b) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 66 Rechtsritter, 84 Ehrenritter; zusammen 151 Mitglieder. (1887: 154 Mitglieder).

c) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 2 Ehren-Commendatoren, 1 Ordens-Hauptmann, 117 Rechtsritter, 115 Ehrenritter; zusammen 236 Mitglieder. (1887: 231 Mitglieder.)

d) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 57 Rechtsritter, 151 Ehrenritter; zusammen 211 Mitglieder. (1887: 200 Mitglieder.)

e) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 25 Rechtsritter, 40 Ehrenritter; zusammen 66 Mitglieder. (1887: 58 Mitglieder.)

f) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 95 Rechtsritter, 187 Ehrenritter; zusammen 284 Mitglieder. (1887: 280 Mitglieder.)

g) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 63 Rechtsritter, 121 Ehrenritter; zusammen 186 Mitglieder. (1887: 181 Mitglieder.)

h) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 14 Rechtsritter, 35 Ehrenritter; zusammen 50 Mitglieder. (1887: 50 Mitglieder.)

i) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 21 Rechtsritter, 57 Ehrenritter; zusammen 79 Mitglieder. (1887: 76 Mitglieder.)

k) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 25 Rechtsritter, 43 Ehrenritter; zusammen 69 Mitglieder. (1887: 64 Mitglieder.)

l) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 18 Rechtsritter, 64 Ehrenritter; zusammen 83 Mitglieder. (1887: 84 Mitglieder.)

m) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

2 Commendatoren, 13 Rechtsritter, 53 Ehrenritter; zusammen 68 Mitglieder. (1887: 77 Mitglieder.)

n) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg:

1 Ehren-Commendator, 2 Commendatoren, 28 Rechtsritter, 61 Ehrenritter; zusammen 92 Mitglieder. (1887: 89 Mitglieder.)

o) Der Genossenschaft im Großherzogthum Hessen:

1 Commendator, 6 Rechtsritter, 37 Ehrenritter; zusammen 44 Mitglieder. (1887: 42 Mitglieder.)

p) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1 Commendator, 19 Rechtsritter, 65 Ehrenritter; zusammen 85 Mitglieder. (1887: 83 Mitglieder.)

q) Dem Verein im Königreich Bayern:

3 Rechtsritter, 31 Ehrenritter; zusammen 34 Mitglieder.)

Da ein Ehren-Commendator sich zwei Genossenschaften (Brandenburg und Pommern) angeschlossen hat, so ergeben die unter a bis q aufgeführten Zahlen, welche 2157 Herren umfassen, unter Zurechnung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und der vier fürstlichen Ehrenmitglieder, daß von den gegenwärtig dem Johanniter-Orden insgesammt angehörenden 2221 Mitgliedern 2161 sich an den Zwecken des Ordens betheiligt haben, während 60 meist im Auslande wohnhafte, sämmtlich vor der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg mit dem Johanniter-Orden beliehene Ehrenritter auf einen Anschluß an dessen Neugestaltung verzichtet haben.

Diese Zahl dürfte sich indessen, bei dem Fehlen jeder Verbindung mit den betreffenden Rittern, in der Wirklichkeit durch nicht zur diesseitigen Kenntniß gelangte Todesfälle wesentlich verringern.

---

*) Da die betreffenden Zahlen lediglich auf den bei der Balley geführten Listen fußen, können und wollen sie auf absolute Richtigkeit einen Anspruch nicht erheben.

Jagdschloß Zechlin.

Der Name „Zechlin" gehört zu den oft genannten in der vaterländischen Geschichte. Wer aber weiß von Dorf und Flecken und Jagdschloß Zechlin? — Drum möchten wir heute einmal das Bild dieser historischen Stätten entrollen: ihr Bild, wie es geschichtlich und landschaftlich uns entgegentritt.

Zechlin liegt am Nordrande der Priegnitz, der anziehenden Landschaft zwischen Elbe, Müritz, Rhin und Havel. Erst im zwölften Jahrhundert hat das Christenthum hier einen bleibenden Sieg über eine sehr seltsame Art von Heidenthum erfochten. Denn, wie sich klarer und klarer herausstellt, war der Paganismus der Mark Brandenburg und der Mecklenburgischen Lande eine ganz eigenthümliche Mischung germanischen und slavischen Götzendienstes, — eine Religion ohne jedes Dogma, die nur im Kultus bestand, durch ihn aber auch alle Lebensverhältnisse, jedweden Brauch und jede, auch die unbedeutendste Handlung des alltäglichen Lebens zu weihen wußte. Es sind die Bischofsstadt Schwerin und fast mehr noch die geheiligten Hallen des Cistercienser Klosters Doberan gewesen, von denen das Licht des Evangeliums für die einst so düstere Wald- und Seenlandschaft der nördlichen Priegnitz ausgegangen ist, und der Schutz der mecklenburgischen Fürsten, unter deren Herrschaft diese Striche bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein verblieben sind, hat es allein ermöglicht, das Banner der Kirche und der Kultur endlich auch hier aufzurichten.

Der slavische Name dieser Landschaft aber lautete „Thurne", und es war ein mecklenburgischer Herr, der Fürst Nikolaus von Werle, welcher im Jahre 1237 dem Kloster Doberan 50 Hufen in dem Lande Thurne vereignete. Dergleichen Geschenke waren bekanntlich in erster Linie stets Zuweisungen neuer Arbeitsfelder an die mönchischen Empfänger. Die letzterwähnten Ländereien aber lagen rings um eine „Czichalin" benannte Oertlichkeit. Der Bischof Bernward von Schwerin überließ sodann auch die Zehnten von dieser Ländermasse dem rastlos thätigen oben erwähnten Kloster an der Ostsee.

So erblicken wir also die Cistercienser von Doberan als die ersten deutschen Grundherren von Zechlin. Einzelheiten über ihre Anordnungen und ihre Thätigkeit liegen freilich nicht vor; gern aber vergegenwärtigen wir uns in großen Zügen ihre Wirksamkeit, — wie sie die slavische Bevölkerung im Christenthume unterwiesen, — wie sie den Wald an diesen schönen Seen rodeten, — wie sie das Fischgarn zogen durch die blaue Fluth des „Czichalin". — Nach ihrem Brauche legten sie an dieses Sees Rand dann einen schlichten „Mönchshof" an; die Ueberreste desselben waren noch im siebzehnten Jahrhundert sichtbar. So bescheiden und fast ärmlich die Lebensgewohnheiten und der Haushalt der Schüler des heil. Robert aber auch waren: es muß den Mönchen in dieser Wildniß von Wasser und Wald dennoch nicht heimisch zu Muth geworden sein, oder vielmehr: das mütterliche Kloster lag in allzu großer Ferne, als daß der landwirthschaftliche Betrieb sich in nennenswerther Weise verlohnt hätte. Deshalb veräußerte das Kloster Doberan seine Zechliner Güter schon im Jahre 1306 an den Fürsten Heinrich II. von Mecklenburg-Stargard.

Damit beginnt eine zweite Epoche der Geschichte Zechlins. Der Mönchshof wandelte sich nun in eine Fürstenburg um, in ein festes, — aber nur sehr wenig wohnliches Schloß. Lohnend war die Jagd in diesen feuchten Wäldern ja gewiß; — aber selbst den sattelfesten Stargarder Herren erschienen diese Gründe allzu entlegen, um sie oft zu besuchen. Darum traten sie dieselben auch nach kurzer Zeit den Bischöfen von Havelberg ab, — Prälaten, die sich noch heute als ritterliche, prachtliebende, weltfrohe Edelleute sehr wohl erkennen und nachweisen lassen. Für diese Herren war die Burgwart Zechlin allerdings vortrefflich gelegen; denn kurz vorher hatten sie von dem niedersächsischen Kloster Amelungsborn auch den nahen Mönchshof Dransee erkauft. Die Bischöfe vereinigten nunmehr beide Besitzungen und erwarben auf diese Weise einen weitausgedehnten Besitz auch im Osten ihrer Residenzstadt Wittstock. Sie haben ihr Jagdschloß von Zechlin nicht wieder veräußert.

Im Jahre 1548 aber starb Bischof Busso II. aus dem Geschlechte derer von Alvensleben als der letzte der Kirchenfürsten von Havelberg. Es folgte die allmähliche Ueberführung des geistlichen Besitzes in die kurfürstliche Hand; — auf solche Weise wurde nun auch Zechlin ein brandenburgisch Hausgut.

Und nun begann die eigentlich klassische Zeit für den stillen Ort. Die alte Burgwarte wurde im Style der fröhlichen deutschen Renaissance behäbig und behaglich ausgebaut; das „Jagdzeug" der alten Havelberger Herren wurde mit waidmännischem Verständnisse ergänzt und vermehrt. Fast ein Jahrhundert hindurch blieb der anmuthige Ort nunmehr Aufenthaltsort der brandenburgischen Kurprinzen und der Männer, welchen die Thronfolger ein besonderes Vertrauen geschenkt hatten.

So schon unter Joachim II.! Der Kurfürst liebte die Mittelmark vor Allem; — sein prächtiger Dom zu Kölln an der Spree, sein Jagdschloß Grunewald, — allenfalls auch Köpenick, — das waren seine bevorzugten Stätten, auf welchen er sich dem fröhlichsten Lebensgenusse sorgenlos hingab. Auf dem Jagdschlosse Zechlin aber residirte fast das ganze Jahr über der Kurprinz Johann Georg mit seiner edlen, frommen und zugleich wirthschaftlich überaus tüchtig veranlagten Gemahlin Sabina. Wohl durfte Jagdschloß Zechlin damals als die Hochburg altväterlicher ernster Sitte im Staate der brandenburger Zollern angesehen werden. Aus dem Kreise der Männer, welche den Kurprinzen hier umgaben, nennen wir hier nur den

Feldmarschall Adam von Trotha, den Stiftshauptmann Georg von Blankenburg, den Oberhauptmann Hans Georg von Ribbeck, den damaligen Kommendator Adam von Schlieben und den Erbmarschall Georg Gans, Edlen zu Putlitz. All' diese Männer, gleich ausgezeichnet durch wirthschaftliche Tüchtigkeit wie durch Lauterkeit des Wandels, vermochten nur mit tiefem Schmerze ihre Blicke nach der Mittelmark zu richten. In Zechlin gewannen daher jene Grundsätze der Sparsamkeit und der Schlichtheit, welchen das Vaterland so unendlich viel verdankt, zuerst Form und Gestaltung; — Königs-Wusterhausen und sein Jagdschloß erscheinen in dieser Beziehung als die rechten Erben von Zechlin.

Der Kurprinz und seine Gemahlin aber hatten diesen stillen Fleck Erde, wie es scheint, von ganzem Herzen liebgewonnen. Hier, in der sonnenscheindurchflutheten Waldeinsamkeit an Sees Rand, ohne Pomp und Pracht, wurde, um die eingerissene Verschwendungssucht zu beschämen, im Jahre 1568 auch das Verlobungsfest der Prinzessin Erdmuthe mit dem Herzoge Johannes Friedrich von Pommern gefeiert. Hier, im winterlichen Walde, traf den Kurprinzen Johann Georg nach Neujahr 1571 dann auch jene Trauerkunde, die ihn nach Kölln zurückrief. In einer reichgesegneten Regierung, welche echte Frömmigkeit, einfachste Lebensführung und rastlose Thätigkeit durch eigenes Beispiel als die Grundbedingungen der Volkswohlfahrt hinstellte, hat der Kurfürst Johann Georg nachmals die Grundsätze von Schloß Zechlin zu Thaten ausreifen lassen: „was im Walde einst gelobt worden war", — es wurde von all' den Genannten „draußen auch ehrlich gehalten."

In späteren Tagen führte Herrn Johann Georg die Lust am Waidwerke freilich nur noch selten nach Zechlin; in dieser Zeit erblicken wir bereits den Prinzen Johann Sigismund als den eigentlichen Herrn des „Amtes Zechlin". Auch er residirte jedoch nur so lange hier, bis er im Jahre 1608 dazu berufen wurde, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Hier wurden ihm seine Kinder Joachim Friedrich und Agnes geboren; hier wurden sie mit gewiß nicht allzu großem Gepränge auch getauft. An solchen Festestagen mag der stille Ort gleichwohl recht oft von lauter Fröhlichkeit durchklungen gewesen sein. Jagden und Tänze belustigten dann die fürstlichen Gäste, bis endlich auch hier der alte deutsche „Kehraus" geblasen wurde, und Alles wiederum wie mit einem Zauberschlage in den alten Frieden zurücksank.

Allein auch Wehmuth und Trauer zogen oft in die schattig-kühlen Räume von Zechlin ein. Jene soeben erwähnten fürstlichen Kinder, der Prinz Joachim Friedrich und die Prinzessin Agnes, starben frühzeitig schon wieder dahin. Sie wurden, mit Kostbarkeiten reich geschmückt, in der St. Marien-Pfarrkirche zu Wittstock begraben. Im Jahre 1753 stürzte das Gewölbe ihrer Gruft ein. Da fand man einen nicht unbeträchtlichen Schatz an Gold und Edelsteinen auf; er wurde auf Königlichen Befehl zum Besten der Wittstocker Pfarrkirche dann in Berlin verkauft.

Es kamen indessen noch trübere Tage. Wer mochte um's Jahr 1610 wohl noch fröhlich jagen in den deutschen Wäldern oder unbefangen seines Lebens sich erfreuen bei dem Silberbecher oder dem Steinkruge? — Auch George Wilhelm hat hier Hof gehalten; — den großen Ereignissen und den noch größeren Befürchtungen jener Zeit gegenüber fand man indessen auch in der schriftstellerischen Welt keine Muße, auf ein Stillleben zu achten, welches in der Priegnitz sich abspann. Es war endlich ein alternder Prinz aus einer Nebenlinie des erlauchten Hauses Hohenzollern, — der Markgraf Sigismund, ein Bruder des Kurfürsten Joachim Friedrich und der Großoheim Georg Wilhelms, welcher als Letzter das Schloß Zechlin als Herr und Gebieter bewohnt hat, bis er im Jahre 1640 verstarb. Mit diesem Jahre hörte Zechlin für immer auf, ein bevorzugter Aufenthalt der Herrscherfamilie zu sein.

Das sind dürre Notizen nur. Sie gewinnen indessen ein eigenthümliches Leben, wenn wir ein uns erhaltenes Inventar aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts zu Hülfe nehmen, welches uns von der inneren Ausstattung des einsamen, in tiefer Waldabgeschiedenheit ruhenden Fürstensitzes ein klares Bild giebt.

Nach diesem Inventare betrug die Anzahl der kurprinzlichen Fürstenzimmer im Ganzen — zwei und eine Kammer. Das war des Kronprinzen „gesammte Wohnung!" Von diesen Räumen enthielt das erste Gemach zwei Tische und zwei Bretschemmel (Stühle); in dem zweiten befanden sich nur dreißig Hirschgeweihe. „In der Kammer aber war ein Leuchter," — ein an der Decke schwebendes Hirschgeweih mit Malerei und Schnitzerei, — vielleicht einer jener bekannten Hirschhornkronleuchter, welche in den Oberkörper einer Dame auslaufen; — von anderem Mobiliar befanden sich in ihr noch ein Himmelbett, ein Tisch und ein Bretschemmel. An diese Kammer stieß eine Badestube und eine Apotheke; die erstere war mit „aller Nothdurft" wohl versehen; auch enthielt sie ein kleines Himmelbett und einige Lehnbänke. In der „Apotheca" aber fehlten leider die — Medikamente! — Die Zimmer der Kurprinzessin lagen auf einer anderen Seite des Schlosses; sie bestanden aus:

einer Badestube mit Lehnbänken „zum Ausruhen",
einem Wohngemache, in welchem einige Bretschemmel standen,
einer Kammer mit einem grünen Spinde und
einer Kammer mit einem Himmelbette.

Hieran schlossen sich noch drei Gemächer und vier Kammern für die Hofmeisterin, zwei Hoffräulein und die Kammerfrau der Kurprinzessin an.

Außer diesen Zimmern werden noch die Wohnungen des Herzogs Philipp von Pommern und seines

Bruders (?) Ernst Ludwig erwähnt. Die erstere bestand aus einem Saale mit einer „langen Herrentafel“, einem Gemache mit einer Lehnbank, Tischen und Brettschemmeln sowie aus einer Kammer mit zwei Himmelbetten, Tischen, Bänken und Schemmeln. In Herzog Ernst Ludwigs Gemache stand ein Dressirtisch (trésorier), welcher für die Schaugeräthe bestimmt war; in seiner Kammer aber befanden sich drei bemalte Himmelbetten und zwei Schaubetten, auf welchen letzteren einstmals wohl die Ceremonie des fürstlichen „Beilagers abgehalten worden war. Wir finden von anderen Räumen noch aufgeführt:

2 Tanzsääle,
2 Hofstuben,
2 Eßstuben,
des Hofmeisters Stube und Kammer,
die Kanzlei,
die Amtsschreiberei, und endlich
die Küche, den Keller und die Silberkammer.

Jagdschloß Zechlin war also ein umfangreiches Gebäude, namentlich, wenn wir bedenken, daß in dem „unteren“ Stockwerke sich auch noch eine „Kirche“ befand, welche mit Gold- und Silbergeräth, Bildern, Kreuzen und Missalen überraschend reich versehen war. Ueber ihr erhob sich ein Thurm, in welchem drei Glocken hingen, hell ihre Stimmen hinsendend über die blitzenden, rauschenden Seen und die dunkeln, schweigenden Forsten. Gedenken wir ferner daran, daß nahe dem Schlosse ein „Erbkrug“ stand, sowie, daß einige kurfürstliche Räthe, z. B. der zu Berlin in St. Nikolai bestattete, sehr verdiente Johannes von Kötteritzsch sich unmittelbar bei dem Fürstensitze eigene Häuser erbaut hatten, und endlich, daß zu dem herrschaftlichen Anwesen auch noch gehörten:

die Schäferei mit Back-, Brau- und Molkenhäusern,
das Hirtenhaus und zwei Schweinehäuser,
ein Hofböttcherhaus, das „lange Wagenhaus“ mit dem Reit- und Wagenpferdeställen, das Schmiedehaus, der Marschallsstall, das Jägerhaus mit den Hundestall, sowie endlich das Wasch- und Schirrmeisterhaus,

so erhalten wir eine ziemlich ausgedehnte Anlage für den Schloßbezirk Zechlin.

(Schluß folgt.)

Der Sonntag des Tagelöhners

bildete den Verhandlungsgegenstand einer kürzlich in Berlin unter Vorsitz von D. Kögel abgehaltenen Conferenz der kurmärkischen Superintendenten. Die armen ländlichen Tagelöhner mit ihrem oft so kümmerlichen Lohn sind wohl die am wenigsten beachtete soziale Gruppe. Sie haben die soziale Frage an ihrem Theile noch nicht aufgeworfen, noch weniger die Gesellschaft damit beunruhigt. Was Wunder, daß sie schier vergessen werden, während die Lohnarbeiter der Industrie sich als eine geschlossene und selbstbewußte Gesellschaftsklasse die Beachtung aller Sozialpolitiker erzwungen haben. Um so mehr ziemt es der Kirche, sich dieser Halbvergessenen anzunehmen. Wie überall ist auch hier die Sonntagssorge ein wunder Punkt. Wir geben die Thesen wieder, in welchen der Vortrag des Superintendent Schumann aus Königs-Wusterhausen gipfelte.

I. Der Sonntag, nach Gottes Rath und Ordnung ein Tag der Ruhe für Leib und Seele, ist ein Bedürfniß für jedermann, ganz besonders aber für den Tagelöhner, der nicht nach seinem Gefallen ausspannen kann und täglich im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen muß.

II. Dem entspricht nicht der thatsächliche Zustand. Denn der Sonntag des Tagelöhners ist mehr oder weniger fast überall einem Werktage gleich. Es fehlt nicht nur die Gemeinschaft am Worte, die der Tag des Herrn fordert, sondern auch die Sabatstille.

III. Die Schuld hieran tragen: 1) die Tagelöhner selbst; — sie fragen sehr oft auch dann nichts nach der Sonntagsfeier, wenn sie ihnen möglich ist. 2) Die Herrschaften; — sie geben in sehr vielen Fällen dem Tagelöhner weder Zeit zu seinen Arbeiten, noch gehen sie mit einem guten Beispiel in der Sonntagsheiligung voran. 3) Die Obrigkeit; — sie hält nicht streng genug auf die Beobachtung der bestehenden Verordnungen zum Schutze des Sonntags.

IV. Dieser Schaden ist so groß für Leib und Seele, für Familie und das Volk, daß die Geistlichen, die Gott als Wächter gesetzt hat, nicht treu genug wachen, nicht eifrig genug für den Sonntag kämpfen können.

V. Was sie in dieser Richtung thun können, ist dies: 1) Für die Ruhe des Sonntags: a) mit ihrem eigenen Vorbilde aufs treueste vorangehen; b) unermüdlich erinnern an den Segen dieses Tages; c) unermüdlich erinnern an die heilige Pflicht der Sonntagsfeier sowohl die Obrigkeit, als auch die Gutsherrschaften und die Tagelöhner selbst. 2) Für die Heiligung des Sonntags: a) durch Darreichung von Predigten, Sonntagsblättern 2c. die Gemeinschaft am Worte anbahnen; b) durch Verschönerung des Gotteshauses und Gottesdienstes, durch Einrichtung von Sonntagsschulen, Bibel- und Missionsstunden Jungen und Alten zu Gottes Wort Lust und Kirchengang lieb machen; c) durch Wahrnehmung jeder Gelegenheit persönlichen Verkehr mit ihnen suchen und durch barmherzige Liebe sie gewinnen und anziehen.

VI. Dies ist die Aufgabe der Pastoren und nicht minder der Ephoren, die sich zu einmüthigem Schaffen in diesem Sinne verbinden müssen. („Bausteine.“)

Die Diakonissensache in Nordamerika,

die Pastor Theod. Fliedner im Jahre 1849 in Pittsburg mit so großen Hoffnungen begann, ist leider nur kümmerlich bis jetzt betrieben worden. Die amerikanischen Ladies haben eben keinen Zug zu persönlichem Opfer in sich verspürt. Neuerdings aber scheint's sich dort zu regen, auch auf diesem Gebiet. Zu jenem ersten Mutterhause, das von Pittsburg nach Rochester verlegt ward, trat 1884 mit sieben deutschen Schwestern (aus Iserlohn) das deutsche Hospital in Philadelphia, welches in diesem Jahre ein eigenes Diakonissenheim erbaut, damit also eigentlich erst ein Mutterhaus wird. Auch die Methodistenkirche hat sich auf der letzten Mai-Generalconferenz zu New-York (alle vier Jahre stattfindend) wohlwollend zu der in ihrem Schoße reifenden Diakonissensache gestellt und den Diakonissenberuf durch ausdrückliche Beschlüsse der Conferenz als einen kirchlichen, jeden andren Beruf ausschließenden erklärt. Endlich hat die unierte Kirche von Nordamerika, die „evangelische Synode", den Anfang zu einer Diakonissenanstalt in Cincinnati, Ohio, mit zwei Schwestern, einem Krankenhaus und einem Diakonissenverein von 500 Mitgliedern gemacht. Es war ein glücklicher Gedanke, sich zu diesem Werke mit den reformierten Presbyterianern zu verbinden. Der gemeinsame, am 14. Juni vorigen Jahres gestiftete Verein führt den Namen „Protestantischer Verein für Diakonie". Möchte er und das ganze Diakonissenwerk in den Vereinigten Staaten reich gesegnet sein! Bisher kränkelte es, weil die Amerikanerinnen nicht als dienende Schwestern zu haben waren. Geld gab's genug, und Krankenhauspaläste ebenfalls. Aber das ist eben nicht genug.

Die Zahl der Irren,

welche die Stadt Berlin zu verpflegen hat, ist in stetem Wachsthum begriffen. Nach dem jetzt vorliegenden Verwaltungsbericht über die städtische Irrenpflege betrug die Zahl zum Beginn des laufenden Etatjahres 2361 (gegen 2273 im Vorjahre). Davon befanden sich 1271 in Dalldorf, 1040 in den 17 Privatanstalten, in welchen jetzt Irre auf Kosten der Stadt verpflegt werden, und 50 Kranke waren in Familienpflege untergebracht. Die Anstalt für irre Sieche und Epileptiker hatte am 1. April d. J. einen Bestand von 641 Kranken, in der städtischen Idiotenanstalt befanden sich an demselben Termin 172 Zöglinge, nämlich 123 Knaben und 49 Mädchen. — Der Gesundheitszustand in der Dalldorfer Anstalt war ein sehr günstiger; nur von Ruhr, die gegen Ende des Sommers in Reinickendorf epidemisch herrschte, kamen einige Fälle vor. Von den neu aufgenommenen Kranken waren 92 mit dem Strafgesetz in Conflict gerathen, unter ihnen befanden sich 12 Gewohnheitsverbrecher (10 Männer und 2 Frauen). Die neu erbauten Coloniehäuser haben sich trefflichst bewährt. Nahe an dem Gutshofe der Anstalt und dem Dorfe Dalldorf gelegen, lassen diese Gebäude in ihrer äußeren Gestaltung und ihrer inneren Einrichtung kaum noch etwas erkennen, was an eine „Irrenanstalt" erinnert, sie machen vielmehr den Eindruck freundlicher Landhäuser. Neben der landwirthschaftlichen Thätigkeit wird in Dalldorf nach wie vor der Beschäftigung in Handwerken und in den verschiedensten Haus- und Handarbeiten besondere Sorgfalt gewidmet, ebenso wird Unterricht und Lektüre gepflegt. Die Bibliothek hat es bereits auf 1465 Bände gebracht. Die meiste Nachfrage ist nach illustrirten Zeitschriften; besonders bevorzugt sind: „Gartenlaube", „Daheim", „Schorer's Familienblatt", „Nord und Süd", „Bär", „Vom Fels zum Meer" ꝛc., sowie die Jugendschriften. Wer der Dalldorfer Anstalt neue oder alte Jahrgänge illustrirter Zeitschriften überweist, verrichtet daher ein gutes Werk, da dieselben, wenn sie auch mehrfach vorhanden sind, stets gute Verwendung finden. Dasselbe gilt von Bildern und sonstigen Ausschmückungen der Krankenräume. Im Sommer fanden mehrere Spaziergänge statt, im Winter wurden kleinere Tanzvergnügungen und musikalische Unterhaltungen veranstaltet. Mehrmals fanden auch Theatervorstellungen statt, bei welchen die Geisteskranken sich mehrfach als treffliche Schauspieler erwiesen, und bei der Feier der verschiedenen kirchlichen Fest- und vaterländischen Gedenktage zeigt die lebendige Antheilnahme der Irren, wie rege bei vielen das Interesse für die Außenwelt ist.

(Staatsb.-Ztg.)

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. Berlin, December 1888. Nr. 12.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 16. October und 3. November 1888. — Eine v. Lehwaldtsche Ahnentafel. — Adelsbrief für Jacob und Johann Abtshagen. — Historisch-genealogische Ungenauigkeiten. — Ein eigenthümliches Wappen. — Aus Marienburg. — Grabsteine deutscher Johanniter-Ritter auf Malta. — Bücherschau. — Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Geschlechts- und Wappenkunde. — Familien-Chronik ꝛc.

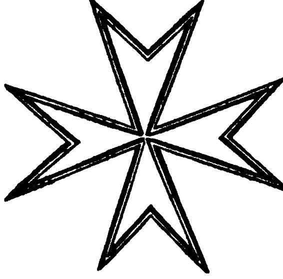
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 9. Januar 1889. **Nr. 2.**

1. Alexander Thilo von Trotha, Generalmajor z. D., auf Schloß Skopau bei Merseburg, Rechtsritter seit 1867, † zu Schloß Skopau 20. December 1888.
2. Carl Freiherr von Laugen, Rittmeister a. D., auch Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, auf Klein-Belitz bei Bützow in Mecklenburg, Ehrenritter seit 1886, † zu Klein-Belitz 18. December 1888.
3. Georg von Braunschweig, Major a. D., Ehrenritter seit 1880, † zu Görbersdorf 22. December 1888.
4. Emil Freiherr von Dörnberg, Kurfürstlich Hessischer Kammerherr und Erbküchenmeister, Ehrenritter seit 1854, † zu Göttingen 23. December 1888.
5. Conrad Julius von Einsiedel, Major a. D., auch Herzoglich Sächsischer Kammerherr, Ehrenritter seit 1878, † zu Braunsdorf bei Triptis 26. December 1888.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Freitag, den 25. dieses Monats, Vormittags 11 Uhr, ein Capitel dieses Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Jagdschloß Zechlin.

(Schluß.)

Wir sagten oben, daß dies entlegene Jagdhaus der Sitz altväterlich einfacher Sitte gewesen sei, als man im Schlosse zu Kölln an der Spree einst in recht bedenklicher Weise der Lust des Lebens nachging. Das ist Thatsache; das schließt aber durchaus nicht aus, daß auch zu Zechlin manch' Mal recht „brav schlampampet“ worden ist. Wir besitzen z. B. eine Zechliner Küchenrechnung, welche vom October 1557 bis in den April 1558 reicht. Hören wir einmal, was während dieser Zeit verbraucht worden ist! Es sind verzeichnet:

Auf die Küche Baargeld 227 Gulden 1 Gr. 3 Pf.,
und 73 „ 7 „ 5 „,
ferner auf alle Ablager
zur Auslösung . . 300 „ 11 „ 4 „.

Dieser letzte Posten ist so zu erklären, daß die Küche gewissen, zu „freiem Tische“ berechtigten Personen anstatt der Mahlzeiten einen Zehrpfennig reichte, für welchen sie sich dann in dem nahen Dorfe Zechlin selbst beköstigen mochten. An Lebensmitteln aber wurden gebraucht: 44 Haupt Ochsen, 350 Hammel, 126 Lämmer, 114 Kälber, 24 Schock und 11 Hühner, 32 Gänse, 18 Schweine, 356 Speckseiten, 1 Schinken und 2 Schultern, 24 Tonnen und ein Eimer Butter, 26 Tonnen Käse, 15 Käse aus Holland, 4 Last 7 Tonnen Salz, — davon 19 Tonnen zur Lake auf's Wildbrät, — 2 Last 2 Tonnen Häring, 4 Tonnen gesalzenen Lachs, 1½ Tonnen Stör, 11 Tonnen Rothscheer, 6 Schock 54 Paar Schollen, 1 Tonne Spurten, 137 Rochen, 180 Stück Weißlinge, 124 Schock 10 Eier, 100 geräucherte, dröge (trockene) Hammel, 4 Schock 24 Stück dürre (wilde) Gänse, 12 „wilde“ Schinken, 10 Tonnen Hirsch-Wildbrät, 9 Tonnen wildes Schwein, 35 Schweineköpfe, 12 trockene Lachse, 9 Schock trockene Neunaugen, 91 Rehe, 1 Wispel 8 Scheffel Erbsen, 29 Schock und 15 Stück Hechte, 11 Schock 6 Stück Bleie und 15 Karpfen.

Fürwahr, — die Wälder und die Seen von Zechlin, sie lieferten eine kräftige Kost! — An Gewürzen aber ging im Drittheil eines Jahres „drauf“: 21 Pfund Pfeffer, 22 Pfund Ingwer, 5 Pfund Saffran, 1 Pfund Muskatblumen, 1 Pfund Zimmet und 19 Hut Zucker.

Gleich staunenswerth war, was an Getreide und an Getränk verbraucht wurde. Das Getreide zu Brod für die Menschen und Hunde berechnete der Amtsschreiber jährlich auf 97 Wispel 7 Scheffel Roggen, „ohne den Weizen, der zu Semmeln ver-

backen wurde." Der Bierverbrauch belief sich in nur einem halben Jahre auf:

1432 Tonnen 15 Stübchen „an dem Hofe selbst",
843 Tonnen und 4 Stübchen „über Hof", d. h. an die zu freier Kost Berechtigten,

und das war erst nur „eigener Bräu". Dazu kamen noch

44 Tonnen Ruppiner Bier,
15 Eimer 4 Stübchen Rheinwein, welche zu Zechlin — und
15 Eimer 10 Stübchen, welche zu Wittstock vertrunken worden waren,
68 Tonnen 2 Stübchen Landwein zu Zechlin,
60 Tonnen 7 Stübchen 2 Quart und 1 Becher desgleichen zu Wittstock, und
6 Tonnen 5 Stübchen 3 Quart Neckarweines.

Das nennt man „gastlich Haus halten!" — Es sind das kolossale Posten, welchen auf die Dauer selbst die reichen Einkünfte des Amtes Zechlin nicht mehr gewachsen waren.

Trotz all der sehr bedeutenden Einnahmen an Geldabgaben und Naturalien wirthschaftete daher das kurfürstliche oder besser das kurprinzliche Amt Zechlin seit 1600 stets mit einer Unterbilanz. Dieser Umstand aber bewirkte, daß man gerade im Amte Zechlin allerlei gewerbliche Unternehmungen versuchte, um sich wirthschaftlich zu helfen. Es sind diese Dinge überaus lehrreich und interessant für die Geschichte der aristokratischen Oekonomie; wir erlauben uns daher, sie ausführlich zu behandeln.

Man vermag drei verschiedenartige Versuche, der Zeit nach, deutlich zu unterscheiden.

Als die Amtshauptleute von Zechlin nicht mehr „auszukommen" vermochten, versuchten sie es zuerst mit der Theerschwelerei. Bei den überreichen Beständen der Zechliner Forst, in welcher das Holz „oft geradezu verfaulte", wurden allerdings reichliche Mengen von Theer gewonnen; wegen des weiten Transportes nach den Seehäfen aber, denen andere, große Waldungen so sehr viel näher lagen, ergab sich nicht allein kein Gewinn, sondern eher ein Verlust; man konnte die Tonne Theer nur zu 7 oder 8 Groschen absetzen.

Nun richtete man eine Sägemühle ein. Rast- und ruhelos schnitt dieselbe Bretter. Umsonst! Es gab auch anderwärts Holz in Menge; die Kosten des Transportes verschlangen wiederum Material und Arbeitsaufwand. Ein langes, schönes Brett galt um 1700 drei Silbergroschen!

Die wackern Amtshauptleute von Zechlin blickten nunmehr immer finsterer darein; sie konnten sich der Wahrheit nicht verschließen, daß es mit der alten Herrlichkeit des Amtes vorbei war. Es führte keine Straße nach Zechlin; es ließ sich nichts verwerthen; die alten Truhen mit den Eisenbändern blieben leer. Es war ein ganz verzweifeltes Unternehmen, daß nun das Amt sogar auf Kosten seiner Unterthanen zu „prosperiren" versuchte. Auf jeden Holz- und Hütungsfrevel, sowie auf andere Vergehen wurden empfindliche Geldstrafen gesetzt. Umsonst! die Leute von Zechlin konnten nicht zahlen und verbüßten geduldig ihre Haft. Dadurch aber wurde das Amt nicht gerade reicher. Besser ging es mit der Verpachtung der Eichelmast an die Bauern. Dennoch verfiel das Amt mehr und mehr, — zuerst selbstverständlich in seinem baulichen Zustande. Noch im Jahre 1635 war das Schloß so fest gewesen, daß das Amtsgesinde von ihm herab mit leichter Mühe 150 „gardende" Reiter, welche eine „Streife" gegen Zechlin unternommen hatten, abwehren konnte; im Jahre 1721 aber befürchtete man bereits den Einsturz der alten Mauern. Zum Ueberflusse brach in diesem Jahre noch eine Feuersbrunst aus, in welcher der ehrwürdige Mönchs-, Bischofs- und Fürstensitz für immer unterging, ohne irgend welche andere Spuren zu hinterlassen, als seine dunkelrothen, ziegelmehl ausstreuenden Fundamente.

Die Amtshauptleute erbauen sich nunmehr ein neues, höchst prosaisches Heim und — versuchten ein Drittes: die Anlage einer Glashütte. Es ist sehr wohl möglich, daß alte Reminescenzen zu diesem Unternehmen hingeführt haben; denn es geht die Sage, daß bereits die Doberaner Cisterzienser die Fabrikation des Glases zu Zechlin betrieben hätten; thatsächlich aber hatte einst wohl Leonhard Thurneysser zum Thurn, welcher bei der Kurfürstin Sabine zu Zechlin des Oefteren geweilt hatte, die Anregung zum Betriebe dieses Gewerbszweiges gegeben. König Friedrich Wilhelm I. war jedoch nichts so wenig wie ein Freund von Experimenten; er wollte noch im Jahre 1734 von der Errichtung einer Glashütte zu Zechlin überhaupt nichts wissen, weil er der Ansicht war, daß das Holz in der Mark sich anderweitig besser verwerthen ließe. Erst als der verdiente Oberjägermeister von Schwerin ihm jene obenerwähnte Thatsache, daß das Holz in den Zechliner Wäldern verfaule, auf „Kavalierparole" betheuerte, ließ er sich bestimmen, es zu genehmigen, daß bei Zechlin „eine Hütte für Krystall-, Kreide- und gemeines Glas, insonderheit aber für Kutschentafelglas nach böhmischer Art angelegt und mit einem ausschließlichen Privilegio für die Marken begnadigt werde." Der Faktor Stropp, der Glas-Inspektor Krieger, sowie der Glashändler Trümpert führten nunmehr im Jahre 1736 zwei Hütten, eine für grünes und eine für weißes Glas, auf. Eine Zeit lang ging das Geschäft auch ganz vortrefflich, weil die Pacht der Fabrikanten eine sehr geringe und die Menge des angewiesenen Holzes eine sehr beträchtliche war. Allein die Hütten fraßen dem Forstfiskus mit der Zeit denn doch gar zu viel Waldung hinweg. Man beschloß daher, den Betrieb eingehen zu lassen, und machte den Anfang damit, daß man 1789/91 das Monopol der Anlagen aufhob. So ging zuerst die „grüne", — dann die „weiße Hütte" ein. Die letztere bildet jetzt einen Gutsbezirk,

welcher zum großen Theile von Nachkommen der einst durch Friedrich den Großen im Jahre 1755 hier angesiedelten Württemberger bevölkert ist; — die „grüne Hütte" aber ist nun eine kleine, nur aus wenigen Gebäuden bestehende Niederlassung.

So sank Zechlin tiefer und tiefer. Während der Zeit, in welcher die Hohenzollern hier residirt hatten, war neben dem Dorfe und neben dem Jagdschlosse auch ein „Flecken Zechlin" entstanden; jetzt sank derselbe wiederum in die Klasse der ländlichen Ansiedelungen zurück. Dennoch erhielt er, da die Schloßkapelle im Jahre 1721 zu Grunde gegangen war, 1729 eine eigene Kirche. Das jetzige, nüchterne Gebäude derselben entstammt einem Umbaue aus dem Jahre 1775. Ein Weniges nur von ihr!

„In dieser Kirche des Fleckens Zechlin," bemerkt der alte Topograph und Historiker Beckmann, „befindet sich ein wohlgedrechselter, hölzerner Leuchter, mit vielen Röhrlein versehen, welchen „der Markgraf" mit eigner Hand verfertigt haben soll." — Offenbar ist unter „dem Markgrafen" der Kurprinz Johann Sigismund gemeint, welchem der genannte Gelehrte mit Recht eine ganz besondere Vorliebe für Zechlin nachrühmt. Wir haben hier also einen sehr frühen Belag für jene anheimelnde Sitte des Hohenzollernhauses, nach welcher die Prinzen desselben ein Handwerk oder eine bürgerliche Kunstfertigkeit erlernen. Doch nun zur Gegenwart!

In unsern Tagen mag der Flecken Zechlin etwa 1000 Einwohner haben. Es ist ein stiller Ort; — wohl dem, der aus den brausenden Wogen der Zeit sich hierher zurückzuziehen vermag! Denn, — ist die geschichtliche Bedeutung des Ortes auch völlig geschwunden: eins ist ihm geblieben! Das ist die hohe Schönheit seiner Umgebungen!

Die hier in Betracht kommende Landschaft bildet ein ungleichseitiges Dreieck, dessen Winkel durch die drei Ortschaften Flecken Zechlin, Kagar und Klein-Zerlang gebildet werden. Südlich von diesem Dreiecke liegt Rheinsberg in nur geringer Entfernung. Eigenthümlich sind dieser Gegend sehr tief eingeschnittene, höchst unregelmäßig gestaltete Seen mit meistens sehr steilen Rändern und sodann eine Fülle bunt und kraus sich durchschneidender Landrücken, welche zum Theile noch heute ganz vortreffliche Waldbestände aufweisen. Aus jenen tiefen, oft wundersam anmuthenden Seen sammelt der Rhin seine Wassermassen. Als Quell dieses Flusses muß jener, ein wenig düster dareinschauende See angesehen werden, welcher im Osten des Amtes und Fleckens Zechlin liegt; er heißt der „Haus-", d. h. der „Schloß-" und der „schwarze See", wohl auch der „kleine Zechlin", und steht vermittelst eines Grabens mit dem „großen Zechlin" in Verbindung, welcher seinerseits wiederum mit dem „kleinen und großen Hägesee" zusammenhängt. Aus dem großen Zechlin fällt das Wasser, welches bei dem Ausflusse aus demselben noch die alte Sägemühle treibt, aber auch in den Braminsee, welcher zudem noch ein kleines, aus der Gegend von Wallitz nahendes Fließ aufnimmt. Der Abfluß des Braminsees umzieht dann wiederum das Dorf Kagar und mündet bei demselben in einen See gleichen Namens, welcher bereits zu der Herrschaft Ruppin gehört. Dieser „Kagar" speist dann wieder den Dolgensee, welcher unweit der „weißen Hütte" sich endlich mit dem Schlagbornsee verbindet. Fürwahr! ein Labyrinth von Wasserwegen! Und über diesem Meere von Wasser und Wald liegt, Gott-Lob, noch unentweihte Poesie. Wer hierher kommt, der findet reinen, reichen Naturgenuß; auf jede Bequemlichkeit aber hat er im Voraus zu verzichten. Schöngeistige Touristen und die Entdecker von „Sommerfrischen" — das häßliche Wort schneidet uns immer in das sprachliche Gewissen, — sind bis hierher noch nicht vorgedrungen. Wem aber das deutsche Herz schlägt für den deutschen Wald, der möge hierher kommen. Ihr seid vor Allen geladen, ihr Männer der Mark und Mecklenburgs, die ihr das Vaterland so treulich liebt und so mannhaft und ritterlich stets vertheidigt habt: Kommet und sehet die herrlichen, altfürstlichen Jagdgründe von „Szichalin"! —

Geschichtliche Denkmäler fehlen der anziehenden Landschaft freilich fast gänzlich; vorgeschichtliche aber sind in Hülle und Fülle vorhanden. Pfahlbauten sind mit Sicherheit in allen Zechliner Seen nachgewiesen. Diese schönen, von hohen Hügelrändern geschützten Gewässer waren allerdings wohl im Stande, zur Ansiedelung anzulocken. Allein es sind nicht nur prähistorische Reste, welche diese Seen uns geliefert haben: ab und zu stößt der tiefe Haussee auch Trümmer des geschichtlichen Schlosses Zechlin aus. Zinnschüsseln sind's und Terrakotten aller Art, Scherben von Trinkgefäßen und Ofenkacheln, auf welchen schlanke Edelfräulein mit schmucken Kavalieren im Reigentanze dahinwandeln.

Ueberaus reich ist endlich das Gebiet von Zechlin mit Sagen ausgestattet. Keine derselben ist indessen eine historische Sage; man weiß es zu Zechlin nicht einmal mehr, daß die Schweden auch in dieses stille Wald- und Wasserreich gekommen sind. Wohl aber liefern die Zechliner Sagen vom „wilden Jäger", von den „versunkenen Dörfern" dort unten in der krystallenen Fluth und der weißen Frau, eine reiche wissenschaftliche Ausbeute zu dem germanischen Glauben an den Himmelsgott und an die Welt der Todten. Wir glauben, unser Ohr sei ein wenig geschult dafür: aber keine einzige Reminiscenz an slawischen Mythus klang uns hier entgegen.

Doch scheiden wir! Unvergeßlich ist dem Schreiber dieser Zeilen ein wundervoller Frühlingsabend, welchen er einst am Ufer des großen Zechlin verbracht hat. Wir lagerten auf dem Rande des jäh zu dem tiefblauen Wasser abfallenden Geländes. Regungslos lag die Fluth dort unten, welche die versunkene Stadt „Wum" bedeckt; zu unsrer Seite aber spielten die

entblößten Wurzelfasern einer Birke im leisen Winde, und über uns rauschten die Wipfel schlanker Föhren. Es wurde kühl, sehr kühl. In immer kältere Farbentöne kleideten sich die Ufer dort drüben, die vor kurzem noch so rosig geschimmert hatten. Bis zum Sonnenuntergange war es still, ganz still im Wald und auf der Wasserfluth gewesen. Wie aber jetzt der Tag verblaßte, klang es, als heulten fern im Forste Rüden. Es zog über die Wipfel hin, vernehmlicher und lauter, — ja, nun sogar dumpf rauschend und fast brausend: die Luftschichten ordneten sich. Das aber war Hundegebell! Es ist die „wilde Jagd", die nun erwacht ist! — Wer aber führt sie hier? — Ist es ein Bredow drüben von Rheinsberg oder ein Hohenzoller vom Jagdschlosse Zechlin? — Die Sage weiß nichts darüber zu verkünden. D. S.

Heil- und Pflege-Anstalt für Epileptische zu Potsdam.

Zum ersten Male seit ihrer Eröffnung am 3. Juli 1886 hat diese der Initiative des Brandenburgischen Provinzial-Ausschusses für Innere Mission ihr Entstehen verdankende Anstalt die Ergebnisse ihres Wirkens in einem gedruckten Rechenschaftsberichte veröffentlicht. Derselbe enthält nach einer Einleitung über die Begründung der Anstalt, worüber an dieser Stelle seiner Zeit Einzelheiten mitgetheilt worden, in der Hauptsache die beiden Jahresfeiern 1887 und 1888 erstatteten Berichte, sowie einen, beide Arbeitsjahre zusammenfassenden Fachbericht des Anstaltsarztes.

Aus den an weitere Kreise sich wendenden ersteren beiden Berichten sei es gestattet, das Wesentliche hier folgen zu lassen. Die Anstalt umfaßte am 3. Juli v. J. in den zuerst errichteten zwei Nebengebäuden 41 erwachsene Epileptische. Mit 13 derselben hatte man bei der Eröffnung begonnen, unter denen 8 bereits längere oder kürzere Zeit in der Bielefelder Anstalt gewesen und von dort übernommen worden waren. Von Monat zu Monat steigerte sich die Zahl der Pfleglinge, so daß man angesichts der zahlreichen Anfragen um Aufnahme Leidender unschwer an jenem Jahrestage die doppelte Zahl hätte aufweisen können, wenn der Raum es gestattete, und nicht so viele Verhandlungen wegen Unterbringung an der Frage des Pflegegeldes gescheitert wären. Ein solches Ergebniß nach dem Verlaufe eines kurzen Jahres läßt es dem Berichterstatter als unabweisbar erscheinen, die Anstalt nach und nach dergestalt zu erweitern, daß sie mindestens 300 Personen aus der Provinz Brandenburg aufzunehmen vermag, soll anders dem vorliegenden Nothstande bei wachsendem Bekanntwerden dieses Asyls annähernd abgeholfen werden.

Bereits im Herbste des vergangenen Jahres ist das Hauptgebäude in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit des damaligen Prinzen Wilhelm und Seiner Gemahlin geweiht und dem Gebrauch übergeben worden. Hierdurch wurde die Möglichkeit geboten, den Kreis der Pflegebefohlenen durch Aufnahme von Kindern zu erweitern. Rascher als die Abtheilung der Mädchen, füllten sich die den Knaben zugewiesenen Räume. Am diesjährigen Jahresfeste befanden sich dort 12 schulpflichtige Knaben, von denen 3 den Confirmanden-Unterricht besuchten; 7 ältere, sämmtlich schon eingesegnet, bildeten eine zweite Gruppe. Mädchen im Schulalter befanden sich 8 in der Anstalt. Nicht alle von diesen schulpflichtigen Kindern sind auch schulfähig, normalbegabt überhaupt nur ein ganz geringer Bruchtheil, einzelne sogar als schwachsinnig oder blöde zu betrachten. Ein vorläufiger, in der noch kleinen Anzahl begründeter Uebelstand liegt in dem Beisammensein von geistig gesunden und schwachsinnigen Kindern. Die Anstaltsleitung richtet daher ihr Augenmerk darauf, so bald als thunlich die schwachsinnigen Kinder zu einer besonderen Gruppe zu vereinigen.

Nach dem Stande am 3. Juli 1888 betrug die Gesammtzahl der Kranken in den 3 Häusern 68; die höchste Zahl wurde zu Anfang des vorhergehenden Monats mit 71 erreicht.

Was die Pflegegelder betrifft, so ist die Potsdamer Anstalt von vornherein nach Möglichkeit darauf bedacht gewesen, daß der zur Unterhaltung des Kranken erforderliche Betrag gezahlt wird, ohne darum an der Geldfrage die Aufnahme in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle scheitern zu lassen; eine Ermäßigung des Pflegegeldes hat deshalb oft eintreten müssen. Von den Pfleglingen des ersten Jahres zahlten nur 10 den jährlichen höchsten Satz von 450 Mark, auf welchen sich ungefähr die Selbstkosten für die Anstalt stellen, bei den übrigen sinkt er in mannigfachen Abstufungen bis auf 100, 90 und 72 Mark herab. Wie oft sind aber dennoch dem Vorstande die Hände gebunden gewesen, mitunter gerade bei Fällen, wo Hilfe am dringendsten nöthig gewesen wäre, wie viele Aufnahmegesuche mußten zurückgewiesen werden, weil die Angehörigen nicht den kleinsten Beitrag zu zahlen im Stande waren, die Mittel der jungen Anstalt aber eine ganz unentgeltliche Aufnahme nicht zuließen.

Eine Anzahl von Freistellen — es waren am 3. Juli d. Js. 33 — zu je 360 ℳ sind von brandenburgischen Stadt- und Landkreisen, sowie von dem Kommunallandtage der Niederlausitz gestiftet worden, über welche das Verfügungsrecht die Begründer sich vorbehalten haben. Es sind also auch hier nur 4/5 des vollen Pflegesatzes, welche die Anstalt für den Unterhalt der betreffenden Pfleglinge vergütet erhält.

So wie die Huld Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers und Königs, ist der neuen Pflegestätte für eine der bedauernswerthesten Arten von Leidenden auch die Gnade Seiner beiden in Gott ruhenden Vorgänger zu Theil geworden. Mit tiefster Wehmuth hat der bei der Feier der Einweihung des Haupt-

hauses im Herbste vorigen Jahres eingeführte Anstaltsvorsteher, Pastor Burk, in seinem Jahresberichte am 3. Juli v. Js. der Grundsteinlegung zu jenem Gebäude gedacht, bei welcher Kronprinz Friedrich Wilhelm den ersten Hammerschlag gethan. Sein unvergeßlicher Vater hat noch in den letzten Tagen vor Seinem Scheiden der Anstalt eine Spende von 1000 M. zugehen lassen.

Die Mittel, welche der Anstalt nach ihrer Begründung zugeflossen sind — darunter größere Summen von den Kommunal-Landtagen der Kurmark und der Niederlausitz, sowie vom Johanniter-Orden —, sind durch die Erbauung der drei Pflegehäuser und des Oekonomie-Gebäudes und durch die Beschaffung der inneren Einrichtung erschöpft worden, so daß für die Weiterführung des segensvollen Werkes eine wirksame Unterstützung recht zahlreicher Gönner und Freunde unerläßlich ist, insbesondere eine Verstärkung der bisher noch ziemlich spärlich eingegangenen jährlichen Beiträge.

Außer dem Vorsteher betrug am letzten Jahrestage die Gesammtzahl der angestellten Personen 13: nämlich 4 Diakonissen (aus dem Elisabeth-Krankenhause in Berlin), 5 Brüder (aus dem Evangelischen Johannes-Stifte), 1 Pförtner, 1 Knecht und 2 Gehilfinnen in der Küche.

Die Heil- und Pflege-Anstalt für Schwachsinnige und Epileptische zu Stetten in Württemberg

feierte am 21. September 1888 ihr 40. Jahresfest. Dem bei diesem Anlasse vom Inspector Pfarrer Schall erstatteten Jahresberichte, der nunmehr gedruckt vorliegt, entnehmen wir die folgenden, den gegenwärtigen Stand der Anstalt betreffenden Mittheilungen.

In Schloß Stetten, welches jetzt lediglich Heilanstalt für Schwachsinnige und Epileptische ist, befanden sich am Schlusse des Berichtsjahres 248 Zöglinge, während die in dem nahen Rommelshausen errichtete Pflegeanstalt 72 Insassen zählte, zusammen also 320 Kranke (gegen 295 am Schlusse des Vorjahres). Beide Anstalten sind einheitlich verbunden und gehören zusammen. Im Hinblick auf die beträchtliche Zahl der dort befindlichen Kranken wie der Angestellten — zur Zeit sind es 118 — gehört die Stettener Anstalt, die vor 39 Jahren ihre Thätigkeit zu Rieth im gräflich Reischach'schen Schlosse mit 2 Pfleglingen begann und im October 1851 in Bad Winterbach mit 43 Pfleglingen fortsetzte, gegenwärtig zu den größten und angesehendsten derartigen Instituten in Deutschland und genießt einen bereits weit über dessen Grenzen reichenden, wohlbegründeten Ruf, sodaß den an die Anstalt herantretenden Aufnahmegesuchen die vorhandenen Räume nur noch in beschränktem Maße zu entsprechen vermögen. Trotzdem zwei Häuser der Anstalt, nämlich das Männerhaus in Stetten und die Pflegeanstalt in Rommelshausen im vergangenen Berichtsjahre eine Erweiterung erfahren haben, konnten doch unter den 127 Angemeldeten dieses Jahres nicht weniger als 27 nichtbildungsfähige, welche in der Pflegeanstalt hätten untergebracht werden sollen, wegen Raummangels daselbst keine Unterkunft finden. —

Hinsichtlich der Krankheitsform theilen sich die in den Anstalten zu Stetten und Rommelshausen untergebrachten Personen in 162 Schwachsinnige und zwar 114 männliche und 48 weibliche und in 158 Epileptiker, 85 männliche und 75 weibliche. Ihrer Herkunft nach waren unter diesen 320 Pflegebefohlenen 225 aus Württemberg, 72 aus dem übrigen Deutschland, 20 stammten aus der Schweiz, Oesterreich, Rußland und Frankreich und 3 kamen bis aus Asien und Amerika. Die Zahl der Kinder beträgt 102, die der im mittleren Alter befindlichen Personen 86, während 132 Erwachsene vorhanden sind. Davon gehören 289 der evangelischen und 22 der katholischen Kirche an, während 9 mosaischen Glaubens sind.

Der gesammte Abgang an Kranken, einschließlich der 14 Gestorbenen, betrug 49.

Aus der Abtheilung für Epileptische sind im Berichtsjahre ausgetreten 14 männliche und 15 weibliche Kranke. Davon sind 7 durch Tod abgegangen und zwar 2 männliche und 5 weibliche. Die übrigen gelang es derart zu fördern, daß als genesen 3 und zwar 2 männliche und 1 weibliche, sowie als gebessert 15, 7 männliche und 8 weibliche, entlassen werden konnten. Ungebessert schieden nur 4 Kranke, 3 männliche und 1 weibliche. 8 der entlassenen Epileptiker wurden so weit gebessert, daß sie sich bei angemessener Behandlung daheim durch gewerbliche oder Hausarbeit nützlich machen können. 5 Epileptische und ein hysterisch Kranker, bei denen sämmtlich sich mit Sicherheit noch weitere Besserung hätte erwarten lassen, wurden gegen den Rath der Vorsteher nach Hause genommen.

Die freigewordenen Plätze in dieser Abtheilung wurden durch den Eintritt von 34 epileptisch Kranken, 20 männlichen und 14 weiblichen, noch im Laufe des Berichtsjahres wieder besetzt, von denen 25 Württemberger und 8 aus dem übrigen Deutschland waren, während einer aus dem Auslande stammte. —

Aus der Abtheilung für Schwachsinnige wurden im Ganzen 21 Kranke entlassen, 11 männliche und 9 weibliche, und zwar als genesen eine Kranke, als gebessert 9, 4 männliche und 5 weibliche, als ungebessert 3 männliche Kranke. Gestorben sind 4 männliche und 3 weibliche Kranke.

Neu hinzugetreten sind in diese Abtheilung während des Berichtsjahres 19 Kranke, 12 männliche und 7 weibliche, von denen 15 aus Württemberg, die anderen aus dem übrigen Deutschland stammten. —

Die Kranken der Anstalt befinden sich in 3 Kostgeldklassen, von denen die erste 40, die zweite 70, die dritte 206 Pflegebefohlene umfaßt. Arbeiter im aller-

weitesten Sinne sind 160 vorhanden, Pfleglinge 49, Schüler (abgesehen von den Fortbildungsschülern) 111.

Der Anstaltsunterricht wurde von 6 ausgebildeten Lehrern und Lehrerinnen, denen noch sonstige Kräfte zur Seite stehen, in 5 Hauptklassen ertheilt. In der Vorschule befanden sich zur Zeit der Berichterstattung 14 Kinder. Die eigentliche Schule besuchten 70 Knaben und 27 Mädchen, (63 Schwachsinnige und 34 Epileptische). Das Turnen wurde täglich von Knaben und Mädchen geübt und man schenkt demselben wegen seiner vortrefflichen Einwirkung auf den psychischen und physischen Zustand der Kranken immer größere Beachtung. —

Eine Reihe von Zöglingen der Anstalt wird ferner in Haus und Feld praktisch beschäftigt: so arbeiten in der Gärtnerei 16 Zöglinge, in der Buchbinderei 6, in der Korbflechterei 10, in der Tischlerei 3, in der Bäckerei 1.

Was den finanziellen Stand der Anstalt nach der Rechnung vom 1. April 1887/88 betrifft, so bezifferte sich die Jahresausgabe auf 205525 M. 48 Pf. gegenüber einer Einnahme von 205368 M. 19 Pf. Unter der letzteren sind besonders hervorzuheben der auf 10000 M. erhöhte Staatsbeitrag, der Beitrag der Centralleitung des Württembergischen Wohlthätigkeitsvereins von 1200 M., ferner die Gaben des Königlichen Hauses mit 405 M., der Amtscorporationen mit 796 M., Legate in Höhe von 3416 M. —

In den 10 Freistellen der Johanniter-Stiftung des Grafen von Wartensleben für unbemittelte epileptische Kranke wurden 15 Kranke an 3560 Verpflegungstagen behandelt. Zur Zeit des letzten Jahresfestes hatten 10 Personen, 4 Knaben und 6 Mädchen diese Freistellen inne.

Es bestehen gegenwärtig in Deutschland 6 Anstalten nur für Epileptiker und 38 für Schwachsinnige, unter letzteren 5, welche, wie diejenige in Stetten, besondere Abtheilungen für die Epileptiker errichtet haben. Aber da man in Deutschland etwa 54000 Schwachsinnige und 46000 Epileptiker zählt, ruft der Berichterstatter auch hier aus: „Was ist das unter so viele!" und fährt dann mit einem hoffnungsvollen Ausblicke in die Zukunft fort: „Erfreulich ist es zu bemerken, wie nicht nur die christliche Liebe in der freien Vereinsthätigkeit auf den Plan tritt und Anstalten, die rechten Gründungen, in's Leben ruft, sondern auch der Staat immer mehr der Aufgabe sich bewußt wird für diese Kranken, die so lange seine Stiefkinder gewesen sind, einzutreten, wie z. B. Sachsen, Mecklenburg und Hessen Staatsanstalten besitzen. Ja die Stadt Berlin hat eine eigene, schöneingerichtete und gutgeleitete Anstalt für Schwachsinnige gebaut und ist gegenwärtig daran, eine solche auch für Epileptiker zu erbauen. Von ähnlichen Beweggründen geleitet, haben einzelne größere Städte Hilfsklassen für Schwachsinnige eingerichtet, um die Volksschulen zu entlasten. Es dürfte dies wohl ein viel versprechender Anfang zu Weiterem sein. Denn dieselben werden entweder großentheils nur schwachbegabte oder blos schwachsinnige Kinder leichteren Grades beherbergen oder müssen sich mit der Zeit, wenn sie den Schwachsinnigen aller Art dienen wollen, in irgend eine Art von Anstalt verwandeln.

Volks-Kaffee- und Speisehallen für Berlin.

Unter dem Namen Volks-Kaffee- und Speisehallen-Gesellschaft ist ein Verein im Entstehen begriffen, welcher nach dem Beispiele Hamburgs auf Grund der dort und namentlich auch in allen Städten Englands gemachten sehr günstigen Erfahrungen, unseren minder begüterten Mitbürgern Kaffee und andere Getränke außer Spirituosen, nahr- und schmackhafte Speisen, sowie einen freundlichen Aufenthalt bieten will.

Trotz der billigsten Preise sollen die Volks-Kaffee- und Speisehallen ihrem Grundprincip gemäß keine Wohlthätigkeitsanstalten sein, sondern nach gesunden kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden, um sich selbst erhalten zu können.

Eine Reihe von Männern hat bereits Geldmittel für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Um jedoch die wünschenswerthe Ausdehnung der Anstalten alsbald zu ermöglichen, wären fernere Zeichnungen auf die Antheilscheine des Vereins, welche in Abschnitten von je 1000 Mark ausgegeben werden, an dem Gewinn bis zu 5% jährlich betheiligt und durch Verloosung rückzahlbar sein sollen, erwünscht.

Der Verein nimmt außer den Zeichnern von Antheilsscheinen auch solche Mitglieder auf, welche seine Bestrebungen anderweit thatkräftig unterstützen.

Die Vorbereitungen sind soweit gediehen, daß im Laufe des Monats Januar die erste Volks-Kaffee- und Speisehalle in der Nähe des Spittelmarkts wird eröffnet werden können. Nach Maßgabe der dem Verein zur Verfügung gestellten Mittel und der Beschaffung geeigneter Lokalitäten — auf Kellerräume wird nicht reflectirt — werden weitere Hallen folgen, für welche verkehrsreiche Straßen in's Auge gefaßt sind.

Bis zu der in den ersten Tagen des Januar erfolgenden definitiven Constituirung liegt die Leitung der Sache in Händen eines von der vorläufigen constituirenden Versammlung eingesetzten Comites, an dessen Spitze Hr. Emil Minlos steht. Derselbe hat bei Begründung und Leitung gleichartiger Anstalten in Lübeck und Hamburg Erfahrungen gesammelt, die er nunmehr dem hiesigen Verein widmen wird.

(Reichs- u. Staatsanz.)

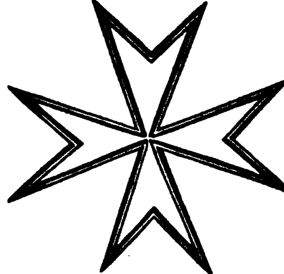
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 16. Januar 1889. Nr. 3.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1888.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. December 1888	53			
	Zugang pro . .	28			
		81			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	51	51	1 765	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1888	48			
	Zugang pro . .	19			
		67			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	49	49	1 499	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. December 1888	66			
	Zugang pro . .	2			
		68			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	66	66	2 033	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1888	33			
	Zugang pro . .	16			
		49			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	31	31	986	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1888	32			
	Zugang pro . .	16			
		48			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	40	40	1 191	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1888	31			
	Zugang pro . .	20			
		51			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	30	30	1 036	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. December 1888	21			
	Zugang pro . .	14			
		35			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	23	23	747	43
	zu übertragen		290	9 257	475

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1888 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1888.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		290	9 257	475
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. December 1888	18			
	Zugang pro . .	16			
		34			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	24	24	632	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. December 1888	34			
	Zugang pro . .	16			
		50			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	36	36	1 106	50
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1888	18			
	Zugang pro . .	9			
		27			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	18	18	591	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1888	36			
	Zugang pro . .	20			
		56			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	31	31	1 119	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1888	32			
	Zugang pro . .	23			
		55			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	30	30	1 158	54
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. December 1888	24			
	Zugang pro . .	27			
		51			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	31	31	857	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. December 1888	16			
	Zugang pro . .	14			
		30			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	17	17	481	40
	zu übertragen		477	15 201	786

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1888.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		477	15 901	786
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. December 1888	51			
	Zugang pro " "	33			
		84			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	60	60	1 739	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. December 1888	26			
	Zugang pro " "	13			
		39			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	18	18	674	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1888	37			
	Zugang pro " "	19			
		56			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	37	37	1 163	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1888	22			
	Zugang pro " "	19			
		41			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	18	18	579	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1888	11			
	Zugang pro " "	11			
		22			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	16	16	468	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. December 1888	17			
	Zugang pro " "	11			
		28			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	18	18	539	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. December 1888	11			
	Zugang pro " "	28			
		39			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	21	21	521	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. December 1888	14			
	Zugang pro " "	21			
		35			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	14	14	478	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1888	10			
	Zugang pro " "	1			
		11			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	10	10	309	12
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1888	5			
	Zugang pro " "	13			
		18			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	10	10	212	20
	zu übertragen		699	21 883	1 259
	Uebertrag		699	21 883	1 259
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1888	10			
	Zugang pro " "	4			
		14			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	7	7	227	19
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1888	13			
	Zugang pro " "	14			
		27			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	13	13	345	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. December 1888	4			
	Zugang pro " "	3			
		7			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	3	3	158	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. December 1888	2			
	Zugang pro " "	2			
		4			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	3	3	85	12
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1888	32			
	Zugang pro " "	—			
		32			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	32	32	992	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. December 1888	16			
	Zugang pro " "	21			
		37			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	19	19	623	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. December 1888	7			
	Zugang pro " "	11			
		18			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	6	6	208	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. December 1888	16			
	Zugang pro " "	24			
		40			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	17	17	578	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. December 1888	25			
	Zugang pro " "	9			
		34			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	25	25	830	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. December 1888	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	82
	zu übertragen		824	25 929	1 580

*) Während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1888.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		824	25 929	1 580
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. December 1888	14			
	Zugang pro " "	13			
		27			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	21	21	486	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. December 1888	6			
	Zugang pro " "	7			
		13			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	4	4	169	38
37.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. December 1888	32			
	Zugang pro " "	36			
		68			
	Abgang " " "	33			
	Bleibt Bestand	35	35	1 057	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. December 1888	4			
	Zugang pro " "	13			
		17			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	6	6	195	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. December 1888	14			
	Zugang pro " "	3			
		17			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	13	13	369	20
	Zusammen		903	28 205	1 718

Der gesammte Abgang an Kranken pro December c. beträgt 526, davon sind gestorben 60
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 40
geheilt 426
wie vor 526.

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am 1. November 1888 . . . . . . 41 Kranke.
Zugang pro November 1888 . . . . 34 "
75 Kranke.

Davon sind
gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 22
geheilt 18
42 "

Bleibt Bestand am 1. December 1888: . . 33 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 10 orientalische Christen, 18 Muhamedaner und 3 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro November 1888 beträgt 1039.

Poliklinisch wurden 691 Personen behandelt.

Magnus Friedrich von Barner, Generalmajor à la suite der Armee, auf Trams in Pommern, Ehrenritter seit 1865, † zu Berlin 7. Januar 1889.

Die Gräfin Fiesco.

Die Bühnengestalten unserer großen dramatischen Dichter entsprechen nur selten ihren Urbildern in der Geschichte, und doch kann man nicht immer sagen, sie hätten dieselben idealisirt. In einzelnen Fällen hat eine solche Idealisirung allerdings stattgefunden und wer den spanischen Thronerben Don Carlos nur nach Schiller's gleichnamigem Drama kennt, der wird sich bitter getäuscht finden, in der Geschichte auf ein physisch und moralisch — verkommenes Menschenbild zu stoßen, dessen frühzeitiges Ende ein Glück für die ihm bestimmten Reiche genannt werden darf — wer aber würde nicht den historischen Grafen Egmont, diesen edlen Helden und glücklichen Familienvater, jenem leichtfertigen Cavalier des Göthe'schen Dramas vorziehen, oder die trotz ihrer kindlichen Einfalt so unendlich rührende Gestalt des Mädchens von Orleans, wie sie die Geschichte giebt, jener theatralisch wirksamen, aber an inneren Widersprüchen krankenden Bühnenheldin Schillers voranstellen? So entspricht auch das ätherische, in Veilchenduft verschwimmende Bild, das uns Schiller von der Gräfin Fiesco entwirft, gar wenig den kräftigen, aber blendenden Zügen, mit welcher sie die Chronik der Zeit schildert.

Durch eine Aeußerung Jean Jacques Rousseau's soll Schiller auf den Charakter und die Geschichte des unglücklichen Grafen von Lavagna aufmerksam gemacht worden sein. — Nicolaus Vogt, der rheinische Geschichtsschreiber, will ihm den ersten Gedanken gegeben haben. Er selbst nennt in der Vorrede zu seinem 1782—83 verfaßten „republikanischen Trauerspiel" des Cardinals de Retz nach einem italienischen Muster verfaßte Jugendarbeit und Robertson's Geschichte Carl's V. als seine hauptsächlichsten Quellen. Der junge Dichter war mit Welt und Menschen unbekannt, als er sich an diesen Stoff machte: er mochte die Geschichte selbst nur fragmentarisch kennen, soweit sie für seine dramatischen Studien in Betracht kam. Daran erinnern die hochtrabenden Tiraden, die nach hergebrachter Weise Rom und Sparta zum Muster nehmen, wie man eben Rom und Sparta in den Schulen begriff und nach Rollin und nach historischen Romanen beurtheilte; daran erinnert das politische Theoretisiren, welches, sowohl im Begriff wie in der Form geläutert, wenige Jahre darauf dem Don Carlos seine individuelle Färbung gab. Aber inmitten aller Phrasen und alles hohlen Redepomps, durch dessen falschen Schimmer nicht selten Gemeinplätze durchscheinen, inmitten aller zum Theil komischen Verstöße

des noch Ungeübten wider Sitten und Costüme der Zeit und des Landes, inmitten aller Zerrissenheit und Unruhe, welche dem dramatischen Effect Abbruch thut, ja ihn theilweise vernichtet, hat der Dichter mit jenem feinen historischen Sinn, der sich später im Wallenstein zur höchsten Blüthe entwickelte, den bestimmten Charakter des ganzen Vorganges wie der Hauptpersonen aufgefaßt, und die Handlung, wie übereinstimmende Berichte sie darstellen, mit Zügen belebt, die, indem sie den idealen Republikanismus gewissermaßen localisiren, zum Theil nicht glücklicher hätten gewählt sein können. Die Frauencharaktere in der Tragödie sind durchaus verfehlt. Man braucht von Italien nicht viel zu kennen, um einzusehen, daß Schillers Leonore wenig oder nichts von einer Italienerin an sich hat, vielmehr mit ihrer schmelzenden Sentimentalität und ihrer halb phantastischen, halb sentenziösen Leidenschaft an Amalie in den Räubern und Luise in Kabale und Liebe erinnert. Ebenso wenig ist das Verhältniß der Ehegatten zu einander der Geschichte gemäß dargestellt. Kein Schatten einer Julia Imperiali erhob sich zwischen ihnen, die übrigens gleich der Bertha, Verrina's Tochter, nur ein dichterisches Gebilde ist. Während der ganzen Zeit ihrer Vereinigung waltete zwischen Fiesco und Eleonore die herzvollste Zuneigung und jene innige Hingabe, wie wir sie aus dem vierten Act des Dramas kennen, dessen Schlußscene, wo Fiesco aus ihren Armen sich losreißend zu der Ausführung seines Anschlags eilt, der ihn sie als Herzogin wecken lassen soll, der Historie entlehnt ist. Ganz der Geschichte zuwider ist endlich das Ende der Gräfin, wie sie beim Sturmläuten der Kirchenglocken sich in Gianettino Doria's Hut und Mantel birgt und von der Hand des eigenen Gemahls fällt. Für solche dramatische Ueberreizung war keine andere Auskunft geboten.

Eleonora Cybi wurde am 1. März 1523 zu Massa geboren. Ihr Vater Lorenzo Cybo hatte sich auf Wunsch seines Oheims, des Papstes Leo X., mit Riccarda Malaspina, der reichen Erbin von Massa-Carara vermählt. Riccarda war die dreiundzwanzigjährige Wittwe eines Grafen Fiesco von Lavagna; Mutter und Tochter hatten demnach dasselbe Schicksal, in fast gleichem Alter von gleichen Namensträgern verwittwet zu werden. Die Ehe des schwachen, sanftmüthigen Lorenzo mit der ruhelosen und herrschsüchtigen Riccarda fiel unglücklich aus und ungeachtet derselben drei Kinder entsprossen: Giulio, Eleonora und Alberto, trennten sich die Gatten, und während sich Lorenzo auf dem von seiner Mutter Maddalena de Medici ererbten Schlosse Agnano bei Pisa niederließ, in welcher Stadt ihm nachher der erste Herzog von Florenz Alexander Medici die Hauptmannschaft übertrug, verlegte Riccarda ihren Wohnsitz von Massa nach Florenz in den Palazzo Pazzi. Die Marchesa Ricciarda besaß nicht nur wenig Herz und zu viel Genußgier, um sich ihren Kindern zu widmen, sondern sie ging in ihrer Unnatürlichkeit und despotischen Härte sogar soweit, für die beiden Söhne Feindschaft zu fassen, wodurch sie dem Einen ein zerbrochenes und blutiges, dem Anderen ein trübes und zernagtes Geschick bereitete. Unter diesen Umständen war es für Eleonore eine unschätzbare Wohlthat, daß die mit ihrer Mutter zusammenwohnende Schwester ihres Vaters, Catharina Cybo, verwittwete Herzogin von Camerino, ihr eine mütterliche Sorgfalt zuwandte und in ihr den ernsten Sinn und die Freude an geistiger Beschäftigung nährte, die namentlich in ihrem späteren Leben zur Entwickelung kamen. Als sie das sechszehnte Lebensjahr erreicht, folgte sie dem glänzendsten und gefeiertesten Cavalier ihrer Zeit, dem Grafen Luigi Fiesco von Lavagna zum Altar.

Wenige von den großen Familien Italiens stritten mit den Fieschi, deren Ursprung bald aus Burgund, bald aus dem südlichen Deutschland, in einem und dem anderen Falle wohl mit gleich vielem und wenigem Grunde abgeleitet worden ist. Schon gegen Ende des zehnten Jahrhunderts finden sich Grafen von Lavagna, die nach longobardischem Recht lebten, im zwölften das Reichsvicariat im südlichen Ligurien erlangten, mit der Republik Genua mancherlei Hader hatten und sich in verschiedene Familien theilten, von denen die Fieschi oder Flisci, Pfalzgrafen im dreizehnten Jahrhundert, die angesehensten waren und mit Lavagna den größeren Theil des Besitzes erlangten. Den felsigsten Theil der Riviera di Levante nahm diese Grafschaft der Fieschi ein, von dem prächtigen Golfe von Specia an, wo die große Straße die schroffe Küste verläßt, bis in die Nähe Chiavari's, wo sie wieder zu derselben herabsteigt, um ihren Buchten und Vorgebirgen bis Genua zu folgen. Papst Hadrian V. schildert dem florentinischen Sänger den Lavagna oder Entella, nach welchem Land und Familie sich nannten:

> „Es stürzt sich zwischen Chiavari und Sestri
> Ein schöner Bergstrom, und in dessen Namen
> Hat meines Hauses Titel seinen Ursprung."

Hinter dem großen Flecken Lavagna erhebt sich der Berg San Giacomo, dessen weitberühmte Schieferbrüche stets 600—1500 Arbeitern Beschäftignng geben. Im Jahre 1528 belehnte Carl V. Simibaldo Fiesco überdies mit der Grafschaft Pontremoli, die auf beiden Ufern der Magra gelegen, da wo der tosende Strom von unwirthlichen Bergen in die fruchtbare Niederung gelangt, zum mailändischen Gebiete gehörte und schon zu Anfang des vorhergegangenen Jahrhunderts die Fieschi als Herren anerkannt hatte. Mit mehreren der regierenden Häuser, den Herzogen von Savoyen und von Montferrat, den mailändischen Visconti und den mantuanischen Gonzaga verschwägert, nahmen sie durch ein Privileg vom Jahre 1438 den Ehrenplatz nach den Dogen Genuas ein, und gaben der Christenheit zwei Päpste. Erst Innocenz IV., Sinibaldo de

Fieschi, der große Gegner der letzten Jahre Kaiser Friedrichs des Zweiten, den er im Lyoner Concil der Krone verlustig erklärte, dessen streng ernste Züge seine auf dem Grabmal liegende Bildsäule in Neapels Dom vergegenwärtigt, denen Innocenz Neffe Ottobuono, jener schon genannte Hadrian V., welcher nur wenige Wochen auf Petris Stuhl saß und dem Dichter der göttlichen Comödie bekannte, wie ihm, als er den heiligen Stuhl bestiegen, die Lüge des Menschenlebens klar geworden und daß das Herz nimmer Befriedigung auf Erden finde. Kaum ein anderes Geschlecht hat so viele Cardinäle und Bischöfe gezählt, wie das der Fieschi von Lavagna.

Daß einer solchen Familie die Suprematie, welche seit dem Jahre 1528 die Doria in Genua ausübten, ein Dorn im Auge sein mußte, konnte nicht anders sein. Andrea Doria hatte Genua zugleich von langem Parteizwist und aus tiefer Knechtschaft errettet, als er das von König Franz I. ihm anvertraute Seecommando abgab und in der Vaterstadt das Kaiserliche Banner aufpflanzte. Die Geschichte des von Natur auf jede Weise reichbegabten Genua ist eine traurige. War es die Verschiedenheit der Stämme, welche Liguriens Bevölkerung bildeten, war es, was eher anzunehmen, der unversöhnliche Zwiespalt zwischen einer reichen Stadt und dem in den nahen Bergen nistenden Feudaladel, so drückt sich ein neuere Schriftsteller aus*), Thatsache ist's, daß selbst in den glänzendsten Tagen Genuas Größe nie eine festbegründete war, indem weder Volk noch Adel jemals zu einer gesicherten Machtentwickelung zu gelangen vermochten. Daher scheiterte diese Republik im Streben nach der Herrschaft über das Mittelmeer, die ihr bestimmt schien. Sie besiegte die Nebenbuhlerschaft Pisa's, aber sie zerschellte an der Macht des standhafteren von lebendigerem Nationalgefühl belebten Venedig. Zur See überwunden, in sich selbst zerfallen, gab Genua das damals noch neue Beispiel sich in französisches Joch zu beugen, erkannte in den mailändischen Herzogen mindermächtige italienische Gebieter an, gehorchte wieder den Franzosen und nach ihnen den Spaniern und zum drittenmal den Franzosen in traurigen demüthigenden Zeiten. Und inmitten solcher Versunkenheit blieb noch immer Raum für den zerfleischenden Hader von Volk und Adel, von Guelfen und Gibellinen, von Adornen und Fregosen. Bei alledem war die innerliche Kraft noch nicht ganz erschöpft, nicht Volk noch Adel waren ganz verdorben durch nachhaltige Tyrannei. Die Kraft der Geister war nicht gebrochen: Ligurien erzeugte in jenen Tagen des Unheils die drei kräftigsten Naturen Italiens: Columbus, Julius II., Andrea Doria. Wenn Doria nicht gewesen, hätte Genua nur die Wahl zwischen spanischem und französischem Joch gehabt. Indem Doria Frankreich absagte und sich dem Kaiser befreundete, rettete er Genua vor dem Kaiser. Durch den Doria ward die Stadt, welche sich in Italiens freien Zeiten nicht frei zu halten vermochte hatte, in den Zeiten der Knechtschaft ein Bollwerk wider die Fremdherrschaft. Er gab der Stadt in ihrer Verfassung so viel Freiheit, als ihre eigenen wie die allgemeinen Zustände zu geben erlaubten, und diese Verfassung hat noch über drittehalb Jahrhunderte hinaus mit geringem Wechsel bestanden. Und Andrea Doria begnügte sich mit dem Bürgertitel in einem Jahrhundert, welches falscher Größe so hastig nachrannte, während der Sieg ihm die Herrschaft zusprach und es nicht an Mitbürgern fehlte, die sie ihm antrugen und Carl V. gewiß einen Herzog von Genua lieber gesehen hätte, als eine genuesische Republik.

Der genuesische Adel aber hatte andere Sonderinteressen als Carl V. Adorni und Fregosi war der Name einer der vielen Parteizerwürfnisse. Beide ewig hadernde Familien waren aus der Stadt verbannt; wo aber einmal die Saat der Zwietracht ausgestreut ist, fehlt es nie an Häuptern der Factionen. Die Fieschi hatten von Altersher auf anderer Seite gestanden als die Doria; dies spann sich auch dann fort, als die hauptsächlichste Macht des Staates in Andrea's Händen lag. Gian Luigi Fiesco's Ahnen hatten durch Herrschaften außerhalb des Stadtgebietes, durch Reichthümer, durch ausgebreitete Clientel in Genua einen Rang eingenommen, der über die bürgerlichen Verhältnisse weit hinausging. Vom Standpunkt der städtischen Entwickelung betrachtet, ist dies immer ein großes Uebel gewesen, und die mit der Zwitterstellung solcher Feudalfamilien verwachsenen besonderen Rechte oder Ansprüche, haben sich, hier wie überall, wo sie vorkommen, bitter gerächt, indem sie das Gemeinwesen in der Entwickelung hemmten oder in Verwirrung stürzten. Demokratische Republiken, wie Lucca, wie mit noch schärferer Folgerichtigkeit Florenz, ahnten frühzeitig diese Uebelstände und vernichteten mit schonungsloser Härte die politische Macht des Feudaladels, insofern derselbe in Beziehung zum städtischen Regiment trat. Die minder feste Constitution Genuas scheiterte an dieser Aufgabe. Was Gian Luigi Fiesco persönlich betrifft, so hätte man annehmen dürfen, daß in ihm der alte Haß gesühnt sei. Andrea Doria hatte sich ihm in seiner frühen Jugend schon, als sein Vater Sinibaldo noch lebte, geneigt und theilnehmend bewiesen. Aber Andrea's Größe war dem Fiesco unbequem, denn ohne Andrea schien es kein Genua geben zu können. Das Ansehen, das dieser Mann in seinen vorgerückten Jahren genoß, war in Wahrheit ein ganz ungewöhnliches. Sein Kriegsruhm vergangener Tage, der ihn als den ersten Admiral Italiens erscheinen ließ, der nicht geringere Ruhm, seiner Vaterstadt Frieden und feste Regierungsform gegeben und in unfreier Zeit dies lange offene Thor Italiens den Fremden geschlossen zu haben, der Glanz seines Reichthums, den er in Genuas schöner

*) Capponi in G. Molini's Documenti di storia Italiana. Florenz, 1836, Bd. 2, S. 27.

Flotte wie in dem glänzenden Palaste an den Tag legte, welchen er am westlichen Ende der Stadt, Gartenanlagen und Meer und Gebäude überschauend, errichtete; alles das ward erhöht durch die Mäßigung, mit welcher er von seiner Stellung Gebrauch machte. „Andrea Doria avait le coeur grand“ sagt von ihm ein Mann von der Nation und Partei, die er verlassen, Brantôme. Wenn diese Stellung solchen unbequem war, welche sich an Familienadel vornehmer dünkten als die Doria, so würden sie es dem achtzigjährigen Andrea wohl nachgesehen haben, hätte nicht neben Andrea sein Neffe Giannettino gestanden, der bestimmt schien, einst seine Stelle einzunehmen.

Giovanni Luigi Fieschi war 1524 geboren und erreichte somit zur Zeit seiner Vermählung 1544 das zwanzigste Lebensjahr. Er besaß zwei jüngere Brüder Gerolamo und Ottobuone. Sie wurden frühzeitig verwaist. Luigi war erst zehn Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Dieser ahnte schon sein künftiges Geschick, denn der Knabe war hochmüthig und ehrgeizig. In der Jugend soll dieser Ehrgeiz durch seine Mutter Maria della Rovere genährt worden sein, die sich mit dem Sohne zehn Jahre lang in das Castell von Montobbio inmitten unwirthlicher Berge zurückzog, um das geschmälerte Vermögen wieder herzustellen. Daß die Lectüre des Sallust und Machiavell auf ihn gewirkt habe, ist wohl nur Erfindung späterer Historiker, die der altherkömmlichen Rhetorik nicht untreu werden zu dürfen glauben. Seine Mutter überlebte den Gatten nur wenige Jahre, und so wurde Luigi, kaum zum Jüngling herangereift, Familienhaupt. In dieser schwierigen Stellung legte er nun eine solche Verstandesschärfe und würdevolle Sicherheit in der Geschäftsführung an den Tag, daß er von ganz Genua angestaunt und angepriesen wurde. Von seinem fürstlichen Einkommen machte er den schönsten edelsten Gebrauch. Er war mit einer merkwürdigen Einsicht und Unverdrossenheit bestrebt, die bittere Nothlage des Volkes, die durch die französische Besatzung und durch das Wüthen der Pest entstanden, zu lindern. Neben seinen großen Geistesgaben besaß Fiesco eine so berückende Liebenswürdigkeit und ritterliche Anmuth der Erscheinung, daß ihm seine Zeitgenossen den Beinamen des „genuesischen Alcibiades“ gaben. Das war nun der Auserkorene, dem die vielumworbene Eleonore Cybò zum Altare folgte. Die kühnste Dichterphantasie kann kein herrlicheres Bild ersinnen, als es diese Vereinigung von Schönheit, Jugend, Zauber und Glücksmacht war. Der großartige Styl, in dem Fiesco sein Hauswesen organisirte, die Fülle von kunstsinniger Pracht und Festesschimmer, die in seinem Palaste wogte, der feine Weltton, mit dem das junge Ehepaar ihrer Stellung vorstand, klang mit mythischem Zauber bei ihren Zeitgenossen nach und blickt übrigens auch in der Schiller'schen Dichtung durch. — Alle damaligen Stimmen vereinen sich im Preise von Eleonorens strahlender Schönheit und ihrer seltenen Geistesgaben. Als einst Luigi Fieschi dem bereits hochbetagten Michel Angelo sagte: seine Gattin habe ihn bei der Abreise nach Rom beauftragt, ihn als das erhabenste Wunder daselbst aufzusuchen, da beschlich eine sanfte Rührung den großen Meister, und er erwiderte, er habe viel von der Schönheit und den hohen Talenten der Gräfin von Lavagna gehört und nun da er ihren Gemahl kenne, gewinne er mit Freuden die Ueberzeugung, daß sie auch glücklich sei.

Ihrem Glücke die Krone aufzusetzen, schenkte Eleonore Cybò ihrem Gatten einen Sohn Paolo Emilio. Damit war das Maß ihres Glückes voll. — Die Alten wissen viel von dem Neide der Götter zu erzählen; wie keinem Sterblichen des Lebens ungetrübte Lust zu Theil wird und wie gar bald die rauhe Hand des unerbittlichen Fatums die junge Blüthe menschlichen Glückes vernichtet. Mit Recht verlegt das moderne Drama das Schicksal in die eigene Brust der Menschen und läßt die Leidenschaften derselben das Verhängniß heraufbeschwören. Fiesco's rastloser hochschwellender Ehrgeiz ließ ihn keine Ruhe finden in dem Genuß stillumfriedeter Häuslichkeit, ja es war, als ob die vornehme Verwandschaft, in die er durch die Heirath mit einer Cybò gekommen, ihn nur noch mehr angestachelt hätte, nach einem Fürstenhut zu trachten. Dennoch wäre der Entschluß einer Unternehmung wider die Doria wohl nicht in ihm gereift, hätte er nicht Aufmunterung bei den Widersachern der kaiserlichen Partei gefunden. Einerseits bearbeitete ihn ein genuesischer Emigrant im französischen Solde, Cesare Fregoso, andererseits der Herzog von Parma und Piacenza, Pier Luigi Farnese, der den Kaiser und seinen Statthaltern und Stützen in Italien, dem Marchese del Sesto, Ferrante Gonzaga und Andrea Doria, umsomehr Feinde zu wecken suchte, je heftiger er von denselben gehaßt ward. Andrea wurde vor dem Grafen von Lavagna gewarnt, hielt aber die Warnung für ein Kunstgriff von Fiesco's Feinden und Neidern; Gianettino ward durch Fiesco's Gewandtheit getäuscht und versah sich der Hinterlist desselben umsoweniger, als seine Schwester Peretta mit Eleonorens älterem Bruder Giulio Cybò vermählt war. So wähnten die Doria sich sicher, während ihr Gegner in seinem Palaste, auf der Höhe, welche die Kuppel von St. Maria di Carignano von ferne schon kenntlich macht und wo die cariganische Brücke zwei Hügel mit einander verbindet, einen weit angelegten Anschlag gegen sie ins Werk setzte.

(Fortsetzung folgt.)

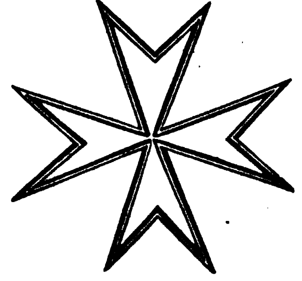
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 23. Januar 1889. **Nr. 4.**

Gabriel von Földváry, K. K. Oesterreichischer Kämmerer, auf Pußtá Baracs bei Szabadszállás in Ungarn, Ehrenritter seit 1883, † zu Pußta Baracs 24. December 1888.

Rheinische Genossenschaft.

Die Herren Ritter der Genossenschaft werden ganz ergebenst ersucht, jede Veränderung in ihren persönlichen Verhältnissen — Wohnsitz- und Wohnungs-Wechsel, Versetzung, Beförderung, Verabschiedung u. s. w. — thunlichst bald dem Unterzeichneten anzuzeigen, sowie ihre Angehörigen zu veranlassen, dieses bei dem Tode der Herren zu thun.

Der Commendator:

Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Die Gräfin Fiesco.

(Fortsetzung.)

Die Verschwörung Gian Luigi's Fiesco's ist durch Geschichte und Poesie allgemein bekannt.*) Päpstliche Galeeren vom Grafen von Lavagna vielleicht nur zum Schein gekauft, lieferten Vorwand, Mittel und Mannschaft, die durch die Leute von den Lehen der Fieschi verstärkt ward. Gian Luigi's Brüder Ottobuono und Girolamo übernahmen die Hauptrollen bei dem Angriff auf die Doria; er selbst wollte sich des Kriegshafens versichern, in welchem die Galeeren Gianettino's unbewaffnet lagen. Es war der Tag nach Neujahr 1547, an welchem der Plan ausgeführt werden sollte. Gegen 10 Uhr Abends war alles bereit. Ehe der Graf seine Wohnung verließ, begab er sich in das Zimmer seiner Gemahlin. Gleichsam als ahnte er den Ausgang, erzählte er ihr, wie Gianettino ihm mehrfach nach dem Leben gestrebt und ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen versucht habe, so daß er sich vor solchen Nachstellungen sicherzustellen suchen müsse; sie möge sich also ruhig in alles fügen, was auch immer ihm zustoße. Und da Eleonore sich darüber tief betrübte und in Thränen ausbrach, kehrte er, nachdem er sich schon entfernt, zurück, um sie zu trösten und zu bitten, sie möchte ihm ihre Thränen nicht zu schlimmer Vorbedeutung werden lassen. Bei dieser Unterredung war Paolo Pansa zugegen, ein verständiger Mann und vormaliger Erzieher des Grafen. Dieser, von dem Schmerz der Gräfin ergriffen, bat Gian Luigi sein Vorhaben reiflicher zu überlegen und nicht sich, seine Vaterstadt und das ganze Land in Verderben zu stürzen. Von Unruhestiftern und boshaften Leuten sei Gianettino Doria ihm als feindselig geschildert worden; er solle bedenken, daß er an ein Werk gehe, wo Gelingen und Mißlingen einander so nahe berührten. Des Grafen einzige Anwort war, die Sache sei zu weit gediehen, als daß Zurücktreten in seiner Macht liege. Damit verließ er kopfschüttelnd das Gemach, bleich und mit traurigen Ahnungen.

Diese Ahnungen sollten nur zu sehr in Erfüllung gehen. Wie Gian Luigi Fiesco im Augenblick, wo er sich der Galeeren des Doria zu bemächtigen dachte durch den Sturz von einer Planke elend im Hafen ertrank; wie Giannettino, durch den Lärm aufgeschreckt, an dem von den Verschworenen genommenen St. Thomasthore durch einen Büchsenschuß niedergestreckt ward; wie der greise Andrea, durch die Treue der Seinen gerettet, an Gichtschmerzen leidend, zu Pferde nach Sestri di ponente und von dort nach Masone, einem Castell der Spinola entkam; wie das Volk den Verschworenen nur geringen Beistand leistete, die Kunde vom Tode des Führers und von Andrea's

*) Camillo Porzio: Storia d'Italia contenente i successi dell' anno 1547 in Opere di C. Porcio ed C. Monzani, Florenz 1846, Kap. 7, p. 196 ff. — Auch Agostino Macardi's la congiura del conte Dio. Luigi de' Fieschi, Florenz 1854. (Er verdient wegen des Wiedergebens der in der Heimat gebliebenen Tradition Beachtung, obwohl er sonst nur aus Anderen geschöpft hat und auch wegen seiner rhetorischen Form wenig verläßlich ist. Aus ihm schöpfte der Cardinal de Retz) geben das Detail der ganzen Geschichte.

Flucht diese entmuthigte, die Anhänger Doria's schnell sich ermannten und sammelten und im Verein mit dem kaiserlichen Gesandten Figueroa Maßregeln ergriffen, der Unordnung ein baldiges Ende zu machen: alles dies ist von Gleichzeitigen und Späteren zu oft und zu ausführlich erzählt worden, als daß es nöthig wäre, hier dabei zu verweilen. Der Plan Gian Luigi Fiesco's hätte durch einen Handstreich für den Augenblick sehr wohl gelingen können, wäre er am Leben geblieben. Aber er mußte Genua und die ganze politische Lage Italiens durchaus verkennen, wenn er sich auf dauernden Erfolg Hoffnung machte.

Für die Familie der Fieschi war der Ausgang verhängnißvoll genug. Auf den Schrecken und den Schaden folgte die Rache. Der Schrecken war so heftig wie plötzlich gewesen. Der Eindruck dieses bürgerlichen Kampfes auf die Genuesen, sagt der beredtste Erzähler dieser Vorfälle, läßt sich eher vorstellen als schildern. Der Kampf erfolgte zur Nachtzeit, unerwartet, an mehreren Stellen zugleich, zu Lande wie zur See. Am Abend vorher waren alle ruhig und einig, ohne Verdacht eines Aufstandes nach Hause gegangen: da mitten im Schlaf Waffenlärm und Hin- und Herrennen, und der Ruf von Freiheit und Volk und „Gatto! Gatto!" (Katze), Devise der Fieschi, und vom Hafen her das Getöse der Soldaten auf den Schiffen und der Tumult unter den Galeerensklaven, welche in Freiheitshoffnung ihre Eisen zerbrachen und entfesselt sich ins Wasser warfen, um den Strand zu erreichen. Am anderen Morgen sahen sich beide Parteien ohne ihre Führer — Gianettino lag entseelt da, Gian Luigi's Leichnam ward erst später im Grunde des Hafens aufgefunden, einen Tag auf dem Damm ausgestellt und dann ins Meer zurückgeschleudert. Fiesco's Bruder Girolamo hatte die Stadt in Bewegung bringen sollen; da es nicht gelang, verließen er und Ottobuono Fiesco mit ihren Leuten die Stadt, um ihr Castell Montorio zu erreichen. Alle Parteigenossen schlossen sich ihnen an, mit Ausnahme eines der Hauptverschworenen, Giovan Batista Verrina. Dieser ging nicht „zum Andreas"*), sondern entkam auf Gian Luigi's Galeere nach Marseille, von wo er erst in einiger Zeit nach Montorio gelangte. Man ließ den Fieschi annehmbare Bedingungen anbieten; da sie die Uebergabe verweigerten, berannte Agostino Spinola die Veste. Drei Monate lag er davor, da hatte sein Geschütz sie so zugerichtet, daß Girolamo sich ergab. Er wie alle Verschworenen, deren man habhaft werden konnte, wurden enthauptet. Ottobuono war entkommen, fand aber später ein blutiges Ende. Die Burg ward niedergerissen. Pier Luigi Farnese, statt den Fiesken zu helfen, sandte eine Beileids- und Glückwunschadresse an Andrea und zog die Castelle ein, die auf seinem Gebiet lagen. Der prächtige Palast der Fieschi bei der Inviolata wurde dem Erdboden gleichgemacht, die Besitzungen im Gebiet der Republik eingezogen, die Familie bis zur fünften Generation aus Genua verbannt. Durch den auf die Fieschi längst eifersüchtigen und wachsamen Statthalter von Mailand, Ferrante Gonzaga genährt, brach in Pontremolie ein Aufstand aus, und der Gonzaga besetzte im Namen des Kaisers den Ort und die übrigen auf lombardischen Gebiet gelegenen Castelle. Es war ein tiefer Sturz der einst mächtigen und reichen Familie.

*) Bekanntlich gleitet Fiesco im Schiller'schen Drama nicht durch Zufall aus, sondern wird von Verrina heimtückischer Weise in die Fluthen gestürzt, der alsdann zum Andreas übergeht.

Inmitten der Verwirrung und Verfolgungen, welche auf Fiesco's Unternehmen folgten, hatte seine Wittwe Genua verlassen und sich nach Pisa begeben, wo ihr Vater Lorenzo lebte und wo sie beim Herzog Cosmus in Betracht ihrer Familienbeziehungen Schutz zu finden hoffte. Sie zog sich dort in ein Kloster zurück, wo sie vielleicht Ruhe und Sammlung nach all den Stürmen des Geschickes zu finden hoffte. Doch selbst bis in diese weltentlegene Zufluchtsstätte wetterleuchteten die Lebensstürme noch nach und schlugen die brandenden Wogen unheilvoller Familienfehden an. Ihr Bruder Giulio war durch die schmähliche Behandlung von Seiten seiner Mutter, die ihm den Besitz der Markgrafschaft vorenthielt, auf die er kraft Verfügung des Großvaters nach erlangter Mündigkeit ein Recht hatte, in sich zerfallen und verbittert. In dieser unglücklichen Gemüthsstimmung brütete er einen Ueberfall auf Massa aus. Ob zwar ihm dies gelang, verschmähte er es doch, im entscheidenden Augenblick Vortheil daraus zu ziehen, weil es seinem gut angelegten Naturell widerstrebte, seine Mutter ernstlich zu bedrängen. Diese aber setzte seiner Schonung ein Verfolgungssystem entgegen, das ihn zu einem abenteuerlichen Umherirren und schließlich in den Tod trieb. Zwar gelang es ihm, als seine Mutter ihn enterbt hatte, sich auf kurze Zeit des Castells von Massa zu bemächtigen, mußte aber gar bald den von Ricciarda zu Hilfe gerufenen kaiserlichen Truppen weichen. Ein verzweifelter Ahasver schloß er sich zuletzt einem Haufen Mißvergnügter an, die unter den Auspicien der Franzosen und Farnesen einen neuen Aufstand gegen Doria planten, welcher der kaiserlichen Suprematie in Ober-Italien ein Ende bereiten, ihn aber in den Besitz des nachbarlichen Erbes setzen sollte. Das Unternehmen mißlang; seine Hoffnung, daß die früheren Unterthanen der Fieschi sich für ihn erklären würden, erwies sich als trügerisch; er wurde ergriffen, gefoltert, hingerichtet. Giulio Cybô war erst dreiundzwanzig Jahre alt.

Leonore scheint inzwischen an dem Klosterleben wenig Geschmack gefunden zu haben, denn das Trauerjahr der Wittwe war kaum vorüber, das Haupt ihres Bruders nicht lange zuvor unter dem Beil des Henkers gefallen, als schon von ihrer Wiedervermählung die Rede war. Es ist nicht klar, ob ihre eigene Neigung, ob der Wunsch des Herzogs von Florenz, einen seiner Günstlinge zu fördern und eine viel vermögende Fa-

milie sich zu verpflichten, die vorzüglichste Triebfeder gewesen. Wer mag es ergründen, welches sehnsüchtige Wehgefühl die einundzwanzigjährige Wittwe durchzog, wenn sie inmitten der kalten todten Klostermauern des blühenden Lebens von Einst gedachte.

Nenum maggior dolore, che riccordarsi del tempo felici nella miseria. (Es giebt kein größeres Leid, als im Unglück sich der Zeit des Glücks zu erinnern.) Vielleicht war es neben dem wieder erwachten Lebenstrieb der Jugend das Bedürfniß nach einer festen Stütze inmitten der traurig zerrissenen Verhältnisse in Genua und Massa, das sie zu diesem ethisch und ästhetisch wenig befriedigenden Schritt führte.

Giovan Luigi Vitelli, bekannt unter dem Namen Chiappino, gehörte zu jener vielgenannten Familie von Citta di Castello, welche die Zahl der Condottieren Umbrien's durch einige der angesehensten unter diesen Führern von Soldtruppen gemehrt hat, in deren Händen bis zu den blutigen Kämpfen im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts das ganze Kriegswesen Italiens lag. Citta di Castello, im nördlichen Theil der Thalebene Umbrien's gelegen, wurde wie alle Städte des Landes fortwährend bald durch den Zwist einheimischer Geschlechter, bald durch die Einmischung des benachbarten Lehnadels bedrängt, dessen Mitglieder die Reihen jener Kriegsleute füllten. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts werden die Vitelli zuerst genannt. Durch Handel kamen sie empor, und im Jahre 1440 übertrug Papst Eugen IV. dem Vitellozzo Vitelli das Vicariat der Kirche in seiner Vaterstadt, indem er so eine neue jener zahllosen mittelbaren Herrschaften schuf, welche bis zu Julius II. und Leo X. Zeiten den Päpsten so wenig thatsächliche Macht im Kirchenstaate ließen. Man findet die Namen der Vitelli in allen kriegerischen Ereignissen der nachfolgenden ruhelosen Zeiten. Ein blutiges Geschick erreichte zwei von ihnen, den jüngeren Vitellozzo und seinen Bruder Paolo, dieser auf Befehl der Florentiner Republik hingerichtet, weil seine matte Führung im Pisanerkriege in seine Treue Zweifel setzen ließ, jener von Cesare Borgia im Castell von Senigallia erdrosselt. Alessandro, Paolo's natürlicher Sohn, war einer von Carl's V. zuverlässigsten Dienern, vielgenannt in den florentinischen Geschichten der verworrenen Tage, die auf des Herzogs Alexander's Ermordung folgten, indem er das Castell der Hauptstadt im Namen des Kaisers mit seinen spanischen Truppen besetzte und spät erst dem neuen Herzog Cosmus überantwortete, als der Kaiser gewichtige Gründe hatte, den jungen Mediceer mehr und mehr an sich zu fesseln. Chiappino war Alessandro's Neffe, Paolo's rechtmäßiger Enkel. Eine häusliche Tragödie beraubte ihn frühe der Eltern. Sein Vater Nicolo tödtete aus Eifersucht die Gattin Gentilina della Staffa, jener peruginischen Familie angehörend, die heute in den Conestabile aufgegangen ist, und fiel nicht lange darauf als Opfer eines Meuchelmordes, wie es heißt von der Hand eines Verwandten Niccola Bracciolini, der zu der ersten blutigen That Anlaß gewesen war und seinerseits in späteren Jahren von des Ermordeten beiden Söhnen aus dem Wege geschafft wurde, ein Beispiel jener Blutrache, wie wir so oft sie finden bei den italienischen Geschlechtern. In früher Jugend schon trat Chiappino in den Dienst des Herzogs Cosmus und zeigte sich im Frühling des Jahres 1544 als ächter Sprößling einer Familie von Kriegsleuten, als Chaireddin Barbarossa die toscanische Küste angriff, die kleinen Häfen Talamone und Port' Ercole nahm, aber sich unverrichteter Dinge von Ortebello zurückziehen mußte, dessen Belagerung er begonnen hatte.

Dieser war der Gatte, welchen der Herzog von Florenz der jungen Wittwe bestimmt. Es scheint nicht, daß diese mit dem Vorschlag unzufrieden gewesen sei. Umsomehr aber waren es ihre Angehörigen. Die Heirath mit einem Manne, der, von städtischem Adel stammend, nicht einmal ein Lehen besaß und, wie die politischen Zustände Italiens sich einmal gestaltet hatten, nicht hoffen durfte, über den Stand eines Condottieren, ein Stand dessen goldenes Alter vorüber war, hinaus zu gelangen, mochte den Cybò-Malaspina gering erscheinen.

Eine lange Unterhandlung begann zwischen dem Herzog Cosmus und Eleonorens Mutter und Ohm, eine der seltsamsten Heirathsbesprechungen, auf allen Seiten voll Verstellung und Falschheit, durch welche der Aerger als Wahrheit durchblickt. Cosmus Abgesandter, sein Geheimschreiber Lottino, ein in diesen Zeiten viel gebrauchter Mann, und Messer Jacopo de Medici, ein entfernter Verwandter, eröffneten den Feldzug, indem sie den Verwandten Eleonorens die Vorzüge klar zu machen suchten, die ihr aus der Verbindung mit Chappino resultiren würden. Die Familie wollte nicht daran, scheute sich aber, dem Herzog geradezu zu widersprechen. Der Cardinal Cybo, um Zeit zu gewinnen, schlug nun vor, seine Nichte möge nach Massa kommen, damit sie sich mit den Ihrigen über die verschiedenen an sie ergangenen Heirathsanträge besprechen könne, wobei ihr aber vollständig freie Wahl gelassen werden solle. Eleonore aber traute dieser Versicherung nicht; sie wollte nicht nach Massa, bevor nicht Mutter und Ohm ihre förmliche Einwilligung zu ihrer Heirath gäben, ja sie ging so weit, ihre Bedingungen schriftlich zu formuliren und dieselben dem Abgesandten ihrer Familie, dem Bischof von Volturara, Girolamo Vecchiano, mitzugeben. Obgleich nun Ricciarda und der Cardinal sich fügten und die verlangte Zusage zu leisten beschlossen, die Sache demnach in Ordnung schien, ging Eleonore dennoch nicht, vielmehr schrieb der Herzog am 7. November: sie habe sich auf den Weg machen wollen, Chiappino bestehe indeß darauf, sie als Gemahl zu begleiten, was ihm nicht passend erschien. Er könne also nichts anderes thun, als dem Cardinal, den er seiner guten Meinung versichere, Chiappino empfehlen, auf daß er ihn als Sohn umarme.

Die Heirath Eleonorens mit Chiappino Vitelli war vollzogen. Der Zwist mit der Familie Cybo war indeß damit nicht zu Ende. Es handelte sich um die Mitgift. Der zweite Gemahl machte Anspruch auf die nämliche, wie sie dem ersten geworden war. Der Graf Fiesco hatte mit der Braut 18000 Scudi nebst 2000 in Geschmeide erhalten; überdies aber waren ihm fernere 16 000 Scudi zuerkannt worden. Wieder gingen Boten hin und her zwischen dem Herzog und dem Cardinal. Da Cosmos die Sache nicht auf sich ruhen ließ, so sahen sich die Cybo endlich genöthigt, sich mit dem Mediceer zu vertragen. Im August 1549 war das Abkommen getroffen. Zwanzigtausend Scudi sollten in der genuesischen Bank von San Giorgio niedergelegt werden, unter der Bedingung, daß ohne Zustimmung des jedesmaligen Hauptes der Familie diese Summe nicht aus gedachter Bank herausgenommen werde. Das Schicksal der Gräfin von Cajazzo, einer Schwester des Cardinals, deren Gatte ihre Mitgift bis auf den letzten Heller aufgezehrt, mochte Cybo zu dieser Vorsicht mahnen. Zwei Monate später erklärten sich der Cardinal sowie Ricciarda und ihr Sohn Alberico mit des Herzogs Anordnung zufrieden und Cosmus schrieb unter deren Erklärung die Worte „Stà bene, non occorre altro“.

Solche Besonderheiten sind nicht ohne Belang für die Einsicht in die Verhältnisse und Lebensweise des hohen italienischen Adels. Nach den damaligen Anforderungen war Eleonore Cybo reich, namentlich für einen Vitelli. Bei ihrer Vermählung mit Fiesco war das demselben gehörende Castell Cariseto zum Unterpfand für ihre Mitgift angewiesen worden unter Beistimmung des Lehnsherrn Carl V.*) Nach des Grafen v. Lavagna tragischem Ende hatte sie sich an den Kaiser in Betreff der Rückerstattung wenden müssen, da Ferrante Gonzaga mit anderm Besitz der Fieschi auch Cariseto besetzt hielt. In der Bank von St. Georgio war ihr Vermögen nun vollständig gesichert.

(Fortsetzung folgt.)

Das hessische Diakonissenhaus zu Wehlheiden bei Cassel.

Das hessische Diaconissenhaus wurde am 18. Oktober 1864 zuerst in dem kleinen kurhessischen Landstädtchen Treysa, in einer alten Papiermühle, welche gekauft und zweckentsprechend ausgebaut war, eröffnet. Der Begründer desselben war der Pfarrer Franz von Roques zu Treysa, der durch den seligen Vater Fliedner veranlaßt war, ein Diakonissenhaus für Kurhessen ins Leben zu rufen.

Zuerst schien sich die Anstalt sehr schnell entwickeln zu wollen, so daß verschiedene auswärtige Stationen übernommen, auch in den Jahren 1866, 1870 und 1871 bedeutende Dienste in den Kriegspflegen geleistet werden konnten. Allein unter dem Druck der politischen und confessionellen Verhältnisse und bei dem Mangel an einer ihrer Aufgabe gewachsenen vorstehenden Schwester, trat bald ein Stillstand, ja ein trauriger Rückschlag ein. Erst vom Jahre 1875 an, nachdem in der jetzigen Frau Oberin, Diakonissin Marie Behre, eine tüchtige Vorsteherin gefunden war und eine Casseler Dame ein neues Diakonissenhaus hatte bauen lassen, trat langsam eine Wendung zum Bessern ein. 1877 wurde der zeitige Hausgeistliche Lic. theol. Sardemann an die Anstalt berufen. In demselben Jahre wurde in dem sogenannten alten Hause eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Mädchen eingerichtet und im folgenden Jahre ein Kleinkinderlehrerinnen-Seminar mit dem Diakonissenhause verbunden.

Die Erziehungsanstalt, welche einem brennenden Bedürfnisse des Landes entgegenkam, nahm infolge des Gesetzes über die Zwangserziehung sittlich verwahrloster Kinder bald einen sehr starken Aufschwung. Schon 1879 mußte der Gedanke an einen Neubau sehr stark in Erwägung gezogen werden. Allein es hatte sich im Verlauf der Jahre evident herausgestellt, daß die Lage der Anstalt für die Bedürfnisse eines Diakonissenhauses überaus ungünstig sei. Es fehlten viele der wichtigsten Lebensbedingungen, um eine gründliche Ausbildung der Schwestern zu ermöglichen.

Infolgedessen beschloß der Vorstand der Anstalt, die Räumlichkeiten in Treysa ganz der Erziehungsanstalt zu überlassen und für das Diakonissenhaus und das Seminar in der Nähe Cassels ein neues Haus zu erwerben. Dieser Beschluß war ganz auf das Vertrauen begründet, daß des Herrn Güte die Hilfe senden werde, denn außer 9 000 Mark Schulden war kein Baukapital vorhanden. Der Herr aber ließ diese Hoffnung nicht zu Schanden werden; er half über Bitten und Verstehen. Im Lande stand man der Angelegenheit zuerst kalt, ja feindlich gegenüber und sie fand im Anfang wenig Unterstützung. Ende 1880 aber wurden unvermuthet 9 000 Mark geschenkt und im Frühjahr 1881 fiel dem Diakonissenhause eine Erbschaft von 30 000 Mark zu. Jetzt wurde ein Bauplatz erworben, der Bauplan festgestellt und mit dem Bau selbst im Juni 1881 begonnen. Verschiedene Sammlungen, an deren Spitze sich Ihre Majestät die Kaiserin Augusta mit einem Beitrag von 1 000 Mark stellte, Beiträge von Behörden und Collecten im eigenen Lande wie in der westlichen Hälfte der Monarchie gewährten die Mittel zur Fortsetzung des Werkes. Die Einweihung der Kapelle am 27. Mai 1884 krönte das Unternehmen. Im Jahre 1885 wurde noch ein größeres neben dem Diakonissenhause gelegenes Haus und Grundstück an-

*) Das Document, worauf das Castell von Cariseto zur Sicherheit der Mitgift Eleonorens hypothecirt wird, ist vom 19. März 1543. Die kaiserliche Bewilligung ist zu Speyer am 5. Februar 1544 ertheilt. Gian Luigi heißt in diesen Actenstücken: Ill: D. Johannes Aloysius Fliscus comes quondam su. Sinibaldi. Beide Actenstücke im Archiv zu Florenz.

gekauft und im Jahre 1887 ein drittes kleineres Haus gebaut.

Das hessische Diakonissenhaus liegt in der Gemarkung des Dorfes Wehlheiden zwischen Cassel und Wilhelmshöhe, ungefähr eine halbe Stunde von beiden Punkten entfernt, in überaus anmuthiger und gesunder Lage am Fuß einer kleinen Höhe. Nach Westen hin erblickt man den Habichtswald mit der herrlichen Wilhelmshöhe, nach Süden öffnet sich das schöne Fuldathal und nach Osten sieht man auf den Weinberg und die Terrasse, die malerischesten Partien Cassels. Es enthält eine auf 40 Betten berechnete Krankenabtheilung, das Mutterhaus und das Seminar. Das zweite Haus hat im Parterre die Räume für die Poliklinik und eine Krankenabtheilung für Kinder, im ersten Stock befindet sich ein Frauenstift für alleinstehende Damen, im zweiten Stock ist die Wohnung des Anstaltsgeistlichen. Das dritte Gebäude besteht aus einem größeren für Versammlungen, Näh-, Frauen- und Jungfrauenverein, Sonntagsschule, Theeabende 2c. berechneten Raum, der durch Schiebewände in drei Theile getheilt werden kann. An den Alltagen hat in der einen Hälfte des Raumes die Kleinkinderschule des Seminars ihr Local.

Die Schwesterzahl, welche bei der Uebersiedelung von Treysa 21 betrug, ist auf 70 gewachsen, unter denen sich 25 eingesegnete Schwestern befinden. Zur Zeit hat das Diakonissenhaus außer im Mutterhause und der Erziehungsanstalt zu Treysa im Bereich des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen an 12 Orten 26 Arbeitsfelder besetzt. Aus dem Kleinkinderlehrerinnen-Seminar, welches zur Aufnahme 12—14 Zöglingen eingerichtet ist, sind bisher gegen 100 Lehrerinnen hervorgegangen, von denen ein großer Theil im Lande selbst Stellung gefunden hat.

Zur Zeit trägt sich der Vorstand des Diakonissenhauses mit dem Gedanken, für seine in Cassel stationirten Schwestern ein eigenes Heim zu erwerben, nachdem in den letzten Jahren die Gemeindepflege in vier von den fünf Casseler Gemeinden durch die Presbyterien eingeführt ist und sich durchaus bewährt hat. Ein im October 1888 zu diesem Zwecke veranstalteter Bazar hat ein Capital von 10 000 Mark ergeben. Möge des Herrn Schutz auch fernerhin mit der Anstalt sein, nach ihrem Wahlspruch: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Hebr. 13, 8. „Bausteine".

Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen

hat am 9. d. Mts. im Restaurationssaale des Herrenhauses unter dem Vorsitz des Wirkl. Geh. Ober-Justiz-Raths Prof. Dr. von Gneist seine Jahresversammlung abgehalten. Die Zahl der Mitglieder hat sich, dem Jahresbericht zufolge, leider von 844 auf 792 verringert. Zu den Mitgliedern gehören z. Z. 123 Behörden und Vereine, 73 Actien- und andere Gesellschaften, 6 permanente Mitglieder, 157 persönliche Mitglieder in Berlin, 270 persönliche Mitglieder aus preußischen Provinzen und 163 persönliche Mitglieder außerhalb Preußens, darunter 6 aus Oesterreich und je einer aus England, Schweden und der Schweiz.

Verausgabt hat der Verein insgesammt für seine Zwecke 3 976 Mark: 2 000 Mark wurden der Redaction der „Socialcorrespondenz" als Beihülfe gewährt; 976 Mark erhielt die Redaction des „Arbeiterfreund", der im letzten Jahre in einer Auflage von 1 050 Exemplaren erschien; 500 Mark erhielt der Letteverein als Subvention für die Haushaltungsschule und 500 Mark endlich der aus der Initiative des Vereins hervorgegangene Berliner Hauptverein für Knabenhandarbeit. Der Capitalbestand des Centralvereins hat sich (um 1 192 Mark) auf 57 310 Mark erhöht. Außerdem ist dem Verein von dem verstorbenen langjährigen Schatzmeister, Commerzienrath W. Borchert ein Legat von 5 000 Thalern zugeflossen, welches jedoch erst nach dem Tode der Ehefrau ausgezahlt wird.

Die Hauptaufgabe des Jahres 1888 war das Zustandebringen des neuen „Bauvereins zur Verbesserung der kleinen Wohnungen in Berlin". Der Centralverein hatte schon vor etwa 15 Jahren einmal ein Capital von 400 000 Thalern zusammengebracht, um größere zusammenhängende Arbeitercolonien in nächster Nähe der Stadt zu schaffen. Der Versuch war aber damals gescheitert, weil weder von der Stadtverwaltung, noch vom Fiskus das dafür geeignete Terrain zu erlangen gewesen. Der nunmehr begründete neue Bauverein, dessen Constituirung am 30. November v. J. erfolgt ist, will in der Gestalt einer Actiengesellschaft mit einem Capital von 500 000 Mark vorhandene Gebäude erwerben und zu Arbeiterwohnungen umbauen. Als Director der Gesellschaft ist Rentier Emil Minlos gewonnen; Vorsitzende des Aufsichtsraths sind Justiz-Rath Leonhardt und Banquier Robert Warschauer.

Eine Anzahl geeigneter Anerbietungen zur Erwerbung von Grundstücken sind bereits eingegangen und vorläufig geprüft. Man hofft in der praktischen Ausführung manche Meinungsverschiedenheiten beilegen und bei verständiger Verwaltung schon im ersten Jahre den Nachweis führen zu können, daß auch in Berlin eine Verzinsung des Capitals zu 4% bei voller Wahrung der Interessen der Miether sehr wohl möglich ist. Man erwartet, daß, nachdem dieser Beweis gelungen, der Unternehmungsgeist der Großstadt sich bereit finden werde, ansehnliche Capitalien in diesen Unternehmungen anzulegen. — Die ausscheidenden Vorstandsmitglieder des Centralvereins wurden wiedergewählt.

Das Hospiz und Pensionat der Berliner Stadt-Mission.

Wir erlauben uns die geehrten Leser dieses Blattes auf das Hospiz und Pensionat der Berliner Stadt-Mission, W., Mohrenstraße Nr. 27 und 28 am Gendarmenmarkt, aufmerksam zu machen.

Dasselbe wird im christlichen Geiste geleitet, unterscheidet sich aber in seinen Leistungen von keinem anderen renommirten Hotel der Stadt.

Das Hospiz befindet sich in bevorzugtester, bester Stadtgegend, zwischen der Straße Unter den Linden und der Leipzigerstraße, in unmittelbarer Nähe des Königlichen Schauspiel- und Opernhauses.

In demselben befinden sich 70 Logirzimmer mit 120 Betten, 2 Speisesäle, 1 Andachtssaal, beziehungsweise Lese- und Schreibsaal, Auskunftsbüreau für innere Mission, Redactionsbüreau der Berliner Stadtmission 2c.

Das vorgenannte Auskunftsbüreau für innere Mission ist am 1. Januar d. J. eröffnet worden. Dasselbe will Auswärtigen und Einheimischen, besonders den Besuchern der Hauptstadt, Nachweis und Vermittelung bieten auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit und Auskunft geben über Arbeiten und Vereine für innere und äußere Mission innerhalb und außerhalb Berlins, sowie über Feste und Veranstaltungen für Wohlthätigkeitszwecke. Es erbietet sich auch als Annahmestelle für Armen- und Bettel-Recherchen, sowie für Liebesgaben zu wohlthätigen Zwecken.

Diese Einrichtung kommt unzweifelhaft einem Bedürfnisse entgegen und wird von vielen dankbar begrüßt werden.

Alle Anstalten und Vereine der inneren Mission werden um Mittheilungen von Nachrichten und Jahresberichte gebeten.

Die deutschen Arbeiterkolonien

zeigen jetzt wieder die volle Besetzung der Wintermonate, die mit der Leere im Sommer sehr contrastirt. Von 2257 Plätzen waren am 1. December 2038 besetzt. Nach der Zahl ihrer Colonisten geordnet, ergiebt sich folgende Reihe: Carlshof in Ostpreußen hatte bei 250 Plätzen 265 Colonisten (im Sommer nur 24!), Kästorf in Hannover 166 (bei 150 Plätzen), Seyda in der Provinz Sachsen 153 (200), Friedrichswille in Brandenburg 151 (175), Rickling in Schleswig-Holstein 158 (150), Wilhelmsdorf in Westfalen 138 (200), Schneckengrün im Königreich Sachsen 120 (120), Meierei in Pommern 117 (150), Neu-Ulrichstein in Hessen 111 (120), Lühlerheim, ev. Rheinprovinz 109 (120), Wunscha in Schlesien 100 (100), Simonshof in Bayern 90 (100), Dornahof in Württemberg 87 (100), Ankenbuck in Baden 63 (60), Berlin 62 (62), Maria-Veen, kath. Westfalen, 57 (100), Elkenroth, kath. Rheinprovinz, 56 (50), Dauelsberg in Oldenburg 43 (50). Im Ganzen sind in allen Colonien bisher 29031 Mann aufgenommen, im Monat November 1046. Von den letzteren waren 76 unter 20 Jahren, 528: 20—30, 321: 30—40, 283: 40—50, 106: 50—60, 32 über 60 Jahre. Ledig waren 829, verheirathet 84, getrennt 31, verwittwet 90, geschieden 12. Unter ihnen waren auch 1 Krankenwärter und 1 Cand. theol.

(Soz. Corr.)

Literatur.

Sächsischer Volkskalender für 1889. Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen. Commissions-Verlag für den Buchhandel: Leipzig: Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann. Preis 50 Pfennige. — Aus dem reichen Inhalte dieses gut ausgestatteten Kalenders heben wir hervor: Das Mausoleum zu Charlottenburg; farbiges Bild. — Zur Jubelfeier der 800jährigen Regierung des Hauses Wettin in Sachsen im Jahre 1889. Gedicht. — Die Bergherren von Sanct Annaberg. Historische Erzählung. Mit ganzseitigem Bilde: Denkmal der Barbara Uttmann auf dem Marktplatze zu Annaberg und den Bildern: Grab der Barbara Uttmann und eine Spitzenklöpplerin. — John Williams der Apostel der Südsee. — Durch das Zschopauthal nach Annaberg und Buchholz. Mit Bildern. — Als Gratiszugabe ist dem Kalender beigefügt der neueste Plan der Haupt- und Residenzstadt Dresden, mit Angabe sämmtlicher Straßenbahn-Linien und orientirendem Verzeichniß aller Straßen und wichtigsten öffentlichen Gebäude.

Zur Stiftung

der am 23. August 1888 in Sonnenburg neu aufgenommenen Rechtsritter des Johanniter-Ordens für die dortige Gemeinde-Armen- und Krankenpflege, sind mir ferner zugegangen:

Vom Oberst z. D. Grafen von Bethusy-Huc zu Canth 10 Mark. Unter Zurechnung der bereits früher in Nr. 49 und 51 dieses Blattes de 1888 quittirten 1160 Mark, zusammen 1170 Mark.

Berlin, den 20. Januar 1889.

Herrlich.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

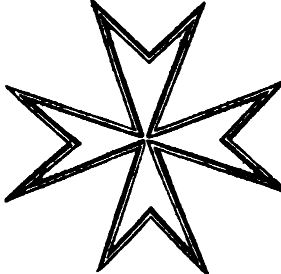
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 30. Januar 1889. **Nr. 5.**

1. Benno Friedrich Theodor Brandt von Lindau, Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirter, auf Schmerwitz bei Wiesenburg in der Mark, Rechtsritter seit 1886, † zu Berlin 19. Januar 1889.
2. Adalbert Burggraf und Graf zu Dohna, Generallieutenant a. D., Rechtsritter seit 1883, † zu Breslau 20. Januar 1889.
3. Eduard von Brauchitsch, Generalmajor z. D., Rechtsritter seit 1880, † zu Potsdam 21. Januar 1889.

Brandenburgische Genossenschaft.

Auf dem am 19. d. Mts. zu Berlin stattgehabten Rittertage der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist

der Rechtsritter, Major a. D. und Mitglied des Herrenhauses Graf Werner von der Schulenburg-Nimptsch, auf Beetzendorf bei Salzwedel,

an Stelle des verstorbenen Rechtsritters, Erbjägermeisters von Jagow, auf Rühstedt, zum Mitgliede des Convents der genannten Genossenschaft gewählt worden.

Die Gräfin Fiesco.

(Fortsetzung.)

Auch Eleonorens neues Daheim in Florenz war ein friedliches und geachtetes. Allein die Weihnachtskerzen der Lebensfeier waren für immer erloschen; der wonnigliche Glanz, das süße Duften und Wehen von einst kehrte niemals wieder. Ruhig aber in erstorbenem Schein, zufrieden, jedoch ohne Schwingen, zogen die Jahre hin. Sie brachten manchen Wechsel in ihren äußeren Verhältnissen. Rasch räumte der Tod auf unter den Ihrigen. Ihr Vater Lorenzo war schon gegen Ende Februar 1549 gestorben; am 13. April des folgenden Jahres starb der Cardinal Cybo und vier Jahre später endigte Ricciarda von Malaspina ihr ruheloses Dasein. Am schwersten wurde Eleonore aber durch den Tod ihrer Tante, der Herzogin von Camerino, betroffen, der im Februar 1557 erfolgte; war sie es doch gewesen, die ihre zarte Kindheit behütet und die ersten Keime eines edlen Strebens in ihr geweckt hatte. Von allen Angehörigen blieb ihr nur ihr jüngerer Bruder Alberico, Fürst von Massa-Carara, allein zurück.

Chiappino Vitelli, an welchen in Florenz der Name Via Chiappina erinnert, die von der Kirche Santa Maria Novella nach der Citadelle führt, in welcher er nach seinem Oheim Alessandro befehligte, entsprach dem Vertrauen, welches Herzog Cosmus von Medici in ihn setzte, als er seine Tapferkeit und Klugheit rühmte und von den schönen Hoffnungen sprach, zu denen er berechtigte. Zum anderen Mal hatte er Gelegenheit, sich bei der Vertheidigung der toscanischen Küsten wider die Ungläubigen vorzuthun, und seine steigende Gunst erregte die Eifersucht Paolo Giordano Orsini's von Bracciano, des nachmaligen Schwiegersohnes des Herzogs, der das Commando der florentinischen Galeeren niederlegte. Der langwierige Krieg gegen Siena, welcher im Jahre 1554 begann und mit der Unterwerfung dieser ruhelosen Republik endigte, zeigte seine militärischen Fähigkeiten namentlich in vortheilhaftem Licht. Mit Federigo da Montanto befehligte er unter dem kaiserlichen General Marchese von Marignano die florentinischen Truppen. Als Siena nach langer Gegenwehr gefallen war und der Kampf an der Küste der Maremma fortgesetzt ward, wo sienesische und französische Truppen die Seefestungen noch zu behaupten suchten, übernahm Chiappino den Oberbefehl über das Heer, als der kranke Malignano dasselbe zu verlassen genöthigt war. Bei der Einnahme Port' Ercole's, der kleinen Veste am mächtigen Vorgebirge des Mont' Argentaro, fand sich unter den Gefangenen Ottobuono de' Fieschi, Eleonoren's Schwager, der mit anderen Rebellen, wie man sie nannte, nach Livorno gesandt ward,

dort seine ruhelose Laufbahn zu enden. In Giorgio Vasari's künstlerisch unbedeutenden, geschichtlich merkwürdigen Frescobildern an den Wänden des großen Rathsaales im Palozzo Vecchio sieht man Chiappino Vitelli in dem Triumphzuge nach beendigtem Kriege. Als Papst Paul IV. den so viel besprochenen wie seltsamen Kampf wider die Spanier begann, bestimmte König Philipp II. ihm das Commando über die Reiterei, aber er, ein geborener Unterthan des Papstes, wollte nicht gegen die Kirche fechten. Im folgenden Jahre ging er zum Könige mit der Condolenzbotschaft nach dem Tode Carl's V. Herzog Cosmos fand in seinen Bemühungen eine nationale Miliz in Toscana zu schaffen, ohne den Finanzen durch ein stehendes Heer eine für damalige Zeiten und Verhältnisse zu schwere Last aufzubürden, in Chiappino einen tüchtigen Helfer. Die neue Militär-Organisation, welche die Communen zur Aufstellung von Listen der Waffenfähigen vom 18. bis zum 28. Jahre verpflichtete und durch mancherlei Begünstigungen den Kriegsdienst annehmlicher machte, ohne in Friedenszeit den großen öffentlichen Unternehmungen, wie Straßen- und Canalbauten und andere, die Arbeiter zu entziehen, wurde durch die Aushebung der Reitercompagnien vervollständigt, die durch deutsche Pferde beritten gemacht, von Baglionen, Colonnesen, Savellen geführt wurden und auch in auswärtigen Kriegen gute Dienste leisteten.

An Ehrenbezeugungen und Vortheilen fehlte es Chiappino nicht. Er hatte in Florenz eine seinem militärischen Rang und seinen Familienbeziehungen entsprechende äußere Stellung. Als sein Schwager Alberico im Herbst 1552 die Prinzessin Elisabetta von Urbino heirathete, wurde die Braut im Palazzo der Vitelli zu Citta di Castello empfangen und bei dem glänzenden Bankett erschienen fünfzig reichgekleidete Edelfrauen. In Florenz, wo die Prinzessin einen feierlichen Einzug hielt, verweilte sie zwei Tage in der Wohnung Chiappino's, der über 2000 Scudi für die Feste und den Maskenball ausgab, womit er die künftige Schwägerin bewirthete. Cetona, ein altes und ansehnliches Castell in reizender Lage im südlichsten Theil des Chisnathals, von Cosmos zugleich mit dem ganzen Sieneserland erworben, wurde an Vitelli mit dem Titel eines Marquisats zu Lehen gegeben und ging später auf seinen natürlichen Sohn Giovan Vicenzo über. Die Burg des Ortes richtete er zu seinem von einem Garten umgebenen Wohnhause ein. Als Herzog Cosmus den St. Stefans-Orden stiftete, war er der erste unter den Rittern und als Groß-Connetable des Ordens residirte er in Pisa und nahm mit den toscanischen Galeeren Theil an der Unternehmung wider Penon de Veles und an dem Ersatz Malta's. So nahm Eleonore Cybo nochmals ihren Wohnsitz in Pisa, wo sie ihr Wittwenjahr verlebt hatte.

Chiappino Vitelli aber sollte in einen neuen Wirkungskreis berufen werden. Die Gährung und die Unruhen in den Niederlanden hatten sich unter der Verwaltung Alba's zum heftigsten Aufstand entzündet. Vom Hennegau bis zum Zuidersee wurde das Land der großen Flußmündungen Sammelplatz der Kriegskundigen und Kriegslustigen aus allen Theilen Europas und somit die große Militärschule, wo die mit einander streitenden religiösen Bekenntnisse sich in zwei mächtigen Heerlagern schaarten, die protestantischen Deutschen und Franzosen, die Schweden, Dänen, Engländer unter dem Grafen von Nassau, die deutschen Katholiken, die Polen im Vereine mit den Spaniern unter Alba, dann unter dessen Nachfolger. Wie in Deutschland im Schmalkaldischen Kriege Italiens ausgezeichnetste Hauptleute, großentheils Söhne regierender und anderer vornehmen Familien, unter Carl V. kämpften, Emanuel Philibert von Savoyen, der einer der größten Feldherrn seiner Zeit wurde, Ottavio Farnese, der zweite Herzog von Parma, Francesco von Este, Alessandro Vitelli, Ridolfo Baglioni, so fand sich zahlreicher italienischer Adel unter Philipp's II. Fahnen in den Niederlanden ein, wo Raffael Barberini, der Oheim Urban's VIII., die Brüder Del Monte, Santa Maria, Chiappino's Neffen, und manche andere kämpften und in den darauf folgenden Jahren Alessandro Farnese und Ambrogio Spinola den Ausschlag gaben. Im Jahre 1567 berief Philipp II. Chiappino als Maestro di Campe generale, was dem heutigen Generalstabschef entspricht, und er bewies sich namentlich im Geschütz- und Belagerungswesen so gewandt wie thätig und nützlich. Mangel an Einverständniß mit Alba veranlaßte seine Rückberufung. Nach einigen Jahren aber wurde er nochmals nach Flandern gesandt. Das tyrannische Walten Alba's hatte andere Früchte getragen, als die gehofften. Er ward abberufen und durch den Commendator von Castilien, Luis de Requesens, ersetzt, dessen friedliche Absichten inmitten der allerseits heftig erregten Leidenschaften und Parteiungen nicht durchzudringen vermochten, während seine Kriegsführung auf um so größere Hindernisse stieß, je mehr die strenge Disciplin der spanischen Truppen sich in Folge der Soldrückstände auflöste. Der Verlust von Middelburg in Seeland wurde zwar durch die Niederlage der Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau auf der Moocker Haide bei Nymwegen aufgewogen, aber die Empörung des Heeres hinderte den Zug gegen Holland und Zeeland, die in Breda begonnenen Friedensunterhandlungen führten zu keinem Ergebniß, und als Requesens endlich im September 1575 die Zeeländischen Inseln angriff und Duiveland mit Schouwen nahm, war viel kostbare Zeit verloren und eine ansteckende Krankheit raffte im März des folgenden Jahres den Statthalter dahin.

In diesen Kämpfen, welche der Verwaltung Don Juan d'Austria's vorausgingen, that Chiappino Vitelli tüchtige Dienste. Seine Stellung als Chef des Generalstabes, welche ihm nach dem Statthalter-Oberfeldherrn die erste Stimme in militärischen Angelegenheiten gab,

erlangte noch größere Autorität durch seine gereifte Erfahrung, welche nach dem Abgange des Herzogs von Alba umsomehr ans Licht trat. Als der Kampf im Hennegau wüthete, wurde er unter den Mauern von Mons verwundet, was ihn aber nicht abhielt, die zum Entsatz heranziehenden, von Herrn von Genlis geführten Hugenotten anzugreifen und mit schwerem Verlust in die Flucht zu schlagen, ein Gefecht, in welchem er an seiner Wunde leidend im Tragsessel commandirte. Er war es, welcher hauptsächlich auf den Feldzug wider Holland und Zeeland drang, wo er den wahren Nerv der feindlichen Macht erkannte, und nicht an ihm lag der Aufschub dieses Unternehmens. Er war bei dem kühnen Angriff auf Duiveland, wo das spanische Heer in der Nacht des 28. Septembers unter dem Kugelregen der Feinde durch die von einem Arm der Schelde gebildete Bucht watete und zur Belagerung von Zierikzee schritt. Mit der größten Erbitterung ward von beiden Seiten um den Besitz dieser Veste gekämpft, deren Entsatz Wilhelm von Oranien selbst zweimal versuchte, wobei der Admiral von Holland, Louis Boisot, auf seinem strandenden Schiffe den Tod fand. Auch Chiappino Vitelli erlebte das Ende der Belagerung nicht. Inmitten des Winters besetzte er Schouwen. Der Winter war milde und feucht, die Luft in diesen Marschgegenden schlecht, was mehr denn ein Heer erprobt hat. Der Tod des italienischen Feldherrn wird auf verschiedene Weise erzählt. Nach den Einen erkrankte er schon bejahrt und von ungesunder Leibesbeschaffenheit in Folge seiner unmäßigen Dicke, schwer am Wechselfieber, wurde zu Schiffe gebracht, um nach Antwerpen geführt zu werden, verschied aber, ehe er die Küste Flanderns erreichte.

Die andere Version jedoch, die wahrscheinlichere, ist bei weitem schlimmer. Noch an seiner Wunde leidend und wegen seines Körperumfanges nicht mehr zum Gehen fähig, ließ Chiappino sich bei der Belagerung von Zierikzee in einem Lehnstuhl tragen. Als er eben neu angelegte Trancheen besichtigte, ließen die Träger den Sessel fallen, der Feldherr stürzte in den tiefen Graben und blieb auf der Stelle todt. Man schob die Schuld auf einen Zufall. Aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Absicht dabei im Spiele war. Chiappino, wie er sich selbst keiner Mühseligkeit entzog, war auch gegen die Truppen streng. Die Spanier liebten es überhaupt nicht, unter einem Italiener zu dienen. Wie dem immer sein möge, sein Tod, sagt Cardinal Guido Bentivoglio, war ein schwerer Verlust für die königliche Sache. Denn auf ihn ruhte hauptsächlich die Sorge für die militärischen Dinge. Er war in Wahrheit ein Kriegsmann von glänzendem Rufe, welcher die hohe Meinung, die er früher durch seine Thaten in Italien erregt, durch sein Verhalten in den flandrischen Feldzügen vollkommen gerechtfertigt hatte. (Schluß folgt.)

Die Anstalt für Epileptische bei Zürich.

Die erste Kunde, welche wir unseren Lesern von der am 31. August 1886 eingeweihten schweizerischen Zufluchtsstätte für Epileptische gaben*), beschäftigte sich ausschließlich mit einer Beschreibung der vortrefflichen baulichen Anlage der Anstalt. Heute sind wir in der Lage über die ersten Ergebnisse der Arbeit daselbst auf Grund eines Berichtes, welcher die Zeit vom Eröffnungstage bis zum Schlusse des Jahres 1887 umfaßt, eine Uebersicht geben zu können.

Das Werk ist durch die unermüdlichen Anstrengungen des Direktors Bachofner vom Evangelischen Seminar in Unterstraß und die großartige Hilfe namentlich einer Wohlthäterin zu Stande gekommen, aber auch die weitere Unterstützung begüterter Freunde und Beihilfen aus anderen Cantonen haben zur Durchführung desselben beigetragen.

Die Leitung der Anstalt ist in die Hände zweier Vorsteher gelegt, von denen an der Spitze der allgemeinen Verwaltung eine durch seine vieljährige bewährte Thätigkeit in der schwäbischen Anstalt zu Stetten bekannte Persönlichkeit steht, nämlich der Director F. Kölle, während die ärztliche Fürsorge für die Pfleglinge dem Dr. von Schultheß-Rechberg anvertraut ist.

Anmeldungen sind an die Anstalt bis zum 31. December 1887 im Ganzen 141 gerichtet worden, und zwar zur Aufnahme männlicher Kranker unter 14 Jahren 41, über dieses Alter hinaus 35, für weibliche Kranken ersterer Kategorie 23, letzterer 42. Hieraus ergiebt sich, daß die Zahl der Angemeldeten unter den Erwachsenen — mit 77 — größer ist als der unter 14 Jahren — mit 64; auffällig ist es, daß Mädchen unter letzterer Altersgrenze am wenigsten häufig angemeldet werden — 23. Die Frage, in welchem Lebensalter die Krankheit am häufigsten auftritt, wird hierbei vom Berichterstatter vorläufig offen gelassen, indessen auf die Erfahrung hingedeutet, daß viele Eltern und selbst Aerzte die ganz unbegründete Hoffnung haben, daß die Krankheit mit dem allmähligen Wachsthume von selbst sich verliert.

„Wir haben" — fährt er fort — „bis jetzt vielmehr das Gegentheil erfahren und können zahlenmäßig nachweisen, daß gerade dieses Alter die Krankheit eher befördert als mäßigt, und können Eltern nur dringend rathen, ihre Kinder sobald als möglich einer Anstalt zu übergeben. Es ist ja nicht nur specielle ärztliche Behandlung, was eine Anstalt den Kranken bieten kann; es ist vor allen Dingen auch passender Unterricht, Erziehung und Beschäftigung; Dinge, die auch bei Nichtbesserung des Leidens doch von höchstem Werthe für die Kranken sind, und nicht das Geringste: fröhlicher, belebender Umgang mit andern Kindern, der zu Hause von den Gesunden,

*) Joh.-Wochenbl. 1886. Nr. 27.

sogar Geschwistern nicht selten ängstlich gemieden wird. Aber gerade das Zusammensein mit gleichartigen Kranken hält wieder viele ab von dem Eintritt in eine Anstalt. Es wird behauptet, der Anblick des Leidens bei andern, der tägliche Umgang mit solchen Kindern wirke nur verschlimmernd. Wir müssen auch dem entschieden widersprechen. — — — Man muß zugeben, daß gewöhnlich der erste Anfall, den Jemand erlebt, einen tiefen Eindruck macht; später ist das nicht mehr der Fall. Ja es ist rührend, wie unsere Kinder einander beim Anfall beispringen und Hilfe leisten. Wir haben es im ganzen doch selten erlebt, daß ein Anfall auch bei Andern einen solchen hervorgerufen, und könnten das höchstens bei Hysterisch-Epileptischen zugeben, bei denen man aber ja leicht durch Dislocation Abhilfe schaffen kann".

Aufgenommen wurden in die Anstalt bis Ende 1887 64; davon waren nur kurz oder vorübergehend anwesend 6, so daß zu jenem Zeitpunkt ein Bestand von 58 Pflegebefohlenen verblieben ist. Von der Gesammtzahl gehörten an dem Canton Zürich 24; Aargau 8; Schaffhausen, St. Gallen, Graubündten je 5; Bern, Appenzell je 3; Thurgau 2; Basel, Schwyz je 1; Nichtschweizer waren 7, so daß nicht nur die verschiedenen deutschen Dialekte ihre Vertreter auf dem Rütiberge bei Zürich hatten, sondern auch romanische, französische und englische Laute dort zu hören waren.

Das Armenkostgeld bezahlten 38, also über 59%; in der 2. Klasse befanden sich 18; in der 1. mit besonderem Zimmer und eigenem Wärter bezw. Wärterin 8.

Dem Stande der Eltern nach stammten 29 Pfleglinge aus Familien von Handwerkern, 13 von Kaufleuten, ebenso viele von Landleuten und Tagelöhnern, 7 von Beamten.

Hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses waren 53 Evangelische, 9 Katholiken und 2 Israeliten.

Im ursprünglichen Plane lag es allerdings, nur Kinder aufzunehmen; bald aber zeigte sich, daß die Macht der Verhältnisse stärker war als diese Absicht, und so hat man sich dazu entschließen müssen, wenigstens bei den weiblichen Patienten die Schranke des Alters fallen zu lassen, während bei den männlichen bis auf Weiteres das Alter von 17 Jahren nicht überschritten werden soll.

Die oft an ihn gestellte Frage nach den Grundsätzen des Heilverfahrens und der Behandlung der Kranken auf der Rüti beantwortet Direktor Kölle in seinem Berichte mit folgenden Sätzen:

„Wir können's kurz sagen, was wir haben und nicht haben. Keine Geheimnisse und keine Geheimmittel, die gerade in der Behandlung der Epileptischen aus grauer Vorzeit bis heut eine so verhängnißvolle Rolle spielen. Dagegen christliche Hausordnung, bei welcher von Morgens früh bis Abends spät Alles nach der Uhr sich abwickelt; regelmäßigen geeigneten Unterricht, Arbeit und Erholung; regelrechte ärztliche Behandlung, wobei wir sowohl die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft, als praktische Erfahrung zu Rathe ziehen; sodann namentlich zweckmäßige, gute Ernährung; Bäder."

Von den 64 Pfleglingen standen 31 im schulpflichtigen Alter und erhielten täglich Unterricht in biblischer Geschichte, deutscher Sprache, Rechnen, Formenlehre, Geschichte, Geographie, Französisch, Schönschreiben, Zeichnen, Singen und Turnen. Die übrigen besuchten, soweit sie dazu fähig, nur den Religionsunterricht und die Gesangstunden. Auch das Personal erhält in besonderen Abendstunden Unterweisung über das Wesen der Krankheit und die Behandlung der Pfleglinge.

Neben der Schule bildet die Beschäftigung einen wichtigen Zweig der Erziehung, oder wenn man will, des Heilverfahrens in jener Anstalt. Einfach ist die Sache bei den Mädchen: sie helfen mit in den verschiedenen Hausgeschäften; lernen nähen, stricken oder sonstige Handarbeiten. Die Knaben flechten Teppichmatten, einige arbeiten in der im Hause eingerichteten Schreinerei, welcher ein Meister aus der Stadt vorsteht; andere in der Buchbinderei, Schneiderei u. a., während die kleineren Fröbelsche Flechtarbeiten liefern. Die Ordnung dieses Erziehungszweiges befindet sich vorläufig noch im Anfangsstadium, zumal die Knaben der Mehrzahl nach noch die Schule besuchen. Die Wünsche und Ziele der Anstaltsleitung richten sich in dieser Hinsicht auf regelrechte Werkstätten, insonderheit aber auf landwirthschaftlichen Betrieb. Schon während der Berichtsperiode wurde der Gemüsegarten ohne Gärtner ausschließlich von den älteren Pfleglingen im Vereine mit dem angestellten Hauspersonale besorgt.

Zahlreicher Besuche von Nah und Fern hat die junge Anstalt sich bereits zu erfreuen gehabt. Theilnehmende Freunde und Gönner, Aerzte und Pädagogen, auch Bau-Commissionen überschritten des schönen Hauses Schwelle, nicht nur aus dem Schweizerlande, sondern auch aus vielen Gauen des deutschen Reiches, aus Oesterreich, Schweden, England und Frankreich. —

Obwohl der Anstalt die Pfleglinge nicht in erster Linie des Unterrichts oder der Beschäftigung wegen, auch in den wenigsten Fällen um der bloßen Versorgung willen übergeben werden, sondern fast alle in der mehr oder weniger ausgesprochenen Aussicht auf Heilung, so ist der Vorstand doch niemals in der Lage, den bekümmerten Eltern in dieser Hinsicht bestimmte Versprechungen zu geben. Das Leiden ist ein so schweres, auch nach seinem eigensten Wesen noch so unergründetes, daß es eben in vielen Fällen sich als unheilbar erweist. Gleichwohl wird nichts unversucht gelassen, was Gottes Wort, medicinische Wissenschaft und Erfahrung an die Hand giebt, um gegen die Krankheit anzukämpfen. Die Kranken wer-

den regelmäßig vom Arzte besucht, eingehende Krankengeschichten werden geführt, man geht den Ursachen des Leidens gewissenhaft nach, und die durchaus individuell gehaltene Behandlung wird demgemäß eingerichtet. Zum Theil recht erfreuliche Resultate, die schon jetzt nach dem kurzen Verlaufe des Bestehens der Anstalt erzielt worden, führt der Bericht auf.

Von sonstigen schwereren Erkrankungen ist dieselbe während des Berichtszeitraums nahezu gänzlich verschont geblieben, hatte auch keinen Todesfall zu beklagen. —

Was die ökonomischen Verhältnisse betrifft, so belaufen sich die Kosten des Baues sowie der Einrichtung und der auf die Umgebung kommenden Arbeiten auf 289 734 Francs, also rund 232 000 Mark. Hiervon waren bis zum 31. December 1887 bezahlt 253 480 Francs. Ermuthigt durch die dem Unternehmen zugeflossenen reichen Beisteuern, sowie im Hinblick auf das große Bedürfniß und die vielen dringenden Bitten um Aufnahme hat der Verein, welcher sich zur Errichtung der Anstalt gebildet und dieselbe auch in seine fernere Obhut genommen, den einmüthigen Beschluß gefaßt, einen zweiten Bau für etwa 60 erwachsene weibliche Epileptische im Anschluß an den jetzigen, mit welchem er durch einen bedeckten Gang verbunden wird, aufzuführen. Die Gesammtkosten dieser neuen Anlage sind auf ca. 160 000 Fr. veranschlagt. Noch weitere Aufgaben aber hat die Anstalt zu erfüllen und deshalb für spätere Zeit ein Haus für erwachsene männliche Epileptiker, ein besonderes Oekonomie-Gebäude und Werkstätten ins Auge gefaßt.

Für jeden neuen Pflegling war im Jahre 1887 ein Zuschuß von ca. 360 Fr. erforderlich. Der Freistellen-Fond betrug 7 500, der Unterstützungs-Fond 1 000 Francs. —

Großes Lob zollte der Vorzüglichkeit der Bauanlage nach der Einweihung der Anstalt die in Genf erscheinende Zeitschrift „Semaine religieuse"; sie schrieb: „Partout grande simplicité, aucun luxe quelconque, mais le comfort le plus admirable. La charité chrétienne qui a été l'inspiratrice de cette oeuvre, a su s'approprier tous les perfectionnements de notre civilisation et de notre industrie moderne pour répondre aux exigences de l'hygiène la mieux entendu et pour adoucir autant que possible l'existence des pauvres victimes de l'épilepsie".

Ueber die Eröffnung eines neuen Seemannsheims der deutschen Seemannsmission zu South Shields

wurde der Nord-Ostsee-Zeitung von dort unter dem 15. d. Mts. geschrieben: „Am 12. d. Mts. wurde in unserer Stadt, dem Hauptsitz der deutschen Seemannsmission für den Tyne-Distrikt, ein deutsches Seemannsheim durch den Vorsteher der Mission Pastor Harms-Sunderland, eröffnet.

Die deutschen Consuln aus Newcastle und Sunderland, Herren Eichholtz und Gordon, mehrere Kaufleute aus Newcastle und Shields, sowie sechs deutsche Schiffskapitäne und andere waren bei der Feier zugegen.

Das neue Heim befindet sich in höchst günstiger Lage dicht am Fluß, gegenüber der Landungsbrücke der Dampffähre zwischen Nord und South Shields und fällt durch die große deutsche Flagge und Inschrift auf der Vorderseite sofort in's Auge.

Es enthält neben der Wohnung der Hauseltern sechs Schlafräume für 14 Seeleute, Küche, Eßzimmer, u. s. w.

Die Leistungsfähigkeit der Seemannsmission am Tyne ist durch dieses neue Heim bedeutend gestärkt worden, indem durch dasselbe einem seit lange schmerzlich gefühlten Bedürfnisse abgeholfen ist. Erfreulich ist, daß sämmtliche Mittel zur Erwerbung des neuen Heims, soweit diese überhaupt beschafft sind, aus Deutschland kamen.

Das Heim ist mit einer Schuldenlast von 300 Pfd. Sterl. eröffnet und weitere 500 Pfd. Sterl. werden nöthig sein zur inneren Einrichtung der oben bezeichneten Räumlichkeiten.

Es sei noch erwähnt, daß in den Lesezimmern der Mission in South Shields im vorigen Jahre (1888) 6101 deutsche Seeleute, einschließlich deutscher Russen, verkehrten. 405 Briefe wurden dort geschrieben und 122 kamen an. Während des letzten Halbjahres betrug die Zahl der dem dortigen sonntäglichen Gottesdienst anwohnenden Seeleute nach genauer Zählung 744."

Literatur.

„Ahnentafel **Ihrer Majestät Augusta Victoria Kaiserin und Königin des Deutschen Reiches und von Preußen.**" Mit historisch-genealogischen Erläuterungen, entworfen und verfaßt von Ernst von Bertouch, Kammerherr Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs, Geheimer Regierungsrath. 75 Seiten mit einer Ahnentafel großen Formats. Wiesbaden. Verlag von Rud. Bechtold et Comp. 1889."

Eine nach verschiedenen Seiten hin dankenswerthe und interessante Arbeit, die mit Rücksicht auf die darin enthaltenen historischen Angaben in Betreff verschiedener vornehmer deutscher Adelsgeschlechter, für Adelskreise allgemeines Interesse haben dürfte.

Wir begegnen in dieser Ahnentafel unter den 16 Ahnen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta Victoria folgenden Geschlechtern:

1. den Oldenburgern, namentlich mit ihrer Abzweigung Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg;

2. den Grafen von Danneskjold-Samsoe;
3. „ Herren von Kaas;
4. „ Herren von Kleist;
5. „ Fürsten zu Hohenlohe;
6. „ Fürsten und Grafen zu Leiningen;
7. „ Fürsten und Grafen zu Solms;
8. „ Fürsten und Grafen zu Stolberg;
9. „ Fürsten und Grafen Reuß;
10. „ Wettinern, in ihrer Abzweigung Sachsen-Coburg-Saalfeld.

Die Mittheilungen, welche der Herr Verfasser über die Abstammung Ihrer Majestät von den voraufgeführten Geschlechtern giebt, bieten mancherlei Interesse und geben Zeugniß davon, wie eingehend sich derselbe mit seiner Arbeit beschäftigt hat. Leider sind dabei einige Druckfehler und Unrichtigkeiten mitunterlaufen, auf die wir hier aufmerksam machen wollen:

Seite 6, Zeile 7 von oben muß es heißen: Prinzessin zu Stolberg-Gedern, nicht: Gadern. — Seite 17, Zeile 7, 8 und 9 v. u. berichtet der Herr Verfasser: „Zu dieser Linie gehörten u. a. der jüngst verstorbene frühere Oberpräsident der Rheinprovinz Hans Hugo von Kleist-Retzow, Herr auf Kreckow 2c." Hier liegt ein Irrthum vor; Herr Hans Hugo von Kleist-Retzow, Wirklicher Geheimer Rath, Oberpräsident a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Kieckow 2c., lebt noch und nimmt augenblicklich sowohl an den Sitzungen und Arbeiten des Herrenhauses — wie seit langen Jahren — hier in Berlin in regster Weise Theil, ebenso an den Sitzungen des Reichstages, dessen Mitglied er ist.

Die schön ausgeführte Ahnentafel Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin würde noch größeres Interesse haben, wenn in den einzelnen Schilden derselben, die mit den betreffenden Rangkronen der darin vorkommenden Geschlechter versehen sind, die Wappen derselben eingezeichnet worden wären, während in diesen Schilden jetzt nur die Namen der Ahnen angegeben sind, die sich bei allen uns bekannten Ahnentafeln unter dem das Wappen zeigenden Schilde befinden. Uebrigens ist eine Beschreibung der betreffenden Wappen bei den historischen Mittheilungen über diese Familien gegeben.

Zuletzt noch die Bemerkung, daß die Fürsten Hohenlohe sowie die übrigen hiervor unter 6 bis 8 genannten ehemaligen reichsunmittelbaren Fürsten- und Grafenhäuser nicht das Vorwort von, sondern: zu vor ihren Namen führen, während der Herr Verfasser überall das Vorwort von bei Nennung dieser Namen angewendet hat, sowie daß die Fürsten und Grafen Reuß ein Vorwort vor ihrem Namen überhaupt nicht führen. —

„Der Deutsche Herold". Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. Berlin, Januar 1889. Nr. 1.

Inhalt: Bericht über die Sitzungen des Vereins „Herold" vom 20. November 1888. — Protokoll der Generalversammlung vom 4. December 1888. — Bericht über die Sitzung vom 4. December 1888. — Der erste ungarische Adelsschematismus. — Die Wappen der schwedischen und finnländischen Landschaften (Provinzen), Läns (Regierungsbezirke) und Städte. — Das Wappen Ruprechts von der Pfalz, Kurfürsten von Cöln, 1463—1480. — Mittelaltrische Siegelstempel. — Die Gothaischen Taschenbücher für 1889. — Bücherschau. (Bock von Wülfingen, v. Alber, v. d. Borne.) — Vermischtes. — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer 2c. Zeitschriften. — Anfragen. — Familien-Chronik. —

Neuestes Bildnis Kaiser Wilhelm II.

Verlag von Paul Bette, Berlin SW. 12.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Brustbild (en face) in Generals-Uniform. Original-Radirung des Professors Gustav Eilers, ord. Mitgliedes der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Bildgröße 42 : 33 cm (3/4 Lebensgröße). Plattenrand 52 : 38 cm, Papierrand 90 : 63 cm.

Kaiser Wilhelm erscheint auf diesem Blatte mit der gestickten Generalsuniform bekleidet, dem breiten Bande des schwarzen Adlerordens über der Brust.

Seine Majestät haben den vom Künstler eingereichten Probedruck mit Beifall angenommen und am 8. December die nachgesuchte Sitzung zur Vollendung des Blattes bewilligt, sowie der Verlagshandlung als besonderes Zeichen der Zufriedenheit mit der später vorgelegten fertigen Radirung, unter Uebersendung einer Allerhöchsten eigenen Unterschrift die Erlaubniß ertheilt, die Schriftdrucke mit dem Facsimile dieses Namenszuges zu zeichnen.

Remarque-Drucke mit der Unterschrift des Künstlers, auf chinesischem Papier 75 Mk. (nur noch wenige Exemplare.)

Drucke vor der Schrift, mit eingerissenem Namenszuge des Künstlers, auf chinesischem Papier 50 Mk.

Drucke mit der Schrift, mit dem Facsimile des Kaiserlichen Namenszuges, auf chinesischem Papier 24 Mk. (Drucke auf weißem Papier gelangen nicht zur Ausgabe.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

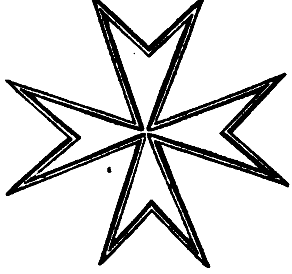
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W., Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.




Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 6. Februar 1889. **Nr. 6.**

Wilhelm von Albert, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1867, † zu Hirschberg in Schlesien 25. Januar 1889.

Statistisches, die Kranken- und Siechenanstalten des Johanniter-Ordens betreffend.

In den 40 Kranken- und Siechenanstalten des Johanniter-Ordens wurden im Jahre 1888 im Ganzen 8359 Personen (1887:7997), an 344023 Tagen (1887:342117) ärztlich behandelt und verpflegt; davon 5373 Männer, 2193 Frauen und 793 Kinder.

Als geheilt wurden von obigen 8359 Personen entlassen 6094, ungeheilt oder nur gebessert 743, während 586 gestorben und Ende des Jahres 1888 in der Behandlung verblieben sind 936.

Interessant ist die Wahrnehmung, daß in den Johanniter-Häusern die größte Zahl der Krankenverpflegungstage nicht etwa in die ungünstige Jahreszeit fällt, wo durch Witterungseinflüsse viele Erkrankungen vorkommen, sondern gerade, außer im März, in die Sommermonate Juni, Juli und August, was wohl zumeist dadurch seine Erklärung findet, daß die ländliche, ackerbautreibende Bevölkerung, welche das größte Contingent an Kranken für die Anstalten des Ordens liefert, gerade in diesen Monaten durch Feldarbeiten und insbesondere durch die Ernte, mehr wie in anderen Monaten erkrankt. —

Die Zahl der Krankenverpflegungstage nach ihrer größten und geringsten Zahl stellte sich in den einzelnen Monaten der Jahre 1887 und 1888 wie folgt:

	1887	1888
1. Juli	31,774	33,196
2. August	31,401	31,112
3. Juni	30,293	30,345
4. März	30,584	30,292
5. Januar	30,287	29,163
6. December	27,400	29,296
7. Februar	28,867	28,373
8. Mai	27,875	27,977
9. April	27,354	26,542
10. September	26,495	26,246
11. November	25,241	26,123
12. October	24,546	26,123

Die Gräfin Fiesco.

(Schluß.)

Zum zweiten Mal war Eleonora Cybo Wittwe, und es ist als eine ungewöhnliche Fügung des Geschicks zu betrachten, daß sie ihren zweiten Gatten auf eine Weise verlor, die an das tragische Loos des ersten erinnerte.

Sie war zweiundfünfzig Jahre alt. Ihre zweite Ehe war kinderlos geblieben. Fiesco's Sohn lebte in Frankreich. Während der häufigen Abwesenheiten Chiappino's und zuletzt während seines Commandos in Flandern pflegte sie in dem Benedictinerinnenkloster der S. S. Annunziata delle Murate zu wohnen, wo Caterina Riario Sforza, die Enkelin des ersten Herzogs von Mailand und Großmutter des ersten Großherzogs von Toscana, die letzten Jahre verlebte, wo Caterina de Medici, Frankreichs nachmalige Königin, während der bürgerlichen Unruhen in liebevoller Huth gewesen war, wo Großherzog Ferdinand I. die kleine Tochter des vornehmen Banditenhäuptlings Alfonso Piccolomini, Herzogs von Montemarciano, nach dem gewaltsamen Ende des Vaters erziehen ließ, wo in späteren Zeiten noch mehr denn eine vom Schicksal Verfolgte eine Zufluchtstätte fand. Während sie im Kloster verweilte, wurde die zweite Gemahlin und Wittwe Cosmus I., Camilla Martelli, auf Befehl seines Sohnes und Nachfolgers dort in Verwahrsam gebracht.

Eleonore nahm nicht den Schleier; das Kloster war und blieb ihr in des Lebens Wechseln eine freiwillige Zuflucht, ohne ihr Verpflichtungen durch Gelübde aufzulegen. Sie lebte in Murate als vornehme Dame, und bewohnte Gemächer, die sie selbst hatte einrichten lassen und deren Benutzung sie für solche ihrer Familie

vorbehielt, welche das Kloster zu ihrem Aufenthalt wählen würden. Mit päpstlicher Bewilligung durfte sie von Zeit zu Zeit ausgehen und im Sommer sich in die Bäder von Lucca begeben, deren Gebrauch sie gleich ihrer Mutter liebte. Der neue Beherrscher Toscanas, Großherzog Franz, verwandte sich selbst für diese Erlaubniß bei Gregor XIII., nicht lange nach Chiappino's Tode. Sie verdiene die Vergünstigung, heißt es in dem betreffenden Rescript, wegen des ehrbaren und frommen Lebenswandels, den sie bisher geführt, während sie überdies einmal dem Kloster ansehnlichen Vortheil zuwenden könne, indem sie reich und kinderlos sei. Man sieht daraus, daß die durch das Tridentiner Concil eingeführte strengere Klosterzucht auch die nicht geistlichen Bewohnerinnen verpflichtet, während früher in Italien, später in Frankreich die Disciplin eine so überaus laxe war.

Mit ihren Blutsverwandten und dem Hofe von Urbino blieb sie in freundlichen Beziehungen. Die dritte Tochter ihres Bruders Alberico, Caterina,*) leistete ihr als junges Mädchen Gesellschaft im Kloster, und fand an diesem Leben so viel Geschmack, daß sie achtzehnjährig den Entschluß faßte, in den Orden Sanct Benedict's zu treten. „Da die Gelegenheit, Donna Caterina, Eure Nichte, nach Hause zurückzuführen, so passend ist," schrieb der Großherzog am 27. November 1584 an Eleonora, „so thut Ihr sehr wohl daran, sie zu begleiten und sie dann zum Behufe der Einkleidung zurückzuführen. Ich danke Euch für die Nachricht, die Ihr mir davon gegeben habt, und empfehle mich, indem ich Euch alles Erfreuliche und Gute wünsche." Caterina kehrte ins Kloster zurück, wo sie zweimal zur Aebtissin gewählt ward und im hohen Alter starb, nachdem sie zwei ihrer Nichten, eine andere Eleonora und Anna Maria, die Töchter ihrer an Ercole Sfondrati, Herzog von Montemarciano, vermählten älteren Schwester Lucrezia, bei den Murate den Schleier nehmen gesehen hatte. Auch nachdem Eleonora's Muhme Giulia, Herzog Guidubaldo's Gemahlin, gleich der Mutter der Herzogin von Camerino von den Zeitgenossen als fromm, hochherzig, gelehrt gepriesen, im Jahre 1548 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Virginia zu Gubbio gestorben war, nachdem Guidubaldo selbst, dessen Regierung an bemerkenswerthen Ereignissen arm wie die des Vaters reich an Glückswechseln, ihr nach 26 Jahren gefolgt war, unterhielt sie freundschaftlichen Briefwechsel mit dessen Sohn und Nachfolger Francesco Maria II., in welchem der lebendige Geist seiner Vorfahren kurz vor dem Erlöschen seines Hauses noch einmal aufzuleben bestimmt war. Sie dankte ihm in ihren Briefen für die Förderung ihrer Interessen und nahm an den Familien-Ereignissen Theil, wie sie denn im Mai 1583 ihm zur Vermählung seiner Schwester Lavinia mit Alfonso d'Avalos del Vasto Glückwünsche sandte.

Weniger erfreulich waren ihre Beziehungen zu der Familie Vitelli. Giovan Vincenzo, Chiappino's natürlicher Sohn, von Cosmus I. legitimirt, machte der Stiefmutter zu schaffen, die sich an den Großherzog mit ihren Klagen wandte. „Ew. Durchlaucht wissen," schrieb sie, „wie ich in der Verständigung mit dem Herrn Giovan Vincenzi über den mir erwachsenen Nachtheil hinweggesehen habe, bloß um in Ruhe zu leben und in der Hoffnung meine Geneigtheit anerkannt zu sehen. Mir begegnet aber das Gegentheil, denn er macht jetzt selbst auf das wenige ziemlich alte Hausgeräth Anspruch, das der Herr Chiappino mir hinterlassen und welches zum Theil mit meinem Gelde erkauft war, indem er sich auf eine in Flandern dem Testament beigefügte Clausel stützt, die indeß, wie ich vernehme, hier keine Giltigkeit hat. So geringen Dank ernte ich für den Vortheil, den Vater und Sohn von meiner Mitgift gehabt haben, und für die Sparsamkeit, womit ich gelebt, während ich von einem Gatten, den ich stets in Ehren gehalten, anderes als solche Miseren hätte erwarten dürfen. Alles das ficht mich indeß weniger an, da Wahrheit und Gerechtigkeit entscheiden werden, als das Benehmen des Herrn Giovan Vincenzo, der sich unterfangen hat, an den vornehmsten Kirchen von Florenz und namentlich an der Kirche dieses Klosters der Murate päpstliche Monitorien anheften zu lassen, als wäre ich eine Person von geringer Herkunft und ohne Gewissen. So vergißt er, daß ich eine geborene Edelfrau bin und daß meine Sinnesart meiner Geburt keine Unehre macht, wie ich denn, weit davon entfernt, fremde Habe mir anzueignen, vielmehr Andern mein Eigenthum abgetreten habe. Ich glaube, daß Ew. Durchlaucht, welche uns alle kennt, davon unterrichtet ist. Da ich nun auf dieser Welt in Niemandem größeres Vertrauen setze, als in Ew. Durchlaucht, unter deren Schutz ich lebe, so bitte ich Euch, dem Herrn Giovan Vincenzo und der Welt zu zeigen, daß es Eure Absicht ist, daß ich als Eure Schutzbefohlene anerkannt und geachtet werde, wie ich durch Euren Vater glorreichen Andenkens verheirathet worden bin. Eure Geneigtheit wird das passende Mittel finden, mich in Zukunft vor solcher Unbilde zu schützen, wie auch zu verhindern, daß um meinetwillen dies so ehrwürdige Kloster Schmach erleide, wofür ich Ew. Durchlaucht besonderen Dank wissen werde."

Die geschichtliche Eleonore erreichte ein Alter von 71 Jahren. Sie genoß das schöne Vorrecht der Frauen des italienischen Adels, welches im sechzehnten

*) Die jüngere Caterina Cybo, Alberico's Tochter aus zweiter Ehe n. 1566, trat 1585 ins Kloster unter dem Namen Angela Caterina und wurde zweimal (1612 und 1618) Aebtissin. Sie starb am 17. August 1640. Die Töchter D. Ercole Sfondrati's und der Lucrezia Cybo, Eleonora und Anna Maria, welche in Murate nach dem Tode ihrer Mutter erzogen wurden, nahmen dort 1609 den Schleier, als Suor Ippolita Acciajuoli, aus der Familie der letzten Herzoge von Athen und Corinth, Aebtissin war. In der Murate sah man nur Nonnen aus vornehmen Familien.

Jahrhundert Vittoria Colonna, Veronica Gambara, Gaspara Stampa, Claudia delle Rovere in reichem Maße in Anspruch nahmen, an dem geistigen Leben ihrer Zeit sich selbstthätig zu betheiligen. So hatten am Schlusse des vorhergehenden und zu Anfang desselben Jahrhunderts manche durch Rang und Charakter und Geschicke hochgestellte Frauen, so Ippolita Maria Sforza, die Gemahlin des Herzogs Alfonso's von Calabrien, so Isabella d'Este Gonzaga, die Gönnerin Ariosto's, Bembo's, Paolo Giovio's, Bernardo Tasso's, so manche andere aus den Häusern von Montefeltro-Rovere, Pio u. a. durch Einwirken auf die gelehrte literarische, künstlerische Bildung ihrer Zeit so vieles Schöne und Gute vorbereiten, beleben, fördern geholfen. Daß sie an diesem geistigen Leben in seiner ernsten religiösen Richtung theilnahm, spricht unter anderen Lodovico Domenichi der unermüdliche Literat und Uebersetzer so mancher Werke der kirchlichen wie profanen Literatur in den Worten aus, mit denen er ihr seine Uebertragung von dem Tractat des heiligen Augustinus über die Gnade und den freien Willen widmete, die im Sommer 1563 gedruckt ward, während Eleonore im Kloster weilte. „Da ich", so heißt es darin, „Eure schöne Seele kenne und weiß wie Ihr alle Gedanken auf Gottes Ehre und Dienst gerichtet habet, während Ihr in der Jugend unter der musterhaften und frommen Leitung Eurer Muhme, der Frau Caterina Cybò, Herzogin von Camerino seligen Angedenkens aufgewachsen seid, und dann lange in gegenwärtiger heiligen Gemeinschaft gelebt habt, so daß man sagen kann, Ihr habet auf Erden Umgang mit Engeln gepflogen; so habe ich Euch eine Freude zu machen gedacht, indem ich Euch die vorliegende Uebertragung einer Schrift des heiligen Augustin widme. Nicht als glaubte ich Euch Dinge mitzutheilen, die Ihr nicht schon lange vorher gekannt und erforscht, sowohl durch eigenes Studium heiliger Bücher wie durch Gespräch mit vortrefflichen Gottesgelehrten; sondern weil ich überzeugt bin, daß diese heilge Lehre, so oft man immer sie vortragen und vernehmen mag, frommen und gottesfürchtigen Gemüthern, wie Eures ist, nimmer zur Last wird, sondern sie stets tröstet und mit süßer geistiger Speise nährt, die ihre eigentlichste und ächte Nahrung, was sich nicht von profanen Schriften sagen läßt. Da der Gegenstand des Büchleins, das ich Euch darbiete, an sich wichtig genug ist, und dasselbe Euch wegen seines Verfassers willkommen sein muß, so füge ich nichts zu dessen Empfehlung hinzu, und werde die darauf gewandte Mühe reichlich belohnt finden, wenn ich weiß, wie ich gewiß bin, daß ich etwas Euch Angenehmes gethan. So küsse ich Euch denn ehrfurchtsvoll die Hand und wünsche Euch alles Glück und Zufriedenheit, wie Ihr sie Euch selber wünscht und sie verdient."

Daß Eleonore Cybò sich mit dichterischen Versuchen beschäftigt, zeigt ein zu ihren Lebzeiten gedrucktes Sonett, das sich in einer von Faustino Tasso, einem längst vergessen Poeten und ascetischen Schriftsteller im Jahre 1573 herausgegebene Sammlung von Rime Toscane findet, die meist von vornehmen Verfassern herrühren und unter denen eine angeheirathete Verwandte Eleonorens Ortensia Lomellini Fieschi, vorkommt.*) Der Sinn des Gedichtes ist nicht klar, vielleicht ist es im Druck verdorben. Es scheint sich auf die Schlacht von Lepanto zu beziehen, die in jenen Jahren die ganze Christenheit in die freudigste Bewegung versetzt hatte, und von der man einen Augenblick hoffen durfte, sie werde, wenn man den errungenen Vortheil verfolge, der Macht der Feinde des Kreuzes im Südosten Europa's den Todesstoß gegeben haben. Die Geschichte berichtet, daß Pius V., welcher seine Galeeren unter Marc Antonio Colonna's Führung zum Kampfe wider die Ungläubigen sandte, im Gebete knieend, so inständig den Beistand der Madonna zum Heil der christlichen Waffen erflehte, daß der Moment des Sieges seinem Geiste lebendig ward, wofür er dankbar das Auxilium christianorum ora pro nobis der Marien-Litanei beifügte und auf den 7. October das Fest der St. Maria della Vittoria stiftet.

Eleonora Cybò starb im Kloster der Murate am 17. Februar 1594, zur Zeit der Regierung Großherzogs Ferdinand I., des besten der mediceischen Herrscher. Sie wurde in dem Gewölbe der Kirche beigesetzt, wohin ihr Bruder Alberico auch die sterblichen Reste der Herzogin von Camerino bringen ließ. Die ehemals in der Kirche der Murate befindliche Inschrift für die beiden Frauen aus dem Hause Cybò lautet folgendermaßen:

Catherina Cybô.

Camertum duci amite et Leonore itidem Cybô comiti et principi Filisci prius ac demum Marchioni Cetone Sorori sicuti optimis animi dotibus vite atque morum integritate coniunctio sic unicum tumulum ponitur. Alberieus Cybô princeps J. Massae. Obiit illa anno 1557 ea autem 1594.

Während Eleonore der Anstalt, wo sie die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens zugebracht, einen Theil des Ihrigen hinterließ, bethätigte sie die Anhänglichkeit an ihre Heimat durch eine dem Leihhause von Massa ausgesetztes Vermächtniß.

Ueber die Familie Fieschi möge hier noch Folgendes eine Stelle finden. Paolo Emilio, Gian Luigi's und Eleonorens einziger Sohn, blieb im französischen Dienst. Seine Mutter war aus dem Leben geschieden, ohne ihn je wieder gesehen zu haben. Ein Nachkomme von ihm, Gian Luigi Mario, richtete im Jahre 1682 an Ludwig XIV. ein ausführliches Memoire

*) Eleonora Cybò wird als Dichterin genannt in Franc. Sav. Quadrio's Della Storia e della ragione d'ogni poesia (T. II, p. 1, pag. 262) und in Tiraboschi's Biblioteca Modenese (T. II, p. 49) in beiden, wie bei Litta in der Genealogie der Vitelli, unter bloßer Hinweisung auf die Gedichtsammlung des Faustino Tasso.

über die Entschädigungsansprüche seines Hauses an die genuesische Regierung. Man findet im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Fieschi in der französischen Geschichte mehrfach erwähnt. In Genua gab es noch Mitte der funfziger Jahre zwei Linien, beide dem Aussterben nahe. Die eine wurde repräsentirt durch den Cardinal Adriano Fieschi und dessen Schwägerin Marina Fieschi; die andere war die des Grafen Agostino Fieschi, Garden-Capitäns des Königs Carl Felix, der von seiner Gemahlin Fürstin Centurione zwei Töchter hatte, von denen eine mit dem Marchese Crosa di Bergagni, vormaligen sardinischen Gesandten in Rom und Neapel, verheirathet war und deren Sohn den Namen Fieschi-Crosa annehmen sollte.

Das Wappen der Fieschi von Lavagna, wie es der Père Anselme giebt, zeigt einen schrägrechts von Blau und Silber gestreiften Schild.

Deutsche Adelssagen.

43. Die Sagen der Freiherren von Bodman.

Bei jener Fülle der Sagen, welches das Geschlecht der großen schwäbischen Freiherren von Bodman besitzt, erzählen wir zunächst nach Ludwig Uhland das Bedeutsamste. In Pfeiffers „Germania", IV, 51 ff. befindet sich ein vortrefflicher Aufsatz des Dichters über dieses berühmte Adelsgeschlecht.

„Die Herren von Bodman sind um die Zeit Caroli Magni in großer Achtung und reichem Vermögen gewesen; sie sollen ihren Ursprung von denen Grafen von Montfort haben; ohnerachtet die Wapen verschieden, und diese die Kirchenfahne, jene die drei Seeblätter führen. Es hat aber ein Montforter einst einen seiner nächsten Blutsfreund' in einem Zorne umgebracht, und soll er darauf in das alte Schloß Bodman gewiesen worden sein. Schon in alten Zeiten aber seind die Herren von Bodman vor anderen Geschlechtern berühmt gewesen. So befindet es sich aus der wahrhaftigen Historia, daß Eine des Geschlechtes von Bodman bei der Kaiserin Hildegard, des großen Kaisers Caroli Gemahlin, im „Frauenzimmer" ist gewest und solcher Kaiserinne ganz geheim und hochvertraut gewesen." —

Es beziehen sich diese Worte auf eine alte Sage, nach welcher Karl der Große die edle Schwäbin Hildegard, die Schwestern des tapfern, auf dem „Hohen Bussen" residirenden Herzogs Gerold, — eine hehre, reine Frau, welche von Karls Stiefbruder Taland verleumdet worden war, verstoßen und hilflos in die Einöde hinausgesendet haben soll. Die Kaiserin Hildegardis wurde nach dem berühmten Spiele des Humanisten Nicodemus Frischlin nur von einer einzigen ihrer Dienerinnen auch jetzt in ihrem Unglücke nicht verlassen, und diese Getreue war die Schwäbin Rosalie, auch Rosina genannt, gebürtig von dem Berge Bodman.

„Auf dem Burgberge Bodman", fährt unsere Quelle weiter fort, „stand aber damals ein Palatium, eine Pfalz, darinnen die deutschen Kaiser oft geweilet, bis dieser Bau von den ungläubigen Hunnis ist zerstört worden. Doch so man suchen würde, würde man die Fundamenta auch noch heute finden; wie denn ja auch gesaget wird, St. Othmar, dieser Gegenden am Bodensee Apostel, seie eine Zeit lang zu Alten-Bodman in der Gefängniß gelegen, denen von Bodman überantwortet von etlichen schwäbischen Fürsten. Jetzt aber heißt Alten-Bodman „Unsrer Lieben Frauen Berg"; da zeigt man noch ein finsteres, ungeheures Gewölbe oder — Kämmerlein, darinnen einst St. Othmar ist gepeinigt worden. Dannenhero denn auch von den Alten eine Sag' auf unsere Tage kommen ist, es haben sich zu jener Zeit die von Schloß Bodman also an St. Othmar's versündiget, daß ein Fluch auf sie und alle ihre Nachkommen erwachsen, daß die meisten des Geschlechtes schadhafte Fuß' und Schenkel haben. Große Ehr' aber haben die von Bodman in denen ungarischen Kriegen erlanget, von woher es kommen ist, daß sie noch heut' zu jener Frist, da der Fischfang auf dem Bodensee am besten, in einem Jagdschiffe des Abends von dem Bodman ausfahren und den See bis nach Constanz hin durchstreifen dürfen, mit großem Jubel und Geschrei:

„Huno! Huno!" — „Hunnen! Hunnen!"

Dies zu ewiger Gedächtniß des Sieges über die Ungarn. Alsdann so fliehen alle Fischer von dem See, und läßt sich Niemand von ihnen sehen oder ergreifen; denn so dies geschähe, so wäre denen von Bodman derselbe Mann mit Leib und Gut verfallen. Was Fisch' und was Fischkähne sie unterwegs ankommen, das mögen sie mit sich hinwegnehmen. In einem solchen „Triumphe" fahren sie nach Constanz, bis zu der Rheinbrücken, und ist ihnen diese große Freiheit und Herrlichkeit von allen römischen Kaisern zu Lehen verliehen." —

Halten wir hier einen Augenblick inne. Es scheint in der That, als ob der Sage von der Verstoßung der edlen Schwäbin Hildegard durch Karl den Großen ein thatsächlicher Vorgang zu Grunde läge. In ein menschlich schönes Verhältniß zur Gattin traten die Edlen und die Großen jener Zeit noch nicht; Karl selbst empfand nichts von jener begeisterten Werthschätzung der Frauen, welche die ältesten Zeiten der deutschen Geschichte auszeichnet und welche nachmals in den Tagen des Frauen-Kultus so zart und dennoch so machtvoll bestimmend hervortritt. In Bezug auf die Frauen dachte der große Franke nicht anders als ein Römer; sein Familienleben bildet die anfechtbarste Seite seiner Persönlichkeit. Was der Tochter des Longobardenkönigs Desiderius geschehen war, davor war die schwäbische Edle Hildegard gewiß nicht geschützt. Die poesievolle, allerdings wohl nicht gleichzeitige Sage läßt nun die Kaiserin oder vielmehr die Königin Hildegard nach Rom ziehen und dort die Heilkunst erlernen. Als „weise Meisterin" heilt sie

dann in der Weihnachtszeit des großen Jahres 800 den verrätherischen, von Gott mit Blindheit gestraften Taland, und noch ehe Karl gekrönt wird, ist auch „Hildegardis magna“ in ihre Rechte wieder eingesetzt.

Unschwer erkennen wir hier die schönen Züge späterer, innig frommer Volksdichtung. Allein wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, es sei wirklich einst eine vorübergehende Entfremdung zwischen Karl und Hildegardis eingetreten. Wenn nun die Ueberlieferungen des berühmten Geschlechtes derer von Bodman behaupten, daß die edle Fürstin sich in dieser schweren Zeit auf die Treue einer Schwäbin von vornehmer Geburt gestützt habe, — wenn ferner jene hochgefreiten, dem ältesten Adel des deutschen Volkes angehörigen Männer, welche auf dem Berge Bodman sich eine Burg erbaut hatten, behaupten: „Diese getreue Schwäbin, Rosalia geheißen, war eine Edle unsres Geschlechtes!“, — was ist Unglaubliches dabei? — Mag der Name „von Bodman“ auch damals noch nicht vorhanden gewesen sein: das Geschlecht als solches war doch gewiß schon da! Es ist gewiß nicht wohlgethan, alles Ueberlieferte nur darum für sagenhaft zu erklären, weil es menschlich schön, anziehend und poesieumwoben ist.

Jene Gerechtsame aber, welche die von Bodman einst auf dem Bodensee besaßen, beweisen es zur Genüge, daß die späteren Freiherren dieses Namens mehr waren als bloße Freie. Sie gehörten ursprünglich gewiß dem Herrenstande an; ja, sie waren vielleicht die rechten Herren des Bodensees und sahen sich erst später gezwungen, in die Reihen des niederen Adels zurückzutreten.

Auch diese eigenthümlichen Verhältnisse werden in der Sage der Bodman wenigstens angedeutet. „Gleich den Herren von Hohen-Embs und denen von Gundelfingen“, sagt der alte schwäbische Chronist Crusius, „haben sie den Herrenstand verlassen, nachdem anno 1307 auf dem Schlosse Alten-Bodman ihre Briefe verbronnen sind.“ —

Briefe über seinen Stand besaß nun zwar kein deutscher Edelherr; mit dem Brande auf Schloß Bodman aber hat es gleichwohl seine Richtigkeit.

Doch zuvor noch etwas Anderes! Auch die Herren von Bodman haben eine großartige, hochbedeutsame Kreuzfahrersage. Auch sie sei hier der Quelle nacherzählt. —

„Noch“, so heißt es in derselben, „haben wir einen theuren Schwaben, der ein Landfahrer gewest, nämlich einer von Bodman, einen Ritter, so um 1250 gelebet. Demselben starb sein Weib; die hatt' ihm geboren drei Töchter, Anna, Adelheid und Katharina; — waren verheirathet mit den Herren Hans von Schellenberg, Heinrich von Blumeneck und Götz von Hohen-Krähen; — auch zween Söhn'; die waren noch unverheirathet; ja, der ein' nit über ein viertel Jahr alt, da die gut' Fraue starb. Der Herr von Bodman aber zog in tiefer Kümmerniß d'rauf in die Heidenschaft, das Kindlein Gott befehlend, und er erfuhr gar seltsame Ding'. Einst kam er an ein großes Wasser, daß er kein Land mehr gesah. Da fand er nach seinem Vermeinen einen Menschen, ein klein's Mändle; das hat den theuren Ritter mit sich genommen in seine Behausung; die war mit lauter Laub und Gras überwachsen. Und hat ihn wohl gehalten und ihm einen Wein fürgesetzt, von welchem der Herr Hans von Bodman, da er ihn versuchet, nit anders gemeinet, denn daß es Wein von seinen Reben wär' am Bodensee. Sagt d'rauf das Männlein: „Ja, Hans; es ist also!“ — „Wie ist das möglich?“ fragt der Herr von Bodman. — Da sprach der Kleine:

„Sieh', Hans, — ich bin der Nebel. Wo Wein vom Nebel irgendwo verdirbt, den nehme ich! Hüte daheim ja deine Reben vor dem Nebel!“

Das versprach ihm der von Bodman, und so schieden sie gar freundlich von einander.“ —

Nicht wahr, das Märchen klingt sehr modern? — Und doch sind wir sofort bereit, Seite und Zeile jener alten Handschrift des 16. Jahrhunderts anzugeben, in welcher wir dasselbe aufgefunden haben. Es ist eine „Nibelungensage“; Hans von Bodman hatte nun das Geschenk der Unterirdischen; er wußte der Nibelungen feurig-flüssiges Gold — das ist der Nibelungen Hort, und weiter nichts, — sorgsam und wirkungsvoll zu hüten. Wann aber die Nibelungen d. h. die Söhne des Nebels, die Zwerge, ein Geschenk verleihen, so haben sie oftmals nur Tücke im Sinne: sie wollen verderben.

Das erfuhr auch Hans von Bodman. Nach langer Irrsal kehrte er heim: da erhub sich auf Alten-Bodman eine hohe helle Freude; die ganze Sippe kam zusammen, und Alle waren froh der Heimkehr des vielgeliebten Herrn, welcher jetzund gedachte, seine Weingelände ganz anders zu verwerthen, denn früher und bei nebligem Wetter rings um dieselben Feuer anzuzünden, auf daß die feuchte Luft entweiche. Wie sie aber allzusammen fröhlich waren, da stieg ein Wetter auf; es blitzte wie aus der Hölle; der feurige Strahl fuhr nieder und entzündete das Schloß Alten-Bodman, sodaß es völlig niederbrannte und über den Häuptern der Festgenossen zusammenstürzte.“

Dies die älteste Form der Sage, — einer der merkwürdigsten, welche unser Volk besitzt, — eines Seitenstückes zu der furchtbaren „Nibelunge Nôt“ in Etzels Saal auf jener Königlichen Burg zu Budapest. Welches Gold aus urältester Zeit ergiebt sich uns nicht aus der Betrachtung der ächten Mären deutschen Uradels! Die Geister der Tiefe, die elementaren Kräfte der Erde, durch Zwerge dargestellt, sind die Vernichter alles blühenden Lebens; mit tückischem Sinne schenken sie Kräfte und Gaben, welche am Ende dennoch nichts nützen: das ist der letzte Schluß aller heidnischen Weisheit. Es ist, als vernähmen wir den Abgesang des Nibelungenliedes:

„wie Liebe stets mit Leide zum Allerletzten lohnt“.

Gleichwie aber die große Sage der Burgonden, so ist auch ihre, in dem Geschlechte von Bodman erhaltene Variante christlich umgedeutet worden. „Vertreibe den Nebel durch Glockengeläut, so gedeihen die Reben aufs Beste!“ — Also räth in einer jüngeren verständlicheren Form der Bodmansage der Zwerg jenem Pilger. Und Hans von Bodman thut's. Nun sind die Glocken, welche nur dem Dienste des Höchsten geweiht sein sollen, zu eigennützigen Zwecken entweiht; nun bricht das Verderben unaufhaltsam herein!

Dies unsere Deutung der Sage, welche sich uns unabhängig von Uhlands Beleuchtung und den sonstigen Besprechungen klar und sachgemäß ergeben hat.

„Allein, wie sehr auch der Himmel zürnte“ so dürfen wir wohl weiter sagen, „er wollte dennoch nicht, daß um der gewinnsüchtigen Absicht willen des Einzelnen das gesammte Geschlecht derer von Bodman vertilgt werden sollte.“ Unsere Quelle fährt fort:

„In allem Jammer aber und mordlichem Geschrei hat die Saugamma Adelheid den jungen Hansen von Bodman, den letzten Sprossen und einzigen Stammhalter des alten Geschlechtes, in viel Windeln und Tücher eingewickelt und in einem großen, ehernen Hafen, der ihr zur Hand gewesen, gesteckt. Als ihr nun das Feuer ganz nahe gekommen, da hat sie den guten Jungen im Hafen im Namen des allmächtigen Gottes zum Laden hinausgeworfen; und wie wohl es eine große Höhe gewesen, ist der Knabe doch wunderbarlich salviret worden. Von ihm stammen alle von Bodman ab. Das geschah an einem Samstage, an St. Johanns des Täufers Abend, spät gegen Nacht, da man zählte nach Gottes Geburt 1307 Jahr“, wie davon die Reime reden:

„O Mensch, bedenk' die kläglich' G'schicht.
'S ist kündlich wahr und kein Gedicht,
Da man der Jahr' 1307 zahlt',
Ward Bodman-Schloß durch Gott's Gewalt
Vom Donnerstrahl ganz ungestüm
Verderbt von Grund, wie ich vernim',
Und zehen Menschen, — versteht mich recht, —
Sieben war'n von edelem Geschlecht,
Zwei arme Frau'n und ein' Saugamm',
Verderbet von der Feuersflamm'.
Ein junges Kind von Bodman-Stamm
Ward ausgeworf'n allein zur Frist;
D'rum diese Hofstatt geben ist,
Daß göttlich' Lob hier werd' vollbracht,
Mari'en der Jungfrau auch gedacht,
Die hier jetzund' Patronin ist
Und für uns bitt' bei Jesu Christ.“—

Wie diese Gedenkverse andeuten, wurde Schloß Alten-Bodman zu einem Heiligthume St. Marias geweiht. Von jenem Kindlein aber, welches von seinen Verwandten erzogen ward, heißt es, daß es nachmals die Burg Neuen-Bodman mit einer „ganz übergüldeten“ Stuben erbauet, — als es zu seinen Jahren gekommen war, aber auch bestimmet hab':

es solle nimmer dem Nebel geläutet, sondern der Wein in Gottes Hand befohlen werden, -

es sollten alle von Bodman künftig „Hans“ genannt werden, zur bleibenden Erinnerung an den St. Johannis-Abend 1307, und endlich:

es solle zu ewigem Gedächtnisse jener eherne Hafen auf der neuen Burg aufbewahrt werden, in welchem er selbst einst zur Erde gelangt sei.

Wann aber später ein Ungewitter aufzog, so zeigten sich an den Zinnen zu Alt-Bodman, am Kirchendache und am Thurme, kleine züngelnde Lichtlein und feurige Kugeln. „Zum Gedächtnisse und zum Schutze vor nochmaligem Brande“, so meinte das Volk, indem es hinzusetzte:

„Es sei ja auch der Regenbogen ein Zeichen des Bundes, daß Wasserfluthen nimmermehr die ganze Welt verheeren sollen.“—

Also eine der ältesten Adelssagen deutschen Stammes! Auf die Verwandtschaft mit der Nibelungensage deuteten wir bereits hin. Uralt ist ferner der Zug, daß hier ein Bronzegefäß, ein „eherner Hafen“, die Stelle des Geschlechtstalismanes einnimmt; dieser Hausrath ist das Symbol des von den Göttern beschützten Heerdes. Wohl lassen sich die Himmlischen ihre Gaben, z. B. den Weinsegen, nicht entreißen; aber der frommen, schuldlosen Seele sind sie gnädig, und auf der Stätte ihres Zornes leuchtet dann wieder das Friedenszeichen; hier das „St. Elmsfeuer“ auf den Zinnen des St. Marienstiftes, — wohl auch auf denen der neuen Burg Bodman.

Die Sanitätswachen in Berlin.

Wie sehr die Berliner Sanitätswachen sich bewähren, entnehmen wir einer vor Kurzem veröffentlichten Notiz über die Sanitätswache in der Adalbertstraße Nr. 10, die älteste der äußeren Louisenstadt.

Im Laufe des verflossenen Jahres ist diese Wache im Ganzen 459 Mal in Anspruch genommen worden, und zwar fand auf der Wache selbst die Hilfeleistung in 237 Fällen, außerhalb derselben in 222 Fällen statt. 181 Mal handelte es sich um innerliche Erkrankungen, 235 Mal um chirurgische Hilfeleistungen, und 43 Mal um Geburtshilfe. Die Sanitätswache hat also sehr segensreich gewirkt.

Mancher Bezirkseingesessene hat für seine 3 M. Jahresbeitrag während der Nachtzeit für sich, sowie für seine Familie freie ärztliche Hilfe gehabt.

Die Wache hat im Laufe dieses Jahres vereinnahmt, neben Collecten, Abonnementsbeiträgen, eingegangenen Liquidationen, dem Ertrage eines Concerts und dem Bestande von 1887 mit 1168 Mk., eine Zuwendung der Kaiserin Augusta von 75 Mk. und eine Zuwendung vom Magistrat in Höhe von 1000 Mk. Die Gesammteinnahmen betragen 3961 Mk. 55 Pf., die Gesammtausgaben 3090 Mk. 44 Pf.

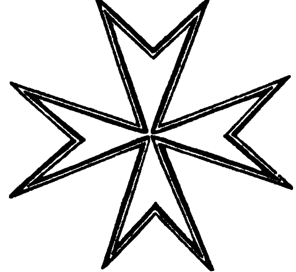
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 13. Februar 1889. **Nr. 7.**

Die Herren Ordensritter, welche Anmeldungen zum Lehrpflegerinnendienst entgegen nehmen, bitte ich ganz ergebenst, keine geschriebenen, sondern die durch das Ordens-Büreau (Berlin W., Potsdamer Straße Nr. 134c.) zu beziehenden metallographirten „Bedingungen" zu verwenden. Ferner bitte ich, den Exspectantinnen den, auch vom Ordens-Büreau zu empfangenden Aufsatz: „Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens" zu übergeben, der sie über alles ihnen Wissenswerthe orientirt.

Wustrau, den 14. November 1888.

Graf von Zieten-Schwerin,
Ehren-Commendator
und Werkmeister des Johanniter-Ordens.

Die Aufgaben des Adels in der christlich-socialen Bewegung der Zeit.

(Vortrag, gehalten auf dem Rittertage der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen zu Dresden am 2. Januar 1889, von Clemens Freiherrn von Hausen.)

Marksteinen gleich gewichtig und hehr ragen zwei Fürstenworte in die Geschichte der jüngsten Entwickelung unseres Ordens.

Es war an dem Tage, an dem unser Durchlauchtigster Herrenmeister seiner erhabenen Würde schwerwiegende Bürde auf sich nahm, als der hohe Herr, anklingend an die historische That der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, unsere ritterliche Gemeinschaft auf das Zeitgebot hinwies, den Rahmen ihrer hospitalen Thätigkeit zu erweitern; unseren geistigen Vorfahren gleich, neben der demüthigen Schürze des pflegenden Wärters die stolze Rüstung des streitenden Ritters anzulegen, kämpfend wie damals zu Gottes und des Heilands Ehre; heutzutage aber nicht durch Splittern der Lanzen, vielmehr durch Eintritt in den geistigen Kampf unserer Zeit, dessen Endziel ist, das Loos unserer Mitchristen zu bessern; die Pflege nicht nur des kranken Leibes, sondern auch der kranken Seele; die Rückgewinnung Abgefallener unter die Herrschaft des Kreuzes — jenes Kreuzes, welches, seitdem der menschliche Leib des Gottessohnes an dasselbe gefestigt worden, aus dem Zeichen tiefster Schmach das Zeichen höchster Ehre geworden ist; jenes Kreuzes, welches zuerst ein Symbol des Kampfes, dann aber ein Symbol des Friedens geworden ist.

Meine Herren, es war edel und gut von unserem Durchlauchtigsten Herrenmeister, gleich christlich wie ritterlich die Lage der Zeit verstehend und auffassend, den Johannitergedanken im Eintritt in die Mitarbeit an der socialen Frage zu vertiefen.

Als dann, nach ernster, schmerzbewegter Prüfungszeit, nach der Vollendung zweier glorreicher Herrscher, deren jugendkräftiger Enkel und Sohn, Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser und Protektor, zum ersten Male angethan mit unseres Ordens ritterlichem Zeichen, in die Runde seiner Gebietiger und Mit-Ritter trat; als den „Edelsten des Volkes" seine Aufforderung erscholl, mitzuhelfen am großen Werke, einzugreifen in Aufgaben, welche allein zu bewältigen der Staat nimmermehr im Stande sein würde, — da fand der begeisterte Jubelruf unseres Ordens vollen Wiederhall im gesammten christlichen Adel Deutscher Nation. Wurde doch in solchem Wort aus erhabenem Kaiserlichen Munde dem Stande, der einst der führende der historischen Volksgemeinde gewesen, ein Vertrauensvotum ohne Gleichen, ein nimmer zu beseitigendes ehrenvolles Zeugniß zu Theil, das Zeugniß, daß auch in unseren Tagen Ritterschild und Helm, zu dem wir geboren, kein leerer Schall, daß der Adel noch immer zu mehr und zu besserem berufen ist, als der Oberflächlichkeit und Eitelkeit zum Decorativ zu dienen.

Der Bann des Scheinlebens, der in dumpfer Schwüle auf unserem Stande lag — unseres Kaisers vor der ganzen Nation gesprochenes Wort hat ihn gelöst.

Wieder einmal bewährt sich des Dichters Wort: „Der Adel ist eine Magie, eine Schrift mit sympathischer Tinte geschrieben. Tausendmal verwischt, kommt sie immer wieder zum Vorschein."

Wenn dem aber so ist, wenn unseres Ordens Kaiserlicher Schirmherr die Edelsten des Volkes — seinen Adel — zu helfender, wahrhaft aristokratischer

(Fortsetzung auf Seite 39.)

Summarische Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1888 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser	Zahl der Kranken und Siechen				Davon sind: gestorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebessert				ult. 1888 in d. Behandl. verblieben				Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro													Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, stellt sich auf	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa			
1.	Sonnenburg	219	161	58	438	16	8	3	27	172	115	40	327	8	21	4	33	23	17	11	51	1460	1308	1335	1221	1523	1907	1751	1914	1552	1340	1421	1765	18497	51	42	60
2.	Polzin	241	152	36	429	8	3	1	12	205	136	24	365	3	—	—	3	25	13	11	49	1567	1579	1608	1461	1356	2426	3165	3071	1810	1105	1345	1499	21992	60	51	90
3.	Gr.Lichterfelde (Siechenh.)	243	—	49	292	9	—	—	9	169	—	48	217	—	—	—	—	65	—	1	66	2131	1794	2105	1892	2516	2339	3556	2789	2111	2307	2052	1033	27625	76	94	120
4.	Pr. Holland	206	54	9	269	21	5	3	29	136	37	2	175	25	5	4	34	24	7	—	31	854	826	859	658	826	760	903	884	829	870	889	986	10144	28	38	58
5.	Gerdauen	138	61	26	225	3	6	—	9	107	37	23	167	6	3	—	9	22	15	3	40	1420	1517	1569	1196	1001	1003	1011	1001	1038	1084	1054	1191	14085	39	63	54
6.	Bartenstein	111	42	35	188	8	3	1	12	88	30	21	139	5	1	1	7	10	8	12	30	515	483	778	598	543	449	439	440	356	400	636	1036	6673	18	35	50
7.	Neidenburg	131	55	8	194	13	10	—	23	81	27	3	111	23	10	3	36	14	8	2	24	737	848	832	540	543	548	647	680	577	524	638	747	7861	22	41	43
8.	Wandsburg	101	56	12	169	5	—	—	5	78	44	11	133	3	4	—	7	15	8	1	24	442	608	734	564	574	484	710	533	623	430	500	632	6834	19	40	30
9.	Heiligenbeil	115	50	16	181	8	1	—	9	76	31	12	119	11	5	1	17	20	13	3	36	609	592	553	507	526	483	351	360	305	583	844	1106	6819	19	38	50
10.	Jüterbog	94	32	16	142	8	1	1	10	71	26	10	107	2	4	1	7	13	1	4	18	611	434	723	481	418	466	483	469	509	529	455	591	6169	17	43	32
11.	Neuruppin	192	103	6	301	15	12	1	28	152	77	5	234	6	2	—	8	19	12	—	31	757	929	897	983	1113	1029	888	1001	1142	944	1014	1119	11816	32	39	40
12.	Stendal	350	82	17	449	23	12	1	36	292	57	13	362	9	10	2	21	26	3	1	30	1380	1330	1455	1382	1225	1112	1332	1337	906	993	1058	1158	14668	40	33	54
13.	Pritzwalk	238	35	7	280	14	5	—	19	185	22	6	213	14	2	1	17	25	6	—	31	1031	1056	1349	860	707	574	674	618	659	762	774	857	9921	27	35	65
14.	Züllichau i. d. Neum.	121	107	18	246	18	6	—	24	85	75	14	174	9	21	1	31	9	5	3	17	873	830	864	904	904	844	701	519	444	404	461	481	8229	23	33	40
15.	Züllchow	263	65	8	336	29	14	3	46	181	35	5	221	7	2	—	9	46	14	—	60	1387	1346	1285	1157	1130	1258	1431	1562	1540	1370	1378	1739	16583	45	49	96
16.	Lauenburg	140	55	6	201	11	1	—	12	108	45	5	158	10	3	—	13	11	6	1	18	707	759	781	765	696	719	775	605	566	737	812	674	8596	24	43	40
17.	Erdmannsdorf	128	96	29	253	10	14	1	25	99	61	17	177	4	8	2	14	15	13	9	37	1457	1496	1589	1373	1174	1233	1358	1146	949	1042	1022	1163	15002	41	6	80
18.	Reichenbach	137	80	13	230	8	8	—	16	104	59	10	173	14	7	2	23	11	6	1	18	596	525	485	415	469	559	522	600	402	491	618	579	6261	17	27	46
19.	Falkenberg	113	43	6	162	3	12	—	15	92	25	6	123	6	2	—	8	12	4	—	16	625	694	482	327	426	478	490	399	351	306	343	468	5389	15	33	60
20.	Neusalz a. d. O.	92	53	12	157	7	4	1	12	68	42	10	120	6	1	—	7	11	6	1	18	482	449	502	593	391	405	367	436	323	406	435	539	5328	17	34	41
21.	Pleß	192	52	9	253	13	5	1	19	160	44	6	210	2	—	1	3	17	3	1	21	538	444	566	365	410	542	644	515	637	798	663	521	6643	18	26	42
22.	Saarau	138	51	20	209	7	—	1	8	113	42	18	173	7	7	—	14	11	2	1	14	417	287	345	286	314	226	275	288	248	321	261	478	3746	10	18	36
23.	Glatz	3	10	—	13	1	2	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	2	8	—	10	355	319	321	300	310	300	310	310	300	310	300	309	3744	10	288	12
24.	Tirschtiegel	80	31	15	126	5	2	1	8	60	25	14	99	7	2	—	9	8	2	—	10	371	305	345	281	181	163	144	134	141	231	126	242	2634	7	21	20
25.	Pinne	61	31	20	112	10	5	2	17	37	20	16	73	10	3	2	15	4	3	—	7	272	222	277	269	262	240	341	348	245	362	318	227	3383	9	30	19
26.	Fraustadt	130	55	6	191	5	8	—	13	112	35	6	153	2	10	—	12	11	2	—	13	587	419	492	414	330	398	333	245	278	412	461	345	4714	13	24	20
27.	Murowana-Goslin	14	12	—	26	1	—	—	1	11	8	—	19	1	2	—	3	1	2	—	3	186	226	175	111	106	38	50	31	54	63	60	158	1258	3	48	10
28.	Pakosch	25	9	1	35	3	—	—	3	16	8	1	25	3	1	—	4	3	—	—	3	180	205	215	294	210	131	107	129	88	118	86	85	1848	5	53	12
29.	Mansfeld (Siechenh.)	22	13	—	35	2	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	1	20	12	—	32	961	899	950	885	924	930	990	992	960	992	960	992	11435	31	327	32
30.	Genthin	132	37	4	173	9	4	—	13	93	14	1	108	20	10	3	33	10	9	—	19	766	642	744	531	517	571	591	555	460	381	443	623	6824	19	40	30
31.	Plön	12	33	52	97	2	2	5	9	10	28	42	80	—	—	2	2	—	3	3	6	184	262	173	191	178	219	303	239	381	235	238	208	2811	8	29	29
32.	Dannenberg	122	73	31	226	9	5	6	20	95	57	21	173	4	10	2	16	14	1	2	17	264	306	306	659	573	810	771	534	396	407	524	578	6128	17	27	37
33.	Altena	101	31	19	151	17	4	2	23	72	15	16	103	—	—	—	—	12	12	1	25	1061	960	924	936	988	879	856	842	903	944	811	830	10934	30	72	50
34.	Oeynhausen	141	124	33	298	—	—	—	—	115	103	26	244	26	21	7	54	—	—	—	—	—	—	—	—	918	2381	2554	2550	1325	—	—	—	9728	71	33	82
35.	Dierdorf	65	43	13	121	5	8	1	14	45	22	9	76	5	4	1	10	10	9	2	21	552	467	478	366	472	520	516	589	536	494	436	486	5912	16	48	20
36.	Plochingen	45	13	—	58	2	—	—	2	39	13	—	52	—	—	—	—	4	—	—	4	53	71	88	98	128	153	160	102	93	99	53	169	1267	3	22	38
37.	Ludwigslust	308	—	33	341	14	—	—	14	242	—	19	261	28	—	3	31	24	—	11	35	1103	1220	1193	1016	1122	894	815	853	825	723	972	1057	11793	32	35	36
38.	Riesa	88	37	30	155	4	4	4	12	71	32	22	125	9	—	3	12	4	1	1	6	337	402	475	259	395	378	290	332	331	331	313	195	4038	11	26	24
39.	Niederweisel	37	26	11	74	8	4	1	13	19	16	3	38	6	3	1	10	4	3	6	13	471	469	479	450	420	442	467	359	322	180	310	369	4738	13	64	20
40.	Beirut	284	130	109	523	9	4	1	14	140	65	62	267	123	51	36	210	12	10	10	32	864	845	961	954	1158	1254	1125	801	731	1130	1039	1091	11953	33	23	63
	Summa	5373	2193	793	8359	363	182	41	586	3999	1528	567	6094	424	236	83	743	587	247	102	936	29163	28373	30292	26542	27977	30545	33196	31112	26246	25158	26123	29296	344023	943	41	1781

Anmerkung: Durch die Aerzte des Krankenhauses zu Beirut sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 523 Kranken, im Laufe des Jahres 1888 noch 8390 poliklinische Consultationen in dem zum Hause gehörigen Ambulatorium unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theile mit freier Medicin versehen worden.

That beruft, dann erscheint wohl auf unserem ersten Sächsischen Rittertage nach jenem unvergeßlichen Sonnenburger die Frage: „Was haben wir zu thun, unseres Herrenmeisters, unseres Protectors Wort an unserem Theile einzulösen?", nicht blos gerechtfertigt, sondern im hohen Grade geboten.

Meine schwachen Worte gelten übrigens nicht nur meinen verehrten Herren Ordensbrüdern der Sächsischen Genossenschaft; vielmehr hoffe ich, daß auch manch anderer Johanniter der umfassenden Balley Brandenburg sie in Erwägung ziehen möge, und denke, daß auch manch Standesgenosse, der außerhalb unseres Ordens steht, mit ebensolcher Nachsicht zwar, wie ich sie für die Form derselben auch von Ihnen, meine Herren, erbitte, — doch auch mit dem nachdenkenden Ueberlegen des Sinnes derselben erfasse, wie solches von wahren Edelleuten erwartet werden darf, von Edelleuten, denen es Ernst ist mit der hohen Auffassung der Bedeutung ihres Standes und seiner Pflichten.

„Welches sind die Aufgaben des Adels in der christlich-socialen Bewegung der Zeit?"

so lautet, solcher oben angeführten Fragestellung entsprechend, das umfangreiche Thema, mit dem vor Sie, verehrte Ordensbrüder, treten zu dürfen, mir zur hohen Ehre gereicht und welches ich in Rücksicht auf die mir zur Verfügung stehende kurze Spanne Zeit nur in flüchtigem Streiflicht besprechen kann; überzeugt, daß schon die bloße Anregung jener Frage in einem Kreise von Edelleuten, die wahrhaft edele Leute sind, fruchtbringend sein werde für die Continuität alles Edelen und Guten, das der Ritterschild decken soll, wofür das Ritterschwert kämpfen und das Ritterherz schlagen soll.

Christlich-sociale Bewegung der Zeit! — Ja, Gott sei Dank und Lob. —

Die christliche Gesellschaft fängt allmählich an, sich wieder zu besinnen, daß sie eine christliche ist, daß ihr Heil nur vom Kreuze ausgehen kann; daß die Liebe unseres Heilands, der die Welt überwunden hat, einzig und allein allen Christen aller Stände eine Quelle des Heils bietet und, daß der Glaube an ihn der Stern ist und sein muß, der uns und unserer Pflicht durch alles Ungemach voranleuchtet, bis wir beim Vater im Himmel Rechenschaft abgeben von dem, was wir auf Erden gethan.

Christlich-social! Trotz aller Gegnerschaft des bösen Feindes, offenen und versteckten; trotz der, giftspeienden Drachen gleich, das Volk zum Unglauben und zum Klassenhaß aufreizenden Individuen und Zeitungen gewisser Gattung; trotz z. B. der fanatisch jüdischen „Neuen Freien Presse", die in einer ihrer letzten Nummern von dem „destructiven christlich-socialen Treiben" spricht.

Christlich-social! Ja, Ihr christlichen Ritter von Sankt Johann.

Ueberall lohen mitten heraus aus dem Trümmerhaufen der in Jahrhunderte langem Auflösungsproceß atomisirten Gesellschaft die Feuerzeichen einer Gegenbewegung auf; überall sehen wir die Volksseele ringen nach Erhaltung und Neubefestigung, nach zeitgemäßer Reorganisation der alten historischen, auf christlichem Boden erstandenen Gliederungen.

Zu diesen aber gehört vor allem deren erster, deren führender Stand — der Adel. Das hat denn auch wohl schon Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der hochgemuthe Monarch, erkannt, als er in der Wiedererweckung der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens Sankt Johann vom Spital zu Jerusalem dem Adel zum ersten Male wieder seit der Zertrümmerung des alten Deutschen Reiches eine corporative Aufraffung möglich machte, wenn auch vorerst nur im charitativen Sinne, und unseren Orden, der gleich aller historischen Continuität zu Boden lag, mit seiner Auferweckung in neue sociale Bahnen wies.

In der Neubegründung der Balley Brandenburg betrat der Orden dessen erste Etappe, die Etappe der pflegenden Barmherzigkeit.

Heute eröffnen sich ihm in der gewaltigen Geisterschlacht der Weltanschauungen, deren Colonnen von allen Seiten gegen einander anrücken, noch ganz andere weit greifende Perspectiven.

Indem unser Kaiser-Protector zu den Edelsten des Volkes sprach, wendete er sich mit seiner Aufforderung an den gesammten christlichen Adel.

Daß er es aber an weihevoller Stätte, von der Burg aus that, von der unseres Ordens Sonne leuchtet, das sollte, meine ich, uns in nicht mißzuverstehender Rede sagen: „Thut auch hier Eure Pflicht, Johanniter; nehmt das Kreuz der Zeit auf Euer Ordenskreuz, nehmt — eine erlesene Schaar unter den mit Euch zu Schild und Helm geborenen Standesgenossen — den Vortritt im Entscheidungskampfe dieser Tage."

Hochverehrte Ritterbrüder! Ein Grundirrthum, dem sich leider auch viele sonst einsichtige Socialpolitiker hingeben, ist der, daß die Socialreform mit der Organisation der Arbeiterbataillone oder etwa der Handwerker abschließen könnte.

Eine solche Gesellschaftswiedergeburt würde einem Rumpf ohne Kopf, einem Gebäude ohne die Krönung des oberen Stockwerkes und des Daches gleichkommen.

Der Adel ist das natürliche Bindeglied zwischen Fürst und Volk und als solches dem Königthum von Gottes Gnaden ebenso unentbehrlich als dieses ihm.

„Point de Monarque, point de Noblesse:
Point de Noblesse, point de Monarque"

sagt Montesquieu.

Der Adel ist der geborene Hüter des monarchischen Princips, seine Schilde stehen auf Hochwacht um den Thron. Doch auch Bürger- und Bauernthum bedürfen des Adels als einer Brücke zur Krone.

Und der fünfte Stand, den die moderne Zeit geboren hat, bedarf des Eingreifens aller übrigen Stände, zuerst also des Adels, wenn derselbe der führende bleiben will. Die Geistlichkeit aber, mit denselben

Lebensnerven wie der rechte christliche Adel, in göttlicher und weltlicher Ordnung wurzelnd, ist ganz besonders die Hüterin der Gottesordnungen des christlichen Staates.

Alle die drei anderen historischen Stände haben allezeit rechtes Verständniß für den socialen Werth rechten Adels gehabt.

Rechter Adel.

Was aber ist rechter Adel? Gewiß nimmermehr der, der sich in Aeußerlichkeiten verlierend, das Wesen der Institution, zu deren Träger und Bewahrer ihn Gottes Fügung in seiner ritterlichen Geburt bestellt, mißachtet oder gar durch unadelig Thun den angestammten Schild befleckt.

In meinem „Mahnruf an den christlichen Adel", der schon vor 4 Jahren die Gauen unseres deutschen Vaterlandes als Flugblatt durchzogen hat, sagte ich unter anderem: „Noch lebt der Geist der Ahnen in unserem Stande, wenn er auch schläft und böse Träume träumt. Er muß geweckt werden, und er wird erwachen. Und mit seinem Erwachen wird sich die Nothwendigkeit des Gerüstetseins allen wahren Edelleuten aufdrängen." Dann fuhr ich weiter fort. „Freilich ist viel zu thun, der Feinde sind viele, äußere und innere.

Der Harnisch muß vor allen Dingen vom fressenden Rost gesäubert sein, ehe er dem Stoße feindlicher Lanzen Widerstand zu leisten vermag."

Hiermit meine ich die Feinde im eignen Lager, die mancherlei unlauteren Elemente, die in Wahrmachung des alten Sprüchwortes, daß in jeder Heerde räudige Schafe seien, auch leider in unserem Stande sind. In einer „ausgesuchten" Heerde dürfen deren aber keine sein oder doch nur äußerst wenige, sofort erkennbare, und es ist unsere Pflicht und Aufgabe, uns selbst zu prüfen und bei uns selbst wie bei unseren Standesgenossen dahin zu wirken, daß wir allesammt unserer adeligen Sonderpflichten eingedenk sind, die uns mit ihren Erfüllungen gebieten, einen „ausgesuchten" Stand zu bilden, der nur aus edlen Leuten besteht.

Ohne Schonung müssen wir verfahren. Nur der kann streiten und siegen, dessen Rüstzeug in Ordnung ist. Schlimm genug, wenn der Schild an unbeachteter Stelle an der Wand hängt, selbst wenn er keine Rostflecken hat. Er muß immer zur Hand sein, immer tüchtig zu ernstem Gebrauch. Prüfen wir, nimmer ermüdend, unsere Rüstung auf ihre Festigkeit.

Sehen wir zu, daß Seele und Charakter kampffähig bleiben, daß Gewissen und Ehre rein sind, aus denen wahre Frömmigkeit und wahre Tapferkeit entspringen, sehen wir zu, daß Ehre und Gewissen niemals schlafen in unseren Reihen. Nur ein in allen Tugenden den anderen Mitbürgern als Muster dienender, vorbildlicher Adel hat Aussicht auf durchschlagenden Erfolg im Kampfe um die christliche Wiedergeburt des Volkes und die ihm nach seiner historischen Vergangenheit zustehende Führung desselben auf der Basis des von Gott gewollten Edelen und Guten.

Die Ideen der großen französischen Revolution, deren Säcularfeier das unglückliche, vom Fluch des Königsmordes verfolgte Frankreich ja entgegengeht, und die aus diesen erwachsene liberale Gesetzgebung haben unseren Stand längst aller seiner Feudal-Privilegien beraubt. Wir erstreben sie nicht zurück.

Die Schuld Einzelner wurde gesühnt am ganzen Stande. Das ist eine furchtbare Tragik und eine erschütternde welthistorische Lehre zugleich.

Heute, meine Herren, bestehen unsere Sonderrechte in unseren Sonderpflichten.

In der erhöhten Pflichtenstellung liegt die Zukunftsarbeit des deutschen Adels. Nur aus ihr heraus vermag er sich die geschichtliche Stellung zu sichern, zu der ihn seine Vergangenheit beruft.

Socialreform und Adelsreform, beide entsprießend dem Boden des positiven Christenthums, stehen in innigster Wechselbeziehung zu einander; und wer die letztere recht erfassen und erkennen will, der muß sie im Lichte der brennenden Frage betrachten, welche längst zu einem der häufigst gehörtesten Schlagworte unserer Zeit geworden ist.

Mehr denn in jeder anderen Zeitepoche gilt es heute für den Adel, unter dem Paniere seines Standes sich zu sammeln, der hohen heiligen Pflichten eingedenk zu sein, die das ewig unveräußerliche Erbe seiner Ahnen ist, der Pflichten gegen Gott, den Fürsten und das Vaterland; es gilt, sich klar zu machen, daß nur ein in sich fest geschlossener Adel diese Pflichten mit dem Nachdruck ausüben kann, der ihn befähigt, in Wahrheit dem allgemeinen Wohle, der socialen Reform von durchgreifendem Nutzen zu sein, dem eigenen Stande dabei ersprießlich, dem Königthum hilfreich, seinem Gotte gefällig. Es gilt für alle gutgesinnten Menschen, sich in ihren Ständen zu kristallisiren und den Platz zu Gottes Ehre und dem gemeinen Wohle auszufüllen, an den Gottes Willen den Einzelnen gestellt; es gilt insbesondere für den Adel als ersten und führenden Stand der Volksgemeinde — jamais arrière — klaren Auges, warmen Herzens und doch kalten Blutes, gegenüber den flatternden Sturmvögeln der socialen Revolution, die allenthalben aus dunkelem Gewölk vor unseren Augen auftauchen, ohne Zeit zu verlieren, mit aller Wucht einzutreten in die heutzutage verdoppelte und verdreifachte Pflichtenbewegung, die die Noth der Zeit gebieterisch von ihm verlangt.

Nehme ein Jeder von uns sein Speerfähnlein, daß es lustig im Morgenwind einer neu anbrechenden christlich-germanischen Zeit-Epoche flattere, nicht trübselig hängend in der nebeligen Abendluft heutiger Verhältnisse, die denen des Heidenthums beinahe gleichkommen und die, trotz weißer Tauben und schwarzer Adler, die schirmend das noch vorhandene Gute unter ihre liebevollen und mächtigen Fittige zu nehmen bemüht sind, von unchristlichen, ungermanischen Elementen vermöge des Goldes, das sie anstatt des Schwertes in

die Waagschale werfen, zum Atheismus und Anarchismus, den Consequenzen der goldenen und rothen Internationale, getrieben werden sollen.

Leiste ein Jeder in Harnisch und Eisenhut, dem Panzer Gottes und dem Helm des Heils, mit dem stolzen Bewußtsein, seiner Väter werth, dem Könige dienstbar, unserem Gotte wohlgefällig zu sein, gerüstet mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes, Zuzug und Heerfolge der christlichen, der monarchischen und der germanischen Idee.

Sammeln wir uns aber vorher, daß der Einzelne nicht von feindlicher Uebermacht versprengt werde, daß wir mit vereinten Kräften unüberwindbar sind.

Wir werden viel Dorngestrüppe zu durchhauen haben, das die Lust am Bösen und ein fanatisches Uebelwollen in die Anschauung einzelner irregeleiteter Theile des Volkes gepflanzt hat und uns mit den abgestorbenen harten Stacheln unfruchtbarer Zweige, heckenartig entgegenstarrt. Auch werden wir viel Gegner umzurennen haben, viel tückische Feinde zu bezwingen, die meist nicht in Fleisch und Blut, wohl aber in Gestalt von blinder Voreingenommenheit, künstlich geschürtem Haß und Freude am Umsturz, von Gottesleugnung und Gottlosigkeit, uns und allen denen entgegentreten, die mit uns für Gott und Seine von Ihm eingesetzten Ordnungen streiten.

Ja, Frictionen der verschiedensten Art erwarten überall den, der als Gottesknecht für die Ehre seines Herren zu kämpfen bereit ist und der — in Wahrheit seiner Ahnen werth — als rechter Edelmann und rechter Christ, den Fuß auf den zerwühlten Boden unserer armen Erde setzt.

Aber, meine Herren:

„Viel Feind, viel Ehr.“

Von den frühesten Zeiten an hat der Stand unserer Väter den großen Gedanken der Kreuzeslehre mit einer Inbrunst erfaßt wie kein zweiter auf Erden.

Christliche Ritterschaft war es, welche die Ritterregeln, zu deren grundlegenden Ideen wir uns noch heute bekennen, schuf; christliche Ritterschaft legte den Kreuzfahrern das Dieu le veult auf die Lippen und das Symbol unserer Erlösung auf die Brust.

Lassen Sie uns, meine Herren, das nicht vergessen; lassen Sie uns, die unser Gelübde an das Kreuz bindet, mit allen Mitteln des Geistes und des Herzens dahin wirken, daß der Christusglaube auch außerhalb unseres Ordens und namentlich in den Genossen unseres Standes immer mächtiger schaffe und wirke.

Nur dann bleibt der Adel seiner historischen Ueberlieferung treu, wenn er, unbeirrt um das materialistische Geschwätz der Zeit, sincere et constanter, Hand in Hand mit der christlichen Kirche den Weg durch die Jahrhunderte wandelt.

Das christliche Sittengesetz hat im Verlauf der hinter uns liegenden revolutionären Entwickelung viel von der Festigkeit der Stellung verloren, die ihm im Gesellschafts- und Staatsleben gebührt, wenn anders die Fort-Existenz der Gottesordnungen auf Erden gesichert bleiben soll. Es wieder zu heben, ist eine der vornehmsten Aufgaben des führenden Standes. Noch hat der Adel in unserem Volksleben den Boden unter den Füßen nicht verloren.

Was immer die Gesetzgebung ihm aberkannt haben mag; die breiten Schichten unseres Volkes, die noch immer gut gesinnt sind und zu ihrem Könige stehen und halten, haben das althergebrachte Bewußtsein der Führerschaft des Adels noch nicht verloren.

Freilich auch der aus dem Sumpfe des Antichristenthums, des Naturalismus und Atheismus aufsteigenden Ottern, denen schon allein der Begriff Edelmann den Schaum der Wuth auf die Zunge bringt, existiren eine Anzahl. Und es ist immerhin lehrreich und für die Erfüllung ihrer Aufgaben nicht unwichtig, wenn diejenigen meiner Standesgenossen, die bisher ruhig und harmlos in die Welt geschaut haben, nichts Arges von ihr denkend, einen Begriff jener Elemente bekommen.

So hatte vor Jahren ein bekannter Naturalist und „guter Revolutionär“ die „Unverfrorenheit“, die, wenn sie nicht aus offenbarstem Haß entspringt, mindestens ein schlechtes Geschichtsstudium beweist, den preußischen Adel das Schlinggewächs an die märkische Eiche zu nennen, das entfernt werden müßte. Und im August 1888 nach der Sonnenburger Rede unseres erhabenen Kaiserlichen Herren, fiel die jüdisch-freisinnige Presse in einer Weise über den Adel her, die geradezu schamlos zu nennen ist und sprachen Leute, wie Reichstagsabgeordnete, zu ihrer Gefolgschaft in einem Tone, der den ganzen fanatischen Haß gegen alles das athmet, was sich über das Niveau der Gewöhnlichkeit erhebt und für die geheiligten Ordnungen Gottes auf Erden eintritt. Jene Elemente sind in ihrer Wuth so blind, daß sie nicht sehen, oder so von Verleumdung erfüllt, daß sie nicht sehen wollen, wie jene Kaiserliche Ansprache ja durchaus nicht auf neue Privilegien hinzielt, die etwa dem Adel zu Theil werden sollen, sondern auf neue Leistungen des Adels hinweist, Leistungen des Standes, dessen Urväter allerdings als die Edelsten von einem edelen Volke selbst zu Führern gewählt worden sind, Leistungen, die unser Stand dem gemeinen Wohle der christlichen Sitte und dem deutschen Vaterlande noch vermehrt als bisher schon thun soll.

Wenn von den gewissermaßen gewerbsmäßigen haßerfüllten Gegnern des Adels die Rede ist, mag auch des letzthin erst gethane Ausspruches eines Hauptführers der sogenannten Freisinnigen Erwähnung geschehen, der — nicht genug, den Adel im Allgemeinen in Mißcredit bringen zu wollen, sein Gift direct auf unseren Orden selbst ausspritzt, indem er am Schlusse eines schmachvollen Angriffes auf den Adel und den Johanniterorden ausruft: „Was wollen diese Leistungen des gesammten Johanniterordens mit seinen circa

2000 Mitgliedern besagen, gegenüber den Geschenken, Stiftungen und Vermächtnissen für Arme und Kranke, die ohne Ritterschlag und Ordensinsignien, beispielsweise alljährlich aus bürgerlichen, christlichen und auch jüdischen Kreisen, allein in der Reichshauptstadt in schlichtester Weise gemacht werden?

Ich enthalte mich, dem Urtheile meiner Herren Ordensbrüder, meiner Standesgenossen und aller vornehm denkender Leute, dieser Geringschätzung gegenüber vorzugreifen, die, gar wohl berechnet und überlegt, als vergifteter Pfeil auf die Armbrust gelegt worden ist; möchte aber noch erwähnen, daß die Geschichte zahlreiche Urtheile Anderer beibringen kann und liefert, die über den Werth des Adels ganz anders denken und gedacht haben, als jene Elemente und bringe als eins davon nur das bei, was mir gerade einfällt, daß Schopenhauer, dem man wahrhaftig keinen Byzantinismus vorwerfen kann, sagt: „Der Adel gewährt den doppelten Nutzen, daß er einerseits das Recht der Besitzer und andererseits das Geburtsrecht des Königs stützen hilft; denn der König ist der erste Edelmann im Lande". Es war meine Pflicht, die Herren auf die Gegenden aufmerksam zu machen, in denen die wilden Haufen unserer wilden Feinde sich zu sammeln trachten. Ein schönes, Dank erweckendes Gefühl ist es aber, bei unserem Auslug in das Land auf allen anderen Punkten, wo nicht das blutrothe Fahnentuch weht, also in den — Gott sei Dank — noch überwiegenden christlichen und königstreuen Schichten des Volkes noch Liebe und Sympathie für uns zu sehen, Verständniß für die sociale Führerschaft unseres Standes; unseres Standes, der mit tausend und abertausend Ketten edlen Patriarchenthums, aufopfernder Lehnstreue, helfender Fürsorge und gemeinsamen Leidens dem Volke von Alters her wechselwirkend verbunden ist und noch jetzt, wie Immermann sagt, eine magische Kraft der Sympathie ausübt, sobald er rechter Adel ist.

(Schluß folgt.)

Die Eröffnung der ersten Volks-Kaffee- und Speisehalle in Berlin,

Niederwallstraße, an der Ecke der Kreuzstraße, hat am 27. v. Mts., dem Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs, in den Mittagsstunden stattgefunden. Eine stattliche Menge von Gesellschaftsmitgliedern und Gästen mit ihren Damen wohnte derselben bei.

Das geräumige Parterrelocal, welches abends durch Butzke-Lampen hell erleuchtet werden kann, bietet für 100 Männer und in einem von der Kreuzstraße besonders zugänglichen Raume für 30 Frauen Sitzplätze. Die Wände sind mit den Bildern der kaiserlichen Familie, die an dem Festtage von Guirlanden umgeben waren, geschmückt. Die Räume sind einladend und sauber und werden gewiß für viele einer billigen Mahlzeit Bedürftige einen willkommenen Aufenthalt bieten.

Der Vorsitzende der Gesellschaft, Johanniter-Ritter Graf von Dönhoff-Friedrichstein setzte in seiner Eröffnungsrede auseinander, wie die Gesellschaft nach dem Vorgange anderer Städte bestrebt sein wolle, auch den Minderbegüterten in gastlich durchwärmten Räumen eine Mahlzeit zu mäßigen Preisen zu bieten und nicht etwa als Almosen, sondern bei Engros-Einkäufen zum Selbstkostenpreise zu verabreichen. Der Redner schloß mit dem Wunsche, daß dem „Sonntagskinde" bald größere Hallen in anderen Stadttheilen folgen möchten, wenn es der Einrichtung gelänge, sich die Gunst des Publikums zu erwerben. Die Tendenzen der Gesellschaft entsprächen durchaus den Grundsätzen des Hohenzollernhauses, welches die Hilfe der Armen auf seine Fahne geschrieben habe.

Ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und sein Haus schloß sich an die Rede.

Die darauf von den Anwesenden vorgenommene Probe hatte die besten Ergebnisse; man kann dort für 30 Pf. eine recht gute Portion Mittagessen, bestehend in Suppe, Gemüse und Fleisch erhalten, eine kleine Portion kostet sogar nur 20 Pf. Abendessen 10 bis 20 Pf. Branntwein wird nicht verabfolgt, Getränkzwang besteht überhaupt nicht.

Wir wünschen dem segensreichen Unternehmen glücklichen Fortgang. (Staatsbürger-Ztg.)

Das elektrische Licht den Verwundeten auf dem Schlachtfelde eine Hilfskraft.

Am Schluß eines Aufsatzes über Verwerthung des elektrischen Lichts bei der Kriegführung (Octoberheft 1888 der „Neuen Militärischen Blätter") empfiehlt der Kgl. Bayerische Lieutenant der Reserve, Ingenieur Max Braun mit warmen Worten jenes Licht zur Erhellung großer Schlachtfeldstheile, zwecks Vervollständigung der Blessirtenfürsorge sowohl, wie auch zur Verscheuchung der „Hyänen" des Kriegsschauplatzes.

Besser als bei dem trüben Scheine von Laternen und Fackeln oder der grauenhaften Beleuchtung durch brennende Dörfer, können hinfüro die Aerzte und deren Helfer vielen Schwerverwundeten dienstbar sein, welche man noch in der Nacht zum Verbandplatze bringt. Mancher, der unter unsäglichen Schmerzen bisher abseit bei Kälte oder Regen erst bei Tagesbeginn Hilfe gewärtigen oder vergeblich erhoffte, wird durch das elektrische Licht gerettet aus Todesangst oder Todesnähe. U. s. w.

„Das Verlangen nach möglichst umfangreicher Anwendung des elektrischen Lichts für Zwecke dieser Art ist ein vollberechtigtes." (E. Gr. L.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

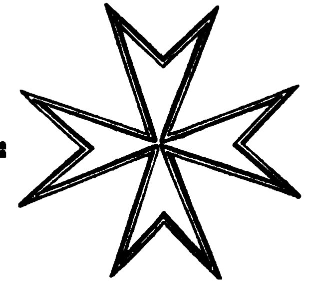
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 20. Februar 1889. Nr. 8.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	46			
	Zugang pro "	34			
		80			
	Abgang "	22			
	Bleibt Bestand	58	58	1 628	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	49			
	Zugang pro "	24			
		73			
	Abgang "	24			
	Bleibt Bestand	49	49	1 467	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1889	66			
	Zugang pro "	3			
		69			
	Abgang "	3			
	Bleibt Bestand	66	66	2 066	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	31			
	Zugang pro "	16			
		47			
	Abgang "	19			
	Bleibt Bestand	28	28	993	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	40			
	Zugang pro "	13			
		53			
	Abgang "	18			
	Bleibt Bestand	35	35	1 149	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	30			
	Zugang pro "	26			
		56			
	Abgang "	28			
	Bleibt Bestand	28	28	946	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	24			
	Zugang pro "	22			
		46			
	Abgang "	13			
	Bleibt Bestand	33	33	831	43
	zu übertragen		297	9 080	475
	Uebertrag		297	9 080	475
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	24			
	Zugang pro "	12			
		36			
	Abgang "	12			
	Bleibt Bestand	24	24	794	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	36			
	Zugang pro "	21			
		57			
	Abgang "	15			
	Bleibt Bestand	42	42	1 250	50
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	18			
	Zugang pro "	26			
		44			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	28	28	820	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	30			
	Zugang pro "	21			
		51			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	35	35	941	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	30			
	Zugang pro "	31			
		61			
	Abgang "	27			
	Bleibt Bestand	34	34	1 148	54
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	31			
	Zugang pro "	34			
		65			
	Abgang "	22			
	Bleibt Bestand	43	43	1 236	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	17			
	Zugang pro "	22			
		39			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	23	23	585	40
	zu übertragen		526	15 854	786

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1889.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		526	15 854	786
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	60			
	Zugang pro " "	34			
		94			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	70	70	2 091	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	18			
	Zugang pro " "	23			
		41			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	29	29	669	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	37			
	Zugang pro " "	21			
		58			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	48	48	1 320	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	18			
	Zugang pro " "	19			
		37			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	19	19	766	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	16			
	Zugang pro " "	21			
		37			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	25	25	524	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Junnar 1889	18			
	Zugang pro " "	17			
		35			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	18	18	474	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	22			
	Zugang pro " "	27			
		49			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	21	21	654	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	14			
	Zugang pro " "	20			
		34			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	20	20	487	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1889	10			
	Zugang pro " "	1			
		11			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	11	11	334	12
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	10			
	Zugang pro " "	16			
		26			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	13	13	257	20
	zu übertragen		800	23 430	1 259

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1889.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		800	23 430	1 259
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	7			
	Zugang pro " "	9			
		16			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	11	11	325	19
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	13			
	Zugang pro " "	27			
		40			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	20	20	543	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	3			
	Zugang pro " "	3			
		6			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	5	5	147	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	3			
	Zugang pro " "	2			
		5			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	4	4	116	12
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1889	32			
	Zugang pro " "	—			
		32			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	30	30	963	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	19			
	Zugang pro " "	23			
		42			
	Abgaug " " "	20			
	Bleibt Bestand	22	22	775	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	6			
	Zugang pro " "	17			
		23			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	8	8	400	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	17			
	Zugang pro " "	21			
		38			
	Abgang " " "	25			
	Bleibt Bestand	13	13	449	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	25			
	Zugang pro " "	8			
		33			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	29	29	852	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. Januar 1889	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	82
	zu übertragen		942	28 000	1 580

*) Während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		942	28 000	1 580
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	21			
	Zugang pro "	8			
		29			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	16	16	608	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Januar 1889	4			
	Zugang pro "	6			
		10			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	4	4	127	38
37.	**Ludwigsluft** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Januar 1889	35			
	Zugang pro "	50			
		85			
	Abgang " "	36			
	Bleibt Bestand	49	49	1 445	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Januar 1889	6			
	Zugang pro "	16			
		22			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	10	10	315	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Januar 1889	13			
	Zugang pro "	3			
		16			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	16	16	432	20
	Zusammen		1 037	30 927	1 718

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar c. beträgt 559, davon sind gestorben 56
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 36
geheilt 467
wie vor 559.

---

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. December 1888** . . . . . 33 Kranke.
Zugang pro **December 1888** . . . . . . 32 "
65 Kranke.

Davon sind
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 17
geheilt 15
33 "

Bleibt Bestand am **1. Januar 1889:** . . 32 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 20 orientalische Christen und 11 Muhamedaner.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro December 1888 beträgt 1091.

Poliklinisch wurden 578 Personen behandelt.

Die Aufgaben des Adels in der christlich-socialen Bewegung der Zeit.

(Schluß.)

Der Adel ist nur so lange machtlos, als er, sich selbst vergessend, nicht an seine Macht glaubt. Es erscheint darum heute als seine erste Pflicht, sich auf sich selbst zu besinnen, um dann mit allen ihm nach seiner Eigenart gewährten gesellschaftlichen Mitteln die Rückführung der Volksmassen unter die Autorität des Christenthums und der mit diesem engverbundenen Gottesordnungen auf Erden anzustreben. Nachdrücklich aber kann dies freilich nur dann geschehen, wenn der Adel in erster Linie der eigenen Regeneration gedenkt und am eigenen Standeskörper im christlichen Sinne wirkt.

Ich möchte hierbei von der Grundlage aller socialen Gliederung ausgehend, vor allem das Familienleben berühren. — Welche Figur voll Anmuth und Hoheit, welche Figur: — die deutsche Edelfrau!

Von dem Goldgrunde christlicher Reinheit und germanischer Keuschheit strahlt das Bild unserer Ahnfrauen.

Es liegt nur an uns, dies heilige rührende Bild, dies wahrhaft sprechende Symbol von gottgefälliger Zucht und Ordnung, wirthschaftlichem und häuslichem Sinn, pflegender Barmherzigkeit und selbstloser Opferfreudigkeit, auch jetzt und ferner in seinem milden, verklärenden und so unendlich zartem Lichte leuchten zu lassen.

Edelfrau und Edelfräulein, eine jede an ihrem Theil, trete ergänzend ein in die Arbeit der Männer, Väter und Brüder.

Christliche Kinderzucht; welche Fülle von edelschöner Thätigkeit schließt allein dies Wort in sich.

Leitung des Gesindes im Sinne der Gebote Gottes und Seiner Kirche, Führung des Haushaltes nach gewissenhafter Anpassung der Verhältnisse, Aufheiterung des Gatten und Vaters, weiblich zarte Rathertheilung und Ausübung von Werken der christlichen Nächstenliebe: das alles sind unverwelkliche Blumen und Blüthen in der deutschen Frauen Ehrenkranz. Entziehen wir uns ja nicht ihren Einflüssen. Die Einwirkung einer wahrhaft edlen Frau ist unter allen Umständen segensreich. Lassen wir sie Einblick thun in unsere Mühen und Sorgen, soweit dies angeht; fügen wir uns ihren zarten, liebevollen Worten, wenn sie unseren Sinn auf Hohes lenken und, von Gott uns sprechend, den heimischen Heerd zum Altar umwandeln.

Gewiß ist die Thatsache der Einwirkung frommer Edelfrauen zuzuschreiben, die das Gegentheil von frömmelnden sind, auf deren Ausrottung gedrungen werden wüßte, daß die innere Mission ihre Stützen ganz besonders im offenen Herzen und in der offenen Hand des Adels findet.

Auf jeden Fall, die Ausübung werkthätiger Nächstenliebe kann Niemand unserem Stande absprechen.

Und doch, die rasende Schnelligkeit, mit der das

Rad unserer socialen Zustände dem Abgrunde zurollt, erfordert — soll ihm der Keil noch zu rechter Stunde unterschoben werden — noch ganz andere Mittel, ganz andere Kraftanstrengungen.

An die Stelle der **Zersplitterung** trete die **Zusammenfassung** der Kräfte.

Aus dem **Standesbewußtsein** heraus, nicht aus dem **Individualismus**, in dem sich heute noch sein Wollen und Können zersplittert, trete der Adel an die Bewältigung der zahlreichen socialen Aufgaben, die sich ihm auf Schritt und Tritt entgegendrängen und die hier eingehender zu beleuchten die Zeit eines Vortrages nicht gestattet. Nur das kann ich mich nicht enthalten, schon hier zu erwähnen und mit aller Energie darauf hinzuweisen, daß das gemeinnützige und socialreformatorische Hervortreten **einzelner** Edelleute nicht genügt, das fand, wie ja immer, so auch besonders vor der großen französischen Revolution und auch vor 1848 statt. Hat es etwas genützt? Heute ist die Losung: Aufraffen des **gesammten Adels**, als Stand, als Körperschaft. Selbstverständliche Voraussetzung dabei ist, daß vorerst der Einzelne im Rahmen des Ganzen sich seiner Pflichten voll bewußt ist, um als Glied in der Kette tüchtig und brauchbar zu sein. Aus einzelnen Steinen baut man Mauern, der gegenseitige Kitt macht sie haltbar. Wo die aristokratisch-sociale That auszuführen und wie, das wird dem Edelmanne allezeit das Bewußtsein sagen, das er von seinen Pflichten tief in der eigenen Brust hegt.

„Adel verpflichtet", verpflichtet einen Jeden an seiner Stelle in seiner Lebensstellung einzutreten, nach seinen Mitteln und Kräften nicht nur für die hohe Idee besonderer Aufgaben, die ihm allein schon durch seine Geburt auferlegt ist, auch nicht nur als bloßer Mitarbeiter an den allgemeinen Aufgaben der Zeit auf dem Plan zu stehen, sondern allewege und in allen Stücken seinen Mitbürgern ein Vorbild zu sein.

„Ich dien" ist ein ebenso demüthiger wie stolzer, echt ritterlicher Wahlspruch. Befolgen wir ihn; dienen wir gern und freudig, an welchem Platze es sei, mit dem Bewußtsein, daß der **wahre Christ** nicht allein dem Menschen oder dem Staatswesen dient, sondern in erster Linie, durch die Erfüllung seiner Aufgaben, seinem Gotte. Wenn sich ein Jeder dessen bewußt ist, dann wird das Dienen selbst unter schwierigen Verhältnissen leicht. **Jemandem** muß **Jeder** dienen und, wie gesagt, in letzter Linie Gott. Wirken wir darauf, daß dies stolz-demüthige Bewußtsein Gemeingut **Aller** werde. Dann wird die Unzufriedenheit geringer und geringer werden. Man dient eben „mit Freudigkeit um Gottes Willen."

Mit Schild und Schwert der Adel,
Der Schneider mit der Nadel.
Ein Jeder ist an seinem Platz,
Behütet er der Ehre Schatz.

Das ist ein charakteristischer Spruch für das „Dienen" eines „Jeden."

„Fromm, weise klug und mild,
Gehöret in des Adels Schild.
Gleichwie das Alter von der Jugend,
Also der Adel kommt von der Tugend."

So lautet ein anderer alter Wahrspruch unseres Standes; ihn sollte jeder Edelmann sich tief ins Herz schreiben und früh seinen Kindern lehren.

„Die Wohnstube der Eltern sei der Erziehungs-Platz der Kinder" sagt ermahnend der edelherzige Pestalozzi. Dessen müssen wir Edelleute ganz besonders eingedenk sein. Denn die Schule aller Grade — leider auch oftmals unterstützt von solchen außerhalb der öffentlichen Schulen Stehenden, die es für opportun halten, ihnen so lange als möglich jeden Anklang an ihren Geburtsstand — fern zu halten — thut alles, um das adelige Bewußtsein aus den Herzen unserer Kinder zu reißen. Ja, Spott und Hohn ergießt sich nur zu oft, und zwar gewöhnlich vom „aufgeklärten und aufklärenden Herrn Lehrer" geschürt oder begünstigt, über die unglücklichen Unschuldigen; und wallt denselben dann schließlich einmal das Blut ihrer Väter über, so hallt und schallt es wieder von Frechheit und Unbotmäßigkeit, Adelstolz und Dummheit. Wie oft hört man von leichtfertigen und böswilligen Zungen das Wort hinwerfen: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz".

Ja, meine Herren; erstens thun jene diesen Ausspruch meist lediglich in tendenziöser Absicht, ohne sich die Mühe zu nehmen, des weiteren zu prüfen.

Zweitens aber ist und bleibt wirklich dummer Stolz unter allen Umständen dumm. Dummer Stolz mit der gewöhnlich aus ihm resultirenden Arroganz verdient allerdings der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden und ist unter allen Umständen das Zeichen eines Menschen, der wohl den äußeren Glanz, nicht aber den inneren Werth des Standes geerbt hat.

Der edle, wahre Stolz aber, der weit davon entfernt ist, an Hochmuth zu grenzen, vielmehr aus dem erhebenden Bewußtsein wahrer Bescheidenheit entspringt, die tagtäglich die Frage aufwirft „machst Du Dich auch Deiner Väter wirklich werth"; der wahre Stolz, der in dem richtigen Auffassen besonderer hoher Pflichten und dem freudigen Gefühle besteht, diese besonderen Pflichten im Geiste edeler Vorfahren erfüllen zu können und in jenen Vätern leuchtende Vorbilder in Erfüllung alles Edelen und Guten zu besitzen, — dieser Stolz ist wohl berechtigt, die Brust desjenigen zu schwellen, der das Glück hat, einem Stande anzugehören, dessen Kriterium darin besteht, besondere Pflichten aufzuerlegen.

Rechten Stolz soll und muß ein **jeder** ehrliebende Mensch besitzen; der niedrigste wie der höchste.

Stolz schützt vor Gemeinheit. Und schon der heidnische Cicero sagt, daß er den für keinen ehrliebenden Menschen halte, der nicht auf seine Väter stolz sei. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß aus der grauen Vorzeit nur Thaten hervorragender Leute Aufzeichnung in den Chroniken gefunden haben; und der

Adel — abgesehen davon, daß seine Väter wirklich hervorragende edele Leute waren — mehr Aufzeichnungen seiner Väter findet, als dies bei anderen Ständen der Fall sein kann.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
Ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht."

Diese Worte, die direct auf die Familiengeschichten bezüglich sind, ruft Göthe aus.

Meine verehrten Standesgenossen, versäumen Sie ja nicht die Geschichte Ihrer Väter, Ihre Familiengeschichten zu studieren. Der goldenen Blätter genug werden Ihnen entgegen leuchten. Und nicht nur todte Buchstaben, den Geist Ihrer Ahnen lassen Sie auf sich wirken und versäumen Sie ja nicht, diese wohlthätige Wirkung auch auf Ihre wie überhaupt die Kinder des Standes zu übertragen. Mit einem Worte: die Erziehung der adeligen Jugend zur vollen Erfassung der ernsten Sonderpflichten ihres Standes und zum Bewußtsein des christlichen wie socialen Standpunktes, welche die Welt- und Gesellschaftslage von demselben und jedem einzelnen seiner Mitglieder verlangt, muß den Eltern und dem ganzen Stande noch immer mehr zur ernstesten Herzenssache werden.

Man scheue hierbei nicht den Vorwurf der Exclusivität, den nur Unverstand oder Böswilligkeit erheben können. Der rechte Edelmann hat zu allen Zeiten das Verhältniß zu seinen Mitbürgern im rechten Ein- und Zusammenklang der Rechte und Pflichten der verschiedenen Gesellschaftsklassen erfaßt. Man glaube es nur, der gesunde Theil des Volkes unterscheidet instinctiv sehr gut zwischen jenen Börsenspekulanten, die ein buntes Schild auf dem Wagenschlage haben, hochmüthig verächtlich auf die ehrlichen Arbeiter herabsehend, unter deren Niveau sie in allen Beziehungen des inneren Werthes stehen, und dem echten und rechten Adel, dem das Wohl des Volkes am Herzen liegt, weil er christlich und ritterlich denkt und handelt; dessen Genossen mit Freude und Stolz ihre Hand in die des Bauern oder Arbeiters legen, wenn diese sie im Gefühle altererbter Hintersassenschaft oder vielleicht als Soldaten des Regimentes ihnen darbieten, in dessen Reihen beide — Gemeiner und Officier — Brust an Brust gefochten haben.

Bonté et Valeur! Ein bourbonischer Wahlspruch.

Ich fahre fort und wiederhole es: der gesunde Theil des Volkes will nichts von einem nur verschwommenen Adelsbegriff wissen, den nur der nivellirungssüchtige Liberalismus erstrebt; indem er die glänzende Ornamentik, die dem Adel noch geblieben, in satanischer Erkenntniß, daß er damit ihn am ehesten vom rechten Pfade abgelenkt sieht, gewissermaßen als Nagebrocken, als Spielzeug beläßt.

In fabelhafter Blindheit und unverzeihlicher Kurzsichtigkeit nehmen in der That manche Adelige, von Eitelkeit und Indolenz geplagt, jenen Brocken an; jenes Spielzeug, mit dem zu spielen sie von denen lebhaft ermuntert werden, die dadurch, daß ihre geborenen Gegner sich mit thörichten Spielereien abgeben, auf den Gebieten freie Hand haben, wo ihnen infolgedessen kein Gegner entgegensteht. —

Es giebt nur zwei Wege, unter denen zu wählen. Entweder man giebt den Adel einfach dem revolutionären Proceß der Zeitentwickelung Preis oder man wendet alle zu Gebote stehende Mittel an, denselben in entsprechender Berücksichtigung der veränderten Zeitverhältnisse als ein lebenskräftiges sociales Glied zu erhalten.

Ein Adel, der nicht die Kraft hat, vollbewußt als solcher aufzutreten oder, was noch schlimmer ist, sich zu sich selbst zu bekennen und seinen Pflichten entsprechend, thatkräftig sein sociales Wollen in die Waagschale zu werfen, ist in der That der Weiterexistenz nicht werth. Der Adel ist, ich wiederhole es, in Wahrheit die Stütze des monarchischen Princips, des Gottesgnadenthums unserer Könige, jener von Gottes Gnade eingesetzten Institution, die eine der ersten aller Gottesordnungen auf Erden ist und — richtig aufgefaßt — in den Falten des Purpurs das Heilmittel birgt, dem in Sackleinwand einestheils und in goldene Ketten gefesselt anderentheils gekleideten Elend der socialen Frage Genesung zu bringen; mit einem Worte die Lösung der socialen Frage zu bewerkstelligen. Das treue Vasallenthum des Adels, den Thron stützend und vom Thron gestützt werdend, ist das geborene Bindeglied zwischen Fürst und Volk.

Ob mit dem Schwerte er dem Feinde wehrt,
Ob mit dem Pflug der Erde Frucht er mehrt,
Ob mit der Feder er dem Staate dient,
Ob um der Künste hohen Preis er minnt.

immer ist es dieselbe Pflicht, die den Edelmann an seinen Beruf im Gesellschafts- und öffentlichen Leben knüpft und ihn außer durch die Pflichten jedes guten Unterthanen und Staatsbürgers, auch noch besonders als Sohn seiner Väter, den höchsten Zielen des von ihm gewählten Berufes entgegendrängt.

Wer einen edlen Namen führt, soll wo immer er stehe, grade jetzt, wo auch der Elemente des aristokratischen Bürgerthums vorzügliche Kräfte mit unserem Stande zusammen hohe Stellen im Staatsdienste einnehmen und wo der erfreuliche Wettbewerb zu desto größeren Anstrengungen auffordert, immer und unverwandt der besonderen Traditionen gedenken, die die Mitgift seines Lebens bilden.

Der Edelmann hat nicht das Recht, sich unter irgend welchem Vorwande von diesen Traditionen zu lösen, sich ihrer Consequenzen zu entbinden.

So lange unsere angestammten deutschen Fürsten es als ein Sonderrecht ihrer Kronen ansehen (was es in der That auch unumstößlich ist) in den Adelstand zu erheben und mit Schild und Helm zu begnaden, hat der deutsche Adel seinerseits die Verpflichtung, nicht nur passiv weiter zu leben, sondern

seine Weiterexistenz durch wahrhaft adelige Thaten zu verdienen.

An Gelegenheit hierzu kann es keinem von uns fehlen.

Meine verehrten Ordensbrüder, lassen wir uns von unserem Beginnen, uns als christliche Edelleute vor aller Welt zu bekennen nicht zurückschrecken von dem Odium, das der Liberalismus mit seinen vielfach schillernden Annexen auf jede Art des positiven Bekenntnisses zu werfen pflegt.

Hat sich unser junger deutscher Kaiser und Protector zu uns bekannt, wie dies in jenen unvergeßlichen Worten zu Sonnenburg geschehen, dann erheischt es unsere Ritterpflicht, an seine Seite zu treten und der Aufgaben gerecht zu werden, die er an uns stellt.

Nicht die staatlichen Organe allein, so sagt das Oberhaupt unseres deutschen Reiches, vermögen die großen Aufgaben zu lösen, die die innere Volksentwickelung stellt; der Kaiser bedarf dazu der Beihilfe der Edelsten der Nation — des deutschen Adels.

Er erkennt damit unserem Stande nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht des Vortrittes zu.

Vergessen wir das nicht, stellen wir uns an die Spitze jeder wahrhaft gemeinnützigen, vom christlichen und germanisch-nationalen Geiste angeregten Unternehmung.

Unser Johannitergelübde legt uns in Krieg und Frieden ernste Pflichten auf, noch außer den an sich schon ernsten Pflichten unseres Standes.

Vertiefen wir uns in sie in dieser vom socialen Wetterleuchten durchzuckten Zeit. Aber hüten wir uns immer wieder, in ihnen den Kreis der Pflichten begrenzt zu sehen, die jeder Edelmann als ein theures Ueberkommniß seines ritterlichen Standes den kommenden Geschlechtern zu überliefern hat; jener Pflichten, die den Adel mahnen, unter allen Umständen sich korporativ zusammenzuschließen, wie ich dies in dem „Mahnrufe an den christlichen Adel" so dringend ans Herz legte.

„L'honneur est le père et l'enfant de la Noblesse." Wieder ein Ausspruch von Montesquieu.

Noblesse oblige! Das werde — Adel verpflichtet — mehr und mehr, immer aufs Neue verjüngend die ruhm- und ehrenreiche Devise des Standes.

Schrecken wir nicht zurück vor Opfern geistiger Arbeit und materieller Darbringungen; und vergessen wir auch nicht, daß Einfachheit wahre Vornehmheit ist.

Qui porte le moins est le plus.

Machen wir diesen altfranzösischen Heroldsausspruch zur Wahrheit in des Wortes weitester Bedeutung.

Luxus, Indolenz und Genußsucht haben schon manch uralt Wappenschild vom Portale unserer Schlösser herabgestürzt und an die Stelle des Ritters den Kaufmann und den jüdischen Wucherer einziehen lassen in die Halle unserer Ahnen. Ich kann nicht anders als hier eine bezügliche Stelle anzuführen, die ich in der Vorrede zu meiner Familiengeschichte geschrieben habe: „Alte Familiensitze, Stammschlösser und Erbgüter werden verschleudert, weil der jetzige Besitzer kein Interesse mehr am Besitz, am Besitze seiner Familie hat, an den sich die Geschichte derselben seit Jahrhunderten klammert, wie der Epheu um den Eichstamm, weil es ihm zu unbequem ist früh aufzustehen und nach der Ordnung zu sehen; zu bäuerisch vorkommt Stall und Scheune zu besuchen; zu altmodisch, in Wald und Flur auf eigenem Grund und Boden sich zu ergehen; zu sentimental, dem Gesang der Vögel, dem Rauschen der Wipfel, dem Murmeln der Quelle zu lauschen; weil es ihm profitabler erscheint, das Terrain zu parzellieren, das Gut zu schlachten; weil es ihm zu gemein vorkommt, unter den Knechten und Mägden zu leben, die ihm treu sein würden, wenn er seinerseits treu für sie sorgte; um schließlich in den großen Städten, den Pestbeulen der Jetztzeit, unter falschen Freunden und ehrlosen Creaturen ein Leben zu vollführen, das ihn und seine Familie nur zu leicht nicht nur an den Bettelstab, sondern über den Rand des Abgrundes von Schmach und Schande bringt. Die Burgen, auf deren stolzen Zinnen ein stolzes Geschlecht gestanden, um weit hinaus in die Gauen des Landes auf eigenes Gebiet zu schauen, zerfallen immer mehr; nicht einmal den Namen nach kennt sie häufig die Jetztzeit." — Von der historischen Scholle des Familiengutes losgelöst, das doch immer noch einen gewissen Zusammenhang der Vettern unter einander bietet, läßt sich dann nur zu oft der „fahrende arme Ritter" um des Mammons willen in Sachen ein, die ihm keine Ehre einbringen. Das Geschlecht verarmt, die Geschlechter verarmen; aus Geschlechtern besteht der Stand.

Aus einer gewissen gedrückten Stellung sich emporzuraffen, ist schwer und gelingt nur energischen, von wahrem christlich-adeligen Geist durchdrungenen Charakteren und selbst diese können dabei einer kleinen Dosis „Glück" nicht ganz entbehren. Andere verarmen entweder ganz oder sie gehen, indem sie alle Ritterpflicht bei Seite legen, Ruf und Namen aufs Spiel setzend, schließlich ihrer Ehre verlustig.

Es ist hohe Zeit, daß diesen traurigen Perspectiven nach Möglichkeit gesteuert und daß dem Niedergange des Standesvermögens ein Ziel gesetzt werde.

Um gleich von Hause aus irgendwelche leichtfertige Insinuationen zu coupiren, theile ich hier die Stelle einer Rede des Freiherrn von Lilienkron mit, die derselbe auf dem fünften ordentlichen Adelstage zu Berlin 1886 hielt und der nicht nur ich mich voll und ganz anschließe, sondern die auch damals den ungetheilten Beifall der Versammlung fand.

Herr von Lilienkron sprach von Majoraten und Fideicomissen und äußerte sich weiter wie folgt: „Der dritte Punkt, der den Adel so tief geschädigt hat, ist der, daß seine Söhne sich oft verleiten lassen, des Geldes wegen zu heirathen. Ich möchte da meine Anschauungen in wenige Worte zusammenfassen: Ein Edelmann, der ein armes Mädchen heirathet, während

er selbst nicht in der Lage ist, eine Familie zu ernähren, begeht eine Dummheit; und ein Edelmann, der ein Mädchen nur seines Geldes weden heirathet, begeht eine Gemeinheit."

Ja, meine Herren, wandelt des Adels goldene Jugend weiter wie bisher leider so häufig die Wege der Verschwendung und des Leichtsinnes und wird ihr nicht aus der Mitte des Standes heraus ernst und wohlmeinend das vorgehalten, was sich als natürliche Consequenz egoistischen unadeligen Handelns ergiebt, dann werden uns bald aus der Liste unserer Officiercorps Namen entgegen treten, von denen wir sagen müssen „Sie gefallen uns nicht".

Abhilfe kann nur durch ernstlichen, wirklich durchgeführten Willen und dadurch geschaffen werden, daß ein Jeder nach seinem christlich-adeligen Gewissen lebt und allenthalben bestrebt ist, seinen Standesgenossen als gutes Beispiel zu dienen.

Diese Voraussetzung aber, sollte — so meine ich — bei Trägern des schlichten Linnenkreuzes, dieses Symbols der Demuth und edlen Niedrigkeit niemals fehlen dürfen.

Auch die Pflichten der Repräsentation haben ihre Grenze; und eiserne Zeiten, wie es die unseren sind, trotzdem Viele durch das Flittern des goldenen Kalbes, um das sie tanzen, die Schwere der Situation nicht erkennen, verlangen eiserne Erziehung, Stählung von Energie und Selbstbescheidung, Abtötung unnützer Verweichlichungen und (worauf ich ganz besonders aufmerksam mache, da es mich in der Seele empört wenn geckenhafte Nichtsthuer raffinirte Genüsse hinter den hausgroßen Fenstern der heutigen Cafées lümmeln, während auf der Straße hungernd und frierend der Arme seiner Arbeit nachgeht) Verwerfung der das darbende Volk mit Recht aufreizenden Ueppigkeit der Lebensgewohnheiten.

Schon vorhin streifte ich das Verlustiggehen der väterlichen Scholle. Ich möchte als ganz besondere Pflicht des Adels doch noch erwähnen: die Erhaltung des ritterschaftlichen Grundbesitzes in den Händen unseres Standes.

Mit Recht sagt darauf bezüglich Herr von der Decken im deutschen Adelsblatt „Es ist ein tief trauriger Anblick, sehen zu müssen, daß viele große Familien die Jahrhunderte lang Säulen des Staates und Träger der Geschichte waren, oft durch eigene Schuld, weil sie es versäumten, ihren Besitz in der Familie zu befestigen, völlig verarmt dastehen. Jeder echte Aristokrat aber muß sich empören bei dem heutzutage leider Gottes so oft auch ohne Noth vorkommenden frivolen pietätlosen Verkaufe eines alten Familiengutes; wenn die Schlösser und Burgen der Vorzeit, diese nationalen Denkmale verschwinden, wenn man sie auf den Abbruch verkauft oder Fabriken darin einrichtet. Fluch über diese Güterschlächter!"

Wahrlich, ein wahres, nicht genug zu beherzigendes Wort.

Möchte unser trotz aller Verleumdung des Liberalismus noch immer im besten Sinne des Wortes volksthümlicher Adel mehr und mehr erkennen lernen, daß der Boden, aus dem ihm — nach dem göttlichen Worte „habet die Brüder lieb" — seine Kraft für die Wohlfahrt seiner Mitbürger wie nicht minder und ganz besonders die seiner eigenen Angehörigen ersteht, der des Gemeinsinnes ist.

In diesem Sinne meine Herren Ordensbrüder, ende ich mit dem dichterischen Worte eines Standesgenossen, das ich jüngst in den Spalten des schon vorher erwähnten deutschen Adelsblattes fand:

„Nicht ins Turnier mehr reiten,
Nicht in den Kreuzzug zieh'n;
Und doch — es giebt zu streiten!
Und vor dem Adel breiten
Sich wie in alten Zeiten
Noch Thaten heldenkühn.

Wie in vergangnen Tagen
Noch gilt die heil'ge Pflicht,
Den Schild mit Ehren tragen;
Und Heroldsrufe fragen:
Den Kampf, wer will ihn wagen?
Auf, auf! und zaudert nicht.

Um hohe heil'ge Güter
Es geht ein Kreuzzug an;
Es schau'n die Ahnen nieder —
Auf! Zu den Waffen wieder
Und ihnen nach, ihr Brüder,
Nach! — und das Kreuz voran!

Und ob der alte Drache
Sich grimmig auch geberd'
Es gilt eine heil'ge Sache! —
Drum, adlig Herz erwache
Zu edler That — und mache
Dich deines Namens werth!"

Clemens Freiherr von Hausen.

Der Central-Verein „Mädchenhort" für die Gemeinden Berlins

hat sich seit den 6 Jahren seines Bestehens ein weites Feld seiner Thätigkeit geschaffen und einem Bedürfnisse Rechnung getragen, das allseitig anerkannt wird. Mit 7 armen schulpflichtigen Mädchen, dem Arbeiterstande angehörig, begann der Verein in der St. Elisabeth-Gemeinde und hat jetzt mit seinen in verschiedenen Gemeinden gewonnenen Anstalten über 100 Mädchen in seiner Pflege. Diese Gemeinden gehören zu den ärmsten der Stadt.

Vom Schlusse der Schule bis Abends 7 Uhr, wo die Eltern von der Arbeit heimgekehrt sind, werden die Mädchen beköstigt und in Hand- und Schularbeiten unterwiesen resp. beaufsichtigt. Die Mädchen werden ohne Unterschied des Glaubens aufgenommen; die Noth allein entscheidet über ihre Aufnahme.

Wer die armen Stadtgegenden Berlins besucht und gesehen hat, wie die Mädchen ihre schulfreie Zeit ohne Aufsicht und Beschäftigung auf den Straßen, mit Knaben untermischt, verbringen, der wird es empfinden, wie segenbringend die in Rede stehenden

Anstalten wirken müssen, wenn sie das für's Haus bestimmte Mädchen, seinem Berufe entsprechend, in häusliche Zucht nehmen.

Um die bestehenden Anstalten zu erhalten, bezw. solche auch in anderen armen Gemeinden Berlins zu errichten, ist dem Centralverein „Mädchenhort" eine Hauscollecte bewilligt worden, der wir reichen Erfolg wünschen.

Möge man auch in anderen großen Städten in der hier dargelegten Fürsorge thatkräftig vorgehen.

Gemeinnützige Freigebigkeit.

Die schöne Tugend der Freigebigkeit hat sich mit der Zunahme des Wohlstandes und mit dem Erstarken der gemeinnützigen Thätigkeit auch in Deutschland immer weiter verbreitet. Fast alle großen Kaufleute und Industriellen pflegen jetzt in ihren Testamenten auch ihre Mitarbeiter und die Wohlfahrtseinrichtungen ihrer Gemeinden zu bedenken. Es liegt darin ein versöhnender Ausgleich der socialen Unterschiede. Ohne die Ansammlung erheblicher Reichthümer könnten Großhandel und Großindustrie heutzutage nicht gedeihen und wirthschaftliche Krisen von ihren Arbeitern nicht abwenden; aber die großen Vermögensungleichheiten sind auf die Dauer nur erträglich, wenn sich die Reichen ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft bewußt werden und für ihre Mitbürger gern freiwillige Opfer bringen. Dieses sociale Pflichtbewußtsein ist in unseren Tagen überall rege. Den neuesten Beweis davon liefert die sächsische Residenz. Es ist hier in Dresden kurz vor Weihnachten ein Verein „Volkswohl" entstanden mit dem Zwecke, durch Begründung von Volksheimen ohne Zwang zum Alkohol- oder Biergenuß eine Annäherung aller Volksklassen zur Pflege edler Geselligkeit und Fortbildung herbeizuführen und zum Schutz, sowie zur Ausbildung von Frauen und Mädchen in der einfachen bürgerlichen Haushaltung ein Frauen- und Arbeiterinnenheim zu errichten. Diese Idee hat weithin Anklang gefunden.

Es sind sofort nach dem Bekanntwerden des Planes kleinere und größere Geschenke und Anerbietungen zu persönlicher Hilfeleistung eingegangen. Herr Friedrich Siemens spendete 20 000 Mark für ein Volksheim in der Altstadt und ein anderer Großindustrieller Dr. von Heyden 5 000 Mk. für ein Frauen- und Arbeiterinnenheim, wofür eine deutsche Frau in der Schweiz bereits 1 000 Mk. eingesandt hatte. Herr Commerzienrath Bienert sicherte dem Verein jährlich 2 000 Mk. zu, ein Jahresbeitrag, der in der Geschichte gemeinnütziger Vereine bisher wohl selten erreicht sein dürfte. Herr Consul Spieß hat schon früher 50 Mk. Jahresbeitrag und 500 Mk. für die Einrichtung des ersten Volksheims gezeichnet. Die erste Gabe von 500 Mk. für ein Volksheim hat Herr Assessor Dr. Arthur Esche eingezahlt.

Es sind das schöne Beweise, daß das Evangelium der Bruderliebe, welches in der Weihnachtszeit überall verkündigt wird, sich doch von Jahr zu Jahr wirksamer erweist und, daß man auf eine Zeit hoffen darf, wo die Menschen friedlich und freundlich bei einander wohnen und an der gemeinsamen Wohlfahrt einträchtig arbeiten werden.

(Mittheil. d. Dresdener Bez.-Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.)

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Januar u. Februarheft 1889. Derselbe berichtet, daß seit Jahren mehrere deutsche regierende Fürsten, an ihrer Spitze Ihre Majestäten der Deutsche Kaiser und der Kaiser von Oesterreich, dem germanischen Museum, neben dem jährlichen Beitrage für allgemeine Zwecke, noch besondere Beiträge aus ihren Privatchatullen zuwenden, um dasselbe darin zu unterstützen, Gegenstände, die neben der kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung, um derentwillen sie für das germanische Museum allein schon wichtig wären, zugleich als Denkmäler der Geschichte ihres Hauses für das Museum doppelt wichtig sind, je nach ihrer Art im Original oder Nachbildung zu erwerben.

In jüngster Zeit hat nun Se. Königl. Hoheit Prinz Luitpold, des Königreiches Bayern Verweser, angeordnet, daß in den nächsten 15 Jahren, neben dem seit lange aus der Königlichen Hofkasse gewährten jährlichen Beitrage von 1260 Mk., alljährlich aus derselben weitere 1000 Mk. dem Museum zugewandt werden sollen, um eine ähnliche solche, als Wittelsbacher Stiftung zu bezeichnende, Beihilfe zu gewähren, aus welcher Denkmäler, die zur Geschichte des Hauses Wittelsbach in Beziehung stehen, in Original und Nachbildung beschafft werden können, so daß neben jenen der genannten Häuser und so vieler anderer, die dem Museum ähnliche Werke gestiftet haben, wie Reuß, Mecklenburg, Schaumburg u. a., auch die Denkmäler des Hauses Wittelsbach würdig in der Sammlung desselben vertreten werden können. Man hofft, daß in wenigen Jahren die wichtigsten monumentalen Denkmäler in Gypsabgüssen die Skulpturensammlung des Museums zieren werden. —

Dem Anzeiger sind beigefügt: „Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. II. Band. Bogen 23 bis 26 und Tafeln IX — XI. Inhalt derselben: Einige Möbel aus den Rheinlanden aus dem Schlusse des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts. — Ordnungen und Statuten des Ordens vom goldenen Vließe; nach einer im germ. Museum befindlichen Papierhandschrift aus der Zeit Kaiser Maximilians I.—

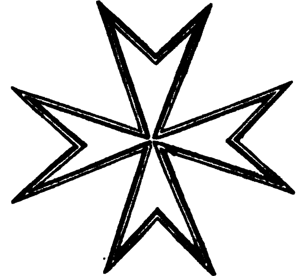
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 27. Februar 1889. Nr. 9.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Rittergutsbesitzer Moritz Freiherrn von König, auf Lengen, Kreis Preußisch Eylau,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des Garde-Kürassier-Regiments und Rittergutsbesitzer Ferdinand Rogalla von Bieberstein, auf Bosemb, Kreis Sensburg,

„ Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer Oscar von Westernhagen, zu Berlin,

„ Justizrath und Divisions-Auditeur der 2. Garde-Infanterie-Division Wilhelm von Richter,

„ Rittmeister a. D. Wilhelm von Quast, auf Radensleben bei Herzberg i. d. Mark,

„ Premier-Lieutenant im 1. Garde-Landwehr-Regiment und Rittergutsbesitzer Friedrich von Oppen, auf Cunersdorf bei Wriezen a. d. Oder,

„ Rittmeister a. D. Carl von Winterfeld, auf Damerow bei Rechlin i. d. Uckermark,

„ Landrath Albrecht Percy Grafen von Bernstorff, zu Kyritz,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Jäger-Bataillon Diether Carl Freiherrn Roeder von Diersburg,

„ Wirklichen Geheimen Rath Robert von Keudell, auf Hohenlübbichow bei Zehden i. d. Neumark,

„ außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Freiherrn von Gutschmid, zu Santiago in Chile,

„ Major a. D. Max von Jansen, genannt von der Osten, zu Berlin,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgischen) Nr. 8 Hanno von Dassel,

„ Oberstlieutenant, beauftragt mit der Führung des Grenadier-Regiments Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11 Conrad Otto von Beneckendorff und von Hindenburg,

den Regierungs-Rath Siegmund Freiherrn von Spesshardt, zu Potsdam,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 Ferdinand von Quast,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 2 Friedrich Carl Grafen von Bismarck-Bohlen,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 von Schenck,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Garde-Ulanen-Regiment Alfred von Mitzlaff,

„ Rittergutsbesitzer Wedigo Gans Edlen Herrn zu Putlitz, auf Wolfshagen bei Groß-Pankow, Reg.-Bez. Potsdam,

„ Landrath Wilhelm von der Beck, zu Züllichau i. d. Neumark,

„ Regierungs-Assessor Christian Grafen zu Rantzau, zu Berlin,

„ Rittmeister a. D. Felix von Wedell-Parlow, auf Polssen bei Gramzow i. d. Uckermark,

„ Rittergutsbesitzer Eugen von Schmeling, auf Oggerschütz bei Schwiebus,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Schwerin (3. Pommerschen) Nr. 14, von Stojentin,

„ Oberstlieutenant und etatsmäßigen Stabsoffizier im Infanterie-Regiment von der Marwitz (8. Pommerschen) Nr. 61 von Oppen,

„ Major a. D. Edmund von Braunschweig, auf Lübzow, Kreis Belgard,

„ Rittmeister a. D. Paul von Zitzewitz, auf Dumroese bei Denzin,

„ Oberförster Hermann Freiherrn von Tettau, zu Groß-Linichen bei Tempelburg,

„ Second-Lieutenant a. D. und Kammerjunker Leonhard von Kalckreuth, auf Obergörzig bei Meseritz,

den Landrath Robert von Pelken, zu Koschmin Provinz Posen,
„ Landrath Bernhard von Puttkamer, zu Ohlau,
„ Kammerherrn und Landesältesten Carl Freiherrn von Gersdorff, auf Ostrichen bei Seidenberg in Schlesien,
„ Premier-Lieutenant a. D. Emil Prinzen zu Schönaich-Carolath, auf Palsgaard bei Horsens in Dänemark,
„ Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer Rudolf von Skrbensky, auf Groß-Bresa bei Breslau,
„ Generalmajor a. D. und Flügel-Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Regenten des Herzogthums Braunschweig Prinzen Albrecht von Preußen, von Wachholz,
„ Oberstlieutenant a. D. Grafen von Kielmannsegg, zu Naumburg a. d. Saale,
„ Rittergutsbesitzer August von Hantelmann, zu Groß-Winnigstedt bei Mattierzoll, Herzogthum Braunschweig,
„ Landrath Ernst von Jagow, zu Osterburg i. d. Altmark,
„ Oberst z. D. Alfred Meyern von Hohenberg, zu Naumburg a. d. Saale,
„ Rittergutsbesitzer Georg Christian Joachim Freiherrn von Thuemmler, auf Selka bei Nöbdenitz in Sachsen-Altenburg,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) Freiherrn von und zu Gilsa,
„ Hauptmann und Flügel-Adjutanten Seiner Hoheit des Herzogs von Sachsen-Meiningen Carl August Freiherrn Roeder von Diersburg,
„ Rittmeister à la suite des 1. Garde-Dragoner-Regiments und persönlichen Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, Theodor Grafen von Bismarck-Bohlen,
„ Rittmeister und Flügel-Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Regenten des Herzogthums Braunschweig Prinzen Albrecht von Preußen, Friedrich von Seydewitz,
„ Oberstlieutenant und Commandeur des 2. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32 Freiherrn Boecklin von Boecklinsau,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Schleswig-Holsteinschen Füsilier-Regiment Nr. 86 Magnus von Voigts-Rhetz,
„ Capitain zur See à la suite der Marine und Hofmarschall Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen Albert Freiherrn von Seckendorff,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76 Otto von Wenden I,

den Capitain-Lieutenant à la suite des Seeoffizier-Corps und persönlichen Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen Guido von Usedom,
„ Landrath Friedrich Wilhelm von Loebell, zu Neuhaus a. d. Oste,
„ Landrath Günther von Hertzberg, zu Bleckede,
„ Hauptmann und Flügeladjutanten Seiner Durchlaucht des Fürsten zur Lippe, Georg Freiherrn Treusch von Buttlar-Brandenfels,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15 Georg Conrad Freiherrn von der Goltz,
„ Hauptmann im Generalstabe des VIII. Armee-Corps Bogislav von Bagensky,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Kürassier-Regiment Graf Geßler (Rheinischen) Nr. 8 Cuno von der Hagen,
„ Regierungs-Rath Georg Grafen und Edlen Herrn zu Lippe-Biesterfeld-Weissenfeld, zu Wiesbaden,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin Friedrich von Massow,
„ Großherzoglich Mecklenburgischen Lieutenant a. D. Dietrich von Oertzen, zu Schwerin in Mecklenburg,
„ Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzschen Kammerherrn von Boddien, zu Neustrelitz,
„ Major z. D. und Landwehr-Bezirks-Commandeur Eduard von Hombergk zu Vach, in Darmstadt,
„ Großherzoglich Hessischen Kammerjunker und Amtmann Fritz von Hombergk zu Vach, in Worms a. Rhein,
„ Königlich Sächsischen Geheimen Regierungs-Rath und vortragenden Rath im Cultusministerium Paul von Seydewitz, zu Dresden,
„ Rittergutsbesitzer Horst Abraham von Schönberg, auf Purschenstein bei Neuhausen-Sayda, im Königreich Sachsen,
„ Königlich Sächsischen Kammerherrn Carl von Carlowitz, auf Proschwitz bei Cölln, im Königreich Sachsen,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100 Carl Freiherrn von Friesen-Miltitz,
„ Gutsbesitzer August Freiherrn Tucher von Simmelsdorf, auf Feldmühl bei Bahnhof Eichstädt in Bayern,
„ Freiherrn Alexander von Siebold, auf Schloß Kolmberg bei Ansbach in Mittelfranken,
„ Major und etatsmäßigen Stabsoffizier im 2. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 21 Curt von Bachmayr,

den Hauptmann im Generalstabe des XIV. Armee-Corps Siegmund Freiherrn von Berckheim,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 Arthur von Loebell,

" K. K. Oesterreichischen Major im Ulanen-Regiment Erzherzog Carl Ludwig Nr. 7 Friedrich Grafen zu Castell-Rüdenhausen,

" K. K. Oesterreichischen Kämmerer, Hauptmann und Commandanten der schweren Batterie Nr. 3 der schweren Batterie-Division Nr. 9 Ernst Freiherrn von Haynau,

" Jonkheern Johann Ernst Albert van Panhuys, zu Wiesbaden,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 25. Januar d. J. stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens theilen wir das Nachstehende hier mit:

1. Für die im Frühjahr und Herbst des vorigen Jahres in Folge der Ueberschwemmungen den Kranken in diesen Gegenden Seitens des Johanniter-Ordens gewidmete Fürsorge sind im Ganzen 9861 Mk. 73 Pf. aus Ordensmitteln erforderlich gewesen, die sich derart vertheilen, daß dafür in Ost- und Westpreußen 4028 Mk. 54 Pf., in Brandenburg 1500 Mark, in Posen 500 Mk., in Schlesien 500 Mk., in Hannover 3000 Mk. und in Mecklenburg 333 Mk. 19 Pf. verwendet worden sind.

   Es ist mit diesen verhältnißmäßig geringen Mitteln, Dank der Hingabe der betreffenden Johanniter-Ritter, der Aerzte und sonstigen Personen, sowie unter Benutzung der Johanniter-Krankenhäuser in Preußisch-Holland, Sonnenburg, Züllichau, Dannenberg und Ludwigslust, den bedürftigen Kranken in den Ueberschwemmungsgebieten die nöthige Fürsorge und Pflege zu Theil geworden.

2. Das im Herbst 1884 bereits theilweise dem Gebrauche übergebene Siechen- und Reconvalescentenhaus zu Groß-Lichterfelde, dessen Bau im Herbst 1883 begonnen worden, ist im verflossenen Jahre mit allen erforderlichen Wirthschafts- und Nebengebäuden vollendet worden und enthält 120 Krankenbetten.

   Für den Grunderwerb, die Baukosten und die innere Einrichtung, sowie Ausstattung mit dem nöthigen Inventar sind im Ganzen verausgabt worden 430 186 Mk. 92 Pf.

3. Der Schlesischen Genossenschaft wurde für das Krankenhaus derselben in Erdmannsdorf zu Reparaturen, die zumeist durch das Hochwasser der Lomnitz im Herbst v. J. nöthig geworden sind, 1400 Mk. bewilligt.

4. Für das Krankenhaus der Hannoverschen Genossenschaft in Dannenberg gewährte das Capitel 8650 Mk. zur Anlegung eines massiven Eiskellers, Bau einer Veranda an der vorderen Front dieses Hauses und zu Reparaturen, veranlaßt durch das Hochwasser der Elbe im verflossenen Frühjahre.

5. Dem evangelischen Krankenhause „Johannesstift" zu Münster in Westfalen wurden, in Rücksicht der dort obwaltenden ganz besonderen Verhältnisse, zu den Kosten der weiteren nothwendig gewordenen Vergrößerung desselben eine Beihilfe von 3000 Mk. aus der Ordens-Kasse bewilligt.

6. Das in finanzieller Bedrängniß befindliche „Deutsche Samariter-Ordensstift" zu Craschnitz in Schlesien, welches eine große Anstalt für Blödsinnige, eine solche für Epileptische, ein Krankenhaus, sowie eine Diakonissen- und Diakonenanstalt umfaßt, erhielt vom Capitel eine einmalige Unterstützung von 5000 Mk.

7. Der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft zu Berlin, sowie dem daselbst bestehenden Deutschen Frauen-Verein für Krankenpflege in den Colonien, bewilligte das Capitel, in Folge der Gesuche derselben um materielle Beihilfe, aus den Mitteln des Johanniter-Ordens für die von diesen beiden Vereinen in Sansibar projectirte Krankenpflege zusammen 6000 Mk. für den Fall, daß die zweckmäßige Verwendung dieser Summe für den in Rede stehenden Zweck durch einen vorzulegenden Plan garantirt, auch eine jede Concurrenz der beiden Vereine bei ihrer auf die Krankenpflege bezüglichen Thätigkeit vermieden wird.

   Zur Regelung der gemeinsamen Thätigkeit der beiden Vereine und zur Ueberwachung der Verwendung der genannten Summe wurde der Commendator Fürst zu Hohenlohe-Langenburg ersucht, sich mit beiden Vereinen in Verbindung zu setzen und die Vertretung des Johanniter-Ordens bei dem demnächstigen gemeinsamen Vorgehen derselben zu übernehmen.

8. Wie für den Zeitraum vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889, bewilligte das Ordens-Capitel auch pro 1. Juli 1889 bis 30. Juni 1890 zur Gewährung freier Verpflegungstage in den 36 Kranken- und Siechenanstalten der 14 Genossenschaften des Ordens (die direct unter der Balley stehenden 4 Kranken- und Siechenhäuser kommen hierbei nicht in Betracht), neben den bereits bestehenden Freibetten und den sonst üblichen freien Verpflegungstagen, je 300 Mark zur Verfügung, mit der Maßgabe, daß diejenigen dieser Anstalten, welche im Jahre 1888 mehr wie 10000 Verpflegungstage gewährt haben, statt 300 Mk. 600 Mk. zur Gewährung von in der Regel

weiteren 300 freien Verpflegungstagen erhalten. Für das nur einen Theil des Jahres geöffnete Johanniter-Asyl für unbemittelte Badegäste zu Oeynhausen in Westfalen, dem im verflossenen Jahre schon bei 6000 Krankentagen weitere 300 Mk. gewährt worden sind und das 1888 : 9728 Tage gepflegt hat, wurden diese zweiten 300 Mk. gleichfalls für 1889/1890 bewilligt und demnach Seitens des Capitels

1. für 26 Häuser je 300 Mk. = 7 800 Mk.
2. „ 10 „ „ 600 „ = 6 000 Mk.

Summa: 36 Häuser, zusammen: . . 13 800 Mk. aus der Ordens-Kasse zur Verfügung gestellt.

9. Das Capitel beschloß, für den Rittersaal des Ordensschlosses in Sonnenburg ein dreitheiliges Bild herstellen zu lassen, welches die wesentlichen Momente der so denkwürdigen Feierlichkeiten am 23. August v. J. in Sonnenburg darstellt, nämlich:
   a) den Moment in der Kirche daselbst, wo Seine Majestät der Kaiser und König nach Beendigung der Feierlichkeit des Ritterschlages und der Investitur, vor dem Altare, als hoher Protector des Johanniter-Ordens, diesem und allen seinen Gliedern Allerhöchst Seinen Königlichen Schutz gelobt.

   Dies Bild soll Mittelbild werden, während als Seitenbild rechts:
   b) die Ueberreichung der Protector-Insignien des Johanniter-Ordens an Seine Majestät den Kaiser und König vom Durchlauchtigsten Herrenmeister im Schlosse zu Sonnenburg am selben Tage und
   c) als Seitenbild links, der Ritterschlag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen am 23. August v. J. dargestellt werden soll.
10. Seitens der Schleswig-Holsteinischen Genossenschaft des Ordens ist beschlossen worden, für ein in der Stadt Schleswig zu erbauendes Krankenhaus auf drei Jahre zu den Baukosten desselben je 5 000 Mk., zusammen 15000 Mk., aus Geldern zu gewähren, welche derselben zur Verfügung stehen.
11. Die Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Württemberg beabsichtigt, bei dem Diakonissenhause zu Schwäbisch Hall mit Hilfe des Capitels ein Krankenhaus zu errichten, für das später, nachdem das Vorhaben weiter vorgeschritten sein wird, vom Capitel eine Beihilfe zu den Baukosten von 40 000 Mk. erbeten werden wird.
12. Die Westfälische Genossenschaft des Ordens beabsichtigt, wie in Oeynhausen, auch in Lippspringe ein Asyl für unbemittelte Badegäste in diesem Jahre zu eröffnen und wird später zu den Kosten desselben die Unterstützung des Capitels in Anspruch nehmen.
13. Das Institut der dienenden Schwestern des Ordens erfreut sich einer fortschreitenden Entwickelung. 260 Meldungen zur Ausbildung als solche sind bereits eingegangen. 10 als Lehrpflegerinnen des Ordens eingetretene Damen sind während ihrer Ausbildung zum Diakonissendienst übergetreten, und 156 Lehrpflegerinnen wurden vom Durchlauchtigsten Herrenmeister zu dienenden Schwestern ernannt.

    Die aus Mitteln des Ordens dafür aufgewendeten Kosten betragen zur Zeit 29 969 Mk. Ferner wurden zur Ausbildung von 34 Hilfsdiakonen zur Verwendung für den Fall eines Krieges, in der Diakonenanstalt zu Duisburg im Jahre 1888 verausgabt 1 700 Mk. und für 1889 zu diesem Zwecke 2 000 Mk. dem Ordens-Werkmeister zur Verfügung gestellt.

Ueber Fortgang der Ausbildung von Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens und über dienende Schwestern des Ordens.

Die erste Meldung zur Lehrpflegerin geschah am 27. Juni 1886; bis zum 24. Januar 1889 waren 260 Meldungen eingegangen.

Dieselben vertheilen sich auf die Ordensprovinzen wie folgt: Provinz Brandenburg 50, Provinz Schlesien 42, Provinz Pommern 42, Provinz Sachsen 33, Rheinland 23, Westfalen 13, Schleswig-Holstein 11, Preußen 10, Hannover 10, Mecklenburg 7, Posen 6, Württemberg-Baden 5, Hessen 5, Königreich Sachsen 3. Dreiundfünfzig Gemeldete erreichten das Ziel nicht resp. sind, nachdem sie bereits zu dienenden Schwestern ernannt waren, aus dem Ordensdienst ausgeschieden (2). Der Grund des Rücktritts der Lehrpflegerinnen lag in den meisten Fällen darin, daß trotz des günstigen ärztlichen Zeugnisses die körperlichen Kräfte nicht ausreichten. Einundfünfzig Lehrpflegerinnen sind noch in der Ausbildung begriffen, zehn sind zum Diakonissendienst übergetreten, von denen drei schon das Patent als dienende Schwester erhalten hatten, 146 dienende Schwestern bilden augenblicklich die fertige Kriegsreserve.

Eine große Zahl der Lehrpflegerinnen sprechen nach beendetem Lehrcursus ihren Dank in herzlichen Worten dem Johanniter-Orden aus; eine eigentliche Klage über die Behandlung in den Diakonissenhäusern ist noch von keiner Seite laut geworden, wohl aber kommt es sehr häufig vor, daß die dienenden Schwestern auf Wochen und Monate in das Diakonissenhaus zurückgehen, um dort als Aushilfe zu dienen, die lieb gewordene Gemeinschaft wieder aufzusuchen und sich weiter zu vervollkommnen.

In der Regel wird dieser Aushilfedienst so in's Werk gesetzt, daß die dienende Schwester das Diakonissenhaus bittet, für den Gebrauchsfall sie zu benachrichtigen, oder das Diakonissenhaus wendet sich an

den betreffenden Commendator und dieser hält dann Umfrage bei den ihm unterstellten dienenden Schwestern; in beiden Fällen wird dem Werkmeister Mittheilung gemacht, der Notiz davon nimmt, um sich darüber in Kenntniß zu halten, welche von den dienenden Schwestern etwa durch fortgesetzte Krankenpflege einen höheren Grad von Ausbildung erlangt und somit mehr Anwartschaft haben, für den Fall der Einberufung sofort nach Außen verwendet zu werden.

Durchaus zu scheiden ist zwischen diesem freiwilligen Dienste und der Einberufung, letztere geschieht nur durch den Durchlauchtigsten Herrenmeister, und jeder andere Dienst, mag er auch durch die Commendatoren angeregt sein, ist ein freiwilliger Dienst. Noch ein dritter Weg der Vermittelung freiwilliger Dienstleistung wäre erwünscht, nämlich der, daß sich die dienenden Schwestern an den Werkmeister wenden und demselben überlassen, sie einem Diakonissenhause zum Aushilfedienst zuzuweisen und zwar aus folgender Erwägung:

Die sich zum Lehrpflegecursus meldenden Jungfrauen machen gewöhnlich von der Zubilligung Gebrauch, dasjenige Diakonissenhaus zu benennen, in welchem sie ausgebildet zu werden wünschen. Es ist selbstverständlich, daß sie gewöhnlich diejenigen Diakonissenhäuser wählen, welche mit den größten Krankenanstalten verbunden sind, ebenso selbstverständlich ist, daß diesem Wunsche nur selten entsprochen werden kann, da die Zahl der Diakonissenhäuser mit umfangreichen Krankenanstalten nicht sehr groß ist. Da wäre es nun recht wünschenswerth, wenn die dienenden Schwestern, welche in einem Diakonissenhause mit kleiner Krankenanstalt ausgebildet sind, später Aushilfedienste in den großen Krankenhäusern verrichteten. Diese Vermittelung muß dann aber durch die Hand des Werkmeisters geschehen, der allein eine allgemeine Uebersicht über die Diakonissenhäuser, mit welchen der Orden in Verbindung steht, hat.

Die Legitimation zur Eisenbahn-Fahrpreis-Ermäßigung für Lehrpflegerinnen hat unter allen Umständen der Werkmeister des Johanniter-Ordens auszustellen, den Tag der Abreise haben die Lehrpflegerinnen einzutragen. Nehmen dienende Schwestern Aushilfedienste in Diakonissenhäusern an, so reicht die Befugniß der letzteren hin, derartige Fahrscheine zu ertheilen. Neuerdings aber ist auch dem Werkmeister des Johanniter-Ordens die Berechtigung bewilligt, für dienende Schwestern, welche öffentliche Krankenpflege in Diakonissenhäusern oder im Sinne des Ordens ausführen, Fahrscheine auszustellen. So würde also der Werkmeister, wenn durch seine Vermittelung die dienende Schwester einen derartigen Aushilfedienst übernimmt, den Fahrschein ertheilen. Es ist bekannt, daß der Fahrschein die Berechtigung giebt, zweite Wagenklasse zu fahren, während für 3. Klasse bezahlt wird.

Eine der dienenden Schwestern hat sich verheirathet, ist aber dienende Schwester geblieben, eine Lehrpflegerin verlobte sich, machte aber mit Zustimmung des Bräutigams den Lehrcursus noch durch. Die dienenden Schwestern des Ordens, welche durch häusliche Verhältnisse verhindert sind, (also wohl in allen Fällen die Frauen) nach außen im Kriege Dienste zu leisten, werden immerhin in unmittelbarer Nähe ihres Wohnortes Gelegenheit zur Verwendung finden, nur muß die Ordensleitung jederzeit, und nicht allein von den Frauen, wissen, auf welche dienenden Schwestern sie im Kriegsfall unbedingt und für jeden Dienst rechnen kann. Wenn auch die „dienenden Schwestern" auf Grund der bei der Annahme als Lehrpflegerin eingegangenen Bedingungen verpflichtet sind, eintretende vorübergehende oder dauernde Behinderung dem Johanniter-Ritter, welchem die Obhut übertragen ist, anzuzeigen, so werden letztere doch auch ihrerseits ein besonderes Augenmerk darauf zu richten und dem Commendator eintretenden Falls sofort Meldung zu machen haben, der diese Meldung an den Werkmeister weiter giebt.

Die Tracht der Lehrpflegerinnen, besonders die Mütze, fand in erster Zeit manchen Widerspruch. Nachdem die Diakonissenhäuser sich an dieselbe gewöhnt haben, haben auch die Klagen aufgehört. Da das Muster auf Empfehlung des Bielefelder Diakonissenhauses vom Orden angenommen war, so ließ sich wohl erwarten, daß die Mütze nicht so unpraktisch sei, wie sie erst Manchem erschien.

Für Kriegs- und sonstige Nothfälle (also wenn sie zum Dienst einberufen sind), bekommen die dienenden Schwestern als besonderes Abzeichen das Ordenskreuz aus weißem Metall geliefert, als Brosche zu tragen.

Es gereicht dem Durchlauchtigsten Herrenmeister zur Genugthuung, daß das Werk der „dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens" sich vollständig lebensfähig erweist und einen so guten Fortgang nimmt, und ist zu hoffen, daß — je mehr dies Unternehmen in weiten Kreisen bekannt wird — desto mehr Meldungen zum Lehrcursus einkommen. Besonders auch, wenn die dienenden Schwestern in ihren Kreisen für die gute Sache wirken, was ja als selbstverständlich angenommen werden darf.

Noch das ist dankenswerth hervorzuheben, daß dem Werkmeister von Seiten der Diakonissenhäuser überall nur die lobendste Anerkennung ausgesprochen ist über den Eifer und die Leistungen der Lehrpflegerinnen, sodaß letztere in den meisten Fällen in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 6 Monaten sich mehr Kenntniß in der Krankenpflege aneignen, wie die Diakonissenhäuser vorausgesetzt hatten, als das Abkommen zwischen ihnen und dem Johanniter-Orden wegen Ausbildung der Lehrpflegerinnen eingegangen wurde.

Zum Schluß wollen wir noch wieder darauf hinweisen, daß der Aufsatz „Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens", der gewissermaßen als Instruction für die betheiligten Per-

sonen gelten kann, kostenfrei von dem Büreau des Johanniter-Ordens, Berlin W, Potsdamerstr. 134 c zu beziehen ist, sowie die Bitte aussprechen, die „Bedingungen", welche mit den Papieren der Lehrpflegerin, von letzterer unterschrieben, einzureichen sind, nicht abschriftlich herzustellen, sondern metallographirt vom Ordensbüreau zu beziehen.

Im vorbezeichneten Aufsatze sind die Genossenschaften (Ordensprovinzen) mit den ihnen vorgesetzten Herren Commendatoren genannt. Jede Jungfrau, welche die Absicht hat, sich zum Lehrpflegecursus zu melden, ist dadurch in die Lage gebracht, zu ersehen, welcher Ordensprovinz ihr Wohnsitz angehört, und würde es erwünscht sein, die Papiere mit der Meldung direct an den Commendator jener Ordensprovinz zu senden.

Gelobt sei Gott der HErr, der zu dem neuen Unternehmen des Ordens Seinen Segen gegeben hat. Er wird auch weiter helfen. Er erhalte uns den goldenen Frieden, aber wenn es einst anders von ihm beschlossen ist, dann gebe Er in Gnaden, daß die Zeit des „Blut und Eisen" den Johanniter-Orden gerüstet finde, auch mit seinen dienenden Schwestern Wunden zu verbinden und Elend nach Kräften zu lindern. Ja, das walte Gott!

Die Diakonissenanstalt in Flensburg

zählte am Ende ihres Verwaltungsjahres 1886/87: 81, des Jahres 1887/88 (November) 92 Schwestern. Als Probeschwestern traten 17 ein. Das ist die größte Zahl, welche die Anstalt noch gehabt hat, seitdem sie besteht. 5 Schwestern sind als ungeeignet für den Beruf ausgeschieden, und eine Probeschwester ist selig in dem HErrn entschlafen. — Von den Schwestern sind 51 eingesegnet, 28 Novizen und 13 Probeschwestern.

Die Krankenfrequenz im Mutterhause hat trotz ihrer Höhe noch wieder eine kleine Steigerung erfahren. Im Ganzen wurden im Mutterhause 951 Personen verpflegt in 30 302 Pflegetagen. Im Siechenhause betrug die Zahl der verpflegten Alten und Siechen 171, die der Pflegetage 19 110.

In der Gotthard und Anna Hansen-Stiftung waren die Pfleglingsplätze stets besetzt. Die gesammte Zahl der Pflegetage erreichte die Höhe von 56 260, d. h. es wurden täglich in beiden Häusern reichlich 150 Kranke, Alte und Sieche verpflegt. In 17 Fällen sind Privatpflegen übernommen mit 385 Pflegetagen.

Die Zahl der auswärtigen Stationen hat sich um 6 vermehrt. Im Ganzen sind 59 Schwestern auswärts stationirt, davon 2 auf Sylt nur während der Sommersaison. — Die Stationirung von weiteren 5 Schwestern nach auswärts stand nahe bevor.

Die finanzielle Lage der Anstalt hat sich wesentlich gebessert. Trotz des Ankaufs eines zwischen dem Siechenhause und dem Mutterhause belegenen Grundstücks, der dringend nöthig war, ist die Schuldenlast um 18 000 Mk. gemindert worden, beträgt aber immerhin noch 90 000 Mk.

(Aus Nr. 2 des „Monatsbl. f. Diakonie.")

Der Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene in Berlin.

2421 Strafentlassene sind im letzten Jahr durch die segensreiche Thätigkeit des Vereins zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene in Arbeit gebracht worden.

Insgesammt hatten 3039 Strafentlassene, 2510 erwachsene und 529 jugendliche, die Hilfe des Vereins nachgesucht, 185 mehr als im Vorjahre. 179 kamen aus Zuchthäusern, 654 aus Gefängnissen, 2206 aus Correctionshäusern. Am leichtesten gelang es für Jugendliche Beschäftigung zu finden, von den 529 gemeldeten wurden 432 oder über 81 pCt. untergebracht, der Gesammtprocentsatz der Untergebrachten hat im letzten Jahre die erfreuliche Höhe von 79,7 erreicht, gegen 78,5 pCt. im Vorjahre, 78 pCt. in 1886 und 75,85 pCt. in 1885.

Das Vertrauen zu den Strafentlassenen ist somit in erfreulichem Steigen, wesentlich auch in Folge der guten Erfahrungen, welche die Arbeitgeber im Allgemeinen mit den Pfleglingen des Vereins gemacht haben.

Nur 380 Erwachsene und 47 Jugendliche sind hier in Berlin verblieben, die übrigen 1609 Erwachsene und 385 Jugendliche wurden in auswärtige Arbeits- beziehungsweise Lehrstellen gebracht.

Berlin wurde dadurch von zahlreichen Elementen entlastet, die unter den verderblichen Einflüssen der Großstadt nur zu leicht hier von neuem Schiffbruch leiden und eine schwere sociale Gefahr bilden, während sie, den bösen Einwirkungen entrückt, zumeist wieder brauchbare Menschen werden.

Der Art der Beschäftigung nach erhielten Stellen als Buchhalter, Verkäufer, Schreiber, Aufseher und dergleichen 63, als Handwerker 272, als Kutscher, Gärtner, Hausdiener 128, als Fabrikarbeiter 264, als Erd- und Ziegelarbeiter 1007 und als landwirthschaftliche Arbeiter 687. Nur 104 der Pfleglinge wiesen die angebotene Hilfe zurück und zeigten sich als arbeitsscheu. Ihre Namen wurden der Staatsanwaltschaft zur Kenntnißnahme mitgetheilt.

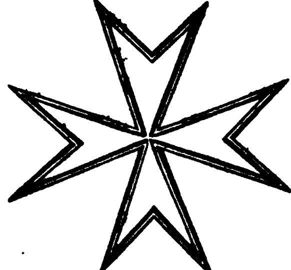
Ausgetheilt wurden unter die Pfleglinge 9100 Volksküchenmarken für Mittagbrot, 2100 Marken für Abendbrot und für 230 Mk. sonstige Naturalien. Zur Beschaffung von Werkzeug wurden 677 Mk., für Eisenbahnbillete 3859 Mk. 50 Pf. verwendet. Ueber 3000 Mk. sind von den Pfleglingen zurückerstattet worden. (Staatsbürgerztg.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 6. März 1889. **Nr. 10.**

1. Hugo Graf Wrschowetz-Sekerka von Sedczicz, Oberstlieutenant a. D., auf Schloß Lagow, Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O., Rechtsritter seit 1855, † zu Schloß Lagow 19. Februar 1889.
2. Bernhard Freiherr von Rochow, Königlich Sächsischer Kammerherr, auf Strauch bei Großenhain, Ehrenritter seit 1867, † zu Dresden 20. Februar 1889.
3. Hermann Graf Görtz-Wrisberg, Herzoglich Braunschweigischer Wirklicher Geheimer Rath und Staatsminister, Vorsitzender des Herzoglich Braunschweigischen Staatsministeriums, Ehrenritter seit 1886, † zu Braunschweig 22. Februar 1889.

Heimstätten für Genesende.

Wenn seit Jahren vielseitig die Lösung der Aufgabe in Angriff genommen worden ist, Unbemittelten nach überstandenen schweren Krankheiten Gelegenheit zu geben, ihren geschwächten Körper für die an ihn herantretenden Anforderungen des Lebens wieder kräftig und leistungsfähig zu machen, so kann die Heimstätte für Genesende des Johanniter Siechen-Hauses in Groß-Lichterfelde bei Berlin mit wachsender Freude auf die hier geleistete Arbeit zurückblicken.

Es wurden im Jahre 1888 und zwar ganz besonders in den warmen Monaten, neben den Siechen der Anstalt, 158 Reconvalescenten und außerdem noch während der großen Ferien 58 Kinder verpflegt. Von allen denen, welche Kräftigung suchten, wurde Keiner enttäuscht, Alle konnten, mit einer bemerkenswerthen Gewichtszunahme, ihren verschiedenen Berufsarbeiten wieder zugeführt werden.

Wie sollte sich aber auch, wenn es sich nur um Kräftigung des geschwächten Körpers handelte, diese Hoffnung nicht erfüllen?

Fern von den Sorgen des täglichen Lebens, welche die Betreffenden sonst im eigenen Heim oder in einem ungenügenden Schlafraume, der für geringes Entgelt nichts zu bieten vermag, dauernd umgeben, wird ihnen ein den hygienischen Anforderungen entsprechender Platz zum Wohnen angewiesen. Die Genossen aus den verschiedensten Erwerbsklassen bieten durch Spiel und Unterhaltung angenehm anregende Abwechselung und Erheiterung. Die als vorzüglich zuträglich bekannte Luft Lichterfeldes kann auf den weithin sich dehnenden Besitz des Hauses oder auch auf Spaziergängen außerhalb der Umfriedigung, von früh bis spät in vollen Zügen genossen werden. Will Jemand durch Landarbeit seine erregten Nerven beruhigen, so findet sich auch dafür Gelegenheit.

Der Pensionssatz ist ein außerordentlich mäßiger und wird in besonderen Fällen auch wohl ganz erlassen.

Die Beköstigung ist folgende: Um 7 Uhr früh erhalten die Reconvalescenten ein Glas frische Milch, um 1/2 8 Uhr Kaffee nebst Brödchen. Um 1/2 10 Uhr besteht das 2. Frühstück aus belegtem Butterbrod mit Brühe oder Cacao, auch wohl Bier oder Wein. Mittags giebt es Suppe, Gemüse, Fleisch und 1 Glas Bier. Das Fleisch ist einen Tag um den andern gebraten. Der Nachmittagskaffee wird um 3 Uhr getrunken und dazu wieder ein Brödchen verabreicht. Um 5 Uhr giebt es ein Glas Milch und um 1/2 7 Uhr eine Suppe mit Butterbrod. Besondere Diät, mehr Milch und Wein wird auf ärztliche Verordnung ohne Beschränkung bewilligt. Da ist es kein Wunder, wenn Jeder der geheilt Entlassenen gern an die verlebte Erholungszeit zurückdenkt. Wunderbar aber ist es, daß die Anstalt noch immer nicht genügend bekannt und gesucht ist, da reichlich Raum für eine größere Zahl Bedürftiger vorhanden, ebenso, daß nicht mehr Nachahmung dieser segensreichen Anstalt an anderen Orten zu verzeichnen ist.

Hat doch auch die Stadt Berlin mit ihren städtischen Heimstätten für Genesende in Blankenburg und Heinersdorf, von denen die erstere für weibliche, die letztere für männliche Personen bestimmt ist, die besten Erfahrungen gesammelt.

In beiden Anstalten, von denen jede für 40 Betten

eingerichtet ist, wurden im verflossenen Jahr 262 Personen neu aufgenommen und mit zusammen 5456 Verpflegungstagen verpflegt.

Wieviel Arbeitskraft, wieviel Familien- und Lebensglück ist in diesen beiden Zahlen enthalten!

Möchten die an den bisherigen Stellen gemachten guten Erfahrungen zu einem Fortschreiten auf demselben Wege auch an anderen Orten führen. Dr. F.

Die Kaiserswerther Diakonissen-Stationen im Morgenlande.

Neben den alljährlichen Berichten, welche die rheinische Pflegestätte des Diakonissenwerkes über ihre gesammte weitverzweigte Wirksamkeit erstattet und durch den Druck verbreitet, giebt dieselbe allen Freunden und Förderern ihrer Arbeit in etwas längeren Zwischenräumen besondere Kunde von ihren Diakonissen-Stationen im Morgenlande, diesmal den zweijährigen Zeitraum vom 1. Juli 1886 bis zum 30. Juni 1888 umfassend.

Kann nun auch die Kaiserswerther Anstalt mit freudiger Genugthuung und demüthiger Dankbarkeit für die wunderbare, gnädige Führung Gottes auf diese ihre Schöpfungen christlicher Barmherzigkeit im fernen Morgenlande und die dortige aufopferungsvolle Thätigkeit der rheinischen Diakonissen blicken, so sind doch andrerseits gerade diese Stationen seit längerer Zeit der Mutteranstalt ein Gegenstand beständiger, nie ermüdender Sorge um ihre gedeihliche Fortentwickelung; nicht etwa weil die christliche Pionier-Arbeit der Kaiserswerther Schwestern dort auf unfruchtbaren Boden gefallen und darum eine vergebliche gewesen wäre; im Gegentheil, denn nicht nur den im Orient lebenden Deutschen, Oesterreichern, Engländern, Amerikanern u. s. w. erweisen sich die Diakonissen-Stationen als unschätzbare Heil-, Pflege- und Erziehungsstätten, sondern ganz besonders auch den dortigen Bewohnern arabischer Abkunft und Zunge. Für sie ist die stille Liebesarbeit der rheinischen Diakonissen, „denen“ — wie der vorige Bericht schreibt — „nicht die Vermehrung der Einnahmen der dortigen Anstalten, sondern das wahre Wohl der Eingeborenen am Herzen liegt“, ein nicht hoch genug zu schätzender cultureller Gewinn. Und daß diese unermüdliche Thätigkeit sich auch äußerlich jedem aufmerksamen Beobachter als eine fruchtbare und wahrhaft gesegnete zu erkennen giebt, zeigen am besten die beständigen Erweiterungen der einzelnen Stationen, die dennoch häufig genug nicht im Stande gewesen sind, den an sie herantretenden Aufnahmegesuchen vollständig zu entsprechen.

Trotz aller auch im Laufe der letzverflossenen Jahre den einzelnen Stationen von Freunden und Wohlthätern zugegangenen, zum Theil reichen Gaben und Geschenke haben einzelne der orientalischen Tochteranstalten, namentlich die Waisenhäuser in Jerusalem, Beirut und Smyrna mit einer großen Schuldenlast zu kämpfen, so daß auf längere Zeit hinaus für die Mutteranstalt dadurch schwere Sorgen und Kümmernisse erwachsen. Laut und dringend ergeht daher in dem vorliegenden Bericht anläßlich der hereingebrochenen schweren pekuniären Bedrängniß der Ruf nach Hilfe in der Noth an alle edlen Christenherzen und Freunde der Evangelisation des Orients.

Gehen wir nun im Folgenden auf den eigentlichen Inhalt des Berichts ein, der auf Grund brieflicher Mittheilungen der dortigen Schwestern und Lehrerinnen ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken der 8 Orient-Stationen zu Jerusalem, Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Kairo, Beirut, Bukarest und Pest, sowie anhangsweise Nachrichten über das Diakonissenhaus in Florenz und über die Arbeit der Gemeinde-Diakonissen in Rom giebt, so müssen wir es uns versagen, auf die interessanten, genreartigen Schilderungen aus dem täglichen Anstaltsleben einzugehen, in denen Bilder heiterer Art mit Scenen tiefen Ernstes wechseln; nur die Hauptergebnisse können hier kurz angedeutet werden. —

Zu Jerusalem wird das Diakonissenwerk seit nunmehr fast 38 Jahren im Hospitale auf dem Berge Zion und in dem Erziehungshause Talitha kumi auf der Gottfriedshöhe vor dem Jaffathore geübt, zwei Anstalten, die aus einem kleinen, bescheidenen Häuschen im Jahre 1851 hervorgegangen, sich längst zu großen, selbständigen Instituten erweitert haben.

In den letzten Jahren sind freilich beklagenswerther Weise seitens der türkischen Behörden der Diakonissen-Thätigkeit auf allerlei Art, theils durch Gründung eigener Hospitäler und Schulen, theils durch verschärftes Geltendmachen der verschiedenartigsten, „gesetzlichen“ Bestimmungen Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden, deren eigentlicher Endzweck bisher nicht recht zu ersehen ist. Immerhin aber war doch auch in den letzten beiden Jahren zu constatiren, daß das anfänglich gegen alle christlichen Bestrebungen, selbst gegen die Liebesthätigkeit der Christen, blinde Vorurtheil der Muhamedaner mehr und mehr im Schwinden begriffen ist und vernünftiger Einsicht und Toleranz Platz macht. So wird denn das Krankenhaus, von den Muhamedanern früher als „Hundehaus“ verachtet und aus Fanatismus grundsätzlich gemieden, schon seit einer Reihe von Jahren vorzugsweise von ihnen aufgesucht; ebenso wächst auch im Erziehungshause die Zahl der muhamedanischen Mädchen von Jahr zu Jahr. —

Das Hospital auf dem Berge Zion hatte sich trotz der Concurrenz des neuen griechischen und des neuen französischen, von römischen barmherzigen Schwestern bedienten Krankenhauses und trotz seines bescheidenen, ja ärmlichen Aussehens in den beiden letztverflossenen Jahren eines starken Zuwachses zu erfreuen. Im Jahre 1886 wurden 496 Kranke und zwar 230 Männer, 121 Frauen und 145 Kinder an

10 711 Pflegetagen behandelt und daneben noch 5238 Kranke in der Poliklinik. Die Zahl der Letzteren wuchs 1887 auf 7702, während 493 Kranke, 266 Männer, 103 Frauen und 124 Kinder an 10 571 Pflegetagen verpflegt wurden. Unter diesen Kranken befanden sich im Jahre 1887 404 Araber, 43 Armenier, 30 Deutsche, 5 Abessynier, 4 Griechen, 3 Rumänier, 2 Russen, 1 Holländer und 1 Italiener. Der Religion nach waren 235 Muhamedaner, 97 Protestanten, 78 griechische Katholiken, 45 armenische Christen, 23 römische Katholiken, 6 Kopten, 4 Proselyten, 3 syrische Christen, 1 Maronit und 1 Jude. Als Bestand verblieben am 1. Januar 1888 30 Kranke.

Wie bereits im vorigen Berichte mitgetheilt wurde, war seitens der Leitung des Krankenhauses nach bereits mehr als 30jähriger Wirksamkeit vor einigen Jahren zum ersten Male der Versuch gemacht worden, von allen Kranken, die nachweisbar dazu im Stande sind, ein mäßiges Pflegegeld zu verlangen. Wenn nun auch anfänglich aus diesem Grunde die Araber, „denen das Geld gleichsam am Herzen klebt", zu anderen Hospitälern ihre Zuflucht nahmen, und in Folge dessen manche Betten leer standen, so ergiebt sich doch aus den oben angeführten Zahlen und namentlich aus der Vergleichung der Patientenzahl im Hospital selbst und in der Poliklinik vom Jahre 1887/88 im Verhältniß zu der aus dem Jahre 1886, daß jene Maßregel wohlerwogen und richtig war. Denn „es wird ja auch in der That ein großer sittlicher Gewinn dadurch erzielt, daß ein Mann für seine Frau, Eltern für ihre Kinder, Brüder für ihre Schwestern ein kleines Opfer bringen und daran gewöhnt werden, sich gegenseitig durch die That zu lieben und nicht länger die Liebe anderer zur Nahrung eigener Lieblosigkeit zu machen."

Diesbezüglich schreibt eine der dortigen Diakonissen:

„Die französischen Schwestern suchen uns auf alle Weise die Kranken zu entziehen, aber sie werden lange warten müssen, bis sie das Vertrauen genießen, dessen wir uns unter der hiesigen Bevölkerung erfreuen dürfen. Trotzdem die Leute jetzt bezahlen müssen, kommen sie doch. Auch die reicheren Araber suchen jetzt unser Haus auf, so daß wir vor einigen Wochen 9 Kranke hatten, von denen jeder täglich einen Frank zahlte, einige einen Medschidi (türk. Thaler) die Woche, wieder einige einen Medschidi für die ganze Zeit ihres Hierseins; Arme werden natürlich nach wie vor umsonst verpflegt."

Leider ist nun, wie der Bericht hervorhebt, bei aller opferfreudigen Thätigkeit der treuen Diakonissen und des tüchtigen Anstaltsarztes Dr. Hoffmann ein gedeihliches Fortbestehen des Hospitals an seiner bisherigen ungesunden Stelle mitten in der Stadt auf die Dauer nicht mehr durchführbar. Das Bestreben des genannten Arztes wie der Schwestern geht dahin, das Hospital aus den dumpfen, mit Unrath gefüllten Gassen Jerusalems heraus an einen günstig gelegenen Ort außerhalb der Stadt zu verpflanzen, ein Umstand, der, wie Dr. Hoffmann besonders betont, der chirurgischen Station sehr zu Gute kommen würde. Ebenso warm tritt auch Pastor Schlicht von der deutsch-evangelischen Gemeinde für einen an günstigerer Stelle zu errichtenden Neubau des Hospitals ein und sucht nach Kräften für das Gelingen des Planes zu wirken.

Auch in dem Waisen- und Erziehungshause „Talitha kumi" ist seitens der Schwestern versucht worden, von den nicht armen Angehörigen ihrer Zöglinge einen geringen Beitrag zu den Unterhaltungs- und Erziehungskosten zu erheben, freilich bisher ohne den erhofften Erfolg. „Denn," sagt der Bericht, „da die Angehörigen in der That meist recht arm sind, so wird sich jene Maßregel in Talitha kumi weit weniger leicht und erfolgreich, jedenfalls aber weit weniger consequent durchführen lassen, als in unserem Hospitale."

Da nun das jährliche Pflegegeld des Hauses immerhin im Mindestbetrage sich auf 180 Mark beläuft, und das Haus sehr stark besetzt ist, — nach dem letzten Jahresberichte der vorstehenden Schwester waren es 114 Kinder, die unter der Leitung von 7 Schwestern in 4 Klassen arabisch und deutsch unterrichtet wurden, — so ergiebt sich, in welche Noth und Bedrängniß die Anstalt gerathen muß, wenn nicht, wie es bisher von Wohlthätern und Freunden geschehen, wenigstens ein Theil des Pflegegeldes auch in Zukunft der Anstalt erstattet wird. Der Zudrang an Aufzunehmenden war auch nach dem letzten Jahresberichte des Hauses ein so gewaltiger, daß bei Beginn des Schuljahres über 100 Kinder zurückgewiesen werden mußten. Auffallend ist es, daß zu demselben Zeitpunkte sich kein einziges muhamedanisches Kind zur Aufnahme gemeldet hat, und daß während des Berichtzeitraumes überhaupt nur 2 muhamedanische Mädchen sich in der Anstalt befanden.

Eine beträchtliche Anzahl früherer Zöglinge Talitha kumis sind zu Lehrerinnen ausgebildet worden und stehen noch heute in Palästina, Syrien und Aegypten in arabischen Mädchenschulen treu auf ihrem Posten, so z. B. in Jerusalem, Bethlehem, Nablus, Lydda, Damaskus, Alexandrien und Beirut. Andere, bis jetzt 12 an der Zahl, sind Probeschwestern und Diakonissen geworden, und schon manche europäische, auch deutsche Kranke haben durch sie in den Hospitälern zu Konstantinopel, Beirut, Jerusalem, Alexandrien und selbst in der Heimat Labsal und Linderung empfangen. Noch andere dienen in europäischen Familien des Orients als gern gesehene Mägde, — eine besonders erfreuliche Frucht der Arbeit unserer Diakonissen im Morgenlande, da es früher nach dortiger Landessitte für eine Schande galt, in einem fremden Hause als Magd zu dienen.

In dem im Jahre 1877 unter Mithilfe des Deutschen Reiches vom Deutschen Wohlthätigkeitsverein zu Konstantinopel erbauten und von Kaisers-

werther Schwestern bedienten Hospitale belief sich die Gesammtsumme der Pfleglinge zumeist auf 7—800, im Jahre 1887 auf 758, täglich durchschnittlich 88. Außerdem üben die Schwestern in der türkischen Hauptstadt an vielen durchreisenden Handwerksburschen, namentlich deutschen, Armenpflege sowie auch Gefangenenpflege an den Insassen des im Erdgeschosse des Hospitals befindlichen deutschen Konsulargefängnisses. Die Zahl der im Hospitale selbst thätigen Diakonissen beträgt 9; eine zehnte arbeitet an der Kleinkinderschule, die von 50 Kindern besucht wird.

Zu den ältesten Orient-Stationen, in welchen Schwestern aus Kaiserswerth thätig sind, gehört das bereits 1853 errichtete Pensionat und Diakonissen-Lehrhaus in Smyrna. Die Anstalt hat seit einer Reihe von Jahren insofern mit Schwierigkeiten zu kämpfen, als die nationalgesinnten Griechen und namentlich deren Geistliche auf jede Weise bestrebt sind, die Kinder griechischer Nationalität dem deutschen und evangelischen Einflusse der Diakonissen besonders durch Gründung national-griechischer Mädchenschulen zu entziehen. Dies hatte natürlich eine nicht unerhebliche Verringerung der Durchschnittszahl an Zöglingen und Schülerinnen der Anstalt zur Folge. Immerhin betrug die Gesammtzahl der Zöglinge des Pensionats im letzten Jahre, Externe und Interne zusammengenommen, noch 150, und ist zu hoffen, daß sich dieselbe nicht allein auf dieser Höhe erhalten, sondern bald wieder, namentlich die Zahl der internen Zöglinge, sich vermehren wird. Die Schülerinnen sind nach Alter und Kenntnissen in 9 Klassen getheilt, in welchen 9 Diakonissen, mehrere Fachlehrer und 4 Lehrerinnen den Unterricht leiten. Derselbe wird, abgesehen von der im Herbst 1883 errichteten und aus Reichsmitteln jährlich mit 1000 Mark dotirten deutschen Klasse, in französischer, für mehrere Gegenstände der oberen Klassen aber schon in deutscher Sprache ertheilt. Die unterste, durchschnittlich von 20—30 Kindern besuchte Klasse bildet eine Vorbereitungsschule für sich. Die Umgangssprache im Pensionate ist abwechselnd die französische und die deutsche.

Außer im Pensionat üben zwei rheinische Diakonissen in Smyrna ihre stille, segensreiche Thätigkeit noch im Waisenhause, dessen 25jähriges Bestehen vor 1½ Jahren im Beisein der gerade damals in Smyrna weilenden Vorsteherin des Kaiserswerther Mutterhauses gefeiert wurde. Unter den 24 Zöglingen des Hauses befinden sich 9 Deutsche, neun Griechinnen, 2 Engländerinnen, 3 Italienerinnen und 1 Armenierin, sodaß in Folge der Verschiedenheit der Nationen und Confessionen die Arbeit der beiden Schwestern trotz der verhältnißmäßig kleinen Zahl der Kinder keine leichte ist. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist im Unterschiede vom Pensionate im Waisenhause die deutsche, und zwar geschieht der Unterricht in 2 Abtheilungen.

Leider hat auch diese Anstalt, einmal in Folge umfassender, während der letzten Zeit vorgenommener Reparaturen des allenthalben baufällig gewordenen Hauses, dann aber namentlich in Folge der nicht unbedeutenden, nur zum Theil von den Zöglingen erstatteten Unterhaltungskosten mit einer erheblichen Schuldenlast zu kämpfen, für deren Tilgung man lediglich auf die Wohlthaten edler Freunde der Diakonissensache angewiesen ist.

In dem 1857 gegründeten Diakonissen-Hospitale in Alexandrien wurden im Laufe des Jahres 1887 von den 11 Schwestern im Ganzen 1125 den verschiedensten Nationen und Confessionen angehörige Kranke verpflegt, und zwar 875 Männer, darunter 105 Seeleute, 196 Frauen und 54 Kinder. Durchschnittlich beherbergt das Hospital 60—70, jährlich meist zwischen 1100—1200 Kranke. Außerdem beläuft sich seit einer Reihe von Jahren schon die Zahl der in der Poliklinik, die mit dem Hospital verbunden ist, behandelten Kranken, jährlich bis hoch in die zwanzigtausend; 1885 waren es 29659, 1886 25881 und 1887 27062 Klinik-Patienten.

In den von einem edlen Freunde der Anstalt gestifteten drei Freibetten wurden im 2. Halbjahre des Jahres 1886 15, 1887 im Ganzen 26 und im 1. Halbjahre 1888 14 Kranke verpflegt.

Auch hier ist die Kaiserswerther Anstalt, da auf dem Hospitale in Alexandrien von früher her noch immer eine Bauschuld von 18000 Mark liegt, für deren Abtragung nach wie vor auf besondere Liebesgaben angewiesen. Die laufenden Ausgaben des Hospitals werden, soweit die Pflegegelder der Patienten dazu nicht ausreichen, durch Sammlungen eines Lokal-Vorstandes gedeckt.

Am 14. Juli 1887 ward dem Hospitale die hohe Ehre des Besuches des Khedive von Aegypten zu Theil.

In recht erfreulichem Wachsthume befindet sich das jüngste, erst seit 3. November 1884 bestehende außerdeutsche Tochterhaus der Kaiserswerther Anstalt, das Diakonissen-Hospital Victoria zu Kairo. Während im December 1884 2 Kranke an 23 Pflegetagen behandelt wurden, waren es im Jahre 1885 bereits 175 Kranke an 3872 Pflegetagen, durchschnittlich täglich 10, im Jahre 1886: 269 Kranke an 6576 Pflegetagen, durchschnittlich 18 täglich, und endlich 1887: 307 Kranke an 6401 Pflegetagen, durchschnittlich 20 täglich.

Poliklinisch wurden behandelt im Jahre 1885: 2061, im Jahre 1886: 2242 und im Jahre 1887: 4309 Personen, denen die verordneten Arzneien stets zu sehr geringen Preisen verabreicht wurden.

Als eine ganz besonders große Wohlthat für die Armen erweist sich die im Jahre 1886 eröffnete, besondere Augenklinik, die in jenem Jahre sofort von 18478 Patienten besucht wurde und sich bereits eines fast nicht mehr zu bewältigenden Zulaufs erfreut.

Wie in den anderen orientalischen Anstalten,

namentlich Alexandrien, so ist auch hier die große Verschiedenheit der Confessionen und Mannigfaltigkeit der Nationen auffallend. Unter den 307 Kranken des Jahres 1887 waren nicht weniger als 8 Confessionen und 19 Nationen vertreten; es ergiebt sich daraus aber auch die große Schwierigkeit, welche die Pflege der Kranken in derartigen Hospitälern verursacht.

Einem dringenden Bedürfniß, nämlich der Errichtung eines Isolierhauses für ansteckende Kranke, ist auch in allerletzter Zeit abgeholfen worden, indem durch eine Sammlung der englischen Kolonie, anläßlich des 50jährigen Regierungs-Jubiläums der Königin Victoria von England, das Kapital zum Bau beschafft und dieser selbst auf dem Grundstücke des Hospitals bereits im Sommer 1888 in Angriff genommen worden ist.

In Beirut am Libanon entfalten Kaiserswerther Diakonissen in drei Anstalten ihre reiche christliche Liebesthätigkeit, im Waisenhause Zoar, Pensionat und Johanniter-Krankenhause.

Das Waisenhaus hat in letzter Zeit mit einer großen Schuldenlast zu kämpfen, die unter anderem namentlich durch die kostspielige Reparatur des am 28. Februar 1886 plötzlich eingestürzten Daches verursacht ist, und bedarf dringend der Hilfe. Seit 1860 wurden, wie die jetzige Hausmutter berichtet, täglich 130 Waisenmädchen im Hause unterrichtet und erhalten. Nur für 17 derselben wird von Freunden des Werkes ein Erziehungsgeld geleistet. Jedes Kind kostet dem Hause etwa 180 Mark. Trotzdem nun seit kurzer Zeit von den Verwandten der neu aufzunehmenden Kinder ein geringes Erziehungsgeld verlangt wird, ist die dadurch erzielte Einnahme doch nur sehr gering, da die Kinder meist sehr armen Herkommens sind und die Aufnahme um deswillen, soweit der Platz reicht, nur ungern versagt wird. Neu aufgenommen wurden im Jahre 1887 19 Mädchen; auch in Bezug auf diese fragt die vorstehende Schwester in unserem Bericht: „Wer will uns helfen, diese 19 Kinder zu kleiden, zu erziehen und ihrer und unser in treuer Fürbitte zu gedenken?"

Die Gesammtzahl der aus einem bunten Gemisch von Nationen und Confessionen bestehenden Zöglinge des Pensionats betrug im Jahre durchschnittlich 112, seit October 1887: 105, unter ihnen 24 Pensionärinnen. Die Zöglinge wurden in fünf französischen, 2 deutschen Klassen und 1 englischen Klasse unterrichtet, und sind überall die erfreulichsten Fortschritte zu constatiren gewesen.

Im Johanniter-Krankenhause sind 1887 von 5 Schwestern 469 Kranke verpflegt worden; die Zahl der poliklinischen Consultationen betrug 7628. Die ärztliche Behandlung der Patienten daselbst wird von den Professoren der syrisch-medicinischen Facultät zu Beirut geübt, die zugleich amerikanische Missionsärzte sind.

Bekannt ist den Lesern aus früheren Mittheilungen der wichtige Wechsel an der leitenden Stelle der Anstalt, indem an Stelle der langjährigen Vorsteherin Schwester Sophie Gräff, die seit November 1886 als Hausmutter in das Waisenhaus Zoar übergesiedelt ist, Schwester Louise Breyner getreten ist.

Im Libanon-Salem zu Areya haben während der Sommermonate des Jahres 1887 nicht weniger als 30 der in Beirut, Alexandrien, Kairo und Jerusalem arbeitenden Schwestern Ruhe und Erquickung von den Mühen und Sorgen ihres schweren Berufes gesucht. Außerdem hat, wie der Bericht mittheilt, das ganze Jahr 1887 hindurch die dort stationirte Hausmutter noch Zeit gefunden, als eine rechte Dorfdiakonissin, 55 Familien zu besuchen und 66 Kranken, darunter 16 Wundkranken, Hilfe und Pflege angedeihen zu lassen.

Auf mehreren Stellen arbeiten gegenwärtig Kaiserswerther Schwestern in der Hauptstadt Rumäniens, Bukarest. Seit 29 Jahren bereits besteht die dortige Diakonissenthätigkeit; inzwischen ist die Zahl der Schwestern von 4 auf 14 gestiegen, und die Unterrichts- und Erziehungsarbeit derselben erfreut sich auch seitens der staatlichen Behörden großer Anerkennung.

An den beiden Elementarschulen (eine fünfklassige Hauptschule und eine einklassige Filialschule) unterrichteten 1888 7 Schwestern 366 Kinder; der Andrang war auch in diesem Jahre so groß, daß 40 Kinder wegen Raummangel zurückgewiesen werden mußten. Auch hier waren unter den Mädchen im ersten Halbjahre 1887 nicht weniger als 15 verschiedene Nationen und 6 Confessionen vertreten, wodurch den Schwestern für den Unterricht sowohl wie für die Erziehung mancherlei Schwierigkeiten erwachsen.

Das Erziehungshaus für Töchter mittlerer und höherer Stände zählte im Laufe des letzten Schuljahres 106 Schülerinnen, 43 Interne, 26 Halb-Pensionärinnen und 37 Externe, die von 5 Schwestern unterrichtet wurden. Leider ist die Erziehungsweise der rumänischen Kinder eine von der deutschen so wesentlich abweichende, daß die Schwestern hier wie in den beiden Elementarschulen ihre Noth haben, gegen schlechte Anschauungen und Gewohnheiten der Kinder, die freilich darin vielfach zu Hause ein böses Beispiel an ihren Eltern haben, wirksam anzukämpfen.

Die Kleinkinderschule war im Jahre 1887 von 100 Kindern besucht, unter denen 30 vom Schulgelde befreit waren. Die Sonntagsschule, welche sich Anfangs eines sehr geringen Zuspruches erfreute, hat sich in der letzten Zeit besser entwickelt.

Der im Sommer 1883 von einer der dortigen Schwestern gegründete Jungfrauenverein zählte im Jahre 1887 11 Mitglieder, meist frühere Schülerinnen der Diakonissen.

Das im Jahre 1866 zugleich als ein Diakonissen-Mutterhaus errichtete Diakonissen-Krankenhaus in Pest hat auch im Jahre 1887 leider noch immer

keinen so kräftigen Fortgang genommen, als es zu wünschen gewesen wäre. Die Zahl der 1887 verpflegten Kranken war um 24 geringer als im Jahre 1886 und betrug 408, täglich 38; dagegen waren 1330 Verpflegungstage mehr.

Im Diakonissen-Lehrhause in Florenz ertheilten im letzten Jahre 7 Diakonissen 145 Schülerinnen Unterricht. Die Zahl der Pensionärinnen stieg zeitweilig auf 20. Auch hier ist ein buntes Gemisch von Nationen und Confessionen vertreten, überwiegend allerdings Italienerinnen; doch befinden sich stets auch Deutsche, Französinnen, Engländerinnen, Schweizerinnen, Amerikanerinnen u. s. w. unter ihnen. Auch weilen augenblicklich, schreibt die Vorsteherin, mehrere ungetaufte Kinder in der Anstalt, — ein Fall, der bis dahin noch nicht vorgekommen. Vier derselben sind die Enkel des berühmten Garibaldi, zwei Mädchen von 10 und 8 Jahren und zwei Knaben von 7 und 5 Jahren. Getauft sind sie nicht, weil die Eltern der Ansicht sind, die Kinder müßten sich einst selbst über ihren Glauben entscheiden.

Nach mehr als zehnjährigen, mühsamen und verwickelten Verhandlungen ist es auch endlich gelungen, für die Anstalt die Rechte einer juristischen Person im Königreich Italien zu erlangen.

Seit dem Herbste 1885 arbeiten auch 2 Kaiserswerther Schwestern als Gemeinde-Diakonissen in Rom, die ihre Wohnung auf dem Kapitol haben. Ihre Aufgabe ist, berufsmäßig Armen- und Krankenpflege innerhalb der in Rom befindlichen evangelischen Gemeinden, sowie Privatpflege unter den zahlreichen, vorübergehend in Rom sich aufhaltenden Fremden zu üben.

Außerdem haben die Schwestern eine Strickschule für kleine Mädchen und eine Sonntagsschule eröffnet, welche letztere im Winter 1887/88 von 42 Kindern besucht wurde. Bis jetzt waren diese Diakonissen nur während des Winters in Rom thätig, weil Anfangs Juni die meisten Deutschen Rom verlassen. Zu diesem Zeitpunkte kehren die Schwestern dann in das Mutterhaus nach Kaiserswerth zurück.

Der Berliner Kinderschutzverein,

welcher sich die Aufgabe gestellt hat, Kinder in den ersten Lebensjahren dadurch vor dem Untergange zu retten, daß er dieselben bei geeigneten Familien in zweckdienlichen Wohnungen in Pflege giebt und durch Vereinsärzte auch in sanitärer Hinsicht überwachen läßt, hielt unter Leitung des Schatzmeisters des Vereins, Herrn Lehmann, am 5. v. M. im Bürgersaale des Rathhauses seine diesjährige Generalversammlung ab.

Der Verein zählt zur Zeit 1088 Mitglieder und hat im verflossenen Jahre durch Zuwendungen, Neugewinnung von Mitgliedern ꝛc. größere Einnahmen als bisher gehabt, in Folge dessen auch seine Thätigkeit ausgedehnt werden konnte.

Im vorigen Jahre befanden sich in der Pflege des Vereins 183 Kinder (39 ehelich und 144 unehelich geborene Kinder). Davon starben 28, während 53 entlassen wurden, weil sie das entsprechende Alter erreicht hatten.

An Jahresbeiträgen gingen 5680 Mk. ein, der Bazar erbrachte 600 Mk. mehr als im Vorjahre; an Geschenken ꝛc. erhielt der Verein die Summe von 4882 Mk. (darunter auch Zuwendungen vom Kaiser Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta.) Der Bestand des „Eisernen Fonds" konnte um 4 000 Mk. erhöht werden. Die Einnahmen betrugen 44 311 Mk. 27 Pf., die Ausgaben 39 169 Mk. 1 Pf. An Barbestand verblieben 5142 Mk. 26 Pf. Als „Eiserner Fonds" sind angelegt 73 300 Mk., im Dispositionsfonds befinden sich 2 975 Mk. — Die Victor Neumann-Stiftung hat ein Vermögen von 15 632 Mk. 90 Pf.

Dem Verein ist durch Ministerialrescript der Charakter als „milde Stiftung" verliehen worden.

(Staatsbürg.-Ztg.)

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift neue Folge. 7. und 8. Heft. October bis December 1888. Königsberg i. Pr., Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung 1888. Inhalt: Lose Blätter aus Kant's Nachlaß. Mitgetheilt von Rudolf Reicke, (Fortsetzung). — Die Lycker Erzpriester Johannes und Hieronymus Maletius und des ersteren Brief „De Sacrificiis et Idolataria Veterum Borussorum," eine Quelle für Ostlitauen. Von Johannes Sembrzycki. — Ueber Courbière. Ein Vortrag, gehalten in der Sitzung des Alterthums-Vereins zu Graudenz. Von Xaver Froelich. — Die Kant-Bibliographie des Jahres 1887. Zusammengestellt von Rudolf Reicke. — Universitäts-Chronik 1888 etc.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. Berlin, Februar 1889. Nr. 2. Inhalt: Berichte über die Sitzungen des Vereins „Herold" vom 18. December 1888 und 8. Januar 1889. — Die (von) Abtshagen in Pommern. — Livländische Beiträge. (Fortsetzung.) — Kaiser Friedrich bessert das Helmkleinod des Philipp vom Stein (unter Nassau) durch Zufügung einer Krone. — Beiträge zur württembergischen Adelsgeschichte. II. — Drei Banner des Deutschen Ordens. — Der erbliche „Ritter"-Titel in Oesterreich-Ungarn und Süd-Deutschland. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage (Urkundenschrein im neuen Kasino des Leib-Garde-Husaren-Regiments zu Potsdam). — Bücherschau ꝛc. ꝛc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

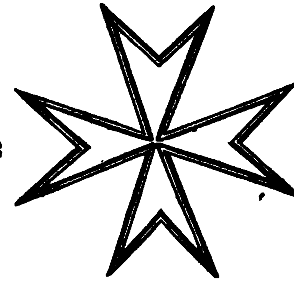
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 13. März 1889. Nr. 11.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	58			
	Zugang pro "	18			
		76			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	51	51	1 374	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	49			
	Zugang pro "	14			
		63			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	47	47	1 386	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1889	66			
	Zugang pro "	1			
		67			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	66	66	1 848	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	28			
	Zugang pro "	20			
		48			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	32	32	880	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	35			
	Zugang pro "	17			
		52			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	35	35	1 064	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	28			
	Zugang pro "	16			
		44			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	23	23	710	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	32			
	Zugang pro "	21			
		53			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	32	32	931	43
	zu übertragen		286	8 193	475
	Uebertrag		286	8 193	475
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	24			
	Zugang pro "	10			
		34			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	27	27	655	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	42			
	Zugang pro "	16			
		58			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	45	45	555	50
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	28			
	Zugang pro "	23			
		51			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	35	35	803	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	35			
	Zugang pro "	27			
		62			
	Abgang " "	24			
	Bleibt Bestand	38	38	1 070	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	34			
	Zugang pro "	39			
		73			
	Abgang " "	23			
	Bleibt Bestand	50	50	1 312	54
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	43			
	Zugang pro "	24			
		67			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	42	42	1 219	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	23			
	Zugang pro "	15			
		38			
	Abgang " "	18			
	Bleibt Bestand	20	20	570	40
	zu übertragen		543	14 377	786

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Februar 1889.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		543	14 377	786
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	70			
	Zugang pro " "	42			
		112			
	Abgang " " "	37			
	Bleibt Bestand	75	75	2 092	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	29			
	Zugang pro " "	17			
		46			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	30	30	860	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	48			
	Zugang pro " "	14			
		62			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	52	52	1 369	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	19			
	Zugang pro " "	17			
		36			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	22	22	560	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	25			
	Zugang pro " "	11			
		36			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	16	16	605	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	18			
	Zugang pro " "	10			
		28			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	15	15	486	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	22			
	Zugang pro " "	28			
		50			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	23	23	687	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	20			
	Zugang pro " "	17			
		37			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	23	23	603	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1889	11			
	Zugang pro " "	—			
		11			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	11	11	308	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	13			
	Zugang pro " "	16			
		29			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	16	16	338	20
	zu übertragen		826	22 285	1 260

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Februar 1889.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		826	22 285	1 260
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	11			
	Zugang pro " "	5			
		16			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	14	14	319	19
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	20			
	Zugang pro " "	21			
		41			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	17	17	529	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	5			
	Zugang pro " "	1			
		6			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	3	3	93	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	4			
	Zugang pro " "	1			
		5			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	4	4	105	12
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1889	30			
	Zugang pro " "	1			
		31			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	31	31	862	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	22			
	Zugang pro " "	12			
		34			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	26	26	675	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	8			
	Zugang pro " "	10			
		18			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	9	9	304	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	13			
	Zugang pro " "	25			
		38			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	22	22	491	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	29			
	Zugang pro " "	13			
		42			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	31	31	830	50
34.	**Oeynhausen:*)**				
	Bestand am 1. Februar 1889	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	82
	zu übertragen		983	26 493	1 581

*) Während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1889.	Zahl der dort vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		983	26 493	1 581
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	16			
	Zugang pro "	8			
		24			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	17	17	507	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Februar 1889	4			
	Zugang pro "	7			
		11			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	3	3	102	38
37.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Februar 1889	49			
	Zugang pro "	36			
		85			
	Abgang " "	34			
	Bleibt Bestand	51	51	1 185	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Februar 1889	10			
	Zugang pro "	16			
		26			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	17	17	368	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Februar 1889	16			
	Zugang pro "	8			
		24			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	15	15	461	20
	Zusammen		1 086	29 116	1 719

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar c. beträgt 548, davon sind gestorben 54
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 34
geheilt 460
wie vor 548.

---

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Januar 1889** . . . . . . 32 Kranke.
Zugang pro **Januar 1889** . . . . 35 "
67 Kranke.

Davon sind
gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 12
geheilt 18
32 "

Bleibt Bestand am **1. Februar 1889:** . . 35 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 18 orientalische Christen, 9 Muhamedaner, 4 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1889 beträgt 1073.

Poliklinisch wurden 847 Personen behandelt.

---

1. Hermann Carl Ludwig von Tresckow, Rittergutsbesitzer, auf Petersdorf bei Briesen i. d. Mark, Rechtsritter seit 1867, † zu Petersdorf 3. März 1889.
2. Philipp Graf zu Eulenburg, Oberstlieutenant a. D., Kammerherr, Stiftshauptmann von Zehdenick und Mitglied des Herrenhauses, auf Liebenberg bei Löwenberg in der Mark, Rechtsritter seit 1869, † zu Liebenberg 5. März 1889.

Helmstädt.

Die Grenzstriche der Altmark und des Herzogthumes Braunschweig, welche von der Heerstraße und dem Schienenwege nach Magdeburg durchschnitten werden, bieten geschichtliches Material in ungewöhnlich reicher Fülle dar. Hier liegt das Dörflein Walbeck, der Stammsitz jenes berühmten Grafenhauses, dessen Sprossen die wendische Nordmark einst so lange und mit so hohem Ruhme verwaltet haben. Dankbar erinnern wir uns, sobald wir den Namen „Walbeck" vernehmen, auch des großen Geschichtsschreibers Thietmar von Merseburg, welcher dem Geschlechte dieser Grafen angehörte. Hier liegen Erxleben, Ingersleben, Bartensleben, Rundstedt, Schöningen, — sämmtlich Sitze von Adelsgeschlechtern, deren Namen wohlbekannt sind in der vaterländischen Geschichte! Hier ragt Burg Harpke auf, — „Herbeck", das feste Schloß der Herren von Veltheim, bei welchen der geächtete „Fehder" Dietrich von Quitzow die letzte Zuflucht suchte und fand; hier liegt in stiller Weltabgeschiedenheit Kloster Marienborn, seine Ruhestätte. Hier befindet sich die Johanniter-Komthurei Supplingenburg, von welcher im 12. Jahrhunderte der ritterliche Orden St. Johann's kämpfend und kolonisirend zugleich über die Slawenlande sich ausgebreitet hat. Inmitten all' der soeben genannten Ortschaften aber liegt Helmstädt und hieß einst der leuchtendsten Sterne einer, am Firmamente edler, hoher deutscher Geistesbildung! Es wird sich manch' ein Leser dieser Zeilen finden, dessen Ahnen einst in Helmstädt für das Gute, Schöne und Wahre mit Begeisterung erfüllt worden sind. Die Universität Helmstädt hat einst auch große Staatsmänner gebildet, wie z. B. jenen edlen Patrioten Herrn Johannes von dem Borne; sie ist ferner einstmals auch die Trägerin ernster, theologischer Bestrebungen gewesen, welche aus der reinsten Liebe zu dem deutschen Vaterlande hervorgegangen waren und daher den Stempel wahren Seelenadels an sich trugen. Da dürfen wir uns wohl erlauben, in diesem Blatte einmal zu sprechen von dem jetzt so stillen Orte Helmstädt, von seiner so bedeutsamen Geschichte und von jenen so anziehenden Alterthümern, welche er sich erhalten hat bis auf den heutigen Tag!

Das Gelände von Helmstädt trägt Spuren uraltdeutscher Cultur. In voller Uebereinstimmung betrachten die Kenner der ältesten, geschichtlichen Zeit unseres Volkes die Altmark und die unmittelbar an dieselbe grenzenden Landschaften, die Priegnitz, das hannoversche Wendland und das Braunschweigische, jetzt als das Land der Langobarden. Es ist eigenthümlich, daß grade dieses Volk seinen großen Todten Steinmonumente von einer Erhabenheit gesetzt hat, welche auch heut' noch unser Erstaunen wachruft. Solch' gewaltige Heroendenkmale finden sich z. B. in der Priegnitz bei dem Dorfe Kemnitz und bei Möllen; sie füllen in der Altmark die ganze Landschaft von Betzendorf und von Diesdorf aus; sie finden sich aber auch bei Helmstädt vor. Im Westen der Stadt, etwa eine Viertelstunde von dem Kloster Marienberg, zieht sich ein länglich gestreckter Hügel von Süden nach Norden hin. An seinem Abhange lag ehedem eine Kapelle der h. Anna mit einem Hospitale; darum heißt er der St. Annenberg;— nach dem berühmten Aristoteliker Cornelius Martini, gest. im Jahre 1621, wird er aber auch wohl der „Corneliusberg" genannt. Hier befinden sich auf einer flachen Stelle des Gipfels, welche sich durch eine schöne, nach allen Seiten hin freie Aussicht ganz besonders auszeichnet, zwei Steinringe, welche bereits in mittelalterlichen Urkunden die „Lübbensteine" genannt werden und diesen Namen auch noch heute führen. Daß wir denselben sofort erklären: er weist wahrscheinlich darauf hin, daß slawische Stämme einst bis hierher vorgedrungen sind, denn seine Wurzel ist vermuthlich jenes Eigenschaftswort „liubna", „schön," „freundlich," aus welchem auch der Städtename „Lübben" hervorgegangen ist. Dann wäre, da die Steinkreise jedenfalls germanischen Ursprunges sind, in späteren Zeiten eine slawische Bezeichnung auf ureigentlich deutsche Denkmäler übergegangen. Will man zu dieser Annahme sich nicht verstehen, so wird man wohl dem alten Lokalhistoriker Behrends beipflichten müssen, welcher im Leben des h. Ludgerus behauptet, der Name „Lübben" bedeute so viel wie „stark" und sei eine Bezeichnung Wodans gewesen, welchem bei diesen Steinen einst Menschenopfer dargebracht worden seien. Solche Handlungen blutiger Versöhnung der Himmlischen waren der Religion der Germanen allerdings nicht fremd. In diesem Falle liegt auch die Vermuthung nahe, daß der düstere, unter den „Lübbensteinen" liegende Weiher einst mit dem germanischen Opferdienste in Verbindung gestanden hat, und daß die uralte St. Annenkapelle grade hier gegründet worden ist, um die Greuel des Heidenthums zu verbannen. Heut' ist von jenen beiden Steinkreisen der südliche fast ganz zerstört; auch der nördliche, obwohl besser erhalten, hat gleichwohl arg genug gelitten, weil — Steine zum Chausséebau nöthig waren. Schon der berühmte Helmstädter Professor Hermann Conring, gest. 1681, schenkte diesen uralten Denkmälern seine Aufmerksamkeit; er sah die Aufschichtung derselben, welche thatsächlich vermittelst gewaltiger Baumhebel von germanischen Männern ausgeführt worden ist, für ein Werk der „Giganten" an, welche vor dem Geschlechte der Menschen auf diesen Höhen gewohnt hätten; er spricht aber auch die Vermuthung aus, es möchten diese Steindenkmäler in der That wohl nur Opferaltäre sein. Nach ihrem heutigen Stande sieht die Alterthumsforschung in diesen großartigen Constructionen die Grabmonumente germanischer Häuptlinge. Wie ehrt es das pietäts- und das poesievolle Gemüth der alten Langobarden, daß sie ihren Königen solche Grabkammern errichteten gerade an solchem Orte, da der Blick von freier Bergeshöhe ungehindert hinschweifen konnte über das wohlbestellte Ackerland des Volksgaues bis zum fernen, blauen Hochwalde! —

Wir gehen an dieser Stelle nicht näher auf jene vorgeschichtlichen Funde ein, welche hier bei den „Lübbensteinen" gemacht worden sind; — es genüge, gezeigt zu haben, daß die Umgebung von Helmstädt bereits dem Götter- und Todtenkultus der Germanen, insonderheit dem des langobardischen Stammes für geheiligt galt. Den Langobarden aber folgten die Völkerschaften der Wenden; nachmals aber die der Sachsen. Wie sie von Norden kamen, so drangen vom Süden indessen auch die Thüringer in diese Landschaften vor. Heiß mag der Kampf zwischen den beiden deutschen Stämmen der Thüringer und Sachsen, welche sich so ingrimmig haßten, auch die Bergeshöhen um Helmstädt und die Wälder „Dorm" und „Elz" im Westen des nachmaligen Musensitzes umtost haben. Um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts aber siegten die Franken über die Sachsen, und wie die letzteren einst die Macht der Thüringer gebrochen hatten, so setzte jetzt Karl der Große dem Freiheitstolze des Sachsenvolkes seinen ehernen Fuß auf den Nacken. Der heilige Liudger selbst aber gründete im Jahre 798, nach Anderen im Jahre 802 bei der „villa Helmstede" an der äußersten Grenze des „Darlingaues" der ostfächsischen Landschaft „Nordthüringen" ein Benediktinerkloster, „dessen Mönche die Finsterniß des Heidenthumes mit dem Lichte des Evangeliums erhellen sollten." Aus Werethina, der gleichfalls von ihm gestifteten Abtei Werden an der Ruhr, rief der verehrungswürdige Mann Mönche nach dem neuen Kloster an der Helme, welches nach ihm den Namen des „Liudgeri-Stiftes" erhielt. Daher ist er, der edle, freie Friese, ein Schüler Gregors von Utrecht und Alcuins von York, wenn auch nicht als der Gründer, so doch als der geistliche Vater von Helmstädt anzusehen; die Stadt Helmstädt führt über einer Mauer deshalb sein Bild noch heut' in ihrem Wappen. Hochverehrt und geliebt selbst von denen, aus deren starken, treuen Herzen er die Bilder der alten Götter hatte verbannen sollen, starb St. Liudger am 26. März 809 als erster Bischof zu Mimigerneford d. h. als

erster Hirt des neuen Hochstifts Münster. Das Liudgeri-Kloster bei Helmstädt aber wurde dem Bisthum Halberstadt beigelegt, „dessen erster Seelenretter Liudgers Bruder Hildegrim gewesen war.“ Da das Stift St. Liudgeri zu Helmstädt von Papst Lucius III. indessen auch aus dieser Verbindung gelöst und im Jahre 1181 dem Stuhle Petri unmittelbar unterstellt wurde, — da dasselbe ferner bereits von dem Könige Ludwig dem Deutschen das Recht erhalten hatte, sich aus der Mitte seiner Mönche den Abt und aus den Großen seiner Umgebung den Vogt zu erwählen, — da endlich die Prälaten von St. Liudgeri mit der Zeit auch das Münz- und Zollregal erwarben, so galten diese Aebte schon sehr früh als reichsfrei.

Es war eine schöne Blüthe, welche diesem Stifte vorbehalten war. Von St. Liudgeri bei Helmstädt aus wurden in der nächsten Zeit gegründet:

1. im Jahre 942 das Collegiatstift Unserer Lieben Frauen und des h. Pankratius zu Walbeck durch den Grafen Lothar von Walbeck,
2. im Jahre 1120 das Augustinerkloster St. Laurentii zu Schöningen,
3. im Jahre 1135 das Benedictinerkloster zu Königslutter durch Kaiser Lothar,
4. im Jahre 1138 das Zisterzienserkloster Marienthal durch den Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg,
5. in den Jahren 1176—1181 das Augustinerinnenkloster Marienberg an der Westseite des Fleckens Helmstädt durch den Grafen Wolfram von Kirchberg, den Abt von Werden und Helmstädt, und endlich
6. im Jahre 1190 das obenerwähnte Nonnenkloster Marienborn und zwar in einer „durch Wegelagerei berüchtigten Waldeswildniß.“

Daß in Folge jenes regen Verkehrs, welcher sich beim St. Liudgeri-Kloster entwickelte, der Hof Helmstädt sich allmählich zu einem Flecken, ja, zu einer Stadt umwandelte, sahen wir bereits. Vorläufig aber bleiben wir bei der Geschichte dieser berühmten Reichsabtei St. Liudgeri bei Helmstädt stehen.

Der herrlichen Blüthe, von welcher die oben erwähnten Tochterstiftungen ein glänzendes Zeugniß ablegen, folgte auch in St. Liudgeri bei Helmstädt bald ein tiefer Verfall. Als in den deutschen Landen dann der alte und der neue Glaube um die Herrschaft rangen, — als „die Spanier“ in Niedersachsen standen und die Fürsten dieses Landstrichs thöricht mit einander haderten, da kam im Jahre 1553 das Unheil auch über dieses prangende Stift, welches unter der milden Schutzherrschaft der Supplingenburger, der Sommerschenburger und der Welfen an edlem Schmucke und an Kunstdenkmälern so reich geworden war. Und wie traurig! Die Bevölkerung der Stadt Helmstädt selbst, der Tochter des Klosters, welche sich im Eifer für die neue Lehre voller Haß längst gegen die ehrwürdige Mutter erhoben hatte, — grade sie war's, welche die alte Herrlichkeit St. Liudgeri zerstörte. In jenem Jahre 1553 hieß es plötzlich:

„Volrad von Mansfeld naht, der wilde Graf!“—

„Rettet das Blei von den drei Thürmen und von den Dächern der Abtei,“ befahl der Herzog Philipp Magnus seinem Hauptmanne Caspar von Walmoden, „damit der Feind nicht Kugeln aus ihm gieße gegen uns!“

Auf solchen Befehl zog der Edelmann mit den Bürgern aus der Stadt zum Kloster hinaus; das erbitterte Volk aber nahm dem schönen Stifte nicht nur seine Bleibedachung, sondern zerstörte auch die Hallen desselben in Grund und Boden. Nur geringe Reste des Klosters blieben stehen, unter ihnen die ältesten Theile des Baues, die St. Peters- und die St. Felicitas-Capelle, — zwei Krypten, welche auch heute noch vorhanden sind. Die spätere Zeit, — das Kloster bestand bis zum Reichs-Deputations-Haupt-Schlusse vom 25. Februar 1803; — begnügte sich mit diesen beschränkten Baulichkeiten auch sehr gern und schmückte dieselben im Rococo- und Zopfstyle aus. Prunkend, aber nichtssagend, sind diese Reste bis auf unsere Tage gelangt, — strahlend von Gold und Farbenschmuck, aber ohne jeden Kunstwerth. Von den vielen vorhandenen Inschriften wollen wir hier nur jene eine anführen, welche an dem schmucksten, dem Bahnhofe zugekehrten, sogenannten „schönen Thore“ der Abtei sich befindet. Sie lautet:

„Anno conflictus,
Ubi Thrax est Mustapha victus,
Turcica Porta ruit,
Nostraque structa fuit.“ 1716.

Wir lächeln über die Latinität dieser Verse! —

Im Chore von St. Liudgeri befinden sich auch heut' noch zwölf Chorstühle; ebensoviel Insassen zählte auch das Reichsstift. Nachdem der 30jährige Krieg endlich sein Ende gefunden hatte, lebten diese zwölf Benedictiner mit ihren evangelischen Landsleuten übrigens stets in dem besten Einvernehmen. So widmeten sie ihre Freundschaft nicht nur einem so edlen, versöhnlich auch ihnen entgegenkommenden Manne wie dem milden Theologen Georg Calixtus, gest. 1656, sondern selbst einem so rücksichtslos scharf urtheilenden Kritiker und Rationalisten wie dem Professor Henke, gest. 1809. Das Liudgeri-Kloster blieb daher bis an sein Ende eine Stätte ächt „reichsabteilicher“, heiterster und gütigster Gastlichkeit. Neben seinen zopfigen Baulichkeiten, auf deren Ornamenten uns zum Theil nun längst verklungene Namen altbraunschweigischer Geschlechter, von Erwitte, von Bockhorst, von Geismar u. s. w., entgegenleuchten, erinnert an das berühmte St. Liudgeri-Stift, an diese Pflanzstätte des Christenthums im Darlingaue, zu Helmstädt heute nur noch das Vorhandensein einer kleinen, katholischen Gemeinde. Das ehemalige Klostergut ist selbstverständlich zum herzoglichen Dominial-Besitze zugeschlagen worden.

Wir begeben uns nunmehr nach der Westseite von Helmstädt. Nachdem wir die Vorstadt „Neumarkt" durchschritten haben, blickt uns von einem kleinen Hügel jenes uralte Kloster „St. Mariens bei Helmstädt auf dem Berge" entgegen, welches, wie wir oben erwähnten, von dem Grafen Wolfram von Kirchberg während der Jahre 1176 bis 1181 für Augustiner-Nonnen gegründet wurde, und zwar an einer Stelle, auf welcher einst eine vielbesuchte Wallfahrtskapelle gestanden hatte, wahrscheinlich also auf einem, dem germanischen Höhendienste gewidmeten Bergesgipfel. Die leider nur thurmlose Kirche dieses Stiftes zeigt die reinen, schönen Formen des Rundbogenstyles; — sie ist im Jahre 1256 geweiht worden; — nur der hohe Chor ist eine spätere Zuthat und wurde am Schlusse des Mittelalters durch den Propst Ludolf Sander in gothischem Style errichtet; — auf dem zierlichen „Sakramenthäuschen" mit dem durchbrochenen Tabernakel findet sich die Jahreszahl 1494 eingehauen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts stand in dem Allerheiligsten der Klosterkirche ein uralter Altar in Tafelform; — heut' sind nur noch die Trümmer desselben vorhanden, und sie verdienten es, wiederum aneinander gefügt zu werden. Sind doch auch die edelschönen Portale im Westen und im Süden der „Marienbergerkirche" wiederum in altem Glanze erstanden! Der lauschige Kreuzgang, eine liebliche Stätte des Friedens besonders hier auf der Bergeshöhe, bewahrt noch eine Anzahl von Grabsteinen; anziehender aber als die todesstarren Gestalten auf diesen Denkmälern erscheinen uns die schönen Tapeten, mit welchen diese Klosterkirche an den hohen Festtagen ehedem geschmückt zu werden pflegte. Es sind treffliche Arbeiten der Klosterfrauen, welche wir vor uns sehen. Gott weiß es, manch' ein Seufzer über entschwundenes Lebensglück mag von den alten Conventualinnen vom Marienberge in diese bunten Muster mit hinein verwebt worden sein; — allein all' jene Frauen, welche hier gelebt haben, sie hatten doch Eins gefunden, was in unseren friedelosen Tagen wohl als ein hohes Gut erscheinen mag: eine Zuflucht vor den Stürmen dieser Welt. Bei der Reformation unter die „fürstliche Klosterrathsstube" gestellt, hat die Stiftung des alten Grafen und Abtes Wolfram von Kirchberg noch eine Zeit lang als ein evangelisches Fräuleinstift fortbestanden. Unter den Pröpsten des Stiftes begegnet uns manch' ein berühmter Name aus der Schaar der alten Helmstädter Professoren. Wir erwähnen hier nur den Humanisten und Pädagogen Christoph Schrader und den Polyhistor und Orientalisten von der Hardt aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts, zu welcher Zeit das weltentlegene Helmstädt in der That eine Stätte blühendster Gelehrsamkeit, ja, vielleicht der gefeiertste Musensitz im ganzen deutschen Norden war.

Und dies führt uns auf die Geschichte der Stadt und der Hochschule. (Schluß folgt.)

Deutsches Seemannsheim in London.

Die Tageblätter veröffentlichen einen von der Baronin Evelina Schröder und Frau Dr. Ellen Lichtenberg (der Gemahlin des hochverdienten Arztes des deutschen Hospitals) unterzeichneten Aufruf zur Gründung eines deutschen Seemanns-Heims in London.

Das Bedürfnis für ein solches ist so augenfällig, daß es in der That seltsam erscheint, wie der hervorragende Wohlthätigkeitssinn Londons und besonders der deutschen Colonie nicht schon längst demselben Rechnung getragen hat.

Der Aufruf lautet:

„Wir wünschen Ihre freundliche Theilnahme und Hilfe für ein gutes Werk zu gewinnen, für welches wir uns auf das wärmste interessiren.

Wir hegen die ernste Hoffnung, ein deutsches Seemanns-Heim zu eröffnen. Wir sind überzeugt, daß nur wenige wissen, daß ein solches Heim in London nicht vorhanden ist.

In fünf Seestädten Englands giebt es ein Heim für deutsche Matrosen; in London aber, wo 16000 deutsche Seeleute jährlich von deutschen und circa 4000 von englischen Schiffen landen, giebt es kein Heim, das sie ihr eigen nennen können, wo ein deutscher Seefahrer den anderen treffen kann, wo deren eigene Sprache gesprochen und deutsche Speisen geliefert werden.

Durch den Mangel eines solchen Heims ist man dafür verantwortlich, wenn sie in gemeinen Logirhäusern wohnen, die leider zu oft Höhlen der Unsittlichkeit sind, obschon man mit Recht sagen darf, daß die deutschen Matrosen stets gern in englischen Seemanns-Häusern und im skandinavischen Seemanns-Heim aufgenommen werden.

Wir hegen die Zuversicht, daß nicht nur unsere deutschen, sondern auch unsere englischen Freunde sich um uns schaaren und uns mit Vergnügen bei dem höchst nöthigen Werke unterstützen werden. Wir beabsichtigen ein geeignetes Haus in der East India Road, zehn Minuten von den East und West India Docks entfernt und nicht weit von den St. Katharina's und Millwall Docks gelegen, zu erwerben. Dasselbe soll mit einem Kaffee- und Rauchzimmer, einem großen Versammlungssaal und passend möblirten Schlafräumen ausgestattet werden.

Frhr. v. Schröder hat freundlichst eingewilligt, Schatzmeister des Fonds zu sein, und uns eine Summe von 500 Lstrl. geschenkt.

Zur Annahme von Beiträgen erklären sich bereit: Baronin Schröder, „The Dell", Staines; Mrs. Lichtenberg, 47, Finsbury Square, London; und Baron Schröder, 145, Leadenhall Street, London, E.C."

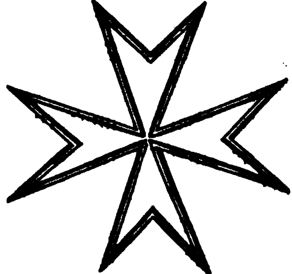
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 20. März 1889. Nr. 12.

Ludwig Carl Heinrich Graf von der Groeben, Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, auf Groß-Schwansfeld bei Bartenstein, Ehrenritter seit 1858, † zu Groß-Schwansfeld 9. März 1889.

Hannoversche Genossenschaft.

Auf dem am 11. Januar d. J. zu Hannover stattgehabten Rittertage der Hannoverschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist an Stelle des bisherigen Werkmeisters derselben, des Rechtsritters, Generalmajors a. D. Freiherrn von Slicher, der aus Gesundheitsrücksichten dies Amt niedergelegt hat, der Rechtsritter, Major z. D. und Kammerherr Freiherr von Rosenberg, zu Hannover, zum Werkmeister, ferner der Rechtsritter Geheime Ober-Justizrath und Landgerichts-Präsident von der Decken, zu Verden, zum Stellvertreter des Werkmeisters gewählt worden.

Helmstädt.

(Schluß.)

Im Jahre 1199 wurde das unter dem Krummstabe des Abtes vom St. Liudgerikloster friedlich und fröhlich aufblühende Städtchen Helmstädt von dem Erzbischofe Ludolf von Magdeburg „mit fliegendem Feuer" verbrannt; der Kampf zwischen den deutschen Königen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig suchte die Erblande der Welfen ja am furchtbarsten heim! Dennoch erholte sich die Einwohnerschaft von Helmstädt ziemlich schnell; in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte die Auseinandersetzung der Bürgerschaft mit dem St. Liudgerikloster und die Ausbildung der städtischen Verfassung in einer ziemlich stürmischen Weise. Vom Jahre 1237 ab wurde die Befestigung der nun selbständig gewordenen Stadt mit einem doppelten Graben und einer doppelten Mauer, von welcher trutzende Thürme herabblickten, in Angriff genommen. In anmuthigen, von Busch und Baum umzogenen Trümmern sind diese alten Wehren von Helmstädt auch noch heut' vorhanden; manches freilich mußte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts fallen, und die alten, tiefen Gräben sind durch Ausfüllungen in freundliche und anmuthige Anlagen verwandelt worden.

An diese Gräben, Wälle und Mauern von Helmstädt knüpft sich eine bisher nicht bekannte Brandenburger Sage. Als der Ballenstädter Otto IV. mit dem Magdeburger Domkapitel über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Zwist und Fehde gerathen war, stürmte sein Bruder Albrecht III. die Stadt Helmstädt, welche diesmal auf der magdeburger Seite stand. Es war im Jahre 1279, und fast schien es, als werde die tapfere Bürgerschaft dem ingrimmigen Feinde doch endlich unterliegen müssen. Aehnlich seinem Bruder, schwur auch Markgraf Albrecht, er werde, wenn er den Sieg gewonnen haben werde, die Heiligthümer der Stadt entweihen und zerstören lassen. Da, in der höchsten Noth und in der heißesten Kampfesglut, als die Brandenburger die Mauern fast schon erstiegen hatten, erschien die heilige Maria als Schützerin von Helmstädt; — in ihrer vollen Glorie, — zürnend aber und mit wehendem, leuchtendem Mantel, — zeigte sie sich den Feinden, sodaß dieselben, tödtlich erschreckt, von weiteren Feindseligkeiten abstanden. Wir sehen: es ist die Geistlichkeit gewesen, welche die Geschichte des brandenburgisch-magdeburgischen Krieges von 1279 in episch-dichterischer Weise aufgezeichnet hat. Zum Andenken an diese wunderbare Errettung gründeten die Helmstädter das mit dem Kloster St. Marienberg verbundene Hospital „St. Jürgens Hof" neben dem schönen und stattlichen „Westerthorthurme", welcher auch noch heute wohlerhalten aufragt. —

Es ist seltsam, was die Helmstädter während des Mittelalters für ein kriegerisches Völklein gewesen

sind! Fortdauernd hatten sie mit den Edlen von Warberge zu schaffen; die Fehden mit diesem mächtigen Geschlechte währten selbst noch bis über die Reformationszeit hinaus. Reichlich versah sich selbst diese so kleine Stadt mit schwerem Geschütze, und ihre vier Bürgermeister mußten noch um's Jahr 1552 den kleinen Krieg wohl zu führen verstehen. Erst der große, 30jährige Zeitraum voll der schwersten Leiden und Entwürdigungen brach auch die Wehrfähigkeit der Helmstädter Bürgerschaft: im Jahre 1626 ließ der kaiserliche Obrist Aldringer sich vom Rathe das Geschütz und, was an Waffen sonst noch auf dem Zeughause lag, ausliefern. Als aber Aldringer die „Schlangen" und die „Falkonettlein" weggeführt hatte, da war es aus mit Helmstädt's alter, kriegerischer Ehr' für immer.

Allein die Stadt sollte einen andern Ruhm erlangen. Herzog Julius von Braunschweig, jener gelehrte Herr, welcher von 1568 bis 1589 die Zügel der Regierung führte, hatte schon zu Gandersheim ein „Pädagogium" gegründet, fand sich indessen veranlaßt, dasselbe nach Helmstädt zu verlegen und die Anstalt zu einer Universität zu erheben. Die Stiftungsfeier erfolgte am 15. October 1576 in der St. Stephanskirche, der Parochialkirche von Helmstädt. Mit den froheſten Erwartungen blickten der Herzog und seine Räthe in die Zukunft der hohen Schule, und laut frohlockten die Weihereden, mit welchen der berühmte Jurist Joachim Mynsinger von Frundeck, der gewaltige Theologe Martin Chemnitz und des Herzogs ältester, zum „Rector perpetuus" erklärter Sohn Heinrich Julius, die neue Hochschule begrüßten. Und diese freudigen Erwartungen schienen nicht allein gerechtfertigt, — nein, es war, als wollte die Wirklichkeit dieselben noch weit übertreffen.

Denn die Universität Helmstädt gelangte schnell zu einer wahrhaft herzerfreuenden Blüthe. Mitten in der Stadt wurden ihre Baulichkeiten errichtet; Herr Caspar Schoschen, der derzeitige Abt des nahen Klosters Marienthal, hatte einen alten Hof seines Klosters zur Aufrichtung derselben geschenkt. Auf der Nordseite dieses Hofes ließ der Nachfolger des Stifters, der soeben erwähnte prachtliebende und überaus baulustige Herzog Heinrich Julius, das sogenannte „Julëum" errichten, einen Prachtbau in damals beliebtem Style, das heißt in deutscher Renaissance, an welchem mit einigen Unterbrechungen volle zwanzig Jahre, von 1592 bis 1612, gebaut worden ist. In Abwesenheit des Herzogs selbst wurde dieses „Julëum" am 15. October 1612 von dem Erbprinzen Friedrich Ulrich feierlich eingeweiht. „Wäre das schöne Bauwerk, an welchem der gelehrte und kunstverständige Herzog Heinrich Julius, welcher die Risse zu seinen Bauten selbst zu entwerfen pflegte, gewiß den nächsten Antheil gehabt hat, nicht noch unter seiner Regierung und vor dem Ausbruche des großen Krieges vollendet worden: es wäre sicherlich nie zu Stande gekommen," sagt ein Braunschweigischer Geschichtsschreiber.

Dies Helmstädter Universitätsgebäude hat leider trübe Schicksale genug gehabt; es ist in unglücklichen Tagen sogar als Magazin und Lazareth verwendet worden; es ist jedoch in den Jahren 1817 und 1823 wiederum hergestellt worden und bildet nun in seiner freundlichen Schönheit das Kleinod des guten Städtchens Helmstädt. Ueber einen kleinen, von schlichten Häusern eingerahmten Vorplatz schreiten wir dem „Julëum" zu. Vor uns erhebt sich ein zweigeschossiges Langhaus, an dessen Mitte ein hoher, schlanker Treppenthurm in vollem Profile achteckig sich anlehnt. Das Untergeschoß des erwähnten Langhauses zeigt eine überaus kräftige Rustica-Architektur; die Steinfüllungen der Bogenfenster mit ihren Ringen und Stäben aber erinnern noch an altgothisches Maßwerk und sind von — Attiken überragt! Das obere Stockwerk ist schlichter gehalten und doch von hoher Eleganz der Formen. Herrlichen und wahrhaft verschwenderischen Schmuck aber tragen die Giebel, welche die beiden Seitenflügel krönen und das hohe Dach des Gebäudes zum Theile verdecken; die Seraphs- und Cherubimgestalten an den Voluten dieser zierlichen Bauten bilden einen ebenso eigenthümlichen, wie bedeutungsvollen Schmuck des Universitätsgebäudes. Sie kehren wieder auch an der herrlichen Architektur der beiden Portale, welche mit ihrem Wappenschmucke, den römischen Herolden, den Personificationen der „freien Künste" und der köstlichen Zierlichkeit des Ornamentes ihres Gleichen in ganz Norddeutschland suchen darf. Der Treppenthurm aber der Universität, welcher den Mittelgiebel verdeckt, zeigt in seinen Geschossen jene rhombusförmigen Etagenfenster, welche die deutsche Renaissance so gern verwendet. In ungefährer Höhe des Dachfirstes umläuft eine zierliche Galerie den Thurm dieses Treppenhauses; dann deckt sich schlank und zierlich die welsche Kappe mit ihrer Spitze und der Wetterfahne auf seinen grauen Scheitel. Wollen wir den Gesammteindruck der Helmstädter Universitäts-Baulichkeiten kurz bezeichnen, so haben wir zu sagen:

„Sie sind in seltener Weise zierlich und poesievoll und darum auch in hohem Maße anziehend, namentlich, wenn eine schärfere Beleuchtung durch grellen Sonnenschein alle Feinheiten der Steinmetzarbeit in ihrem Skulpturenschmucke zur Geltung bringt."

Im Innern fallen die großen, längs durch beide Geschosse hindurch gehenden Säle auf. In dem oberen Stockwerke ist die noch immer sehr bedeutende Universitäts-Bibliothek aufgestellt; in der unteren Halle aber sehen wir das sogenannte „große Auditorium" vor uns, in welchem einst die öffentlichen Feierlichkeiten der Hochschule Helmstädt stattgefunden haben. Es weilt sich gut in diesem kühlen Raume! Aus trefflichen Gemälden blicken der Herzog Julius und die alten Professoren Georg Calixt, Johann

Caselius und Laurentius Heister auf uns hernieder. Vor unserm geistigen Auge aber füllt sich der gewölbte Raum wiederum mit den Musensöhnen der „Alma mater Juliana“; — dort auf der Bühne klingt von den beiden, einander gegenüberstehenden Kathedern das haarscharfe Latein der gelehrten Disputation, und als der Sieg entschieden, — als der ehrenbringende Doctorenhut errungen ist, da bricht es aus der Corona los, — ein helles, freudiges:

„Io triumpe!“ —

Diese nun für immer vereinsamte Helmstädter Hochschule hat für die Culturgeschichte Deutschlands eine Zeit lang eine sehr hervorragende Bedeutung gehabt. Die Juristen-Fakultät dieser Universität ist es gewesen, welche den Sieg des römischen Rechtes gegenüber dem starren Widerstande des niedersächsischen Volkes vollendet hat. Es läßt sich darüber streiten, ob in dieser Thatsache ein Verdienst zu erblicken ist; uns schlägt das Herz mehr für die Hoheit, die Reinheit und die Kindlichkeit altdeutscher Rechtsanschauungen als für das Corpus Juris. Erwähnenswerth ist ferner, daß grade diese Fakultät eine Zeit lang für Norddeutschland als oberste Instanz in Hexenprocessen angesehen worden ist, und es erfreut, in ihren Gutachten es immer wieder zu vernehmen, „daß die Inculpaten stets darauf zu prüfen seien, ob ihr Gemüth nicht etwa von Verzweifelung, von Trübsinn oder Wahnvorstellungen befallen wäre.“ In Leipzig kannte man solch' menschlich schönes Mitleid nicht. Vor Allem aber sei erwähnt, daß Helmstädt, so lange der große Theologe Calixt hier lehrte, diejenige Universität war, welche, hochherzig genug, auf die Gründung einer deutschen Nationalkirche hinwirkte, — also ein Ziel im Auge hatte, das, so Gott will, sich noch einmal verwirklichen soll. Georg Calixt wollte eine Einigung zwischen den Katholiken, den Lutheranern und Reformirten dadurch herbeiführen, daß die Kirchenlehre nur in soweit als verpflichtend angenommen wurde, als sie sich in den ersten fünf Jahrhunderten entwickelt hätte. Dieser „Consensus quinque saecularis“ sollte der Grund der deutschen Nationalkirche werden, welcher eine episkopale Verfassung zu geben, im Uebrigen aber und namentlich für den Gemeindedienst auch das Laienelement dienstbar zu machen sei. Wieviel von Elend und Unheil wäre unserm Vaterlande erspart geblieben, wenn das deutsche Volk auf diesen großen Plan des begeisterten Helmstädter Professors eingegangen wäre!

Das Jahr der Fremdherrschaft 1810, in welchem auch die Hochschule von Frankfurt an der Oder aufgelöst werden mußte, gab auch der alma mater Juliana den Todesstoß: die Studirenden stoben vor den Häschern des „Königreichs Westfalen“ auseinander. Das Aufblühen von Göttingen ließ eine Wiederherstellung der Helmstädter Universität nochmals nicht als gerathen erscheinen. So ist Helmstädt als Hochschule nunmehr wohl für alle Zeit erloschen; in dankbarem Andenken aber bleibe, was diese Universität für die Geistesbildung, in Sonderheit auch des niederdeutschen Adels, gethan hat. Ehe die holländischen Universitäten den großen Strom der niedersächsischen, märkischen und mecklenburgisch-pommerschen Edelleute an sich zogen, finden wir laut Ausweis des Albums die Söhne des Adels dieser Landestheile auf der Hochschule von Helmstädt zahlreich vertreten.

Hier hat auch Herr Johannes von dem Borne einst studirt, der große Patriot, — er, der einst den „Tractatus politicotheologicus“ dem Vaterlande gab! —

Ein Gang nun nur noch durch die alte Stadt! Bekannt sind in ihr auch noch heute die zum Theile wohlerhaltenen Wohnhäuser der Professoren Calixt, Conring, Mosheim, Henke und Beireis; was aber von sonstigen Monumenten der Universität noch vorhanden ist, das birgt die Pfarrkirche der Stadt Helmstädt zu St. Stephan, auch die „Markt- oder die Bergkirche“ genannt, ein stattliches Bauwerk in schwerem, spätgothischen Style mit zum Theile pomphafter Ausstattung im Renaissance- und Rococostyle. Ueber das 16. Jahrhundert geht nur ein altes, schönes Marienbild und ein Crucifixus in ihr zurück. Wohl mag der Blick sich an der Fülle des künstlerischen Schmuckes von St. Stephan erfreuen: — was der Kirche aber ein allgemeineres Interesse verleiht, das ist indessen doch nur der Umstand, daß die meisten der berühmten Lehrer Helmstädt's hier in Frieden ruhen. Allein nur wenige Grabstätten sind mit Monumenten geschmückt: es ist, als wenn es den hier Bestatteten genügt hätte, durch ihre Schriften sich ein Gedächtniß ihres Namens gestiftet zu haben. „Ne forte credas interitura quae . . .!“ — Johann Mynsinger von Frundeck, der erste Kanzler, — Tylemann Heshusius, jener vom Schicksale so weit und wild umhergeführte Theologe, und Georg Calixt, der vielangefeindete Freund des deutschen Volkes, — sie haben mehr oder weniger geschmückte Denkmäler gefunden. Biblische Worte des Friedens tönen uns zu bei den Ruhestätten dieser Männer, welchen das Leben soviel von Kampf und nur so wenig und so karg bemessene Ruhestunden gebracht hat.

Doch scheiden wir! — Es dämmert unter den Gewölben von St. Stephan; wir schreiten dem Westportale wieder zu, um die Kirche zu verlassen. Draußen sehen wir's, wie licht die leichten, rosig beschienenen Wolken über das unvollendete Thurmpaar des Gotteshauses zu St. Stephan dahinziehen. Abendfrieden liegt über den Plätzen, über den Straßen; — o, es ist schön um diese Stunde in der alten Universitätsstadt Helmstädt!

Oskar Schwebel.

Die Herzogin von Galliera.

Eine der merkwürdigsten Frauen der Gegenwart ist mit der Herzogin von Galliera, die am 9. December v. J. in ihrem Palais in Paris das Zeitliche segnete, aus der Welt verschwunden, schreibt die „Presse.“ Sonst pflegen Frauen aus der Welt zu scheiden und nichts zu hinterlassen, als die Erinnerung an ihre Liebenswürdigkeit. Die Herzogin von Galliera war eine geborene Italienerin; ihre Erziehung war, da ihr Vater, der Marchese v. Brignole-Sale, viele Jahre als Gesandter Sardiniens in Paris lebte, eine französische. Die Beziehungen ihrer Familie öffneten ihr den Zutritt zu den aristokratischen Kreisen Englands, Deutschlands und Oesterreichs, und ihre Bildung wurde eine internationale. Zu diesen Vorzügen fügte ihre Heirath ein riesiges Vermögen hinzu. Seit dieser Zeit wendete sie ihre Aufmerksamkeit den verschiedenen Ländern zu, in denen sie lebte und Verbindungen angeknüpft hatte. Ueberall erschien sie einfach und stolz zugleich, von seltener Begabung, mit reichem Wissen ausgestattet, anhänglich an Alle, die sie schätzte und für alles Gute und Edle das lebhafteste Interesse hegend. Sie schloß Freundschaft mit vielen Mitgliedern regierender Häuser, eine Freundschaft, welche bis zu ihrem Tode andauerte. Für Frankreich hatte sie eine besondere Vorliebe, dort schlug sie auch ihren eigentlichen Wohnsitz auf. Trotzdem blieb ihr jede nationale Leidenschaft fern, sie umfaßte alle Nationen mit gleicher Liebe und gestand jeder einzelnen das Recht unbestrittener Existenz zu. Ohne jemals mit den Vorurtheilen ihres Standes zu brechen, machte sie sich doch niemals zur Sklavin derselben. Vorrang war in ihren Augen ein Vorzug, aber nicht der einzige und nicht der erste. Die Gesellschaft, die sie um sich versammelte, war einzig in ihrer Art und setzte sich aus den Berühmtheiten von ganz Europa zusammen. Prinzen und Staatsmänner, Männer von der Feder, Musiker und Maler hatten da ihren ständigen Platz. Und unter all' ihren Gästen wählte sie mit bewunderungswürdigem Geschick ihre vertrauten Freunde.

Gerechtigkeit war ihre Losung, das Ideal ihres Lebens. Mitten im Getriebe der Welt erkannte der Scharfblick dieser bedeutenden Frau, daß die eigentliche sociale Frage das Elend bilde und daß es das größte Verdienst sei, dieses Elend zu mildern. Sie erkannte, daß eine der Hauptursachen der menschlichen Verirrungen die Armuth sei und sie kam zu der Erkenntniß, daß sie mit ihrem riesigen Vermögen ein Heilmittel für das Elend besitze. So war der Zweck ihres Lebens gefunden. Am Tage, an dem ihr Gatte, der Herzog von Galliera, starb, begann sie ihr großes Werk. Man spricht so oft von Großmuth und überhäuft diejenigen, die sie üben, mit Lobeserhebungen. Wenn ein Mann Zeit seines Lebens bis zum letzten Augenblick sein Vermögen genossen hat und dieses dann den Armen hinterläßt, so wird er der edelste der Menschen genannt, und wenn derselbe Mann schon bei Lebzeiten einen Theil seines Vermögens einem wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecke widmet, so bewundert man ihn. Welches Lob soll man aber einer Frau spenden, die in zwölf Jahren ihres Lebens zweihundert Millionen den Armen und Leidenden gegeben hat?

Der Zersplitterung dieses großartigen Vermögens lag ein wohlüberlegter Plan zu Grunde. Die Herzogin von Galliera hatte mit der Verausgabung ihrer Millionen dieselbe Sorge wie andere mit der Erwerbung. Sie hielt es für einen Fehler der Vorsehung, so unermeßliche Reichthümer in einer einzigen Hand aufzuspeichern und setzte es als ihren Lebenszweck fest, diesen Fehler wieder gutzumachen. Sie vertheilte ihre Schätze an diejenigen, die ihr durch die Bande des Blutes nahestanden und an jene, die ihr Herz erwählte. Die eigentlichen Besitzer ihres großen Vermögens aber blieben — die Armen und Elenden.

In Italien wie in Frankreich wendete sie zuerst große Beträge der Wissenschaft zu. Sie half in Italien die Universität Bologna heben und gründete in Frankreich die Schule der politischen Wissenschaften. Selbstverständlich stand die Kunst unter ihrem besonderen Schutze. Sie besaß in Genua ein berühmtes Palais, eines der schönsten Werke classischer Architectur, in dem sich die reichste Galerie der Welt befand; sie sagte, daß diese Schätze Allen gehören müssen und verwandelte das Palais in ein Museum. Ein zweites Museum ließ sie in der Nähe des Trocadero in Paris erbauen, in welchem sie alle Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst vereinigte, die sie dort angekauft hatte und schenkte dies dem Lande. Auf diese Weise widmete sie der Kunst dreißig Millionen. — Genua verdankt seinen alten Glanz dem maritimen Handel; es nahm in seinen alten glücklichen Zeiten einen hervorragenden Rang unter den Seestädten ein. In der neuesten Zeit war diese Herrlichkeit im Niedergange, denn weder das Municipium noch der Staat konnten über die fünf und zwanzig Millionen verfügen, welche der Bau eines großen Hafens erforderte. Die Herzogin von Galliera schenkte diese fünf und zwanzig Millionen mit einem Federstriche der Stadt.

Alle diese großmüthigen Spenden blieben hinter dem zurück, was sie für die Armen that. Seit langer Zeit kannte sie den Grundsitz des Uebels und hatte sich einem eifrigen Studium über die bösen Folgen der Armuth hingegeben. Sie wußte, daß die großen Städte das größte Elend beherbergen und daß es zu den größten Schwierigkeiten gehöre, auch nur eine Stätte zu finden, um vor Hunger und Kälte geschützt zu sein. Sie ließ in Paris und in Genua ganze Arbeiterviertel aufführen, in denen die armen Männer Arbeit und Erwerb und die armen Mädchen Schutz vor den sie bedrohenden Gefahren finden. In Genua errichtete sie ein Spital für dreihundert Betten, eine der vorzüglichsten Krankenanstalten der Welt. Von allen Krankheiten ist wohl die des Alters die schwerste

für die Armen. Die Herzogin errichtete in Clamart ein Hospiz für 200 Greise, die dort bis zu ihrem Lebensende ein glückliches und zufriedenes Dasein führen.

Aber alle diese Schöpfungen genügten der seltenen Frau nicht. Die Herzogin wollte die Unglücklichen retten, bevor noch das Unglück sie zu Boden geworfen; sie wollte, daß das Leben, das ihnen alles versagte, sich schon freundlicher für sie gestalte, so lange sie noch die Kraft besaßen, Widerstand zu leisten. Darum wendete sie ihre ganze Fürsorge den Kindern zu Ueberall, wo sie eine Residenz hatte, sollten die Kinder gleichfalls ein Haus, ein Asyl besitzen. In Voltri gründete sie eine Anstalt für die Erziehung von Mädchen, in Voltaggio für Knaben. Vor den Thoren von Paris stiftete sie ein Waisenhaus in Fleury, in dem dreihundert Waisenkinder von den Brüdern der christlichen Lehre erzogen werden. Und sie vergaß über die Kinder die Lehrer nicht. Sie sprach oft ihr schmerzliches Bedauern darüber aus, daß die armen Lehrer nach dreißig bis vierzig Jahren physischer und geistiger Anstrengung kein Asyl hätten, um ihres Alters froh zu werden, und um diese Ungerechtigkeit gut zu machen, erbaute sie neben dem Waisenhause ein Zufluchtshaus, in dem hundert alte Brüder den Rest ihrer Tage zubringen können. Diese Stiftungen und Bauten kosteten allein mehr als hundert Millionen.

Es giebt in der Welt ein grausames Wort, das man sehr oft anwendet: „Das ist gut genug für die Armen." Der größte Theil der für sie eingerichteten Anstalten ruft ihnen nur das Elend des Lebens neuerdings in's Gedächtniß. Die Hilfe, die man ihnen angedeihen läßt, die Kleider mit denen man ihre Blöße bedeckt, die Nahrung, die man ihnen bietet, die nackte Kahlheit der Räume, die man ihnen eröffnet, — all' das erweckt in ihnen bittere Gefühle. Man läßt sie immer schweben zwischen der Scham vor sich selbst und dem Hasse gegen die Anderen. Einer Frau mußte zuerst der Gedanke kommen diese betrübenden Verhältnisse zu ändern; sie wollte, daß die Armen an den Genüssen der Glücklicheren theilnähmen, und deshalb gab sie ihnen Raum, Luft, Licht, Blumen, den Schatten dichtbelaubter Bäume; deshalb ließ sie die ihnen bereiteten Wohnstätten von Künstlerhand schmücken, damit sie sich in ihren eigenen Augen gehoben fühlen und das drückendste Elend, die Verachtung der Welt, nicht mehr empfinden sollten.

Wie die Herzogin ihr Leben für die Armen opferte, so waren auch ihre letzten Tage diesem hohen Zwecke gewidmet. Ihre Salons waren längst geschlossen, die einzigen Feste, die sie noch veranstaltete, waren die Eröffnung eines Hospitals in Genua und eines Waisenhauses in Fleury. Ihrer gedachte sie noch in ihren letzten Aufzeichnungen. Als ihre Freunde sie noch einmal sehen wollten, wurden sie in ihrem Palais in ein kleines einfaches Zimmer geführt. Dort lag auf einem Lager, das eine gewöhnliche Bürgersfrau für zu einfach gehalten hätte, eine der besten Frauen der Welt im Todesschlafe, und ihre Hände, die Tonnen Goldes ausgestreut hatten, hielten nichts als — ein Crucifix.

Friedrichshütte.

So heißt eine Anstalt in der Senne, welche eine durchaus nothwendige Ergänzung unserer westfälischen Arbeiter-Colonie bieten möchte, die hoffentlich von allen andern Arbeiter-Colonien nachgeahmt wird. Wohl können die nun bestehenden 19 deutschen Colonien nebst circa 1000 dazu gehörigen Verpflegungsstationen, auf welchen man sich gegen Arbeit nach Arbeit umsehen kann, dazu dienen, arbeitslose Wanderer vor dem Versinken ins Bettler- und Vagabundenleben zu behüten. Wie wirksam nach dieser Richtung hin ihre Thätigkeit gewesen ist, geht daraus hervor, daß in allen Provinzen, wo Colonien und Verpflegungsstationen in Ordnung sind, die zum erstenmal in Correctionshäusern Verurtheilten auf weniger als die Hälfte der früheren Zahl heruntergesunken sind. Im Ganzen wurden im letzten Jahre 8800 Personen weniger zur Correctionshaft verurtheilt, als vor 5 Jahren vor dem Beginn dieser Arbeit.

Allein keineswegs reicht die Arbeit der Colonien und Verpflegungsstationen in ihrer jetzigen Gestalt dazu aus, die bereits tiefer ins Vagabundenleben und namentlich in den Branntweingenuß Versunkenen zu retten. Dies geht schon daraus hervor, daß die Zahl der zum dritten- und viertenmale Inhaftirten sich nicht verringert, sondern bedeutend vermehrt hat, zunächst allerdings eine Folge der viel schärferen polizeilichen Maßregeln.

Es ist eine überaus schmerzliche Erfahrung, daß mit äußerst seltenen Ausnahmefällen sämmtliche Colonisten unserer Arbeiter-Colonie, die der Trunksucht während dieser Arbeitslosigkeit verfallen waren, durch ihren Aufenthalt in den Colonien während eines Zeitraums, in dem sie sich wieder anständige Kleidung erwerben können und Arbeit wieder fanden, von ihrem Laster oder, wenn wir es so nennen dürfen, von ihrer schweren Krankheit nicht geheilt sind. Sie verfallen meistens schon nach wenigen Wochen, sobald sie sich selbst überlassen sind und keine stramme schützende Hand über ihnen wacht, in die alte Noth. Der Aufenthalt in den Correctionsanstalten heilt nach dem einstimmigen Zeugniß der Säufer nicht. Da es nun nicht angeht, die Rückfälligen immer wieder aufs neue in die Colonien aufzunehmen, weil dadurch die Zügel der Ordnung gelockert werden, so wird eine große Zahl der armen Gewohnheitssäufer wieder dauernd ihrem Elend preisgegeben, dient den Vagabundenwirthen nach wie vor zu dem schrecklichen Geschäft der Anleitung junger Anfänger zum Säuferleben, bis wiederum eine Correctionshaft für eine Zeit lang eine Unterbrechung bietet.

So geht es trostlos und hoffnungslos fort, nur zu oft bis zu dem jammervollen Ende des Säufer-

wahnsinns. Alle Hausväter der Colonien werden bezeugen, daß es zu ihrem größten Schmerz gehört, daß ihre Arbeit an den armen Säufern in dieser Beziehung oft so hoffnungsvoll anfing, aber mit wenigen Ausnahmen immer wieder diese Hoffnung getäuscht wurde, und daß durch nichts so sehr, als durch diese Erfahrung, ihre sonst so fröhliche Rettungsarbeit getrübt wird.

Fast auf gleicher Linie mit den armen Gewohnheitssäufern, welche keine dauernde Stätte in den Colonien finden können und keine gründliche Heilung in denselben, steht eine große Schaar halb arbeitsfähiger Menschen, halber Krüppel, die, weil noch theilweise arbeitsfähig, in den bestehenden Provinzialanstalten oder anderen Asylen für unheilbare oder ganz arbeitsunfähige Personen keine Aufnahme finden. Auch sie sind zunächst von den Arbeitercolonien ausgeschlossen, weil keine Hoffnung vorhanden ist, ihnen irgendwo Arbeit zu schaffen, und ihnen mit dem durchschnittlichen dreimonatlichen Aufenthalt gar nicht gedient ist.

Die Erwägung, daß die Aufnahme solcher Krüppel binnen kurzem die sämmtlichen Plätze der Colonie in Anspruch nehmen und dieselbe damit ihrer eigentlichen Bestimmung entziehen würde, hat davon zurückgehalten, diesen Aermsten die Aufnahme zu gewähren. Aber gerade sie sind in besonderem Maße der Theilnahme werth. Gerade an ihnen wird von selbstsüchtigen Gemeinden und Gemeindevorstehern die heillose Kunst geübt, die seit dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz eine traurige Berühmtheit erlangt hat, nämlich heimatlose Leute zu schaffen. Man schiebt sie mit ziemlicher Absicht auf die Bettlerstraße, weil ja feststeht, daß solchen Krüppeln, denen eine Hand, ein Arm, ein Bein 2c. fehlt, oder die sonst einen hervorstechenden Schaden haben, überall gar leicht ein Almosen zu Theil wird, und die Gendarmen ja gegen sie nicht so streng sind. So werden diese Aermsten eine Beute der Branntweinwirthe und verfallen zum größten Theil der Trunksucht nur um so sicherer, als arbeitsfähige Wanderer.

Es ist hohe Zeit, daß die Unbarmherzigkeit gegen diese beiden Klassen tief beklagenswerther Menschen nicht weiter geführt werde. Wir haben keine Ursache, Steine auf dieselben zu werfen. Es ist ein reiches Maß der Mitschuld verschiedenster Art, welches diese Aermsten soweit gebracht hat.

Beiden Klassen, die so eng zusammen gehören, soll nun Friedrichshütte dienen. Westfalen besaß zwar ein Asyl für entlassene Gefangene, aber noch kein eigentliches Asyl für Trunkfällige; und Friedrichshütte soll sich von den bisherigen Asylen insonderheit dadurch unterscheiden, daß alle arbeitsfähigen Trunksüchtigen unentgeltlich aufgenommen werden können; zunächst freilich nur, soweit sie unserer eigenen Provinz angehören. Daß eine so außerordentlich geringe Zahl von Gewohnheitstrinkern sich in den bestehenden Asylen aufhält, hat vornehmlich darin seinen Grund, daß niemand willig ist, für solche arme Säufer etwas zu zahlen, und die eigenen Familien eben selbst durch die Trinker völlig verarmt sind.

Es soll fortan aus unserer Arbeitercolonie niemand mehr um Trinkens willen auf die Landstraße gestoßen, sondern nur nach der Heilanstalt Friedrichshütte verwiesen werden, freilich unter schärferen Bedingungen, als wie die Colonie sie fordert.

Alle armen Krüppel aber, die der Landstraße verfallen sind, sollen hier ebenfalls Aufnahme finden. Doch soll hierfür eine Entschädigung gefordert werden von denjenigen Gemeinden, die noch verpflichtet sind, oder von den Provinzialständen oder von der Provinz selbst, falls sie heimatlos, aber in Westfalen geboren sind.

Auswärtige Krüppel möchten wir vor der Hand anderen Provinzen zuweisen, um dieselben zu bewegen, sich mit uns in die nothwendige Arbeit zu theilen.

Das Asyl ist bereits eröffnet, wiewohl noch theilweise im Bau begriffen. Es ist für diesen Winter auf 30 Leute berechnet, soll aber nach Bedürfniß auf die doppelte Zahl erweitert werden. Da die Arbeit sämmtlicher Colonisten im Urbarmachen unseres Sennebodens liegt, welche ja freilich nur einen äußerst geringen Verdienst abwirft — in Winterszeit kann nur etwa auf einen Groschen gerechnet werden, was die durchschnittliche Arbeit, sonderlich der Krüppel einträgt — so dürfen wir wohl hoffen, daß uns unsere Freunde nicht im Stiche lassen, und daß Gott ihre Herzen zum Mitleid lenken möge für ihre hartgebundenen Mitbrüder, denen hier ein Ort zur Genesung des Leibes und der Seele geboten wird.

(Westf. Sonntagsblatt.)

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Organ des Vereins „Herold“ in Berlin. Berlin, März 1889. Nr. 3. Inhalt: Bericht über die Sitzung vom 22. Januar 1889. — Protokoll der Sitzung vom 5. Februar 1889. — Die Manessische Handschrift zu Heidelberg. — Alte Gildewappen in der Stadt Hannover. — Ein deutscher Grabstein in Palermo. — Die Wappen der schwedischen und finnländischen Landschaften (Provinzen), Läns (Regierungsbezirke) und Städte. — Nachschrift. — Reichsadler und Kaiserkrone. — Die Eintheilung der Geschichte in Mittelalter und Neuzeit in ihrer Anwendbarkeit zur Bestimmung des Begriffes des alten Adels. — Das Brünner Adels-Taschenbuch. — Vermischtes. — Genealogische Notizen über die Danziger Patrizierfamilien Abtshagen und Jordan. — Anfrage. — Bücherschau. — Familien-Chronik.

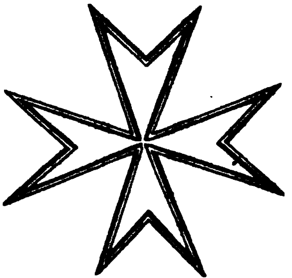
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 27. März 1889. Nr. 13.

Das Institut der dienenden und Lehrschwestern des Johanniter-Ordens in seinem Verhältniß zu den Diakonissenhäusern[1]).

Aus mehreren Diakonissenhäusern ist mir der Wunsch ausgesprochen, meinen kurzen Vortrag, den ich über obiges Thema auf der Kaiserswerther General-Conferenz hielt, durch den Druck zu veröffentlichen, zumal es in Kaiserswerth, da die Zeit abgelaufen war, zu keiner Besprechung der angeregten Sache kam.

Ich komme dem ausgesprochenen Wunsche mit dem Bemerken nach, daß meine Notizen, die ich aus einer Anzahl von Diakonissenhäusern sammelte, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

1. Sämmtliche norddeutsche Diakonissenhäuser, von süddeutschen meines Wissens Frankfurt, Darmstadt und Karlsruhe (?), haben mit dem Johanniter-Orden einen wesentlich gleichlautenden Vertrag geschlossen, kraft dessen sie sich verpflichten, in sechsmonatlichem Lerncursus eine festgesetzte Zahl von Johanniterinnen für die Zwecke der Krankenpflege resp. der Hilfe in Krankenpflege in Hospitälern und Gemeinden vorzubereiten und die im Lehrcurse bewährten Schwestern mit einem Zeugniß über Führung und Leistung[2]) dem Orden wieder zurückzusenden. Dieser erkennt sie durch Ausstellung eines Lehrbriefes[3]) als seine Schwester an und verfügt über sie[4]).

2. Alle Diakonissenhäuser, von denen ich erbetene Auskunft freundlich erhielt, empfangen von dem Johanniter-Orden eine Pension von 1 Mk. bis 1,25 Mk. pro Tag je einer Lehrschwester. Die Diakonissenhäuser verpflichten sich zur gleichzeitigen Aufnahme von 2 bis höchstens 6 Lehrschwestern je nach der Größe der mit den Diakonissenhäusern verbundenen Krankenanstalten. Sie werden dabei offenbar von dem gleichen Grundsatze geleitet, daß eine größere Anzahl von Johanniterinnen die eigenen Probeschwestern der Anstalt, deren Erziehung uns doch allermeist am Herzen liegen muß, schädigen und dem ganzen Werk nicht förderlich sein würde.

3. Sämmtliche Diakonissenhäuser haben sich der Ausbildung der Johanniterinnen aus Liebe zum Vaterlande und in der Hoffnung unterzogen, daß es dem Herrn gefallen werde, sich auch auf diesem Wege allerlei Arbeiterinnen für seine großen und heiligen Reichsaufgaben heranzuziehen.

Die Diakonissenhäuser erwarten daher von den Johanniterinnen, daß sie ihre Arbeit im Sinne und Geiste evangelischer Diakonie mit ganzem Ernst als Mägde Christi und nicht als Damen in Angriff nehmen und sich in Demuth und Gehorsam unter die Ordnung der Diakonissenhäuser stellen, in denen sie Gastfreundschaft genießen, ihre Ausbildung empfangen.

Die Diakonissenhäuser bezeugen es mit Dank gegen Gott, daß ihnen bisher noch keine Johanniterschwester größeren Anstoß oder Aergerniß bereitet hat, und daß die Wenigen, welchen die Vollendung des Lehrcursus nicht gestattet wurde, wesentlich aus Gründen körperlicher Schwäche zurückgewiesen wurden.

4. In sämmtlichen Diakonissenhäusern nehmen die Johanniterschwestern selbstverständlich am Morgen- und Abendsegen, am ganzen gottesdienstlichen Leben der Schwestern theil. Sie genießen mit denselben die Hauptmahlzeiten. In etlichen Diakonissenhäusern genießen sie Kaffee und zweites Frühstück auf ihrem Zimmer. Sie schlafen überall getrennt von den Probeschwestern, nehmen in allen Häusern an den Stunden des Arztes, in einigen auch an sämmtlichen Unterrichtsstunden, in anderen, wie in St. Elisabeth, an einer derselben theil.

Sie werden gleich den Diakonissen und Probeschwestern in die Arbeit eingereiht und haben sich derselben mit mehr oder minder Geschick willig, freudig und gehorsam unterzogen.

---

[1]) Aus Nr. 1 und 2 de 1889 der „Blätter aus dem Diakonissenhause zu Halle a. d. Saale". Herausgegeben vom Pastor dieses Hauses Jordan, der auch Verfasser des nachfolgenden Artikels ist.

[2]) „Lehrbrief."

[3]) „Patentes als dienende Schwester des Joh.-Ordens", ausgestellt vom Durchlauchtigsten Herrenmeister,

[4]) Dienstlich nur in Kriegs- und anderen besonderen Landesnöthen, durch Einberufung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters. D. R.

Auf meine Frage, ob es zu Reibereien zwischen Johanniterinnen und Probeschwestern gekommen sei, ist mir aus 19 Häusern, bei denen ich überhaupt noch anzufragen vermochte, mit „Gott sei Dank, Nein" geantwortet worden und es ist ein schönes Zeugniß für beide Theile, daß sich das Verhältniß gewöhnlich zu einem innigen und herzlichen gestaltet hat und daß, soweit ich aus unserem eigenen wie aus etlichen anderen Häusern bezeugen kann, die ausgebildeten Johanniterinnen in rührender Anhänglichkeit zu ihrem Diakonissenhause stehen und mit Freude wiederkehren, wenn sie zur Aushilfe einberufen werden.

Zu Weihnachten hatten die meisten unserer Johanniterschwestern unserm Hause freundliche Grüße gesandt und allerlei sinnige Gaben für die Weihnachtsbescheerung der Kranken, besonders der Kinder uns geschickt, über die wir uns ganz besonders freuten.

Von den ausgebildeten Johanniterinnen sind in Breslau 3, in Flensburg, Bethanien und Lazarus zu Berlin je 1 ganz in den Diakonissenberuf übergetreten. In Halle treten, wills Gott, demnächst zwei als Probeschwestern ein, in St. Elisabeth haben zwei, in Altona eine den Wunsch des Eintritts geäußert.

Bei der Ankunft in unserm Halle'schen Diakonissenhause empfangen die Johanniterinnen folgende kurze Instruction:

1. Die dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens stehen während des sechsmonatlichen Lerncursus unter den im Diakonissenhause geltenden Ordnungen und haben für diese Zeit in den Leitern der Anstalt auch ihre unmittelbaren Vorgesetzten zu ehren und ihnen zu gehorsamen.

2. Sie müssen um 6 Uhr früh fertig angekleidet bei der Morgenandacht zugegen sein.

3. Während des Vormittags haben sie unter Anordnung der vorstehenden Stationsschwester gleich den Probeschwestern alle auf der Station vorkommende Arbeit zu thun.

4. Um 9 Uhr finden sie sich beim Läuten der Glocke in dem ihnen dazu bestimmten Zimmer zum zweiten Frühstück ein, die andern Mahlzeiten genießen sie gemeinsam mit den Schwestern.

5. Mittags haben sie eine Stunde Ruhe oder sie dürfen diese Zeit im Freien zubringen. Zu sonstigen Ausgängen haben sie die Erlaubniß der Oberin zu erbitten.

6. Sie haben abwechselnd mit den Stationsschwestern die sogenannte Tagwache, d. h. sie müssen, wenn sie an der Reihe sind, auf der Station zurückbleiben, wenn die andern Schwestern zu den Mahlzeiten gehen, damit die Kranken Aufsicht und Beistand haben.

7. Während der Unterrichtsstunden der Probeschwestern haben die Johanniterinnen deren volle Vertretung auf der Station. Sie nehmen an dem ärztlichen Unterricht theil und werden auch zu halben Nachtwachen herangezogen.

8. Sie nehmen regelmäßig an den Gottesdiensten der Anstaltsgemeinde theil und haben darauf zu achten, daß sie als Johanniterinnen sich ihres schönen Namens würdig beweisen und es nie vergessen, daß die Quelle der Kraft für treue, freudige und gesegnete Lebensarbeit in der Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Herrn liegt, dessen Kreuz auch des Johanniters Panier ist und bleibt.

Nach den bisher gemachten Erfahrungen mit den Johanniterinnen können wir es bezeugen, daß mancher Johanniterin unter der Gemeinschaft der Arbeit und des Gebets im Diakonissenhause die Augen geöffnet sind für die Schönheit und den Segen evangelischer Diakonie und wenn auch die Zahl der zum Diakonissenberuf übergetretenen Johanniterschwestern erst eine geringe ist, so liegt doch darin schon ein großer Segen, daß viele ernst angelegte Jungfrauen einen Eindruck von der Tüchtigkeit älterer Diakonissen empfangen und ordentlich und pünktlich arbeiten, mit der Zeit haushalten gelernt haben. Mehr denn eine Johanniterschwester hat es bezeugt, daß sie nach beendetem Lehrcursus nur in *wirklicher Arbeit, nicht in den oft so überflüssigen Handarbeiten Befriedigung* fände und ihr eine ganz andere Auffassung für Lebenszweck und Ziel aufgegangen sei.

Umgekehrt haben es mit unserem Halle'schen Hause auch viele andere Häuser bezeugt, daß es auf ältere wie auf jüngere Schwestern einen guten, heilsamen Eindruck machte, wenn Johanniterinnen, deren überwiegende Zahl den höheren Ständen angehört, sich ganz und mit Freuden unter die Arbeit stellten. Sie rissen mit solchem guten Beispiel die jüngeren Schwestern mit fort und gewannen dadurch ihre Anerkennung und Nachfolge.

Wenn bei dem naturgemäßen Zudrängen der höheren Stände zum Institut der dienenden Schwestern die Befürchtung aufkommen wollte, daß der Orden so zu sagen die Sahne abschöpfen und wir nur Schwestern geringerer Bildung bekommen würden, so haben mir alle von mir befragten Häuser erklärt, daß sie über ein Abnehmen der Zahl der gebildeten Probeschwestern nicht zu klagen hätten, ja daß es zu hoffen stünde, es würde durch die hinausgehenden Johanniterschwestern manche Jungfrau mit dem Wesen evangelischer Diakonie mehr als bisher vertraut werden. Eine freudige Johanniterin wird andere zur Diakonie freudig machen. Die von Kaiserswerth aufgestellte statistische Tabelle zeigt es uns zudem, daß wir bei allem Mangel an Schwestern für die sich überall mehrende Arbeit doch dem Herrn für ein ständiges Wachsthum unserer Schwesterschaften zu danken haben.

Sind so die Besorgnisse, mit welchen namentlich etliche der Oberinnen den kommenden Johanniterschwestern entgegen sahen, wesentlich geschwunden; sind uns die Johanniterschwestern liebe Hausgenossinnen geworden; so soll doch nicht geleugnet werden, daß den

Diakonissenhäusern in der Ausbildung der Johanniterschwestern keine leichte Aufgabe gestellt wird und daß sich in derselben mancherlei Schwierigkeiten geltend machen.

Zunächst ist es nicht leicht, ständig, jahraus jahrein fremde, doch nicht der Schwesternschaft angehörige Elemente in derselben zu haben, die, wenn sie etwas gelernt haben und uns Hilfe werden könnten nach ihren Ordnungen von uns gehen. Die Schwestern, denen diese Erfahrung schwer wird, haben sich daran zu halten, daß die Johanniterschwestern nun doch manchen Segen hinaustragen und wir ja doch Handlanger sein wollen im Dienste am Bau des Reiches Gottes.

Schwieriger schon ist es, daß es den Johanniterschwestern in ihrem sechsmonatlichen Cursus naturgemäß mehr ums Lernen als ums Arbeiten, Dienen und Bedienen zu thun ist. Unsere Schwestern bleiben in der beständigen Uebung des Berufs, lernen nach und nach in den Probejahren, was die Johanniterschwestern in 6 Monaten gründlich erfassen möchten. Das Verlangen, den Instrumentenschrank, den Dienst in der Operationsstube, die mechanischen Handgriffe beim Verbinden 2c. kennen zu lernen und zu üben, ist bei den Johanniterschwestern ebenso naturgemäß, wie dadurch leicht ein falsches Lernfieber auf Kosten der Pflege des ganzen Menschen, der ihnen befohlen wird, auch über die jungen Schwestern kommen könnte.

Daß die Johanniterschwestern in mancher Weise mehr berücksichtigt sein wollen, um bei der kurzen Lehrzeit so viel wie möglich zu profitiren, bringt eine gewisse Unruhe in kleinere Häuser, über die wohl namentlich von den leitenden Schwestern geseufzt werden wird, welche die Johanniterschwestern auf ihren Stationen verlieren, wenn sie anfangen etwas zu leisten.

Die Rücksicht auf die Familie der Johanniterschwester, welche nach dieser gerne ausschaut, die mannigfachen Verbindungen, welche höhere Stände haben, nehmen oft Zeit und Kraft der Leiter der Diakonissenhäuser reichlich in Anspruch, namentlich wenn die Diakonissenanstalt in Verkehrscentren wie Berlin, Stettin, Halle, Dresden, Hannover liegen. Doch soll auch anerkannt werden, daß sich durch diese Vorkehrungen mancherlei Beziehung zwischen Anstalt und höheren Ständen, einflußreichen Persönlichkeiten anknüpfen, die für uns von Werth sind.

Sehr schwierig würde die Aufgabe, wenn es der Johanniterschwester an der religiösen Innerlichkeit gebricht, welche zur Erfassung der Diakonie nöthig: Hier muß es entweder zum Bruch oder zur Sinnesänderung der Johanniterin kommen. Soll das Institut der Johanniterschwestern uns Gewinn bringen, so muß von uns den Kommenden

1. klar gesagt werden: Laß die Dame draußen und zieh das Dienstkleid einer Magd Christi an.
2. Bist du adlig, bist du von gutem Herkommen, so adele deinen Adel durch edele Dienstbeflissenheit des in der Liebe thätigen Glaubens; mache also deinem Namen Ehre.
3. Erwarte nicht, daß man dich mit offenen Armen empfängt, sondern wirb dir durch Treue, Gehorsam, Dienstwilligkeit, Vertrauen.
4. Fang dein Werk mit Jesu an, Jesus hat's in Händen und komme als Eine, die ihm ein Dankopfer der Liebe zu bringen begehrt.

Wir aber, die Leiter der Diakonissenanstalten und unsere Schwestern wollen uns verbinden, sie in freundlicher Liebe zu empfangen und es sie nicht merken zu lassen, daß es uns nicht leicht ward, ihnen die Thür zu Haus-, Tisch- und Lebensgemeinschaft aufzuthun und wollen auch den Johanniterschwestern gegenüber uns des Wortes erinnern: „Nicht als die da herrschen über das Volk, sondern werdet Vorbilder der Heerde, und es festhalten, daß es dem Herrn gefällt, sich auch auf diesem neuen Wege Werkzeuge zu bereiten für seinen Dienst."

Gewinnen wir auch vielleicht nur wenige Johanniterschwestern für unsere Gemeinschaften. Wenn ihnen nur die Gemeinschaft mit uns in etwas zum ewigen Gewinn wird und sie aus unsern Häusern, wie schon geschehen, allerlei Lebensbrot mit hinaus nehmen ins Leben und dasselbe unter Viele oder unter Wenige in Wort und Werk auszutheilen gelernt haben, dann wollen wir, auch wenn uns, was zunächst nicht zu befürchten, hier und da eine Johanniterschwester in unsern Schwestern in den Schatten stellen sollte, das uns gern gefallen lassen, die wir doch unter der Loosung arbeiten: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Die Diakonen-Anstalt zu Duisburg

giebt die folgende kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand ihrer Thätigkeit:

Das hinter uns liegende Geschäftsjahr 1888 durften wir in ruhiger und steter Entwickelung der uns gestellten Aufgaben in dankbarem Aufblick zum Herrn, unserem Gott, beschließen.

Unser Krankenhaus für Männer, ebenso das im Anfang des vorigen Jahres neu eingerichtete Frauen-Krankenhaus, waren beide mit ihren hundert Betten durchgängig besetzt; es trat sogar die Nothwendigkeit an uns heran, eine weitere, geräumige Krankenstube für Männer herrichten zu lassen. Neben der Ausbildung in der praktischen Krankenpflege der in den Dienst der Anstalt eintretenden Hilfs-Diakonen, haben wir die Ausbildung freiwilliger Krankenpfleger für den Kriegsfall fortgesetzt und eine weitere Anzahl geschulter Pflegekräfte gewonnen.

Die Privatkrankenpflege in Familien gewinnt mehr und mehr an Ausdehnung, so daß ohne die beiden festen Stationen in Frankfurt a. M. und Wiesbaden, auf welchen je 8—9 Brüder als Privatpfleger arbeiten, durchschnittlich im Jahre 25 Diakonen damit beschäftigt sind. Zunächst sind es unsere beiden westlichen Provinzen Rheinland und Westfalen, denen wir mit unseren Kräften dienen wollen. Doch mehren sich die Nachfragen und Anträge auch aus anderen

Orten unseres deutschen Vaterlandes, und haben wir auch da, soweit Pfleger disponibel waren, zu dienen gesucht. Diese Privatpflege findet mehrentheils bei Wohlhabenden statt; dagegen werden auch häufig bei Aermeren, in Arbeiterfamilien 2c., auf Verlangen Pflegen, Nachtwachen und andere Hilfeleistungen bei Kranken bereitwilligst entweder für einen geringeren Pflegesatz, oder unentgeltlich gewährt.

Unsere Arbeit auf dem Gebiete der Kinderpflege haben wir unter dem sichtbaren Segen Gottes, im Durchschnitt an täglich 200 armen, verlassenen, verwaisten und verwahrlosten Kindern fortsetzen können. Gerade auch diese Thätigkeit müssen wir je länger je mehr, als eine der wichtigsten Aufgaben der inneren Mission anerkennen. Unsere hiesige Erziehungsanstalt, sowie die unter unserer Leitung stehenden, uns zugehörigen Erziehungshäuser in Lötzen in Ostpreußen, Gleidorf in Westfalen und Götterwickershamm am Niederrhein erfreuen sich des besten Gedeihens; auch der Gesundheitszustand ist meist durch Gottes Gnade ein sehr guter gewesen. In Lötzen haben wir, veranlaßt durch einen Brand, die Anstalt für die mehr als 100 Kinder durch einen Neubau mit nicht geringen Kosten vergrößern müssen, aber auch damit noch mehr Raum und entsprechendere Einrichtung erhalten.

Wie in der Krankenpflege, erhalten unsere Brüder auch in der Erziehungsthätigkeit die nöthige Vorbildung, und übernehmen dieselben später entweder selbstständige Stellungen als Lehrer und Hausväter in Erziehungsanstalten, oder vorübergehend als Gehilfen. Auch steht eine Anzahl Diakonen als Lehrer in Volksschulen Rheinlands und Westfalens.

Auch in der Gefangenen-Pflege sind noch einige Diakonen thätig. Da jedoch der Civilversorgungsschein zum Eintritt in diesen schweren, aber auch mit göttlicher Verheißung gesegneten, und von der inneren Mission nicht zu trennenden Dienst erforderlich ist, so trägt unsere Anstalt nicht die Schuld, wenn nicht mehr Kräfte dieser Thätigkeit gewidmet werden können.

Dahingegen hat sich unsere Thätigkeit auf dem Gebiete der Armen- resp. Gemeindepflege während der letzten Jahre erweitert. Neben der Uebernahme neuer Stellungen in Armenhäusern hat die Zahl von Herbergen zur Heimat, welche von unseren Diakonen als Hausväter verwaltet werden, um mehrere zugenommen, so daß deren jetzt 16, zum Theil auch neben dem Hausvater mit Gehilfen, besetzt sind. Als Vorbildungsschule dient auch hier den Brüdern unsere eigene, mit der Diakonen-Anstalt verbundene Herberge zur Heimat. Dieselbe besitzt 60 Betten, und hat sich unter tüchtiger Leitung des Hausvaters gut entwickelt. Auch dieser Dienst ist kein leichter. Doch übt das Gute, wo und wie es sich findet, mit der Zeit eine stille Mission aus, und an das Gotteswort: „Herberget gerne", knüpfen sich herrliche Verheißungen.

Unsere beiden Trinker-Asyle in Lintorf, Kreis Düsseldorf, suchen wie bisher im Stillen ihre Aufgabe zur Heilung und Rettung vom Trunke geknechteter Mitmenschen auszuführen. Gott sei Dank, daß der Aufenthalt darin schon manchem zum Segen geworden ist.

Mit einer kurzen Nachricht über unser Sonntagsblatt, das am 1. Januar d. J. seinen 40. Jahrgang begonnen hat, wollen wir diesen kurz gedrängten Bericht schließen mit Dank gegen den gnädigen Herrn, der auch auf diese geringe Arbeit für den Bau seines Reiches so reichen Segen gelegt hat. Die Zahl der Abonnenten hat sich auf 33000 vermehrt, und dringt dasselbe immer mehr und mehr in die Volksschichten ein. Wir empfehlen dasselbe darum auch gern an dieser Stelle als eine gesunde Lektüre für Belehrung, Unterhaltung und Erbauung allen evangelischen Christen als einen rechten Sonntagsgast und Hausfreund. Der halbjährliche Abonnementspreis beträgt bei unserer Geschäftsstelle und bei allen deutschen Postanstalten unter Nr. 5516 der Preisliste nur 80 Pfennige. Agenten und Sammler erhalten nicht unbedeutenden Rabatt.

So möge denn der Herr das Werk unserer Hände in Gnaden ferner fördern und Herz und Hände willig machen, uns mit Gaben der Liebe zu erfreuen, auf welche wir zum weitaus größten Theile unserer Existenz angewiesen sind, eingedenk der Worte des Herrn: „Was ihr gethan habt einem der Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.

Die Arbeiterwohnungen in Lindenau.

Bei dem neuesten Besuche des sächsischen Königspaares in Leipzig wurden von den Majestäten u. a. die von Gustav de Liagre begründeten Arbeiterhäuser in Lindenau besucht, wobei Herr de Liagre über den Stand dieses Unternehmens nähere Mittheilungen machen durfte. Der Grundgedanke des Unternehmens wurzelt in dem Wunsche, einer möglichst großen Zahl ärmerer Mitmenschen ein zwar bescheidenes, aber freundliches und gesundes Heim zu schaffen, zu einem Preise, den sie erschwingen können, in Räumen, die ihren Wünschen und Bedürfnissen angepaßt sind, und mit einer Form der Miethzahlung in kurzen (wöchentlichen) Terminen, die ihnen leichter fällt, als die hier sonst übliche vierteljährliche Vorauszahlung; alles dies, ohne irgend Jemand in die Lage zu bringen, sich als Almosenempfänger zu fühlen, oder seine Selbständigkeit nach irgend einer Richtung beeinträchtigt zu sehen. Bis jetzt sind vier Häuser mit zusammen 32 Wohnungen fertig und bewohnt. Die Wohnungen enthalten durchschnittlich vier Räume, 2 Stuben, Kammer und Küche, und kosten je nach Höhe des Stockwerkes und Größe der Zimmer 180—280 Mk. Unter Dach und zu Ostern zu beziehen, übrigens schon vollständig pro 1. April vermiethet, sind zwei größere Eckhäuser mit zusammen 30 Wohnungen von drei, resp. vier Stuben zu Preisen von 135—205 Mk., dabei im Erdgeschoß der beiden Häuser je ein Laden mit dazu gehöriger Wohnung zu 550 Mk. Im Sommer dieses

Jahres sollen, nach Osten zu, an einer der Langseiten des projectirten Bauvierecks vier weitere Häuser errichtet werden; ein jedes derselben wird acht Wohnungen von drei, resp. vier Räumen zu Preisen zwischen 135—205 Mk., außerdem drei einzelne Stuben für alleinstehende, ganz arme Leute enthalten, letztere Zimmer im Preise von 40—60 Mk. jährlich. Für 1890 ist auf's Neue der Bau von sechs Häusern in derselben Straßenfront (Mittelstraße) projectirt. Nach Vollendung derselben werden zwei Seiten des Vierecks bebaut sein. Die Gesammtzahl der zunächst in Aussicht genommenen Häuser beträgt 26 mit zusammen ca. 350 Wohnungen. Diese 26 Häuser werden ein längliches nach Süden offenes Viereck bilden. In die Mitte des Vierecks kommen kleine Gärten, zusammen 140, zum Miethpreise von jährlich 7 — 8 Mk., außerdem ist noch ein Platz reservirt für eine Kinderbewahranstalt, Knaben- und Mädchenhort nebst dazu gehörigem Spielplatz, nur für die Bewohner des Häuservierecks bestimmt. Ob und wie groß diese Anstalt ausgeführt werden soll, behält sich der Gründer noch vor, denn er ist geleitet von der Einsicht, daß man bei aller beabsichtigten Fürsorge für die unbemittelten Klassen gut thut, sich zunächst darauf zu beschränken, vorhandene, bereits entwickelte Bedürfnisse zu befriedigen, nicht, neue Bedürfnisse zu erwecken. In ersterem Falle findet man Verständniß und Zustimmung, in letzterem Falle stößt man oft genug auf ganz unerwartete Schwierigkeiten. Es soll deshalb zunächst im Erdgeschoß eines der 1889 zu erbauenden Häuser versuchsweise eine Kinderbewahranstalt für die Kinder der derzeitigen Bewohner dieser Häuser eingerichtet werden, von deren Entwickelung die Erweiterung für später abhängig gemacht werden wird. Als finanzielle Grundlage ist eine $3^1/_2$ procentige Verzinsung des gesammten aufgewendeten Kapitals in's Auge gefaßt und daraufhin auch alles zugeschnitten worden. Die Miethpreise bleiben nach den angestellten Erörterungen um 20 bis 25 % hinter den ortsüblichen Preisen zurück, überdies sind die Räume den Bedürfnissen der Bewohner mehr angepaßt, als das, was sie anderwärts finden; als besonderer Vorzug ist wohl zu betrachten, daß jede Wohnung besonderen Eingang von der Treppe hat, also vollkommen abgeschlossen ist. („Bausteine".)

Deutsche Adelssagen.

44. Das Wunder der Rosen.

Zu den edelsten, den zartesten und duftigsten Blüthen der deutschen Sage gehört die Erzählung von den Rosen der heiligen Elisabeth von Thüringen. Mit rauher Hand gedachte der Landgraf Ludwig die allzu freigebige Wohlthätigkeit seiner Gemahlin einzuschränken; er verbot ihr, hinfort ihre Dienerinnen mit Lebensmitteln von der Wartburg herab in's Thal zu den Armen und Kranken zu senden; die Heilige gehorchte indessen den Neigungen ihres eigenen, zu selbstverleugnender Barmherzigkeit allezeit fröhlich bereiten Herzens mehr als dem Willen des Gatten. Sie legte, wie ehedem, Wein und Brot in ein Körblein, verdeckte dasselbe mit den edelsteinbesetzten Säumen ihres Fürstenmantels und stieg nun selbst von der Wartburg herab, den Armen und den Leidenden sich nahend, gleich einem Engel des Erbarmens. Auf solch' einem Gange begegnete ihr einst der von der Jagd heimkehrende Gemahl. „Was trägst du in dem Korbe?" fragte er die Gattin. „Rosen!" stammelte die Fürstin in ihrer Verwirrung, — in ihrer frauenhaften Furcht vor dem Zorne des Gatten. — „Rosen mitten im Winter?" grollte indessen Landgraf Ludwig. Mit rascher Hand schlug er dabei den Mantel der Fürstin zurück. Doch siehe! Aus dem Korbe lächelten ihm frische Rosen, rothe und weiße, leuchtend entgegen. „Gott der Herr", so schließt die fromme Sage, „wollte diesem Fürsten zeigen, daß bei ihm kein Ding unmöglich ist, und daß das menschliche Erbarmen einer holden Blüthe gleicht, welche mitten im Wintersturme der Noth erwächst, jedwedes Herz erfreuend."

Diese liebliche Erzählung wiederholt sich auf deutschem Boden noch öfter. Sie klingt auch dem Wanderer entgegen, welcher die schöne, fröhliche Rheinpfalz durchstreift. Da ist es einmal ein ungenannter Graf an der Nahe, welcher das Wunder an seiner mildthätigen Gattin erlebt. Die pfälzische Volkspoesie singt von ihm:

„Er reißet den Schleier vom Korbe;
Die Gräfin wird bleich wie der Tod:
Doch siehe das Wunder! Im Korbe
Blüh'n Rosen schneeweiß und blutroth!" —

Der gleichen Begebenheit im Hause der Grafen von Veldenz verdankt sodann auch die „Rosentreppe" im Schlosse zu Zweibrücken ihren Namen.

Die poetische Schönheit der Sage endlich hat Moritz von Schwind, den großen Maler der Wartburg, bekanntlich zu einer seiner anmuthigsten Schöpfungen begeistert, — zu einem Bilde, welches es von neuem bezeugt, wie das Christenthum zugleich die Mutter der edelsten Kunst ist. Allein wir haben uns hier gleichwohl zu fragen:

„Ist diese liebliche Erzählung auch ursprünglich deutsch? Oder ist sie nicht vielmehr ein zartes Reis, welches einstmals aus fremden Landen auf den Boden unserer Heimat verpflanzt ward?"

Und auf solche Frage müssen wir offen bekennen: „St. Elisabeth lebte und litt erst im 13. Jahrhundert; schon im 12. aber hören wir von dem Rosenwunder auf französischer Erde, auf dem Boden der Normandie."

Die „Normandie merveilleuse" von A. Bosquet z. B. erzählt das Folgende:

„Die Abtei Valmont-en-Caux, welche an der Straße von Dieppe nach Fécamp belegen ist, wurde von dem Sire Nicolas von Estouteville im Jahre 1116 gegründet, und zwar in Folge eines Gelübdes, welches er einst im heiligen Lande gethan hatte, als er sich von drohenden Lebensgefahren umringt sah. Nicolas

von Estouteville aber war ein harter, gewaltthätiger Mann, jähzornig, geizig und grausam. Wenn solch' ein Edelmann, deren es ja damals eine große Anzahl gab, sich trotzdem der Kirche gegenüber als freigebig erwies, so geschah dies natürlich nur in der etwas kühnen Hoffnung, daß er für seine Gabe dereinst im Jenseits hundertfältig belohnt werden würde und daß es ihm bis dahin auf Erden äußerst wohl ergehen müsse. Der Sire Nicolas ließ daher, wie die Tradition ausdrücklich besagt, Maurer, Bildhauer und Baumeister aus Deutschland kommen, allwo damals die herrlichen romanischen Dome des Frankenlandes am Rheine und am Maine aufgerichtet wurden, und stellte bei dem Baue der Abtei Valmont seine eigenen Unterthanen als Handlanger an. So baute es sich doch nicht allzu theuer! Allein der schlimme Sire belastete die Arbeiter nicht allein weit über ihre Kräfte, sondern er wagte es auch, mit dem Schweiße der Armen dem allwissenden Himmelsherrn einen Tempel zu errichten; ja, er wollte in seinem Geize selbst das „Brot" der Handwerker zu „Bausteinen" verwandeln. Denn er beköstigte die Arbeiter so ungenügend, daß sicherlich ein Aufstand unter ihnen ausgebrochen wäre, wenn sich nicht ein barmherziges Wesen gefunden hätte, welches für das Nothwendigste eingetreten wäre. Das war die holde Tochter des Sire von Estouteville. Zunächst reichte sie den Arbeitern ihre Ersparnisse hin; dann aber, als dieselben erschöpft waren, theilte sie Lebensmittel aus den Vorräthen ihres Vaters unter die darbenden Fremdlinge aus.

So trug sie eines Abends ihnen wiederum Wein und Brot zu. Da stand ihr Vater plötzlich vor ihr. In heftigem Zorne fragte er:

„Was trägst du da, mißrathenes Kind?"

„O lieber Vater", sprach das Mägdlein, kaum mehr seiner Sinne mächtig, „nur Rosen sind's, und hier im Krug ist — frisches Wasser!"

Die Sage berichtet hier von der gleichen Verwandlung wie am Fuße der Wartburg.

Landgraf Ludwig aber war, wie uns die deutsche Sage erzählt, ehrfurchtsvoll vor der Allmacht Gottes niedergesunken; er vereinigte sich fortan mit seiner hehren Gemahlin zu einem gemeinsamen, gottwohlgefälligen Leben im Sinne jener lang' entschwundenen Tage. Anders aber handelte der Herr von Estouteville. Das Wunder rührte seinen harten Sinn noch nicht; er ergoß sich vielmehr in Schmähungen gegen seine Tochter und drohte ihr mit der härtesten Strafe, welche es in seinen Augen wohl geben mochte: mit der nämlich, sie in ein Kloster zu schicken.

Da neigte sich demüthig die Jungfrau und sprach: „Gern folg' ich deinem Willen, lieber Vater!" In diesem Augenblicke, erzählt unsere liebenswürdige, altfranzösische Quelle, umzog ein heller Lichtglanz ihr jugendlich schönes Haupt. Und nun beugte auch der Sire von Estouteville, von Staunen und Schrecken überwältigt, sein Knie und flehte Gott mit gesenktem Haupte um Vergebung seiner Sünden an. Als er sich dann wiederum erhob, war jedoch seine Tochter verschwunden. Er eilte nach seinem Schlosse; er sendete seine Knechte aus, um sie aufzusuchen; vergebens, sie blieb verschwunden; es fand sich nicht die mindeste Spur von ihr. Erst nach Verlauf eines Jahres sprach einst ein Pilger auf dem Schlosse Estouteville vor; er brachte die Kunde, daß die Jungfrau sich plötzlich an der Pforte eines fernen Carmeliterinnen-Klosters wiedergefunden habe. Von ihren Genossinnen wie eine Heilige verehrt, sei sie dort jüngst gestorben und sende ihrem Vater ihren letzten Gruß. Als demüthiger Acoluth trat drauf der Sire in die Abtei von Valmont ein. —

Wohl sträubt sich unser evangelischer Sinn gegen Einzelheiten der Sage, vor Allem gegen die „Nothlüge". Allein das hindert uns nicht, zuzugestehen, daß die Erzählung von dem Rosenwunder zu den lieblichsten Erzeugnissen mittelalterlichen Volksgeistes und frommer Volkspoesie gehört. Wir fassen dieselbe zugleich als ein schönes Zeugniß dafür auf, daß der milde Geist ächter Menschlichkeit oder besser: daß die christliche Barmherzigkeit nimmer ganz von der Erde verschwunden sind, — selbst in jenen eisenharten Zeiten nicht!

Wohl könnte man zweifeln, ob die ausgebildetere, französische Sage die ältere sei. Allein sie ist es wirklich; denn grad' in der Normandie ist das Wunder der Rosen zu Hause: wie Karolinger-, Artus-, Gral- und Genoveva-Sage ist dasselbe einst von der ritterlichen Poesie nach Deutschland hinübergetragen worden. Denn ganz in der Nähe der Abtei von Valmont begegnet uns eine zweite Heldin des Rosenwunders: es ist das Fräulein von Bréauté, die Tochter des Schloßherrn von St. Valérie-en-Caux. Auch hier versagten Vater und Mutter der edlen Tochter die Mittel, wohlzuthun und christliches Erbarmen zu üben; auch hier vollzog sich im entscheidenden Augenblicke die Verwandlung des Brotes zu Rosen. Die Sage weiß hier jedoch noch weitere Schicksale dieses edlen, jungen Herzens anzuführen. Das Fräulein von Bréauté war von strahlender Schönheit; da blieben dann die Freier auch nicht lange aus! Die Huldigungen derselben, die Pflicht, die Gäste zu bewirthen und sie dann ablehnend zu bescheiden, zogen indessen das Edelfräulein, welches gelobt hatte, nur dem Erlöser zu leben, so sehr von den Uebungen der Frömmigkeit ab, daß es beschloß, Gott zu bitten, die vergängliche und lästige Gabe der Schönheit zu tilgen. Auch dieser Zug der Sage ist nach Deutschland übertragen worden; — in gleicher Weise handelte einst auch Gisela, Kaiser Konrad's II. Tochter. Und wie sie, so wurde auch das fromme französische Herz sofort erhört: die Schönheit ihrer Züge schwand der Jungfrau schnell dahin.

Wohl mag einer späteren Zeit solch ein Gebet gar seltsam erscheinen. Gleichwohl: aus begeisterter Frömmigkeit ist es dennoch hervorgegangen! Wohl uns, wenn wir noch den Pulsschlag einer Zeit verstehen, welche, so roh und rauh sie immer war, doch auch die Gluth einer ersten Liebe zu dem Erlöser besaß. Vergängliches ja war's nur, was dem Fräulein von Bréauté genommen wurde; das Dauernde, das Ewige verblieb ihr! Und noch hört man um St. Valérie in der Normandie die poetische Bezeichnung:

„Schön wie das Fräulein von Bréauté."

Es freut uns, solch' helles Licht über den Ursprung der Elisabeth-Sage verbreiten zu können: französische Kreuzfahrer haben sie auf deutsche Mitpilger übertragen. Wo aber mystische Rosen erscheinen, da bedeuten sie frühen Tod; — immer! So bei diesen französischen „Châtelaines"; so bei der Gräfin von Veldenz und bei St. Elisabeth. Das Herz der deutschen Heiligen aber mußte zuvor noch Tiefschmerzliches erdulden: die Rose ist ja auch ein Name und das Sinnbild des Schwertes, — des Schwertes auch, das durch die Seele geht! —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65.
Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

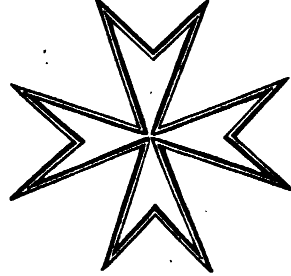
Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 3. April 1889. **Nr. 14.**

Ueber die Antheilnahme des Johanniter-Ritters an der Bekämpfung der socialen Nothstände unserer Zeit.

Vortrag, gehalten in einer Versammlung des Bezirksvereins der Johanniter-Ritter im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach.

Wir haben mit Interesse den in einer der letzten Nummern des Johanniter-Wochenblattes gebrachten, in Dresden in der Genossenschaft des Königreich Sachsen gehaltenen Vortrag über „die Aufgaben des Adels in der christlich-socialen Bewegung unserer Zeit“ gelesen; derselbe war mir völlig aus der Seele gesprochen und gipfelte in dem Hinweise auf das persönliche private Verhalten des Edelmannes, der Edelfrau, auf die Erziehung der Kinder, auf das Familienleben, auf würdige aber einfache Vertretung des Standes. Aber die herrlichen Worte unseres Durchlauchtigsten Herrenmeisters und unseres Allergnädigsten Protectors fordern uns auf, nicht nur den Schild rein und unbefleckt zu erhalten, sondern das Schwert zu ziehen zum Kampfe gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen, und so will ich versuchen, meine Gedanken über unsern Antheil an diesem Kampfe darzulegen.

Wollen wir den Feind bekämpfen, so können wir das nicht, indem wir von Ferne stehen. Der tapferste Streiter, das beste Rüstzeug und Waffe, wenn sie nicht in Wirkung treten, tragen nichts zur Entscheidung bei. Auch scheint es nicht angezeigt, mit dem Vorgehen zu warten, bis der Gegner sich verstärkt und uns noch energischer angreift, als schon jetzt. Der beste Plan bleibt immer, den Feind aufzusuchen, ihm an den Leib zu gehen. Wo aber finden wir den Gegner außerhalb der großen Schlachtfelder um die Wahlurnen, auf denen ja auch die geschlossene Phalanx der Edelleute zu erscheinen pflegt. Wir finden ihn überall, und im Einzelgefecht haben wir den Kampf der Hauptschlacht fortzusetzen.

Und wie gerade das Vorgehen des Einzelnen den Erfolg des ganzen Standes begründet, so stellt auch dieses Einzeln-Auftreten an uns ganz besonders schwierige Anforderungen. Denn wo wir auch das unsern persönlichen Verhältnissen und Neigungen besonders zusagende Feld unserer Thätigkeit aufsuchen mögen, immer werden wir in die Lage kommen, aus der Abgeschlossenheit des Standes hervorzutreten, die trennende Kluft zu überschreiten, hinabzusteigen zu dem 4ten Stande, kurz aus dem Privatleben in das öffentliche Leben hinauszutreten. Dieser Schritt fällt wohl jedem von uns schwer, aber ganz besondere Ueberwindung kostet er demjenigen, der, wie viele von uns, sein Leben in dem abgeschlossenen Kreise des Officiercorps bisher zubrachte. Denn man darf sich nicht verhehlen, das öffentliche Leben bringt nicht nur viele Unannehmlichkeiten, Aerger, Verdruß mit sich, sondern auch oft recht schwierige Lagen, in welchen unsere Person der Kritik von Leuten preisgegeben wird, von denen uns sonst sichere Ferne trennt. Gewiß würde jeder von uns vorziehen, in offnem ehrlichen Kampfe auf blutgetränktem Schlachtfelde den Feind des Vaterlandes zu bestehen, denn dort ist viel Ehre zu gewinnen und nur das Leben, das doch der Güter Höchstes nicht ist, wird eingesetzt. Hier aber steht leicht Ehre und Reputation auf dem Spiele; wo im Reichstage bis hinab in die Volksversammlungen die Edelsten des Volkes, wie Fürst Bismarck und die Staatsminister, geschweige gewöhnliche Sterbliche vor gehässigen lügenhaften Angriffen nicht sicher sind und nicht einmal die höchsten Herrschaften von einer zügellosen jüdischen Presse geschont werden. Und doch dürfen wir vor allen diesen Schwierigkeiten und Gefahren nicht zurückschrecken; um der guten Sache willen müssen wir auch auf solchem Gefilde den Kampf aufnehmen.

Und wie jeder Streiter eine Vorliebe für diese oder jene Waffe und Kampfesart hat, so mag auch jeder sich einen ihm zusagenden Wirkungskreis aufsuchen. Solcher Gelegenheiten für nutzbringende Thätigkeit bieten sich mannigfache besonders für diejenigen, welchen ihre Stellung und Lage die erforderliche Zeit gewährt. Denn wer als Officier oder Beamter von seinem Dienst völlig in Anspruch genommen ist, kann nicht auch nach dieser Richtung wirken. Dagegen wende ich mich besonders an die Herren vom Lande

und an diejenigen Officiere, welche zahlreich in jüngeren Jahren aus dem Heere scheiden, denen Kraft und Zeit zur Verfügung steht und welche die Gewöhnung an regelmäßige Thätigkeit sehr bereit finden läßt, sich ein neues Arbeitsfeld zu suchen.

Bei Betrachtung des Feldes, auf welchem wir für die gute Sache wirken können, will ich nicht unterlassen, auf den segensreichen Einfluß hinzuweisen, welchen jeder, selbst der Vielbeschäftigste auf seine nächste Umgebung, auf Dienstboten, Arbeiter, Handwerker, mit denen das tägliche Leben ihn zusammenführt, üben kann. Man scheue die Mühe nicht, alle sich darbietenden Gelegenheiten zur Belehrung derselben zu benutzen, man halte es nicht für vergeblich, die falschen Ansichten solcher Leute zu berichtigen. Unsere Gegner, die Socialisten, sind sehr betriebsam und erlahmen nicht in der Agitation, und wenn ihnen der Weg auch geebneter ist, so bringt doch ihre Ausdauer und Energie, die unablässige Erregung der Gemüther die großen Resultate selbst auf einem Boden, wo einst gute Gesinnung wurzelte. Darum sollen auch wir nicht müde werden, ihren schlimmen Einwirkungen durch unsern Einfluß entgegenzutreten, nicht nur in den politischen und sittlichen Anschauungen, auch den religiösen Sinn unserer Leute wollen wir pflegen durch Tischgebet und Sonntagsheiligung, durch Gottesdienst und Pflege der Sonntagsruhe, indem auch wir am Festtage den geselligen Freuden entsagen. Eine wesentliche Unterstützung guter Grundsätze werden wir unsern Untergebenen gewähren, wenn es uns gelingt, deu Sinn für Sparsamkeit in ihnen anzuregen. Man achte den Einfluß des Sparsinnes auf den Menschen nicht gering, er bewahrt vor vielen Verführungen, welche mit dem Aufsuchen der jetzt so überhand nehmenden Vergnügungen verbunden sind. Gerade die Vergnügungssucht ist ebenso aller Laster Anfang, wie der Müßiggang, und wie der Sparsinn vor solcher bewahrt, so ruft er auch conservative Gesinnungen wach, da solche besser in Verbindung mit dem Besitz gedeihen. So haben wir gesehen, wie auch ohne aus dem Privatleben herauszutreten und deshalb in kleinerem Kreise doch mancher Baustein eingefügt werden kann in das Fundament, auf welchem Staat und Kirche ruhen — sicher ein hochverdienstliches Thun.

Wenden wir uns nun dem Landedelmanne zu, so finden wir diesen in der günstigsten Lage von allen, um so günstiger, wenn er auf alt angestammtem Besitze haust. Ihm öffnet sich ein weiterer lohnenderer Wirkungskreis, ihm reifen die Früchte seiner Arbeit, denn die Landbevölkerung ist stabiler und weniger wechselnd, sie steht dem Besitzer näher, ist abhängig von ihm und wird empfänglicher, zugänglicher sich erweisen. Führt doch schon das eigene wirthschaftliche Interesse uns dahin, auf die Gesinnung unserer Arbeiter und Gesinde einzuwirken, sie zu treuer Anhänglichkeit an die Dienstherrschaft zu erziehen, den Sinn für Religion und Tugend und Sittlichkeit in sie zu pflanzen. Freilich gehört dazu die ernste mühevolle Arbeit, die einzelnen zu belehren, sie zu gewinnen, dem treuen Seelsorger gleich, der sich nicht darauf beschränkt, seine Sonntagspredigt zu halten und zu kommen, wenn er gerufen wird, sondern der die Glieder seiner Gemeinde aufsucht in ihren Hütten, ihnen mit Rath und Zuspruch zur Seite steht. Wenn wir uns diese Mühe nicht verdrießen lassen, wird auch der Erfolg nicht ausbleiben, wir werden nicht nur fleißige, zuverlässige Arbeiter für die Wirthschaft haben, sondern wir werden auch bei den Wahlen unserer Leute sicher sein und nicht die beschämende Lage derer erleben, deren Arbeiter dem eigenen Gutsherrn zum Tort seinem Gegner ihre Stimme geben.

Aber noch für weitere Kreise bietet sich dem Landedelmann ein Feld der Thätigkeit in den Ehrenämtern, welche die Gemeinde-, Kreis- und Provinzial- oder Landesverfassung mit sich bringen. Dieselben sind ja mit mancherlei Unbequemlichkeiten, Mühwaltungen und Schreibereien verbunden, aber gerade ihre Verwaltung bringt die Berührung mit zahlreichen Schichten der Bevölkerung und damit die Gelegenheit auf dieselben einzuwirken. Und wie die Staatsregierung gerade in diesen Ehrenämtern die Gewähr dafür findet, daß ihre Gesetze, wenn sie auch einmal aus Unkenntniß nicht richtig ausgelegt werden, doch immer unparteiisch nach Pflicht, Recht und Gewissen zur Ausführung gelangen, so genießen auch die Träger derselben großes Ansehen im Volke und mit dem Vertrauen zu ihrer Amtsführung in gleichem Grade wächst der Einfluß. Sehen wir doch selbst in Frankreich, dessen Adel in seiner politischen Wirksamkeit wahrlich nicht mustergültig erscheint und in England den Adel stets bereit, das Ehrenamt des Maire und Friedensrichters auf dem Lande zu übernehmen. Und so sollte sich unser Landadel kein Ehrenamt entgehen lassen, um so weniger, als damit durchaus nicht die Fährlichkeiten verbunden sind, welche unserm Hinaustreten in die Oeffentlichkeit der großen Städte begegnen. Und wenn wir Mühe und Arbeit nicht scheuen, wird auch der Lohn nicht ausbleiben: in den Zeiten der Entscheidung werden wir der treuen Anhänglichkeit und Gefolgschaft aller derer gewiß sein, welche gewohnt waren, unserer Amtsführung zu vertrauen. Auf diesem Wege wird der Adel die Führerschaft überall da wiedergewinnen, wo sie verloren sein sollte, nicht als ein Attribut des Standes, sondern als willige Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen, für welche das Volk stets ein richtiges Verständniß hat.

Viel schwieriger für unsere Bestrebungen liegen die Verhältnisse in den großen Städten. Während die ländliche Bevölkerung weniger von den Agitationen der Socialisten aufgesucht wird, sich auch in wirthschaftlich besserer Lage befindet, in ruhigen, stabilen, mehr geordneten Verhältnissen lebt, auch den Versuchungen des städtischen Lebens weniger ausgesetzt, aus allen diesen Verhältnissen von revolutionären

Ideen weniger berührt, sich bessere Gesinnungen erhalten hat, bietet sich in dieser Beziehung uns in den Städten, besonders den größeren Fabrikorten ein trauriges, wüstes Bild dar. Hier hat das engere Zusammenwohnen, das unregelmäßige Leben, die Schwankungen in Arbeitslosigkeit und Verdienst, in Noth und Ueberfluß, die mannigfachen Verführungen der städtischen Vergnügungen den Einflüssen der Socialisten ein wohlvorbereitetes Feld geschaffen: hier wird die empfängliche Menge durch gewissenlose Agitatoren bearbeitet, zu übertriebenen Lohnforderungen aufgehetzt, durch lügenhafte Vorspiegelungen gegen die besitzenden Klassen, gegen die Staatsregierung aufgewiegelt und auf jede Weise mit den bestehenden Verhältnissen, mit sich und der Welt in Zwiespalt und Gegensatz gebracht. Wie aber können wir Johanniter in der Stadt solchen Elementen gegenüber auf Erfolg hoffen, mit welchen Waffen, auf welchem Felde, in welcher Kampfesweise werden wir hier vorgehen? Da ist es nicht zu verwundern, daß mancher eifrige Streiter entmuthigt von so schwieriger Aufgabe sich abwendet. Doch der Mahnruf unseres Durchlauchtigsten Herrenmeisters läßt uns nicht ruhen, und immer von Neuem belebt sich Muth und Energie.

Die Wege, auf denen wir in der Stadt die schwierige Aufgabe beginnen, sind verschiedene und werden je nach Fähigkeit und Beruf verschieden gewählt werden. Die Hauptsache ist, daß keiner zurück bleibt. In mancher Richtung finden wir das Feld schon geebnet, und wir brauchen nur einzutreten in bereits begonnene Arbeit: so auf dem Gebiete christlicher Vereinsthätigkeit. Leicht können wir uns ja nach Gelegenheit bei den zahlreichen Vereinen betheiligen, wie sie in allen Städten bestehen für innere Mission, äußere Mission, Stadtmission, Jünglingsvereine, Vereine für Gesundheitspflege und viele andere, wie sie oft neu entstehen, aber leider nach nur kurzer Wirkung häufig an Theilnahmlosigkeit wieder eingehen. Da bietet sich demjenigen, der für christlich-religiöse Thätigkeit den Beruf in sich fühlt, ein vielseitiges Feld, auf welchem er gewiß ihm Zusagendes finden wird.

Dasselbe läßt sich von der andern ausgedehnten Gruppe von Vereinen sagen, welche der Wohlthätigkeit dienen und in jedem Orte unter verschiedenen Namen, oft in gegenseitigem Wettbetrieb bestehen. Leicht werden wir in ihnen Eingang finden; wir sind dort gern gesehen, willkommen geheißen und werden bald eine führende Einwirkung uns sichern können. In allen diesen Vereinen treten wir zwar auch in die Oeffentlichkeit hinaus, wir werden aber keinerlei bedenklichen Lagen ausgesetzt sein, da wir hier nur gutgesinnten Elementen begegnen. Immer aber werden wir auch hier für unsere Zwecke wirken können, denn auch hier kommen wir in nahe persönliche Berührung mit denjenigen Elementen, welche wir vor dem Socialismus bewahren, aus seinen Banden erretten sollen.

Schwieriger aber ist unsere Aufgabe schon, wenn wir als das Feld unserer Thätigkeit die Vereine des Rothen Kreuzes, die Kriegervereine, die politischen Vereine wählen. Zwar sind die Mitglieder in der Mehrzahl gut gesinnt, aber diese Vereine werden von den Socialisten ganz besonders aufgesucht und beschickt, gerade um dort ihren Lehren Eingang zu verschaffen. Und wenn wir uns von diesen Vereinen fern halten, wenn wir uns aus persönlichen oder Standesrücksichten scheuen, uns den möglichen schwierigen Lagen auszusetzen, welche die Berührung mit diesen Elementen bringen kann und welche uns auch wohl nicht erspart bleiben, — ja dann räumen wir eben das Feld ohne Kampf und überlassen es unserem Gegner. Und gerade in diesen Kreisen, welche der Mehrzahl nach der Armee angehört und zum Theil unsere glorreichen Feldzüge mitgemacht haben, wird unser Eintritt, unsere Theilnahme an Verhandlungen und Bestrebungen einen äußerst günstigen Einfluß üben. Auch wird unser Beispiel die zahlreichen Officiere der Reserve und außer Dienst, welche sich meist von diesen Vereinen fernzuhalten pflegen, zum Beitritt auffordern und schon ihr bloßes Erscheinen wird der guten Sache nützen. Denn eine zahlreiche Vertretung unseres Standes wird dem Ausdruck unserer Anschauungen ein ganz anderes Gewicht verleihen, als wenn nur einige da sind; natürlich handelt es sich nur um diejenigen Versammlungen, in welchen politische und sociale Fragen behandelt werden und nicht um Theilnahme an den geselligen Vergnügungen dieser Vereine. Im Gegentheil würde ein cordialer Verkehr diese Kreise, anstatt ihre Gesinnungen zu heben, zu veredlen, nur noch anspruchsvoller machen. Vor diesem Fehler schützt uns der sichere Takt unseres Standes. Haben wir in diesen Vereinen festen Fuß gefaßt, so wird uns auch die Theilnahme an den politischen Versammlungen naturgemäß erscheinen und wir werden bei allen Wahlen unsern Einfluß geltend machen, nicht nur bei denjenigen zum Land- und Reichstage, auch bei den städtischen Wahlen werden wir nicht fehlen.

Und damit komme ich zu der Frage, ob es nicht für die Förderung unserer Aufgaben ersprießlich ist, wenn wir Johanniter in der Stadt uns um die städtischen Ehrenämter ebenso bewerben, wie die Johanniter auf dem Lande um die dortigen. Auch hierzu gehört ja Selbstlosigkeit, denn hier werden wir nicht leicht die Führung erlangen. Aber unsere Wirksamkeit würde auch hier eine segensreiche sein können, durch unsere Theilnahme an der Berathung über oft wichtige Fragen. Ich erinnere nur an die Bedürfnißfrage bei den zahlreichen Gesuchen um Ertheilung der Concession für Schank- und Vergnügunslokale; wie verschieden diese Frage beurtheilt werden kann und welch' einschneidenden Einfluß dieselbe auf die socialen Zustände, besonders des 4ten Standes übt. Aber auch abgesehen von solcher directen Einwirkung, schon unsere Theilnahme an den Interessen der Bürgerschaft

bringt uns in vielfache Berührung mit ihr und giebt uns dadurch Gelegenheit für unsere Aufgabe zu wirken.

Zum Schluß möchte ich auf das leuchtende Beispielt aller derer hinweisen, die wenn auch nicht adelig geboren, doch gewiß ein eben so feines Gefühl für all die Gefahren haben, in welche sie sich begeben, indem sie mitten in den socialen Kampf hineintreten. Und wenn wir oft nicht ihre Beredsamkeit besitzen, ihr Muth und Eifer wird uns nicht fehlen und an Gelegenheit, wenn wir sie aufsuchen, mangelt es auch nicht in den öffentlichen Versammlungen, welche fortgesetzt von den Socialdemokraten anberaumt werden. Wenn man es angehört hat, welche flachen, gehaltlosen, mit der gesunden Vernunft widerstreitenden Grundsätze dort ausgesprochen werden und welche jämmerliche Redner sich dort hören lassen und vollen Glauben finden, weil Niemand widerspricht, da fragt man sich, warum sich denn keiner findet, diesen armen irregeleiteten Leuten ihre Lage auch einmal von der anderen Seite zu beleuchten. Aber es ist die Scheu vor dem Heraustreten aus der sicheren Abgeschlossenheit unseres Standes, die Besorgniß, daß solches Vorgehen von unsern Standesgenossen übel gedeutet werden könnte und daß in solchen Versammlungen Dinge passiren möchten, welche mit unserer Standesehre sich nicht vereinbaren ließen. Doch versucht haben es wohl nur wenige, und gewiß wäre auch dieser Schritt des Versuches werth, denn auch hier, wie auf dem weiten Felde vielseitigster Thätigkeit, wie ich sie versucht habe zu schildern, würden wir der Aufforderung unseres Durchlauchtigsten Herrenmeisters und unseres Allergnädigsten Protectors folgen, indem wir Theil nehmen an dem Kampfe gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen und mitarbeiten an der Abhilfe der großen socialen Nothstände unserer Zeit und das mit Gott, für Kaiser und Reich!

Weimar, im März 1889. von Hagen, Major z. D.

Das Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg in Pr.

Das unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta stehende und zugleich durch seine fruchtbare Thätigkeit als Diakonissen-Mutterhaus bekannte Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg i. Pr. hat im verflossenen Jahre nach dem vom Anstaltspfarrer Goetz veröffentlichten Berichte auf seinen sämmtlichen Krankenstationen 1107 Männer, 362 Frauen und 59 Kinder, im Ganzen also 1528 Personen an 39 726 Krankentagen verpflegt, so daß jeder Patient durchschnittlich 26 Tage in der Anstalt gewesen ist.

Trotzdem das Krankenhaus gegenwärtig 9 vollständig dotirte Freibetten besitzt, genügte dies zur Aufnahme der Freikranken doch bei weitem nicht; denn es wurden im vorigen Jahre nicht weniger als 136 Personen an 6892 Krankentagen ganz umsonst verpflegt, 9 Personen an 636 Tagen mit erheblichem Nachlasse.

Das Siechenhaus der Anstalt ist von 18 Männern und 36 Frauen an zusammen 13 720 Verpflegungstagen in Anspruch genommen gewesen, wobei der geringe Verpflegungssatz von nur 50 Pf. pro Tag berechnet wurde.

Die Gesammtzahl der Kranken und Siechen umfaßte hiernach 1582 Personen und befanden sich dieselben an zusammen 53 446 Tagen in der Anstalt.

An Kur- und Verpflegungskosten für Kranke und Sieche wurden im Ganzen 44 726 Mk. 80 Pf. vereinnahmt, somit für jeden Verpflegungstag im Durchschnitt nur 83 Pf., während der ortsübliche Kranken-Verpflegungssatz, welcher aber auch den wirklichen Kosten noch nicht entspricht, 1,50 Mk. beträgt.

In Privatpflegen ist in Königsberg allein in 112 Familien den Kranken Unterstützung seitens der Anstaltsdiakonissen zu Theil geworden, wobei 2648 Pflegetage zu verzeichnen gewesen sind. Allen in dieser Beziehung an die Anstalt herantretenden Gesuchen hat freilich auch im vorigen Jahre nicht entsprochen werden können, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Krankheiten auf die einzelnen Monate des Jahres niemals gleichmäßig vertheilt sind und es daher für jede derartige Anstalt unmöglich ist, sich auf die bevorstehende Nachfrage zuvor ausreichend einzurichten. Außer in Königsberg selbst sind 12 Anstalts-Diakonissen gegenwärtig noch in zusammen 9 Städten Ost- und Westpreußens, nämlich in Gumbinnen, Saalfeld, Thorn, Rosenberg, Marienwerder, Marienburg, Graudenz, Straßburg und Elbing fest für Privatpflegen stationirt.

Die Poliklinik des Königsberger Hauses hat unter der bewährten Leitung des Oberstabsarztes Dr. Bobrik und des assistirenden Arztes Dr. Braem wie bisher eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet und vielen Hunderten von Kranken aller Art, ohne in die Anstalt aufgenommen zu werden, unentgeltlich Rath und Linderung verschafft.

Das im Jahre 1877 eingerichtete Dienstboten-Abonnement erweist sich fortgesetzt als überaus praktisch und wird von den meisten Herrschaften in Königsberg, die Mitglieder des Hauses sind, — nur für diese ist das Abonnement eingerichtet — in Anspruch genommen; im vergangenen Jahre haben 1278 Dienstboten dem Abonnement angehört.

An Diakonissen zählte das Krankenhaus am letzten Jahresschlusse 270 Schwestern, darunter 177 eingesegnete und 93 Probeschwestern. Im Ganzen ist die Schwesterngemeinschaft, welche am Schlusse des Jahres 1887 258 Glieder umfaßte, um 12 gewachsen. Hierzu kamen als Gäste die Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens, von denen je zwei am 1. April und 1. October v. J. nach beendetem, halbjährigem Lehrcursus mit dem empfangenen Lehrbriefe ausschieden, während am 1. October v. J. eine Lehrschwester neu hinzutrat.

Von den eingesegneten Schwestern schieden 6 aus, von älteren Probeschwestern traten aus oder wurden entlassen 8, durch den Tod wurden 2 Schwestern abberufen.

Auf den Krankenstationen, sowie in der Oekonomie des Mutterhauses befinden sich mit Einschluß der kranken und invaliden Schwestern, sowie derjenigen, welche in der Privatpflege thätig sind, gegenwärtig 76 Schwestern, während die übrigen auswärts stationirt sind.

Die Außenstationen des Hauses haben sich im Berichtjahre um 6 vermehrt; unter diesen befindet sich auch das neue Johanniter-Siechenhaus in Heiligenbeil, wo an dem seit 1½ Jahre bestehenden Johanniter-Kreis-Krankenhause bereits zwei Schwestern des Königsberger Mutterhauses thätig sind. Im Ganzen hat dasselbe jetzt 86 Außenstationen, die sich ausschließlich auf Ost- und Westpreußen vertheilen.

Der Pfennig-Sammelverein des Krankenhauses hat im verflossenen Jahre 438,25 Mk. Einnahme gehabt.

Der zum Besten des Hauses im März v. J. veranstaltete Bazar ergab einen Reinertrag von 6050 Mk. 91 Pf.

Die für das Haus mit Bewilligung des Oberpräsidenten von Ost- und Westpreußen in diesen beiden Provinzen im vorigen Jahre abgehaltene Haus-Collecte hat leider den Ertrag der vorhergehenden Jahre nicht erreicht und bewegt sich überhaupt in absteigender Linie, was bei den schweren von der Anstalt zu bewältigenden Aufgaben, vor allem bei der gegenwärtigen, unentgeltlichen Verpflegung von durchschnittlich täglich 21 Kranken sehr zu bedauern ist.

Wie alljährlich, so ist auch im vorigen Jahre am Todtenfeste eine Kirchen-Collecte zum Besten des Hauses abgehalten worden.

Einer Einnahme von 137,193 Mk. 78 Pf. im Berichtsjahre stand eine Ausgabe von 136,880 Mk. 38 Pf. gegenüber, darunter nicht weniger als 7,763 Mk. 50 Pf. Zinsen der Passiv-Kapitalien, mit denen das Haus gegenwärtig in Höhe von 197,950 Mk. belastet ist.

Die Diakonissenanstalt zu Straßburg i. E.*)

Die älteste Diakonissenanstalt Süddeutschlands (Straßburg 1842, Karlsruhe 1851, Stuttgart 1854, Darmstadt 1858, Speyer 1859) verdient wohl, unsern Lesern in einigen kurzen Strichen vorgeführt zu werden. Der jetzige Bestand der Schwestern beträgt 176, welche unter der Oberschwester Sophie de Pury stehen, einer aus altem angesehenen christlichen Hause Neuchâtel's stammenden Dame. Auch hier erklingt die allgemeine Klage, daß die Zahl unserer Schwestern bei Weitem nicht den Nachfragen genügen kann, welche in stets größer werdendem Maße auch an unsere Diakonissenhäuser gestellt werden. Wann wird einmal unser evangelisches Volk ebenso willig die müßig am Markte stehenden Töchter uns zuführen, wie es allezeit bereit ist, einzustimmen in die berechtigten Klagen über die „barmherzigen Schwestern" und in manche unberechtigte Klage über Mängel unserer mit Arbeit überladenen Diakonissen? — In unserm Krankenhause waren im vergangenen Jahre 632 Kranke mit 20253 Pflegetagen; in dem Versorgungshause leben 68 Pensionäre. Mit dem Diakonissenwerk sind ferner verbunden die Stadtpflege, Krippe, höhere Mädchenschule (das bekannte Institut Bon Pasteur), Mittelschule, die Besserungsanstalt (Disciplinaire) und die Evang. Mägdeanstalt. Diese letztere, die Mägdeanstalt, durfte im Spätherbst, den 9. October 1887, ihr 50jähriges Stiftungsfest mit einer Feier in der Neuen Kirche begehen. Die bescheidenen Anfänge der Mägdeanstalt waren folgende: Im Spätjahr 1837 hatte eine arme Wittwe, die mit ihrer Tochter sich durch Nähen ernährte, ein armes Mädchen aufgenommen, welches ihr ein Straßburger Geistlicher zugeführt hatte. Zu diesem ersten Kinde waren nach wenigen Monaten noch zwei andere gekommen, so daß das enge Stübchen mit einem geräumigeren vertauscht werden mußte. Die Wittwe starb schon nach zwei Jahren und nun sollte sich die Tochter entscheiden, ob sie das Erbe der Hingeschiedenen, d. h. die armen, verlassenen Mädchen als ihre Kinder aufnehmen wolle. Es kostete sie einen schweren Kampf, denn es galt, allen irdischen Aussichten zu entsagen. Durch Gebet erlangte sie die Gewißheit, daß solches des Herrn Wille sei, und so wagte sie es denn in Jesu Namen, zu den ersten Pflegebefohlenen noch einige andere hinzuzunehmen. Den 1. October 1839 wurde somit die Evang. Mägdeanstalt gegründet und Jgfr. Magdalena North zu deren Hausmutter eingesetzt. Mehr als 25 Jahre lang stand Mutter North diesem Werke der Barmherzigkeit vor, bis 1864 ihr leidender Zustand sie nöthigte, ihre Kinder in andere Hände zu übergeben. Der Anschluß der Anstalt an das Diakonissenhaus hat derselben ein dauerndes Unterkommen gesichert. Zudem ist in dieser Verbindung den Anstaltskindern der große Vortheil verschafft worden, außer den Näharbeiten manche nützlichen Zweige der Haushaltungskunde zu erlernen und zu betreiben, wozu in der Kleinkinderbewahranstalt und im Kranken- und Versorgungshause reichlich Gelegenheit geboten ist. Die Zahl der Zöglinge der Anstalt, welche auf- und niederstieg, beläuft sich seit längeren Jahren durchschnittlich auf 35. Im ganzen sind im Verlauf von einem halben Jahrhundert 403 Pfleglinge im Hause erzogen worden, von denen 12 gestorben sind und 12 als Schwestern in das Diakonissenhaus eintraten. — Die unter dem Namen Disciplinaire bekannte Besserungsanstalt minderjähriger Mädchen ist eine staatliche Anstalt, deren Leitung vor vier Jahren von der Regierung dem Diakonissenhause übergeben wurde. Die damals mit der Arbeit betrauten Schwestern begannen ihre Thätigkeit in sehr bescheidenen Verhältnissen; doch die wachsende Anzahl der anvertrauten Zöglinge (20) hat auch dieser Anstalt jetzt ein eigenes Heim

*) Aus: „Monats-Blätter für innere Mission", herausgegeben im Auftrage der südwestdeutschen Conferenz für innere Mission von Pfarrer Kayser in Karlsruhe. (Verlag des Ev. Schriftenvereins für Baden in Karlsruhe. Preis per Jahr 1,50 Mk.). Jahrgang 1889, Heft 1 u. 2.

verschafft. — Die Einnahmen des Diakonissenhauses beliefen sich im vergangenen Jahre auf 180 000 Mk. Hierunter sind Gaben aus Straßburg im Betrage von 11 600 Mk. (zum Andenken an verstorbene Familienglieder 10 000 Mk.), von im Hause verpflegten Kranken 1 900 Mk., auswärtige Gaben 11 470 Mk.; außerdem ein größeres Geschenk von 8 000 Mk. und ein Legat von 11 000 Mk. (Sehr nachahmenswerth ist der Gebrauch, in den öffentlichen Quittungen, besonders im Jahresbericht, die Geber aus der Stadt nur mit einem Anfangsbuchstaben zu nennen.) — Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Straßburger Diakonissenanstalt ist, daß dieselbe von einem nur aus (5) Frauen bestehenden Comitee geleitet wird: „4) Die Verwaltung aller Angelegenheiten des Diakonissenhauses ist einem Comitee von Frauenzimmern anvertraut" (Auszug aus der Ordnung des Diakonissenhauses). Dieses Comitee hat den Hausgeistlichen und zwei Stadtgeistliche als berathende Mitglieder. — Wir schließen mit dem Wunsche, daß es unsern Freunden, besonders auch aus dem benachbarten Baden, immer mehr gelingen möge, unserer Anstalt neue willige Kräfte zuzuführen.*) J.

Die deutschen Arbeitercolonien,

jetzt zwanzig an Zahl, verfügen zusammen über 2330 Plätze, beherbergten am 1. Februar aber nicht weniger als 2396 Kolonisten; im Winter also reichen auch die 20 Anstalten für Deutschland noch nicht aus. Am auffälligsten ist die Ueberfüllung in Karlshof (Ostpreußen), wo nahezu 100 Personen mehr untergebracht sind, als eigentlich Platz haben.

Dem Alter nach geordnet zeigen die Colonien folgende Besetzung: Wilhelmsdorf in Westfalen 144 (bei 200 Plätzen), Kästorf in Hannover 165 (150), Rickling in Schleswig-Holstein 150 (150), Friedrichswille in Brandenburg 167 (175), Dornahof in Württemberg 99 (100), Seyda in der Provinz Sachsen 201 (200), Dauelsberg in Oldenburg 45 (50), Wunscha in Schlesien 129 (100), Meierei in Pommern 122 (150), Karlshof 345 (250), Berlin 74 (74), Ankenbuck in Baden 67 (66), Neu-Ulrichstein in Hessen 112 (120), Lühlerheim, ev. Colonie der Rheinprovinz, 116 (120), Schneckengrün im Königreich Sachsen 119 (120), Elkenroth, kath. Colonie der Rheinprovinz, 56 (50), Simonshof in Bayern 108 (100), Maria-Veen, kath. Colonie in Westfalen, 105 (100), Alt-Latzig in Posen 53 (30) und Magdeburg 19 (25).

Im Ganzen haben die Colonien während des Monats Januar 673 neue Colonisten aufgenommen, darunter waren 36 unter 20 Jahren, 185: 20—30, 206: 30—40, 161: 40—50, 64: 50—60, 21 über 60. 543 waren ledig, 33 verheirathet, 27 getrennt lebend, 41 verwittwet, 20 geschieden. Von den 673 Neuangekommenen waren nicht weniger als 239 „Arbeiter", d. h. solche, die keinen bestimmten Beruf gelernt hatten. (Social-Corresp.)

Literatur.

Archiv des deutschen Adels. Hersg. Hans Ziegler. Verlag der Rengerschen Buchh., Leipzig. Inhalt der ersten Nummer: Unsere Ziele. — Der Uradel der Oberlausitz. Von Professor Dr. Herm. Knothe. — Der Adel und das Heer. Von Hauptmann Zernin. — Deutsche Schlösser und Burgen. 1. Der Hohenstaufen. Von P. Clemen. — Ein Wort für die Wappenkunst. Von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. — Der Adel der Familie Schorn zu Nürnberg. Von Dr. phil. M. Bendiner. — Herm. Graf Görtz-Wrisberg †. — Ein Landtagsbeschluß aus dem Jahre 1526. — Garderobe der 15jährigen Prinzessin Anna Eleonore aus dem Jahre 1616. — Miszellen. — Aus der Gegenwart: Hof-Nachrichten, Personal-Nachrichten, Standeserhöhungen, Militärisches, Sport, Literatur. — Familien-Chronik. — Aufruf betr. Nationaldenkmal auf dem Hohenstaufen. Inserate. Probenummern versendet die Verlagshandlung.

„Monatsblätter für innere Mission", herausgegeben im Auftrage der südwestdeutschen Conferenz für innere Mission von Pfr. Kayser in Karlsruhe. (Verlag des Ev. Schriftenvereins für Baden in Karlsruhe. Preis per Jahr 1,50 Mk. Jahrgang 1889 Heft 1, 2 enthält:

An unsere Leser. — Die christliche Presse und die Schriftenverbreitung. I. Vom Herausgeber. — Die Diakonissenanstalt zu Straßburg i. E. — Idiotophilus. — Ueber Volkserholung im Lichte des Evangeliums. — Diözesanvertreter für innere Mission. — Nachrichten aus dem Conferenzgebiet. — Aus Baden: Unsere Bezirksvereine für innere Mission. — Die Bezirkskolportage. — Eine Agentenreise. — Aus den Diözesen: Bretten, Ladenburg-Weinheim, Mosbach. — Aus dem Großherzogthum Hessen: Das Evang. Sonntagsblatt. — Missionsconferenz. — Stadtmission Darmstadt u. a. — Aus der Pfalz: Herberge in Kaiserslautern. — Kleine Rundschau. — Literatur der innern Mission. — Miscellen. —

*) Wie viele unserer Freunde kommen von Zeit zu Zeit nach Straßburg, Karlsruhe oder Mannheim, denken aber nie daran, sich auch einmal die Einrichtung und das Leben eines Diakonissenhauses zeigen und ausführlicher erklären zu lassen. Kein Wunder, wenn man dann keinen Zug empfindet, den geheimen Wunsch so mancher Mädchen, Diakonissin zu werden, zu unterstützen und ihm zur Verwirklichung zu verhelfen. Wir wissen aus Erfahrung, daß manche nach einem eingehenden Besuch einer Anstalt der innern Mission ihr Bedauern ausgesprochen haben, daß sie solange an derselben haben vorübergehen können, ohne von dem reichen Leben der Liebe in derselben Kenntniß zu nehmen und sich Anregung zu holen.

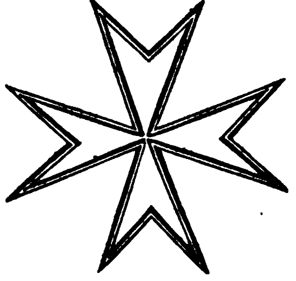
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 10. April 1889. Nr. 15.

1. Rudolf von Wolffersdorff, Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenscher Wirklicher Geheimer Rath und Staatsminister, Ehrenritter seit 1874, † zu Sondershausen 28. März 1889.
2. Hans Freiherr von Zedlitz-Leipe, Landrath, auf Roth-Kirschdorf bei Schweidnitz in Schlesien, Ehrenritter seit 1875, † zu Roth-Kirschdorf 31. März 1889.
3. August Hennig von Kröcher, Geheimer Ober-Regierungs-Rath a. D., Mitglied des Herrenhauses, Ehrenritter seit 1856, † zu Berlin 2. April 1889.

Die Geschichte einer vornehmen Dame des achtzehnten Jahrhunderts*).

Man hat seit langer Zeit bemerkt, daß einer der charakteristischen Züge des 18. Jahrhunderts in der Rolle besteht, welche die Frau in dieser Epoche spielte. Natürlich ist hierbei nicht von den jungen Frauen, von dem Gesichtspunkt der Liebe und Galanterie die Rede, sondern vielmehr von den Frauen reiferen Alters, als Mütter, als kluge Berathrinnen und wesentliches Element der Gesellschaft.

Der Vicomte de Ségur zeichnete in seinem Buch über die Frauen ein nach dem Leben entworfenes Bild von der Art und Weise, wie sich der weibliche Einfluß geltend machte. Die Gesellschaft, sagt er, war damals in drei Klassen getheilt: junge Frauen, Frauen reiferen Alters, die nach Einfluß strebten, und alte Frauen, die nur noch Beweise der Verehrung entgegennahmen und gleichsam die Hüterinnen des Herkommens, der Sitte, des gesellschaftlichen Tons und Geschmacks waren. Trat ein junger Mann in die Welt ein, so galt es bei seinem Debut vor allen Dingen, diesen drei Klassen von Frauen zu gefallen, denn sie bestimmten seine Reputation, seine Gunst bei Hofe, verschafften ihm Plätze und Aemter und vermittelten ihm hernach eine glänzende Heirath.

Die ganze Erziehung war denn auch auf dieses Ziel gerichtet. Der Vater beschränkte sich darauf, den Erzieher seines Sohnes anzuweisen, welche Richtung er einzuschlagen habe, um demselben eine allgemeine Uebersicht aller wissenswürdigen Dinge zu geben, die allerdings wenig gründlich, aber doch genügend war, um dem Knaben Geschmack für diesen oder jenen Zweig des Studiums einzuflößen, den er dann später cultivirte; aber die Mutter, die Mutter allein brachte dem Sohn jene Höflichkeit, Grazie und Liebenswürdigkeit bei, die sie selbst besaß und auf die, wie sie wußte, in der Welt so großer Werth gelegt wurde. Hatte ein junger Mann, berichtet Herr v. Ségur, es an Aufmerksamkeit gegen eine Dame, oder an Rücksicht gegen einen älteren Herrn fehlen lassen, so ward seine Mutter denselben Abend durch ihre Freunde davon unterrichtet und der junge Fant war eines Verweises am andern Morgen sicher." Daraus entsprang jene seltene Höflichkeit, jener feine Geschmack, und jenes weise Maßhalten in der Unterhaltung und im Scherzen, wodurch sich die „gute Gesellschaft" auszeichnete.

Hat man dergestalt die Bedeutung der Frau in dieser Epoche constatirt, so stellt sich uns die Frage: welches war die Erziehung, welche die jungen Mädchen befähigte, nachdem sie geheirathet, einen solchen Einfluß auszuüben? wo hatten sie diese vollendete Kunst der Lebensart und des guten Tons, diese Beherrschung der Conversation gelernt, welche die schlüpfrigsten Gegenstände streifte oder die ernstesten Fragen aufwarf und zwar mit einer Leichtigkeit und vollendeten Grazie, die wir noch heute in den Briefen einer Madame du Deffant, einer Herzogin von Choiseul, einer Madame de Sabran u. a. bewundern? Diese Frage ist um so schwerer zu erledigen, wenn wir sehen, wie dieselben Mütter, die sich mit großer Sorgfalt um die Erziehung ihrer Söhne kümmerten, sich

*) Histoire d'une grande Dame au XVIII. Siècle, la Princesse Hélène de Ligne, par Lucien Perey. 9. édition. Paris 1887. Calman Lévy.

nicht mit der ihrer Töchter befaßten. Dieses kam aus dem sehr einfachen Grunde, daß die jungen Mädchen jener Zeit, und besonders die Töchter des Adels niemals im väterlichen Hause erzogen wurden; im Alter von fünf oder sechs Jahren ins Kloster gebracht, verließen sie dasselbe nur, um zu heirathen; der Einfluß der Mutter war dergestalt Null, oder machte sich erst später bemerkbar. Welcher Art war nun jene Klostererziehung, die solche glänzende Resultate lieferte? Hierauf finden wir in den Memoiren der jungen Prinzeß Massalska, die den ersten Theil der von Lucien Perey herausgegebenen Lebensbeschreibung einer großen Dame des 18. Jahrhunderts ausmachen, eine interessante Auskunft. Sie zeigen uns ohne Rückhalt die starken und schwachen Seiten der Erziehung, die man den jungen Damen von Stande zu geben pflegte, um sie für ihre Stellung in der großen Welt vorzubereiten. Wir ersehen ferner daraus, daß wenn diese Erziehung einerseits viel vollkommener war, als wir sie uns vorstellen, und in gewisser Beziehung das Ziel erreichte, das sie sich gesetzt, sie andrerseits dem jungen Mädchen nicht die Vortheile zu ersetzen vermochte, die mit der Erziehung im Elternhause verknüpft sind. Aber wo würde man im 18. Jahrhundert innerhalb der hohen französischen Gesellschaft ein Familienleben finden? Vielleicht einzig in den parlamentarischen Familien, wo sich im Gegensatz zu dem äußerlichen Sichabfinden des jesuitischen Katholicismus, die dem Jansenismus eigenthümliche strenge innerliche Richtung erhalten hatte, denn in dem höhern Bürgerstande suchte man es in jeder Weise dem Adel gleichzuthun und in den Lebensverhältnissen des letzteren, wie sie nun einmal waren, konnte ein Familienleben, wie wir es heute verstehen, keine Stelle finden. Alle Edelleute von vornehmer Familie bekleideten entweder eine Stelle bei Hofe oder in der Armee und waren demzufolge wenig zu Hause. Ein großer Theil der Frauen war dem Hofhalt der Königin und Prinzessinnen attachirt, wodurch ihre häufige Anwesenheit in Versailles bedingt und die größere Hälfte ihrer Zeit absorbirt wurde; den Rest derselben nahmen die Toilette, die Lectüre, die Cultivirung der Talente und die mannigfachen geselligen Verpflichtungen vollständig in Anspruch. Es kam hinzu, daß man fast in allen großen Häusern offene Tafel hielt, d. h. jeden Tag zwanzig bis fünfundzwanzig Personen zu Tische empfangen wurden. Die Unterhaltung dabei war selten derartig, um für die Gegenwart junger Mädchen geeignet zu sein. Man speiste um 1 Uhr zu Mittag, trennte sich um 3 Uhr, um 5 Uhr ging man ins Theater, wenn nicht der Hofdienst nach Versailles rief; eine möglichst große Anzahl Freunde mit sich führend, kehrte man endlich zum Souper nach Hause zurück. Wie blieb bei dieser Tagesordnung Zeit für die Kinder übrig? Die Mütter sahen dies wohl ein, und indem sie ihre Töchter dem Kloster anvertrauten, hatten sie jedenfalls noch das beste Theil erwählt.

Die Memoiren enthalten den Lebenslauf eines kleinen Mädchens vom neunten bis zum vierzehnten Jahre, sie beginnen mit dem Eintritt ins Kloster und endigen am Vorabend der Vermählung. Ihre Authenticität ist unbestreitbar, um so mehr als die Ränder des Manuscripts mit allerhand kindlichen Karikaturen bedeckt sind und die ersten Seiten mit den großen unbeholfenen Zügen noch deutlich die Hand eines Kindes verrathen. Die nachmalige Prinzessin Charles de Ligne war die Tochter des polnischen Magnaten Massalski*) und einer Radziwill. Ihr Oheim, der Bischof von Wilna**), ließ die seiner Obhut anvertrauten Waisen seines Bruders, Xaver und Helene, in Paris erziehen. Dem Rath der mit dem polnischen Könige Stanislaus August Poniatowsky eng befreundeten Madame Géoffrin folgend, übergab er das kaum achtjährige Mädchen den Cistercienser-Nonnen der Abbaye aux Bois.

Zwei Klöster stritten sich damals um die Ehre der Erziehung der Töchter des Adels: Penthemont und l'Abbaye aux Bois***). Saint Cyr war bereits ziemlich aus der Mode gekommen, und von Madame de Maintenon vornehmlich für die unentgeltliche Erziehung armer adliger Mädchen gestiftet, konnte es nur einem eng begrenzten Erziehungsplan genügen. Die beiden genannten Klöster dagegen waren für die Töchter der reichsten und vornehmsten Familien bestimmt. Selbst die Prinzessinnen von Geblüt entzogen sich dieser Sitte nicht, wurde doch die Herzogin von Bourbon, geborene Prinzessin von Orléans (die Mutter des Herzogs von Enghien) in Penthemont erzogen, und die jüngeren Töchter Ludwigs XV. Mes dames Victoire, Sophie und Louise erhielten ebenfalls eine Klostererziehung, wenn gleich auf Veranlassung des sparsamen Kardinals Fleury in der entlegenen Abtei von Fontevrault. Es war bisher nicht bekannt, daß die berüchtigte Tochter des Regenten, die Aebtissin von Chelles, Louise Adelaide d'Orleans einige Jahre dem Kloster Abbaye aux Bois vorgestanden hat, indem ihre Großmutter die Pfalzgräfin diesen Aufenthalt in ihren Briefen gar nicht erwähnt und nur von ihrer Einführung in Chelles berichtet. Aus den vorliegenden Memoiren geht nun hervor, daß die Kronprinzessin von Jugend auf für das Kloster bestimmt, nach kurzem Noviziat mit 18 Jahren Aebtissin von Abbaye aux Bois wurde und diese Würde drei Jahre bekleidete, bis ihre Grausamkeit gegen die Nonnen und ihr unsittlicher Wandel Hofgespräch wurden, und

*) Die Massalski waren nächst den Radziwills das vornehmste Geschlecht Litthauens. Beide Häuser stritten beständig miteinander um den Vorrang.

**) Ignatius Massalski, n. 1729, seit 1762 Bischof von Wilna.

***) Die Abbaye aux Bois wurde von Jean de Nesle und seiner Gattin: Anne d'Entragues im Sprengel von Noyon unter der Regierung Ludwig des Dicken gegründet und erst 1654 in Folge der Unruhen in Soisonnais nach Paris verlegt u. 1667 die päpstliche Bestätigung zu dieser Translocirung erlangt.

sie auf Befehl des Königs nach Chelles versetzt werden mußte.

Alle Damen, welche die Erziehung der jungen Mädchen leiteten, gehörten gleich ihren Schülerinnen dem höchsten Adel an, obwohl sie mit Ausnahme der Aebtissin und der Oberlehrerin nicht ihren Familiennamen führten, sondern nach den verschiedenen Heiligen zubenannt wurden, z. B. Madame de Fresnes: genannt de Sainte-Bathilde, Madame de Montbourcher: genannt de Sainte-Macaire u. s. w. Den Unterricht ertheilten diese Damen indessen nicht, sondern sie wohnten nur dem Unterrichte der Lehrer bei und beaufsichtigten die Arbeiten der Pensionärinnen. Einen mehr activen Antheil nahmen sie erst an der häuslichen Erziehung, welche bei den jungen Damen nach ihrer ersten Communion begann, und da ist es merkwürdig, wie die Unterweisung in den einfachsten Pflichten einer guten bürgerlichen Hausfrau mit den Vorschriften für den Verkehr in der großen Welt vereinigt wurden. Nach der Retraite, die der ersten Communion folgte, wurde das Kapitel versammelt, um zu entscheiden, welcher Section jede einzelne Pensionärin zugetheilt werden sollte. Es gab deren 9 und zwar: Das Haus der Aebtissin (l'abbatiale), die Sacristei, das Sprechzimmer, die Apotheke, die Linnenkammer, die Bibliothek, das Refectorium, die Küche, Haushaltung. Alle drei Monate fand in der Regel ein Wechsel der Sectionen unter einander statt.

Als die kleine Helene Massalska in die Abbaye aux Bois trat, sprach sie nur mangelhaft Französisch und wurde deshalb von ihren Mitschülerinnen angestaunt, ja verhöhnt, letzteres übrigens auch noch, weil das Polenkind, an gebieterisches Auftreten gewöhnt, sich in der geschliffenen Umgebung manche Blöße gab und erst gezähmt werden mußte. Die äußere Zähmung erfolgte bald und die Fremde machte solche Fortschritte in Sprache und Gesittung, daß sie sich, nachdem ihr Widerwille gegen alles Schreiben überhaupt überwunden war, zu einem Tagebuch aufschwang, das allmälig den Charakter von Memoiren annimmt und über die Gesellschaft jener Zeit, die Mädchenerziehung insbesondere, höchst bemerkenswerthe und lichtvolle Aufschlüsse ertheilt. Wie schon erwähnt, gehörten die Nonnen des Klosters ausschließlich großen Familien an; sie gingen nicht aus, aber empfingen zahlreichen Besuch und waren in alle erdenkliche Welthändel verflochten. Dies hatte wenigstens das Gute, daß der kleinliche Geist, der in der Abgeschlossenheit sich leicht entwickelt, hier nicht aufkommen konnte und daß die jungen Mädchen für die Gesellschaft, in der sie sich später bewegen sollten, mit Takt und Umsicht herangebildet wurden. Sie lernten vielleicht nicht übertrieben viel und hatten von den Programmen der heutigen Mädchenschulen keine Ahnung, aber dafür erhielten sie eine Charakterschulung, die ihren Lehrerinnen theilweise zur höchsten Ehre gereicht. Beim Lesen der Aufzeichnungen der kleinen Massalska muß man oft staunen über das tiefe Urtheil und das sichere Benehmen dieser halbwüchsigen Mädchen und man erklärt sich daher immer mehr den Einfluß, den die Frau im 18. Jahrhundert in der hohen französischen Gesellschaft ausübte. Augenscheinlich trug die hohe Idee, welche diese jungen Mädchen von ihrem Range und ihrer Geburt hatten, viel dazu bei, in ihnen das Gefühl der Ehre und Delicatesse zu entwickeln, sie übten die Vorschrift Noblesse oblige in ihrer ganzen Ausdehnung, und der bitterste Vorwurf, den man ihnen machen konnte, war eine niedrige Gesinnung zu haben; aber freilich verband sich hiermit die tiefste Geringschätzung aller Personen, die nicht ihrer Kaste angehörten. Uebrigens waren daselbst nicht nur junge Mädchen, sondern auch junge Frauen, halbe Kinder, die man eines Tags aus dem Kloster herausgeholt hatte, um ihnen ihren künftigen Gemahl zu zeigen, eines anderen Tages, um sie trauen zu lassen, und welche man dann wieder ins Kloster zurück versetzte. So erzählt Helene: Um diese Zeit theilte mir Mlle. de Choiseul eines Abends mit, daß sie mir ein großes Geheimniß anzuvertrauen hätte: sie erzählte, daß sie binnen Kurzem den Sohn des Herrn von Choiseul La Baume heirathe, der erst siebzehn Jahre alt, aber sehr hübsch sei, daß sie später den Titel einer Herzogin von Choiseul-Stoinville erhielte und daß am andern Morgen ihre Familie Madame de Rochechouart und die Aebtissin davon in Kenntniß setzen würde, mich aber bäte sie, die üblichen Besuche mit ihr zu machen.“ Es war nämlich Gebrauch in Abbaye aux Bois persönlich seine Verlobung anzuzeigen und sich dabei von seiner besten Freundin begleiten zu lassen. „Demzufolge erschienen Tags darauf der Herzog und die Herzogin v. Choiseul, Madame de Gramont und Herr von Stoinville im Sprechzimmer der Aebtissin, wo auch Madame de Rochechouart anwesend war. Man sagt, daß der Contract nächsten Sonntag in Versailles und am Montag von der Familie und den Freunden unterzeichnet wird; daß am Dienstag Mlle. de Choiseul die üblichen Geschenke in Empfang nimmt, daß sie darauf nach Chanteloup reist, wo die Vermählung stattfindet und daß man sie zwei Tage später nach der Abbaye aux Bois zurückführen wird, da sie erst vierzehn Jahre zählt.“

Unter den Klosterdamen, die uns vorgeführt werden, nimmt die Oberlehrerin Madame de Rochechouart die erste Stelle ein. Sie besaß die ganze Liebe der Pensionärinnen und es ward ein wahrhafter Cultus mit ihr getrieben. Sie hatte sich diese große Macht über die Herzen ihrer Zöglinge weniger durch ein äußeres strenges Regiment — sie schalt wenig und strafte stets mit Gerechtigkeit — als durch ihr eigenes Leben, durch ihr Beispiel erworben; sie flößte ihren Schülerinnen ein unbegrenztes Vertrauen ein, denn sie waren überzeugt, daß sie stets nur das Beste wolle; ein Wort, ein Lächeln von ihr genügten, um sich Ge-

horsam zu verschaffen, mehr als lange Reden und Ermahnungen es vermocht hätten. Die anderen Lehrerinnen, die ihr untergeben, führten beständig ihren Namen im Munde, wie den einer Göttin, die lohnend oder strafend, überall unsichtbar zugegen ist. Auch die Aebtissin hielt große Stücke auf sie und scheint ihr bei der Erziehung und der Leitung des Unterrichts der Pensionärinnen ziemlich freie Hand gelassen zu haben. Und sie war dieses Vertrauens vollkommen würdig. Es umgab sie eine Atmosphäre des Seelenadels und sittlicher Reinheit, dahin so leicht kein unreiner Gedanke sich verirrte. Während z. B. die Sacristei das Repertoir aller Geschichten und Neuigkeiten des Klosterlebens bildete, befleißigten Mme. de Rochechouart und ihre Umgebung sich einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen Alles, was sie nicht direct anging. Selten wurde hier ein böses Wort über den lieben Nächsten laut. Dagegen las man die neuesten Werke, soweit sie sich für junge Mädchen eigneten, und unterhielt sich von den Ereignissen der Hauptstadt, die durch die zahlreichen Besuche von außen ihren Weg bis in die stillen Klostermauern fanden. So füllte diese Dame die langen Stunden einer Existenz und eines Berufs aus, den sie sich nicht erwählt hatte. Mme. de Rochechouart hatte zwei Schwestern, beide schön und geistreich, wie alle Mortemarts; alle drei traten mit 15 Jahren in's Noviziat — denn nach der Sitte der Zeit sollte das ganze Familienerbe ungeschmälert auf den Erben des Namens kommen — drei Jahre nachher thaten sie ihr Gelübde. Liebreich hatte sie sich von Anfang an der kleinen Polin angenommen, die ihr in ihrer Verlassenheit großes Interesse einflößte. Jeden Abend ließ sie dieselbe in ihre Zelle kommen und hatte auch Tags über stets ein wachsames Auge auf sie. Eines Abends — es war bald nachdem man den Namenstag der verehrten Lehrerin mit der Aufführung von Racine's Esther gefeiert — fand Helene Mme. de Rochechouart in einem fieberhaften Zustande vor, der sie unfähig machte, ihren Liebling bei sich behalten zu können. Am Tage darauf mußte sie bereits ins Lazareth geschafft werden und 12 Tage nachher starb sie an einem hitzigen Fieber, nachdem sie nur noch einmal am Tage vor ihrem Ableben das Bewußtsein wiedererhalten; eben genügend, um sie mit den Tröstungen zu versehen, welche die katholische Kirche ihren Bekennern darbietet. Mit diesem traurigen Ereigniß endigen die Memoiren der jungen Prinzessin; zu der Nachfolgerin ihrer geliebten Lehrerin vermochte sie kein Vertrauen zu fassen, obwohl dieselbe es, wie sie selbst eingesteht, vollkommen verdiente. Bisher hatte sie sich im Klosterleben so glücklich gefühlt, daß sie gewünscht, es möge immer so bleiben, als aber Mme. de Rochechouart gestorben, da wünschte sie zum ersten Mal, das Kloster verlassen zu dürfen.

Der zweite Theil des Buches ist eigentlich eine Geschichte des Hauses Ligne in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, denn ein Prinz dieses Hauses war es, der unter den zahlreichen Bewerbern auf die Hand der jungen Polin, worunter wir nur den Herzog von Elboeuf aus dem Hause Lothringen und einen Prinzen von Salm namhaft machen, den Sieg davon trug. Da die Prinzessin Helene keine Verwandten in Paris hatte, so fand die Vermählung im Kloster statt, zur großen Freude der Pensionärinnen, die von dem Fürstbischof von Wilna mit einem köstlichen Gouter regalirt wurden. Die Ehepakten wurden, wie damals üblich, vom 25. Juli 1779 von den Majestäten und der königlichen Familie zu Versailles unterzeichnet und die Einsegnung der Ehe erfolgte vier Tage darauf in der Kapelle der Abbaye aux Bois. Die Braut wurde von ihrem Onkel und der Marquise von Wielopolska, welche die Stelle der Mutter vertrat, zum Altare geführt. Die Herzoginnen von Choiseul, von Mortemart, von Chatillon und von La Vallière wohnten der Ceremonie bei. Nachdem die Neuvermählten die Glückwünsche dieser glänzenden Versammlung entgegen genommen, zog sich Helene in ihre Gemächer zurück, um den Anzug zu wechseln, aber anstatt sofort nach dem Sprechzimmer zurückzukehren, eilte sie nach dem Chor der Klosterkirche, wo Madame de Rochechouart beigesetzt war, um an dem Grabe derjenigen, die Mutterstelle bei ihr vertreten, ihr letztes jungfräuliches Gebet zu verrichten. Aber schon harrte ihrer am Eingange der Abtei eine mit sechs muthigen Rossen bespannte Postkutsche — kaum vermochten die in Rosa und Silber, der Livree der Ligne gekleideten Postillone sie zu zügeln — und nach eiligem Abschied bestieg Helene, von ihrem Gatten gefolgt, den Wagen, der sie in vollem Galopp nach Brüssel entführte.

Der Gemahl Helenens, der Prinz Charles de Ligne war der Sohn jenes Fürsten von Ligne, der zu den vollendetsten geistreichen und dabei tapfersten Cavalieren seiner Zeit zählte, ja gleichsam den Typus eines solchen repräsentirte und an den Höfen von Brüssel, Wien und Versailles überall gleich gerne gesehen wurde. Einem solchen geistreichen Vater gegenüber, der überall gewohnt war, die erste Rolle zu spielen, war er selbstredend gezwungen, sich mit einem bescheideneren Platz in der Gesellschaft zu begnügen, auch war es weniger seine Neigung, in der großen Welt zu glänzen, als ein dem Studium gewidmetes Leben zu führen. Er interessirte sich vorzugsweise für alle neuen wissenschaftlichen Entdeckungen und gehörte zu den ersten Personen, die sich unter Montgolfiers Leitung einem Luftballon anvertrauten. Dabei war er leidenschaftlicher Sammler von Handzeichnungen alter Meister und überwachte mit der Sorgsamkeit eines Liebhabers seine kleine Privatdruckerei von Bel-Oiel. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein derartig begabter Cavalier wenig geeignet war, einer jungen lebens-

lustigen Frau als Führer zu dienen, obwohl er ihr alle möglichen Opfer brachte und sogar mehrere Winter mit ihr an dem Hof von Versailles lebte, zu welchem Zweck der alte Fürst die spanische Grandenwürde auf ihn hatte übertragen lassen. In der That harmonirte die junge Prinzeß am besten mit ihrem Schwiegervater, dessen leichtlebige Natur sich mit der ihren in glücklichster Weise begegnete. Der Gipfelpunkt ihres Unbehagens war es daher, als Vater und Sohn eine Reise nach Petersburg unternahmen und sie während der Abwesenheit beider Herren bei ihrer Schwiegermutter in Bel-Oiel zurückbleiben mußte. Die letztere, eine geborene Prinzessin Lichtenstein, war eine äußerst achtbare Dame, die durch Sparsamkeit und weises Haushalten die Extravaganzen ihres verschwenderischen Gemahls wieder auszugleichen bemüht war, der ihr denn auch willig die Verwaltung seines Vermögens und die Leitung seines Hauswesens überlassen hatte; aber sie war nicht ohne eine gewisse herbe Strenge und es fehlte ihr vor Allem an jener liebenswürdigen Duldsamkeit, die allein geeignet gewesen wäre, einen jungen unbesonnenen Trotzkopf auf den richtigen Weg zu führen. An dem Mißverhältniß beider Damen zu einander scheint zumeist das Einvernehmen dieser Ehe gescheitert zu sein, deren Wolken nur vorübergehend durch die Geburt der Prinzessin Sidonie, 8. December 1786, erhellt wurde. Die belgischen Unruhen, welche Ende des folgenden Sommers ausbrachen, veranlaßten die Familie Ligne ihren Sitz nach Wien zu verlegen. Hier verlebte Helene den Winter von 1787 auf 88. Obwohl nun die damalige Wiener Gesellschaft große Vorzüge bot, so gefiel sich die junge Frau trotzdem nicht in derselben; Pariserin mit Leib und Seele, fühlte sie sich hier deplacirt. Kaum hatte sich daher ihr Gemahl zur Armee begeben, als sie schriftlich bei ihm um die Erlaubniß einkam, sich zu ihrem Onkel nach Warschau begeben zu dürfen, wo zum Herbst der Reichstag eröffnet werden sollte. Der Prinz Carl legte ihrem Vorhaben keinerlei Hindernisse in den Weg und bestand nur darauf, daß sie ihr Töchterchen unter der Obhut der Großmama in Wien zurückließ. Helene kehrte seitdem nicht mehr zu ihrem Gatten zurück, sie blieb in Polen und schloß, nachdem derselbe am 14. September 1792 bei la Croix aux Bois im Hennegau gefallen war, ein zweites Ehebündniß mit dem Grafen Vincent Potocki.

Der zweite Theil des Buchs dürfte dem ersten kaum an Interesse nachstehen, denn sowohl der Fürstbischof von Wilna, als die beiden Prinzen von Ligne, waren in alle damaligen Welthändel verwickelt und sie wissen gar wohl ihren Antheil daran in fesselnder Weise zu berichten: Welcher Wechsel der Scenerie! Bald sind wir an den Höfen von Versailles oder Brüssel, bald bei dem großen König in Sans-Souci oder an dem Hofe der zweiten Catharina in Petersburg; ein ander Mal geht es nach der Kaiserstadt an der Donau, wo uns ein Blick in den intimen Damenkreis der Confidenztafel im Belvedere gestattet wird, wo der rastlose, ehrgeizige Joseph II. unter der schweren Bürde seiner Krone allein Erholung und Aufheiterung fand, oder nach Warschau zum vierjährigen Reichstag, wo das Leben der großen polnischen Magnaten noch einmal in seinem ganzen Glanze sich zeigt, bevor es für immer erlischt, endlich kommen wir sogar nach Kherson, um der Zusammenkunft zwischen der nordischen Semiramis und Joseph II. beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit der Prinz von Ligne mit dem Felsen der Iphigenie belehnt wird und dafür gleich den andern taurischen Magnaten der Czarin die Huldigung leistet. Schwerlich dürfte sich ein Roman finden, der romantischer in seinen Begebenheiten, wunderbarer in der Verkettung der Menschengeschicke, glänzender in der Schilderung seiner Charaktere sich erweist, als diese einfache Erzählung des Lebens einer großen Dame aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Das Henriettenstift zu Hannover.

Aus dem in Nr. 2 und 3 der „Blätter aus dem Henriettenstift“ veröffentlichten Jahresberichte dieser Anstalt für 1888 sind folgende Mittheilungen von allgemeinerem Interesse hervorzuheben.

Trotz des erfreulichen Zuwachses von 23 Probeschwestern ist die Gesammtzahl der Diakonissen, Novizen und Probeschwestern des Henriettenstifts im verflossenen Jahre doch nur um 5 gestiegen, von 221 auf 226, also weniger als in den nächstvorhergehenden Jahren. Der Grund liegt darin, daß 5 Schwestern durch den Tod abberufen worden sind, während 6 aus ihrer bisherigen Thätigkeit ausschieden. Der Abgang dieser 11 Schwestern war um so fühlbarer, als gerade im vergangenen Jahre die Arbeit an Kindern, Kranken und Siechen in starker Zunahme begriffen war. Trotzdem das Haus ein weitverzweigtes, bereits über 45 verschiedene Orte der Provinz Hannover sich ausdehnendes Netz von Stationen in Gemeindepflegen, Krankenhäusern, Kinderhospitälern, Kinderpflegeanstalten, Krippen, Kleinkinderschulen, Industrieschulen, Rettungs- und Siechenhäusern besitzt (nur zwei Stationen außerhalb der Provinz, in Eisenach und Bückeburg), kamen doch beständig Gesuche um Uebernahme neuer Stationen, oft 3 bis 4 Bitten in der Woche um Ausübung von Privatpflegen, sodaß die Erfüllung vieler Gesuche bei dem Mangel an Schwestern nicht angängig war. Neu übernommen wurde am 1. April v. Js. das städtische Krankenhaus zu Osnabrück, aufgegeben die Stationen in den Krankenhäusern zu Emden und Harburg.

Im Ganzen waren im Berichtsjahre 181 Schwestern gegen 171 im Jahre 1887 auf den Außenstationen thätig; die Zahl dieser betrug 100, gegen 98 im Vorjahre.

Außer den 23 neu hinzugetretenen Probeschwestern standen den Diakonissen im Henriettenstifte selbst fleißig

helfende Pensionärinnen, sowie auch mehrere „dienende Schwestern des Johanniter-Ordens“, die vorübergehend in dem Hause sich aufhielten, um Diakonissen-Arbeit und Leben kennen zu lernen, getreulich in der Krankenpflege zur Seite.

Im Ganzen wurden im Hospitale des Stifts 787 Kranke in 32615 Pflegetagen verpflegt; 650 wurden größtentheils geheilt, zum geringeren Theile gebessert entlassen; gestorben sind 39, und in das Jahr 1889 wurden 98 Kranke übernommen.

In der zum Mutterhause gehörigen Filiale, dem Siechenhause Bethesda, starben 30 Pfleglinge; in Pflege waren durchschnittlich täglich 67; die Pflegetage erreichten die Höhe von 24930.

Ein besonderer Herzenswunsch ist der Anstalt im verflossenen Jahre dadurch in Erfüllung gegangen, daß der Bau einer längst geplanten Erholungsstation für Schwestern des Henriettenstifts in Andreasberg im Harz seiner Vollendung entgegengeführt wurde, sodaß dieselbe diesen Sommer zum ersten Male ihrer Bestimmung übergeben werden kann.

Ein werthvolles Geschenk ist dem Hause ferner durch die seitens der Baronin von Adelebsen an das Henriettenstift verfügte Ueberweisung zu Eigenthum der von ihr in Adelebsen bei Göttingen erbauten und fundirten Alma-Luisen-Stiftung gemacht worden.

Die Einnahme des Mutterhauses für das Jahr 1888 betrug 93185 Mk. 32 Pf., die Ausgabe 96862 Mk. 39 Pf., sodaß die Rechnung mit einem Deficit von 3677 Mk. 7 Pf., gegen ein solches von 4326 Mk. am Ende des Vorjahres, abschloß.

Als Legate fielen dem Henriettenstifte, laut eines Vermerkes unter der Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1888 im Ganzen 34900 Mk. zu, wovon jedoch drei Gaben im Gesammtbetrage von 14200 Mk. zur Errichtung von Freibetten dienen.

Die Ostercollecte des vorigen Jahres hat erfreulicherweise wiederum die ansehnliche Summe von 13199 Mk., die Haussammlung in der Stadt Hannover und Linden 3105 Mk. eingebracht; der Ertrag der Sammelbücher belief sich auf 12915 Mk. Ferner hat außer den Landschaften von Lüneburg, Calenberg und Ostfriesland nunmehr auch die Bremen-Verden'sche zum ersten Male das Haus mit einer Gabe von 500 Mk. bedacht, sowie auch der Landtag der Provinz Hannover eine außerordentliche Beihilfe von 600 Mk. bewilligt hat.

Christliches Kurhospital und Kinderheilstätte Siloah zu Colberg.

Das besuchteste Bad der Ostsee, das See- und Solbad Colberg mit seinen heilkräftigen Solquellen, seinem starken Wellenschlage ist bekannt genug, daß es einer Empfehlung nicht bedarf. Weniger bekannt aber ist das seit 8 Jahren daselbst bestehende christliche Kurhospital und Kinderheilstätte Siloah.

In dem Pensionat erster und zweiter Klasse desselben sind, sowohl für Erwachsene als Kinder, selbst anspruchsvollere und wohlhabende Gäste gut aufgehoben. Daher ist es vielleicht Manchem, der in der bevorstehenden Badezeit Kräftigung und Stärkung seiner Gesundheit oder Heilung von Krankheiten sucht, erwünscht, auf ein Haus hingewiesen zu werden, welches mit Gottes Hilfe diese Zwecke zu erfüllen im Stande ist und welches wohlthuende Stille und doch zugleich ein gemüthliches Gemeinschaftsleben darbietet.

An Skropheln und ihren Folgen Leidenden, Augenkranken, Blutarmen und solchen, die einer längeren chirurgischen Behandlung in Verbindung mit Solbädern bedürfen u. s. w., ist besonders der Besuch heilsam. Das Haus ist namentlich alleinstehenden Damen und Herren zu empfehlen.

Die Zimmer, besonders erster Klasse, sind aber groß genug, um (bei ermäßigten Preisen) ein Zusammenwohnen mehrerer Mitglieder einer Familie zu gestatten. Eltern, die ihre Kinder nicht begleiten können, mögen dieselben getrost dem Hause anvertrauen.

Die ganze Anstalt besteht aus drei Häusern, wovon das eine allein der Kinderheilstätte gewidmet ist, so daß kein Kurgast fürchten darf, hierdurch beunruhigt zu werden.

Kranken wird der erprobte Rath des Anstaltsarztes, Stabsarzt a. D. Herrn Dr. Rohde, geboten; die Pflege liegt in den sorgsamen Händen von Diakonissen aus der Kinder-Heil- und Diakonissenanstalt zu Stettin; Solbäder werden aus der reichsprudelnden eigenen Quelle gereicht.

Das Haus hat die Genugthuung, daß seine Gäste gerne darin weilen. Es ist nicht auf Gewinn berechnet, sondern es will dienen; was es erwirbt und was ihm die christliche Liebe an Gaben gewährt, das wendet es für die Armen und Elenden in immer größerem Maße an.

Die Anstalten werden am 20. Mai eröffnet und bis Ende September offen gehalten.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

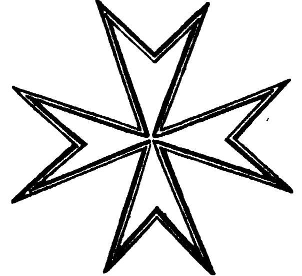
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 17. April 1889. **Nr. 16.**

Das Jahr 1889 ein Jubiläumsjahr des Johanniter-Ordens.

Das Jahr 1889 bringt dem Johanniter-Orden interessante Begebenheiten in Erinnerung, die vor 25 Jahren die Thätigkeit des Ordens ganz besonders in Anspruch nahmen und seine inneren Verhältnisse bis auf den heutigen Tag beeinflußt haben.

Hauptsächlich ist der 24. Juni 1864 als ein hoher Festtag zu nennen. An diesem Tage wurde der jetzige Herrenmeister, Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen in Sonnenburg zum Rechtsritter geschlagen. Schon damals hoffte man, daß Se. Königl. Hoheit dereinst die Leitung des Ordens als Herrenmeister übernehmen würde, und mit Freuden sehen wir, nach 25 Jahren, unsere Wünsche erfüllt und unter seiner Regierung den Orden im strahlenden Glanze.

Dasselbe Jahr brachte den deutsch-dänischen Krieg, in welchem es dem Orden beschieden war, am 18. April bei Düppel seine Feuertaufe zu erhalten, ein Ereigniß, was damals allgemeinen Enthusiasmus hervorrief. Bei Erneuerung des Ordens hatte man wohl nicht geglaubt, daß die Thätigkeit desselben sich bis auf das Schlachtfeld ausdehnen könnte und damit den Ordensbrüdern Gelegenheit geboten würde, in wahrer Ritterlichkeit, auch im Kugelregen, der leidenden Menschheit Hilfe zu bringen.

Auch wurden kurze Zeit nach dem Sturm auf Düppel in Sonnenburg, zugleich mit dem Ritterschlage Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht, am 24. Juni 1864, zum ersten Male Ehrenritter, in Würdigung und Anerkennung der Verdienste um die Zwecke des Ordens auf dem Kriegsschauplatze zu Rechtsrittern geschlagen. Diese Ehre wurde den Ehrenrittern: Herrn von Zedlitz-Pischkowitz, Prinzen Heinrich IX. Reuß, Herrn Keck von Schwartzbach und Herrn von Witzleben zu Theil. Eine Ehre, welche nicht nur erhebend auf die Herren wirkte, sondern sie auch in der Ausübung ihrer Ritterpflicht während der nachfolgenden Kriege 1866 und 1870—71 stärkte.

Durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 18. October 1864 hatte Se. Majestät der König die Gnade, einigen Johanniter-Rittern in Allerhöchster Anerkennung ihrer Verdienste um die Pflege verwundeter und erkrankter Krieger, Decorationen des Rothen Adlerordens oder des Kronenordens mit einem darauf angebrachten Johanniterkreuz en miniature zu verleihen, zum Zeichen, daß die Betreffenden diese Decorationen in ihrer Eigenschaft als Ordensritter erworben hatten. Dieser Orden wurde nur für die Kriege 1864 und 1866 und zwar nur in geringer Zahl ausgegeben, so daß jetzt nur noch wenige Johanniter leben, die im Besitz dieses Ordens sind.

Auch wurde durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 18. April 1865 den auf dem Schlachtfelde in Thätigkeit gewesenen Johanniterrittern als ehrendes Erinnerungszeichen an die denkwürdigen Schlachttage von Düppel und Alsen, das Düppelkreuz resp. Alsenkreuz verliehen, welches aus schwarzem Eisen gefertigt und am Bande des Königl. Hausordens von Hohenzollern zu tragen ist.

Vorstehende Mittheilungen aus jenem Jahre rechtfertigen wohl den Wunsch, diese Ereignisse nach 25 Jahren in die Erinnerung zurückgerufen zu wissen. Die damals Betheiligten dürften mit einer gewissen Genugthuung derselben gedenken, Anderen darin Neues geboten werden.

Der 18. April 1864.

Sei es einem Augenzeugen vergönnt, in Nachstehendem, in flüchtigen Zügen, eine Skizze zu entwerfen von der speciellen Ausübung des Johanniterdienstes am 18. April, eines Tages, der jedem Ordensritter, der unter Führung des hochverehrten Ordenskanzlers Grafen Eberhard zu Stolberg die Ehre hatte, sich an der für den Orden noch neuen Thätigkeit zu betheiligen, unvergeßlich bleiben wird.

Die Organisation der Lazarethe und die Sorge für die Verwundeten und Kranken hatten für diesen Krieg neben dem militärischen Sanitätswesen nur allein der Johanniter-Orden übernommen, an dessen Spitze der Ordenskanzler mit den dazu beorderten Ordensrittern stand.

Am 18. April 1864 waren folgende Ordensritter bei Düppel im Dienst: Der Ordenskanzler Graf Eberhard zu Stolberg, die Ehrenritter Prinz Heinrich IX. Reuß, Herr von Zedlitz=Pischkowitz, Herr von Keck von Schwartzbach und Herr von Witzleben. Obgleich Herr von Holstein nicht Johanniterritter war, so hatte er sich den Herren jedoch angeschlossen.

Auch waren noch die nöthige Anzahl Aerzte, an der Spitze der sich sehr bewährte Professor Middeldorpf, zur Stelle und mehrere Brüder aus dem „Rauhen Hause zu Hamburg", die uns Director Wichern zur Verfügung gestellt hatte.

Am Morgen des 18. waren die obengenannten Herren in die zum Lazareth eingerichtete Schule zu Nübel von dem Ordenskanzler beordert worden, um die nöthigen Instructionen zu erhalten. Die von dem Herrn Ordenskanzler an uns gerichtete Ansprache schloß mit den Worten:

„Meine Herren, die Thätigkeit des Ordens soll besonders in der Hilfe bestehen, die wir den Verwundeten hinter der Front bringen, da wir aber heute zum ersten Male gemeinsam mit unserer braven Armee im Feuer stehen werden, so erwarte ich von den Ordensrittern, daß sie in den vordersten Linien ihren Dienst verrichten werden. Heute müssen wir der Armee zeigen, daß sie Vertrauen zu uns haben kann, indem wir mit Hintenansetzung jeder Gefahr ihren Verwundeten Hilfe bringen. Nun vorwärts, mit Gott, meine Herren."

Nach diesen uns tief ergreifenden Worten rückten wir mit unseren Johanniterwagen und den noch neuen, sehr praktischen Johanniterkarren in Begleitung der Brüder des Rauhen Hauses, die uns während dieses Tages treue Dienste leisteten, nach den Schanzen.

Bei unserer Ankunft rückten die Sturmcolonnen aus der dritten Parallele zum Angriff vor, und wir eilten im heftigsten Kartätschfeuer vorwärts, um den blutenden und verstümmelten Verwundeten, die gleich nach den ersten dänischen Salven das Feld vor den Schanzen in großer Zahl bedeckten, Hilfe zu leisten. Es war ein jammervoller Anblick das Elend der armen Menschen, und der war glücklich zu preisen, der durch einen schnellen Tod dieser Leiden überhoben ward. Mit Hilfe der Brüder des Rauhen Hauses und der Johanniterkarren brachte ein Theil der Herren die zerschossenen, braven Soldaten nach unserer Ambulance, die neben der zweiten Parallele errichtet war. Der andere Theil der Herren blieb bei den Sturmcolonnen.

In der Ambulance entwickelte sich nun eine Thätigkeit, bei der das an diesen Anblick noch nicht gewöhnte Auge und Herz der äußersten Kraftanstrengung bedurfte, um nicht zurück zu schrecken. Mit jedem Augenblick vermehrte sich die Zahl der Unglücklichen, Preußen und Dänen, Freund und Feind. Die Tische, auf denen die gräßliche Arbeit der Amputation vor sich geht, sind schon alle besetzt, und auf dem freien Platz, um die Ambulance her, liegen stöhnend die armen unglücklichen Soldaten. Alles sucht und ruft nach Hilfe, um das in Strömen fließende Blut zu stillen. Durch Herbeirufung von Aerzten, durch Darreichung von Stärkung, hauptsächlich von Wein und Wasser, nach dem die Verwundeten vorzüglich verlangen, versuchen wir Hilfe und Linderung zu bringen. Hier bereitet man, so gut man kann, ein Lager für einen weniger schwer Verwundeten, dort muß man einen Schwerverwundeten zu beruhigen und ihm die Hoffnung zum Leben wieder zu geben suchen.

Da liegt ein Sterbender, dem man die Todesstunde zu erleichtern sucht und für den man zu Gott betet. Zum Glück sind die armen Menschen meistens bewußtlos, sonst würde der Bravste vor der bevorstehenden Aputation gezittert haben. Glücklich, daß der gesunde, kampfesmuthige Soldat diesen Ort der Qual nicht kennt — sein Muth würde gebrochen sein. Der Schwerverwundete weiß nicht, was um ihn her vor sich geht, seine Schmerzen betäuben jedes andere Gefühl. Selbst der Leichtverwundete ist zu sehr mit seinem eigenen Zustand beschäftigt und wird absichtlich so fern als möglich von jenem schauerlichen Ort gehalten.

Nachdem den Amputirten und Verwundeten der nöthige Verband von den Aerzten angelegt war, wurden sie in die Lazarethe der Umgegend gebracht. Die Herren Officiere größtentheils nach Nübel. Zu dem Transport der Verwundeten waren einige hundert Wagen requirirt, da die Lazarethwagen und mehrere Johanniterwagen nur wie ein Tropfen im Meer waren. So leicht das Einladen in die Letzten war, so schwer war dasselbe auf die Bauernwagen. Den Verwundeten so hoch zu heben, als der strohbeladene Wagen ist, war eine herzzerreißende Arbeit. Oft war es unvermeidlich, bei dem Aufladen das zerschossene Glied zu berühren, und damit den armen Menschen entsetzliche Schmerzen zu bereiten.

Der Weg nach Nübel führte längs der Chaussee hin, die von Schanze 9 und 10 heftig beschossen wurde, trotz der weißen Fahnen auf den Wagen. (Das rothe Kreuz existirte damals noch nicht.) Es ist ein Wunder, daß wir ohne Unfall die Verwundeten auf diesem gefährlichen Wege in die Lazarethe brachten. Selbst die Ambulancen wurden von den dänischen Geschützen nicht verschont, und mancher Krankenträger wurde verwundet.

Unsere siegreichen Truppen gingen, nachdem die Schanzen genommen waren, immer weiter nach dem Alsensunde und dem Brückenkopfe vor, ihren Weg bezeichnend durch die Todten und Verwundeten, welche nicht allein sie, sondern auch die Dänen zurückgelassen hatten. Auch hier gingen die Ordensbrüder mit den braven Truppen vorwärts und brachten Labung und Hilfe, so viel es möglich war: Zwischen den verwundeten Dänen lagen verstümmelte Preußen. — Alle wollten Hilfe haben, und doch konnte dieselbe nicht

Allen gleichzeitig werden, obgleich die Militärkrankenträger wacker mit ihnen arbeiteten. Hier galt kein Unterschied der Uniform; Freund und Feind stand uns gleich nahe, denn der verwundete Feind ist ja unser Freund. Die Dänen, deren Worte wir nicht verständen, streckten ihre Hände bittend nach uns aus, mancher Händedruck ist uns von Freund und Feind geworden, und das Dankeswort der Preußen sowohl als das „Dänick, mänich Dänick“ der Dänen wird uns unvergeßlich bleiben.

Ueber dieser schweren Arbeit kam der Abend heran. Die Truppen bezogen die Biwaks, und nachdem wir mit sämmtlichen Krankenpflegern das Schlachtfeld bis an den Alsensund und den Brückenkopf genau abgesucht hatten, konnte dem Ordenskanzler, der mit Einschiffung der Verwundeten von Nübelnoor nach Flensburg beschäftigt war, die Meldung durch uns gemacht werden, daß kein Verwundeter mehr auf dem Schlachtfelde zu finden sei, daß für Alle gesorgt sei. Wohl ein seltener Fall bei der großen Anzahl der Verwundeten. Fast 3000 Preußen und Dänen waren todt oder verwundet, das Opfer dieses Tages!

Spät am Abend fanden wir Ordensritter uns in unserem Lazareth in Nübel wieder zusammen. Dort war selbst das letzte Bett mit Verwundeten belegt, unter ihnen General von Raven, welcher der Amputation seines Fußes erlag. Die Nacht brachte viel Arbeit und wenig Ruhe, aber das bunte Durcheinander eines blutigen Tages hielt die Augen während der Nacht offen. Nur das Gefühl, manche Hilfe geleistet, manche Schmerzen erleichtert zu haben, gab dem Ermüdeten Ruhe, und er dankte Gott für den in den vielen Gefahren des heutigen Tages gnädig verliehenen Schutz.

Am anderen Morgen, nachdem einige der Herren der Beerdigung der Todten bei den Schanzen beigewohnt, wurde mit der Evacuation der Verwundeten in die Lazarethe nach Flensburg begonnen. Die Wasserstraße erleichterte den Transport der armen Soldaten sehr. In Flensburg waren von dem Grafen Stolberg zwei große Lazarethe, Bellevue und Königsgarten, eingerichtet worden, in denen für Alles gesorgt war. Treulich war die Gemahlin des Grafen ihm nach dem Kriegsschauplatz gefolgt und hatte mit seltener Aufopferung bei Einrichtung und Instandhaltung der Lazarethe mitgewirkt und die weibliche Fürsorge für dieselben übernommen. Sie war nicht nur die Frau eines echten Johanniters, sie war selbst Johanniterin geworden. Die Pflege in den Lazarethen war Diakonissen, unter Leitung der Oberin Gräfin Anna zu Stolberg, aus Bethanien in Berlin, übergeben. Die Professoren Langenbeck und Middeldorpf unterstützten unsere Aerzte. Wir Johanniter hatten den inneren Dienst zu besorgen und fanden hierbei manches dankbare Herz wieder, dem wir am 18. auf dem Schlachtfelde Hilfe geleistet.

Diese Lazarethe machten einen sehr wohlthuenden Eindruck. Zwar lag mancher junge Mann bleich und mit dem Ausdruck des Schmerzes auf seinem Lager, doch von der Hilfelosigkeit und der allgemeinen Aufregung, die sich auf dem Schlachtfelde und auf den Ambulancen wahrnehmen ließ, war hier nichts mehr fühlbar. Die große Ruhe, die sichere helfende Hand der Aerzte und der Diakonissen flößte die Ueberzeugung ein, daß hier Alles geschah, was menschliche Hilfe zu bieten vermag, und es für die Leidenden nur galt, sich dem Willen Gottes mit Ergebung zu vertrauen. Bald wurden wir nun mit der frohen Nachricht überrascht, daß Se. Majestät der König den folgenden Tag in Flensburg eintreffen würde, um von dort aus die Truppen und die Schanzen zu besichtigen. Es war ein erhebender Moment, den König von seinem Leibregiment im Sturmanzug mit den Sturmfahnen und den eroberten Danenbrogs empfangen zu sehen.

Schon bei der Ankunft sprach Se. Majestät den braven Truppen seine Anerkennung aus. Auch uns wurde die Ehre zu Theil von Sr. Majestät Dank und Anerkennung zu empfangen für die Hilfe, die wir der Armee geleistet.

Nachdem wir nun von anderen Johannitern abgelöst wurden, die später auf Alsen und in anderen Gefechten auch Gelegenheit hatten, ihrer Johanniterpflicht treulich nachzukommen, kehrten wir in unsere Heimat zurück.

Die Erinnerung an die gemeinschaftlich durchlebten so ernsten Tage, in denen es uns vergönnt war, unserem Orden zu dienen, wird allezeit in uns lebendig bleiben, und sollte das damalige ritterliche Auftreten des Ordens der Anfang zur Erlangung seines alten Ruhmes gewesen sein, sollte in den darauf folgenden Kriegen das achtspitzige Kreuz noch heller geleuchtet haben, so werden wir uns in dem Bewußtsein beglückt fühlen, dem Orden bei seiner ersten Feuertaufe unsere schwachen Kräfte gewidmet zu haben.

von Witzleben,
Königl. Preuß. Kammerherr u. Rechtsritter.

Ueber die Entwickelung der Idioten-Fürsorge in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Der im Jahre 1885 erschienene 33. Jahresbericht der „Pensylvania Training School for feebleminded children“ zu Elwyn, Delaware County, verbreitet sich in einem Aufsatze darüber, in welcher Weise sich in den Vereinigten Staaten die Idiotenerziehung entwickelt hat. Da wir der Meinung sind, daß sich für die betreffenden Nachrichten die Leser dieses Blattes interessiren, so gestatten wir uns aus jenem Aufsatze einiges mitzutheilen. Der Verfasser beginnt mit dem Staate Massachusetts. Hier wurde im Jahre 1848 die erste Privat-Idiotenanstalt zu Barre eröffnet, welche jetzt unter der Leitung des Herrn Dr. Brown und dessen Frau steht. Die erste Staatsanstalt errichtete man zu Süd-Boston. Die Anregung hierzu ging vom

Repräsentanten-Hause aus, indem dieses am 22. Januar 1846 eine Commission unter dem Vorsitze des Herrn Dr. S. G. Howe ernannte, welche über die Lage und die Zahl der im Staate vorhandenen Idioten eingehend berichten und zugleich aber auch Verbesserungs-Vorschläge machen sollte. Die gesetzgebende Versammlung bewilligte 2500 Dollar für eine Versuchsschule, und so wurde der Grund zur ersten Staatsanstalt in den Vereinigten Staaten gelegt. Die Ausgaben für Gebäulichkeiten beliefen sich bis zum Jahre 1885 auf 520 800 Dollar und diejenigen für Unterhaltung der Anstalt bis zu demselben Jahre 455 625 Dollar. Die Anstaltsgebäude in Süd-Boston sind Holzbauten, eng aneinandergebaut und infolgedessen auch leicht einer ernsten Feuersgefahr ausgesetzt. Die Schulräume und Schlafzimmer sind geräumig, luftig gesund und gewähren Aussicht auf die schöne Meeresbucht. Die Anstalt führt jetzt den Titel: „Massachusetts School for Feeble-minded". Sie hat 160 Zöglinge, von welchen 20 Knaben in der 20 engl. Meilen von Süd-Boston entfernt liegenden Farm Medfield untergebracht sind. Man soll mit den Erfolgen dieser Station recht zufrieden sein. Der Bericht spricht weiter von der erziehlichen Bedeutung der Anstalts-Werkstätten, die dem Zögling nicht nur angenehme und nützliche Beschäftigung gewähren, sondern auch gleichzeitig die physische und intellektuelle Entwickelung ganz bedeutend fördern. Die Werkstätte sei deshalb: Werkstätte, Turnplatz, Kindergarten und Schule. Endlich wird noch angeführt, daß der Staat Massachusetts von Anfang an den edlen Bestrebungen der Humanität gerne ein williges Ohr schenkte und den übrigen Staaten mit Errichtung der ersten Staatsanstalt ein leuchtendes Vorbild gab.

Im Staate New-York wurde die gesetzliche Regelung des Idiotenwesens im Jahre 1846 versucht. Eine diesbezügliche Bill legte man dem Senate vor, fand auch bei demselben Zustimmung, konnte aber bei der Assembly nicht durchgebracht werden. Im folgenden Jahre wurde der Antrag wiederholt und scheiterte abermals in der Assembly. In den Regierungsbotschaften von 1849, 1850 und 1851 empfahl der Gouverneur die gute Sache dringend. Erst 1851 ermächtigte die Regierung ein Curatorium, welches ein geeignetes Gebäude erwerben und die nothwendigen Lehrer anstellen sollte. Die Oberaufsicht über die Idoten-Erziehung bekam das Erziehungs-Departement, die neue Anstalt wurde zu Syracuse errichtet. Der Director Dr. Wilbur empfahl dem Staate, auch für die bildungsunfähigen und erwachsenen Idioten zu orgen. Allein er sollte seinen Wunsch nicht mehr in Erfüllung gehen sehen. Zu der Mutter-Anstalt wurde später eine Farm zu Fairmount angekauft, in welcher 45 erwachsene, männliche Idioten beschäftigt werden. 1885 betrug die Gesammtzahl der Zöglinge 650. Bis dahin hatte man für Erwerbungen von Gebäuden und Ländereien 223 500 Dollar und für deren Unterhaltung 1 106 704,5 Dollar ausgegeben. Neben der Staatsanstalt zu Syracuse besitzt die Stadt New-York noch eine Idiotenschule, sowie ein Asyl für bildungsunfähige Idioten zu Randall's Island. Außer den genannten Anstalten besteht noch in der City die „Séguin Psychological School". Sie ist Séguin zu Ehren genannt, der von den amerikanischen Philantropen als der Vater unseres Erziehungswerkes angesehen wird.

Am 7. April 1853 errichtete der Staat Pensylvania seine erste Idiotenanstalt zu Germantown und unterstellte sie der Leitung des James B. Richards. Jetzt ist sie nach Elwyn, Delaware County verlegt und wird von Isaak N. Kerlin geleitet. Bis zum Jahre 1885 hat der Staat für Gebäulichkeiten 197 750 Dollar und für Unterhaltung derselben 525748 Dollar verausgabt. Dazu kommt noch eine fast gleiche Summe, welche die Privat-Wohlthätigkeit beisteuerte. Aus einem Capital von 80000 Dollar wird das Pflegeld für unbemittelte Idioten bezahlt. Der Staat gewährt einem Pflegling solche Unterstützung 7 Jahre lang. Die Anstalt in Elwyn besteht aus zwei getrennten Häuserreihen und einem dritten Gebäude, welches aber eine englische Meile davon entfernt liegt und als Asyl dient. Es ist durch eine schmalspurige Eisenbahn mit ersterem verbunden. In der Erziehungsanstalt ist Raum für 300 Zöglinge und im Asyl für 200. Im Jahre 1885 betrug die Gesammtzahl 495.

Die erste gesetzliche Bestimmung über die Unterbringung Schwachsinniger im Staate Ohio datirt vom 17. April 1857. Ohio hat sich dieser armen Geschöpfe sehr angenommen und von allen Staaten am besten für sie gesorgt. Die Anstalt wurde zu Columbus errichtet. In derselben brach am 18. November 1881 eine Feuersbrunst aus, welche Haupt- sowie Nebengebäude zerstörte. Glücklicherweise war kein Menschenleben zu beklagen. Die 600 Kinder blieben alle unversehrt, auch wurde vieles Anstaltseigenthum gerettet. Die Beamten und Bediensteten haben sich durch Heldenmuth und Besonnenheit bei dem Rettungswerk ausgezeichnet. Der Staat bewilligte für Wiederaufrichtung der zerstörten Gebäulichkeiten 400000 Dollar. In Columbus befindet sich jetzt die am besten gebaute und am besten eingerichtete Idiotenanstalt der Welt. Der Staat verausgabte für Gebäulichkeiten 650000 Dollar und ernährte jährlich über 600 Kinder von Anfang an mit einem Kostenaufwande von 1200000 Dollar. Auch in dieser Anstalt scheint die industrielle Beschäftigung der Zöglinge im Vordergrunde zu stehen. So wird beispielsweise angeführt, daß dieselben im Jahre 1884 29000 Quadratfuß Chaussee mit Steinen überdeckten, ferner 450 Paar neue Schuhe anfertigten und 948 alte reparierten. Auch schafften die Zöglinge den Schutt der vom Feuer zerstörten Gebäude weg, legten Rasen, Kanäle und Gräben an und beschäftigten sich auch noch im Gemüsegarten.

In Connecticut begann die Thätigkeit des Staates damit, daß von der gesetzgebenden Versammlung eine Commission beauftragt wurde, eine möglichst genaue Statistik der Idioten des Staates aufzustellen, bereits organisirte Anstalten der Nachbarstaaten zu besuchen und dann das gesammelte Material einzureichen. Die Commission arbeitete gründlich: der eingehende Bericht derselben bildet heute noch eine schätzenswerthe Lectüre. Er enthält u. a. folgenden merkwürdigen Fall. In einer Stadt lebte eine arme Idiotin; die Stadtbehörde veranlaßte einen Idioten aus einer anderen Stadt, das Mädchen zu heirathen. Die Folge davon war, daß die letztere Stadt viele Jahre lang das Elternpaar und drei idiotische Kinder derselben zu ernähren hatte. — Die Anstalt für Connecticut ist in Lakeville. Sie hat 100 Insassen, von denen im Jahre 1884 56 vom Staate mit einem Kostenaufwande von 7207,5 Dollar verpflegt wurden. Der Director theilt weiter mit, daß in Connecticut noch etliche Hundert erwachsene Blödsinnige zerstreut in Familien, Armenhäusern und auch in Gefängnissen untergebracht seien. Auch betont er noch besonders, daß der Staat nicht seine Pflicht gethan hat, wenn er nur für eine beschränkte Zahl idiotischer Kinder sorgt. Er hat auch die Verpflichtung, alle diejenigen älteren Idioten in seine Obhut zu nehmen, die sich noch in den städtischen Armenhäusern befinden. — Bis zum 11. Februar 1860 verausgabte der Staat Kenntucky beträchtliche Summen für arme idiotische Kinder, die bis dahin bei Privaten untergebracht waren, und wurde jährlich für ein solches Kind ein Pflegegeld von 50 Dollar bezahlt. Die Anstalt wurde zu Frankfort errichtet; sie liegt in der Nähe der Hauptstadt, hat eine schöne Lage und ist von Wald und Wiesen umgeben. Das ganze Anwesen kostete dem Staat 26500 Dollar. Bis jetzt belaufen sich die Gesammtkosten auf 95000 Dollar. In der Anstalt sind 175 Zöglinge untergebracht. Der Staatsbeitrag für Besoldungen und Löhne betrug im Jahre 1884 7500 Dollar. Auch in dieser Anstalt wird der Arbeitsfleiß der Zöglinge in den Werkstätten und in der Oeconomie gerühmt. Die Anstalt war in der angenehmen Lage, die letzte Ausstellung in New-Orleans mit Fenstern, Thüren, Schuhen, Besen und Matratzen zu beschicken, welche die Zöglinge selbst angefertigt hatten. Der Director hält die Einführung arbeitsersparender Maschinen nicht für angezeigt, da die Mädchen nicht Gelegenheit fänden, ihre anerzogene Flinkheit in der Waschküche und im Nähzimmer mit Stolz zu zeigen. Im Jahre 1884 wurden 4 Mädchen als ausgebildete Dienstboten entlassen und gut untergebracht. 1 Knabe verdingte sich als Lohnfuhrmann und ist in der Lage, seine Mutter zu unterstützen. — Im Staate Illinois bestand eine Versuchsschule für schwach- und blödsinnige Kinder, welche mit der Taubstummenanstalt zu Jacksonville verbunden war. Mit dieser Einrichtung erkannte die Regierung zuerst die Nothwendigkeit derselben an. Nicht nur durch freigebige Stiftungen, sondern auch durch umfassende Zählungen bekundete dieser Staat ein ungewöhnliches Interesse. Die Schule wurde von der Taubstummenanstalt getrennt und zu Lincoln eine besondere Anstalt für Idioten errichtet. Die Gesammtkosten betrugen bis 1885 608000 Dollar. Die Durchschnittszahl der Zöglinge beträgt 325; der Staat zahlt pro Kopf 200 Dollar. Die Schule ist in bewunderungswürdigem Zustande; auch der körperlichen Ausbildung ist durch Einführung von Werkstätten Rechnung getragen. Ein Theil der Zöglinge wird in der Oeconomie beschäftigt, die sehr rentabel sei. So wird beispielsweise angeführt, daß der Reingewinn pro Acker 27,5 Dollar beträgt. Hieran anschließend bemerkt der Director, daß man nicht bloß diesen materiellen, sondern auch den geistigen Gewinn, welchen die Zöglinge durch die landwirthschaftliche Beschäftigung haben, gebührend berücksichtigen soll. Unsere Knaben scheinen durch das günstige Ergebniß ihrer Arbeit recht ermuthigt zu sein und sind stolz darauf, ihr Gemüse selbst gepflanzt zu haben. — In keinem einzigen Staate Nord-Amerikas ist das Idiotenwesen so rasch vorwärts geschritten, als im Staate Jowa. Erst im Frühjahre 1876 wurde mit der Organisation eines Idiotenheims begonnen, indem man den Blödsinnigen den westlichen Flügel des Soldaten-Waisenhauses einräumte; dieser Theil bildet den Grundstock der gegenwärtig hochentwickelten Anstalt zu Glenwood. Für Land und Gebäulichkeiten verausgabte der Staat 150000 Dollar und für deren Unterhaltung und Reparaturen 193894 Dollar. In Glenwood ist ein ausgedehntes Cottage-System in befriedigender Weise zur Ausführung gebracht. Es sind hier 10 bis 12 Knaben unter einem Aufseher zu einer Familie vereinigt; die Geschlechter sind getrennt. In einer Schuhmacherwerkstätte und einer Besenbinderei wird erfolgreich gearbeitet. Zehn bis zwölf Knaben sind gute Gärtner geworden; die meiste Näh- und Wascharbeit wird von den Mädchen besorgt. Im Jahre 1885 befanden sich 220 Zöglinge in der Anstalt und beabsichtigt man dieselbe so zu vergrößern, daß sie künftig 350 aufnehmen kann. — Im Staate Minnesota wurde im Jahre 1879 eine Schule für Schwach- und Blödsinnige durch den verstorbenen Dr. M. Knight aus Connecticut ins Leben gerufen. Sie nahm eine hervorragende Stellung unter den milden Stiftungen des Staates ein. Ein den Bedürfnissen vollkommen entsprechendes Gebäude wurde vom Staate mit einem Kostenaufwande von 45000 Dollar erbaut. Die Gesammtausgaben betrugen für 6 Jahre 48921 Dollar. Die Anstalt hatte im Jahre 1885 einen Zöglingsbestand von 85. Im Jahre 1884 bewilligte die Legislatur 30000 Dollar für Ankauf eines angrenzenden Gebäudes. — Die gesetzgebende Versammlung im Staate Indiana bewilligte erst im Jahre 1879 für blödsinnige Kinder die Summe von 2000 Dollar,

um auf dem Grunde des Soldaten-Waisenhauses eine Idiotenanstalt zu errichten. Das Curatorium hielt es für nothwendig, zu den bestehenden Gebäulichkeiten noch einen Flügel anzubauen, was mit einem Kostenaufwande von 11 000 Dollar geschah. Infolgedessen zog sich die vollständige Eröffnung der Anstalt bis zum Jahre 1880 hinaus. Die Gesetzgebung bewilligte im Jahre 1881 10000 Dollar für Unterhaltung der Anstalt und erhöhte 1884 diese Summe. Die Zahl der in Pflege befindlichen Kinder betrug im Jahre 1885: 90. Das Soldaten-Waisenhaus und die Idiotenanstalt stehen unter einer Verwaltung. — Die Errichtung einer Staatsanstalt im Staate Kansas wurde durch die Gesetzgebung von 1880/81 beschlossen und im September 1881 zu Leavenworth eröffnet. In ihr sind 30 Kinder untergebracht. Die Anstalt kostet dem Staat inclusive der verschiedenen Reparaturen jährlich 7500 Dollar. Bis zum Jahre 1885 beliefen sich die Gesammtausgaben auf 24685 Dollar. Die Legislatur beabsichtigt, die Anstalt nach Winfeld, Cowley County zu verlegen, wo zweckentsprechende Gebäude auf einer 160 Acker großen Farm errichtet werden sollen. Im Jahre 1884 veranstaltete man auf dem großen Jahrmarkte zu Bismarck eine Ausstellung von Sägearbeiten, Stickereien, Probeschriften, Näh- nnd Strickarbeiten, welche die Zöglinge selbst angefertigt hatten. Dieselbe legte dem Publikum Zeugniß von der Entwickelungsfähigkeit dieser Kinder ab. — Am 30. Juli 1883 versammelte sich im Palace Hotel zu San Franzico eine Gesellschaft, die zum großen Theile aus edelmüthigen Damen bestand und bildete ein Comitée zur Gründung einer Pflege- und Erziehungsanstalt schwachsinniger Kinder im Staate California. Das Eintrittsgeld für Mitglieder dieser Gesellschaft betrug 5 Dollar, der Beitrag für active Mitglieder 100 Dollar und für Ehrenmitglieder 500 Dollar. Das Comitee pachtete die sogen. „Weißen Schwefelquellen" in Solano County. Zu dem Pachtgut gehören 160 Acker vorzügliches Ackerland und große Gebäulichkeiten, die freilich baufällig sind. Die Gegend ist schön und wasserreich. Die Anstalt wurde am 22. Mai 1884 eröffnet und ging noch in demselben Jahre in Staatshände über. Der Ankaufspreis betrug 25000 Dollar. — Im März des Jahres 1884 stimmten im Abgeordnetenhause des Staates Nebraska 69 Mitglieder für und 25 gegen die Errichtung einer Idiotenanstalt auf Staatskosten. Im Senate stimmten 25 mit „Ja" und nur 5 mit „Nein". Der Antrag auf Errichtung einer solchen Anstalt war also durchgegangen. Für die nächsten 2 Jahre wurden 50000 Dollar für Bau- und 35000 Dollar für Unterhaltungskosten bewilligt. In Beatrice soll die Anstalt errichtet werden. Bald werden wir eine blühende Anstalt an diesem vorgeschobenen Posten der stets weiterschreitenden Civilisation besitzen. — Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, daß 13 Staaten der Union durch Gründung von Staatsanstalten in hochherziger Weise für das Wohl ihrer Idioten gesorgt haben. Andere haben ihre Gouverneure ermächtigt, hilfsbedürftige Schwachsinnige den Anstalten benachbarter Staaten zuzuweisen. So sorgt der Staat New-Jersey in höchst freigebiger Weise für 75 Kinder in den Anstalten in Pennsylvania und Connecticut. Delaware unterhält 6 Kinder gleichfalls in Pennsylvania. Die Staaten Maine, Rhode-Island und Georgia schicken ihre idiotischen Kinder nach Massachusetts. Im ganzen war das Idiotenwesen im Jahre 1885 in 20 Staaten der Union gesetzlich geregelt.

(Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger u. Epileptischer).

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. März und April. II. Band Nr. 14. Inhalt: Chronik des Museums: Stiftungen, Bauten, Zuwachs der Sammlungen, Archiv. — Fundchronik. — Beilagen: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. II. Band. Bogen 27 und 28 nebst Tafel XII. Katalog der im germ. Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände und Theile von solchen, Bogen 1 und 2 nebst Tafel I.

Archiv des Deutschen Adels. Nr. 2. I. Jahrgang. Inhalt: Die Reichsgrafen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Adels im Mittelalter. Von Dr. phil. M. Bendiner. Der Adel und das Heer. Von Zernin. — Deutsche Schlösser und Burgen. Der Hohenstaufen (Schluß). — Der Uradel der Oberlausitz. (Schluß). — Die Freiherren und Grafen von Mirbach. — Ein Hoffest zu Ehren des Kurfürsten August von Sachsen am Hofe Johann Georgs zu Berlin 1584. — Das Wappen derer von Hirschhorn. — Aus der Gegenwart: Hof-Nachrichten; Personal-Nachrichten; Militairisches; Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XV. Jahrgang. Nr. 27. Inhalt: Unsere Ziele! — Unter dem falschen Woldemar. Berliner Novelle von Ernst von Gleichen. — Drei Menschen. Novelle von E. von Wald-Zedtwitz. (Fortsetzung.) — Director Professor Dr. Wilhelm Schwartz. — Das Heim des deutschen Kaiserpaares in dem Königlichen Schlosse zu Berlin. Von E. Jahnel. — Kloster Chorin. Von Oscar Schwebel. — Kleine Mittheilungen.

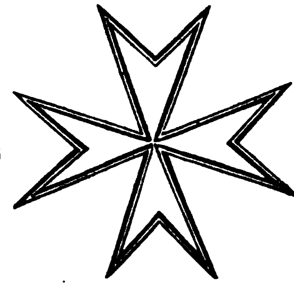
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 24. April 1889. **Nr. 17.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	52			
	Zugang pro " "	35			
		87			
	Abgang " " "	33			
	Bleibt Bestand	54	54	1 699	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	47			
	Zugang pro " "	23			
		70			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	49	49	1 553	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. März 1889 .	66			
	Zugang pro " "	5			
		71			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	68	68	2 107	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	32			
	Zugang pro " "	30			
		62			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	36	36	1 096	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	35			
	Zugang pro " "	18			
		53			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	35	35	1 208	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	23			
	Zugang pro " "	12			
		35			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	25	25	662	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	32			
	Zugang pro " "	19			
		51			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	29	29	1 046	43
	zu übertragen		296	9 371	475
	Uebertrag		296	9 371	475
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	27			
	Zugang pro " "	13			
		40			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	20	20	720	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	45			
	Zugang pro " "	19			
		64			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	48	48	1 397	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	35			
	Zugang pro " "	27			
		62			
	Abgang " " "	33			
	Bleibt Bestand	29	29	853	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	38			
	Zugang pro " "	32			
		70			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	43	43	1 253	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	50			
	Zugang pro " "	51			
		101			
	Abgang " " "	57			
	Bleibt Bestand	44	44	1.477	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	42			
	Zugang pro " "	25			
		67			
	Abgang " " "	40			
	Bleibt Bestand	27	27	1 007	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	20			
	Zugang pro " "	15			
		35			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	14	14	564	40
	zu übertragen		521	16 642	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		521	16 642	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	75			
	Zugang pro " "	48			
		123			
	Abgang " " "	49			
	Bleibt Bestand	74	74	2 164	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	30			
	Zugang pro " "	13			
		43			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	23	23	743	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	52			
	Zugang pro " "	13			
		65			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	43	43	1 396	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	22			
	Zugang pro " "	36			
		58			
	Abgang " " "	38			
	Bleibt Bestand	20	20	664	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	17			
	Zugang pro " "	11			
		28			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	12	12	506	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	15			
	Zugang pro " "	21			
		36			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	18	18	515	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	23			
	Zugang pro " "	14			
		37			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	16	16	553	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	23			
	Zugang pro " "	13			
		36			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	19	19	700	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1889 .	11			
	Zugang pro " "	—			
		11			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	10	10	340	12
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	16			
	Zugang pro " "	11			
		27			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	12	12	414	20
	zu übertragen		768	24 637	1 275
	Uebertrag		768	24 637	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	14			
	Zugang pro " "	6			
		20			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	8	8	354	19
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	17			
	Zugang pro " "	23			
		40			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	14	14	533	20
27.	**[illegible]-Cöslin:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	3			
	Zugang pro " "	2			
		5			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	3	3	122	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	4			
	Zugang pro " "	3			
		7			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	4	4	135	12
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1889 .	31			
	Zugang pro " "	—			
		31			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	30	30	960	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	26			
	Zugang pro " "	15			
		41			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	24	24	705	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	9			
	Zugang pro " "	4			
		13			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	3	3	196	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	22			
	Zugang pro " "	32			
		54			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	26	26	751	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	31			
	Zugang pro " "	6			
		37			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	25	25	876	50
34.	**Oeynhausen:** *)				
	Bestand am 1. März 1889 .	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	82
	zu übertragen		905	29 269	1 596

*) Während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		905	29 269	1 596
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	18			
	Zugang pro " "	12			
		30			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	22	22	682	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. März 1889 .	3			
	Zugang pro " "	6			
		9			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	5	5	125	38
37.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. März 1889 .	51			
	Zugang pro " "	45			
		96			
	Abgang " " "	54			
	Bleibt Bestand	42	42	1 438	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. März 1889 .	17			
	Zugang pro " "	11			
		28			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	16	16	454	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. März 1889 .	15			
	Zugang pro " "	8			
		23			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	16	16	479	20
	Zusammen		1 006	32 442	1 734

Der gesammte Abgang an Kranken pro März c. beträgt 760, davon sind gestorben 54
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 55
geheilt 651
wie vor 760.

---

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Februar 1889** . . . . . . 35 Kranke.
Zugang pro **Februar 1889** . . . . 27 "
62 **Kranke.**

Davon sind
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 7
geheilt 22
30 "

Bleibt Bestand am **1. März 1889:** . . . . 32 **Kranke.**

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 16 orientalische Christen, 7 Muhamedaner, 2 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1889 beträgt 904.

Poliklinisch wurden 717 Personen behandelt.

---

1. Friedrich Josef August von Haeseler, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Kloster Haeseler bei Eckartsberga, Rechtsritter seit 1883, † zu Kloster Haeseler 14. April 1889.
2. Paul Otto Werner von der Schulenburg, Kammerherr und Legations-Rath a. D., auf Ramstedt bei Loitsche, Reg.-Bez. Magdeburg, Rechtsritter seit 1860, † zu Ramstedt 15. April 1889.
3. Arthur von Kretschman, Generalmajor z. D., Ehrenritter seit 1871, † zu Berlin 10. April 1889.

Reise nach Palästina.

Ein erstes Amtsjahr war verflossen, in welchem der Schreiber dieses zugleich als Rector und Lehrpersonal in einer Person eine deutsche Knabenschule gehalten hatte. So war es ihm wohl zu vergönnen, daß er mit Beginn der Sommerferien die Reiseschuhe nebst Zubehör hervorholte, um die längst ersehnte Pilgerreise ins heilige Land anzutreten. Kam doch zu der von Jugend auf gehegten Sehnsucht nach Jesu Lande die frohe Aussicht, nicht in öden Hotels, sondern in lebens- und liebeswarmen Pfarrhäusern weilen zu dürfen und von da aus den Pfaden der ewigen Liebe nachziehen zu können.

Um so lustiger trat ich meine Reise an, denn somit war meinem Ausfluge alles Das gesichert, was nach meinem Dafürhalten allein eine Reise gewinnreich macht: es sollte sich zu dem Anblick neuer bedeutender Landschaften der Verkehr mit lieben Bewohnern derselben gesellen. Wie unser liebenswürdiger Richter, — ich meine natürlich Ludwig, nicht Eugen — es verstanden hat, mit den großen und kleinen Leuten, welche sein gemüthvoller Griffel uns geschenkt hat, die zu ihnen gehörige Landschaft in erquickliche Harmonie zu bringen, so sollte, meine ich, Jeder, der zur Erholung reisen will, darauf bedacht sein, umgekehrt zu der landschaftlichen Staffage sich Menschen zu suchen. Um diesen glücklichen Contakt von Land und Leuten herzustellen, giebt es eigentlich nur einen Weg, die sogenannte „Vetternstraße". Man muß Gegenden aufsuchen, in denen man nicht von Hotel zu Hotel zu ziehen genöthigt ist, sondern bisweilen bei lieben Menschen einkehren, ruhen und seine Gedanken austauschen kann. Ich würde mich von diesem Gesichtspunkte aus selbst verleiten lassen, auf eine schönere Gegend, sagen wir auf die Schweiz, zu verzichten, wenn eine Reise in den Harz oder Thüringer Wald mir den Eintritt in traute Familien ermöglichte. Ich rede natürlich nur von „Einspännern" und gebe lediglich die Gefühle eines Junggesellen preis; eine Reise in Gesellschaft von guten Freunden oder des

dreivierteligen Ehecomplementes fällt nicht unter diese Reflexionen.

Doch nun zur Reise ins gelobte Land! Der Amerikaner oder Engländer würde gleich losgereist sein, aber der Deutsche stellt erst seine Betrachtungen vorher an.

Das Schiff lag schon, den ganzen Tag Güter verladend, seiner neuen Passagiere gewärtig, auf der Rhede vor Beirut. Ihm ruderte unser Boot mit sinkender Sonne zu. Ich sage „unser“ Boot, nicht um mir den unpassenden Hoheitsplural anzueignen, sondern weil mit mir einige unserer Beiruter Diakonissen reisten, eine überhaupt nach Deutschland zurück, die Anderen, um Galiläa, insbesondere Nazareth, einen Besuch abzustatten. Sie wandelten gleich mir die empfehlenswerthe „Vetternstraße“.

Der nicht allzuschwere Abschied von der Ehrenbegleitung ward genommen. Man machte sich's auf dem Hinterdeck möglichst behaglich, denn trotz des Doppeldaches aus Segeltuch hatte der obere Helios mit seinem irdischen Kollegen — unser Schiff hieß nämlich „Helios“ — sich in die wärmsten Beziehungen zu setzen gewußt. Nun hätte unsertwegen die Fahrt losgehen können, die uns erfrischenden Windzug versprach.

Aber das Schiff sollte erst am andern Morgen im nahen Haïfa eintreffen, bei Tage, wie sich das dem „Helios“ geziemte. So blieben wir noch eine Weile vor Anker, nicht zu unserem Schaden. Denn sieh, mit den heraufziehenden Schatten der Nacht legt Beirut, die schöne, ihr blitzendes Diamantengeschmeide an; ungezählte Lichter zucken auf und zeichnen am Nachthimmel die Ausdehnung Beiruts. Und über der Stadt hängt es wie ein goldgewirkter Schleier. Der ist gewoben von dem nach oben strömenden Lichte der Gaslaternen. Beirut, der Mittelpunkt syrischer Intelligenzen, hat als erste Stadt Syriens sich den Nimbus der Gasbeleuchtung geschaffen. In strahlender Schönheit — der Meeresspiegel zwischen Schiff und Stadt verdoppelt noch die Lichterzahl — schimmerte uns Beirut, um uns, den Enteilenden, einige Wehmuthszähren zu entlocken. Aber halt, nicht zu voreilig mit der Rührung, ein Concurrent der Lichterstadt ist im Anzuge. Ueber dem Libanon wirds hell und heller, scharf wie eine Silhouette heben sich die dunkeln Bergconturen vom glänzenden Abendhimmel ab. Es kündet sich ein anderer Lichtträger an, der uns begleiten will auf Meerespfaden. Der Mond blitzt auf, und auf dem Wasser zeichnet eine breite Lichtstraße seinen Weg. Willkommen, milder Regent der Nacht, es grüßen Dich, die des tyrannischen Tagesherrschers Joch von sich abgeschüttelt haben!

Wie eigenartig ist das Leben auf dem Schiffe! Schon diese gänzlich veränderte Umgebung ist eine Erholung. — Jetzt beginnt das Wasser unter uns zu kochen und zu rauschen, das Schiff erzittert vom Wirbeln der Schraube, langsam zieht Beirut an uns vorüber. Bald ist es unseren Blicken entrückt, denn wir fahren um Beiruts Landzunge herum. Nur Beiruts Leuchtthurm, auf dem äußersten Vorsprunge der Landzunge erbaut, winkt uns in Ermangelung des Taschentuches mit seinem Lichte noch lange Abschied nach.

Nun absorbirt nicht mehr das Auge alle Sinne, jetzt ist es Zeit, mit unseren Mitreisenden Fühlung zu nehmen. Da rückt ja schon eine Dame an die Schwestern heran und erspart uns die Initiative. Sie entpuppt sich als die Frau eines Missionsarztes im heiligen Lande. „Reisen,“ erklärte sie, „ist meine ganze Lust. Mein Mann ist an seine Station gebunden. So muß ich allein herumreisen. Denn wozu verdient er sein Geld?“ So schloß diese würdige Ehegattin ihren Herzenserguß. Sie sprach zwar deutsch, aber entrüstet Euch nicht, Deutschlands Frauen, sie war eine Amerikanerin. Sie schloß, denn wir wandten uns entsetzt von diesem krassen Egoismus ab. Mir aber fiel ein, wie ein alter Amtsbruder derartige Frauen bezeichnete; er nannte sie französisch ausgesprochene Hausfrauen (Ausfrauen), die nicht wissen, was Haus und Heim bedeutet.

Ich wende mich zu einem andern Reisegefährten und merke bald, hier lohnt sich's, angeklopft zu haben. Er gehört zu den Templern, jener Württemberger Sekte, die in Jerusalem, Jaffa, Haïfa und Beirut Kolonien gebildet haben mit dem Endziele, daß Palästina mit dem neu errichteten Tempel als Centrum das Land des Volkes Gottes wieder werde. Mein Reisegenosse, von der Brüdergemeinde ausgegangen, war längere Zeit in Amerika gewesen und konnte mir das Treiben der Sekten dort aus eigenster Anschauung schildern. So kam unser Gespräch schnell auf religiöse Dinge und fesselte uns bis weit nach Mitternacht. Da hörte ich zum ersten Male aus eines Templers Munde die Anschauungen dieser Sekte. Nach seinen Darlegungen ist allerdings der Vorwurf gerechtfertigt, daß die Tempelgemeinde immer mehr auf rationalistische Abwege gerathe. Sie leugnen die Präexistenz und volle Gottheit Christi. „Das ist mir die Hauptsache“, ließ sich mein Vis-à-vis aus, „Christo nachzuwandeln, in seine Fußtapfen zu treten, und in diesem Streben unterstützt mich am meisten die Betonung, daß Jesus wahrhaftiger Mensch gewesen ist.“ „Aber,“ lautete die Erwiderung, „Sie vergessen das Andere, daß Jesus uns erst von unsern Sünden erlösen muß, ehe wir Ihm nachfolgen können, ja daß Er dem aufrichtigsten Streben noch täglich Vergebung spenden muß. Dazu ist mir die Hauptsache zu wissen, daß Jesus wahrhaftiger Gott ist. Denn wenn mir ein Mensch, auch ein sehr frommer, sagen wollte: „Aengste Dich nicht, Bruder, um Deine Sünde, ich nehme sie von Dir, ich habe sie gebüßt für Dich“, so würde ich ihn verlachen als einen frechen, oder bedauern als einen geistesschwachen Menschen. So wichtig für unsere Heiligung Jesu Menschheit ist, so wichtig ist für unsere Rechtfertigung Jesu Gottheit.“

Als ich meinen theologischen Widerpart nach dem Vordertheil des Schiffes begleitete, wo er seine Kabine

suchte, da hieß es vorsichtiglich wandeln, denn viele Hunderte von Menschen hatten allen Raum des Verdecks belegt, bis in die vorderste Spitze des Schiffes. Alle schliefen sie unter freiem Himmel, meist ohne Decke, einfach auf den Boden hingestreckt, sodaß man in Gefahr war, über die mancherlei in den schmalen Weg hereinragenden Füße zu stolpern. Wie ich nachher erfuhr, war unser Schiff mit Mekkapilgern angefüllt.

Nachdem ich dieselbe Straße zurückgekehrt, saß ich nochmals auf dem Disputationsstuhl und ließ das Gehörte und Gesagte noch einmal dem Geiste Revue passiren. Und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Disputationen über religiöse Dinge mit Vernunftgründen den Unglauben nicht zu überwinden vermögen. Der Glaube wie Unglaube sitzt eben nicht im Kopfe, sondern im Herzen, ist nicht Denken, sondern Wollen.

Die Stille der Nacht liegt auf dem mondglitzernden Meere. Der Mond machte zwar durch sein intensives Licht die Sterne erbleichen; aber gleichsam zum Ersatz zaubert er auf dem Wasser ein Sternenheer hervor durch seine Spiegelung in den unzähligen kleinen Wellenkämmen. Alles ruht, ein weicher Wind umspielt das Schiff, umsäuselt im wahren Sinne des Wortes das Haupt. Da schweifen die Gedanken aus der Wirklichkeit des Denkens hinüber ins Gebiet des Traumes und wiederholen phantastisch das bunte Leben des Abschiedstages. Aber der Geist ist zu erregt von allem Neuen und bricht bald den Halbschlummer ab. Er ist jetzt nicht gewillt, dem müden Körper große Concessionen zu machen.

In der Ferne taucht der Leuchtthurm des Karmelvorsprunges auf, dessen Licht vor dem heraufziehenden Tage immer mehr ermattet. Auf dem Schiff wird es lebendig. Ich gehe noch einmal nach dem Vorderdeck. Da sind viele der Schläfer aufgewacht und liegen auf einem Teppich mekkawärts auf den Knieen und verrichten mit ausgestreckten Händen ihr Morgengebet zu Allah.

Das Schiff wirft Anker vor Haïfa. Die Schwestern, die nach Nazareth reisen, verlassen uns. Wir gedachten mit ihnen einen Ausflug auf den Karmel zu machen. Aber das Schiff hält nur eine Stunde. So müssen wir Weiterfahrenden uns das freundliche Städtchen mit seinen vielen heimatlichen Ziegeldächern, die uns die Kolonie der thatkräftigen Württemberger Templer verrathen, von Ferne ansehen. Drohend nahe tritt an Haïfi der Karmel heran. Da hausen oben im Kloster die streitbaren Karmeliter, welche vor einiger Zeit gegen die Deutschen bewaffnet auszogen und sie mit blutigen Rücken von ihrem vermeintlichen Alleinbesitz vertrieben. Nun aber sind sie zahm gemacht worden durch ein Decret des Vaticans selbst.

Da kommt ein Boot an, ein ganz geistlicher Nachen. Zwei deutsche Schwestern, Ausgesandte des katholischen Palästinavereins, die seit Kurzem im Haïfi sich niedergelassen haben, und eine russische, griechisch-orthodoxe Schwester kommen die Schiffstreppe herauf. Zwei Priester, Jesuiten, folgen ihnen nebst einem Kapuziner und einer Gestalt in Mönchskutte, die durch ihr soldatisches Auftreten mir als eine Illustration zu meinen Gedanken erschien, als einer der streitbaren Karmeliter. Der Mann interessirte mich, so musterten ihn meine Blicke. Er trug sich mönchisch, Sandalen an den nackten Füßen, langes pelzverbrämtes Oberkleid, von einem Gürtel zusammen gehalten, der vorn über der umfänglichen Magengegend in einen elfenbeinernen Todtenkopf auslief. Mit der kriegerischen Miene eines Jephtha wandelte er in soldatischer Haltung, den eisenbeschlagenen Stock aufstoßend, auf dem Hinterdeck auf und ab und brachte mich auf die Vermuthnng, er müsse ein verkappter Unteroffizier oder dergleichen sein. Und richtig, die russische Schwester, welche vorher einige Zeit in unserem Beiruter Johanniter-Hospital als Kranke gewesen und deren Bekanntschaft ich machte, bestätigte mir meine Vermuthung. Der Einsiedler — das war mein Mann — hatte noch den letzten türkisch-russischen Feldzug mitgemacht. Was mochten es für Greuel gewesen sein, vielleicht selbst verübte, vielleicht nur mit erlebte, die den Mann vermocht hatten, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, fern von den größten Zerstörern menschlichen Glückes, welches die Menschen ja selber sind.

Da gabs wieder Material für den reflectirenden Deutschen: Drei Species von dem einen Genus „Diakonissen"; auch zum evangelischen Pastor allerlei Pendants in den Jesuitenpatres, dem Kapuziner und Einsiedler, welche in mir, der ich durchaus Touristenkleidung trug, kaum einen protestantischen Stiefbruder vermuthen mochten.

Die eine katholische Schwester setzte sich vor uns; ihre verschiedenen Rosenkränze, die vom Gürtel fast bis zur Erde reichen, schlagen beim Gehen und Niedersitzen mit einem großen silbernen Kruzifixus klirrend zusammen. Sie holt ihr Gebetbuch hervor und verrichtet ihre Morgenandacht zum dreieinigen Gott der allein seligmachenden römischen Kirche, wobei ihr ein Rosenkranz durch die Finger gleitet.

Ich tauschte mit der evangelischen Schwester meine Gedanken aus über solch öffentliches Beten mit auffälligen Geberden. Ich halte solches an die Oeffentlichkeit tretende Gebet immer für aufrichtig. Es gehört Muth dazu, darum achte ich es. Aber mir würde es die Andacht benehmen, wenn ich mich von einer gleichgültigen oder spottenden Umgebung beobachtet sähe. Auch in der lutherischen Hermannsburger Gegend betrachtet man es als ein Kennzeichen eines Gläubigen, daß er überall, auch an der Hoteltafel zum Tischgebet aufsteht. Geschieht es unbeschadet der eigenen Andacht, so ist es gewiß nur gut, wenn so Zeugniß abgelegt wird, und die geschäftigen Gedanken der Menschen durch den Anblick eines betenden Mitmenschen nach Oben gerichtet werden.

Wir sprachen auch über die Gefahr des gedankenlosen Betens, die allerdings dem Rosenkranz sonder-

lich eignet. Ich hörte nachher in Jerusalem eine Geschichte von einer Katholikin in der Schweiz, die auf dem Wege ihren Rosenkranz abbetet. Ein Tourist gesellt sich zu ihr und läßt sich mit ihr in ein Gespräch ein, während sie fortmurmelt und die Perlen des Kranzes durch die Finger gleiten läßt. Auf einmal fährt sie zusammen und kreischt: „Ach Gott, jetzt bin ich ins Ungebette (Ungebetete) gekommen." Sie hatte über dem Geplauder ihres Begleiters die Perlen, welche abgebetet waren, mit den noch übrigen vermengt. Der Schreck war ihr in die Glieder gefahren, denn nun mußte sie die Arbeit von vorn anfangen.

Aber wir Evangelischen wollen uns darin nicht selbstgefällig spiegeln. Oder geht uns das Wort nichts an, welches das Vaterunser den größten Märtyrer nennt, wobei weniger an Mißverstand, als vielmehr der Unverstand, an die Gedankenlosigkeit gedacht ist, mit welcher es so oft hergebetet wird auch ohne Rosenkranz? Das einfältige Gebet des Gerechten vermag viel mit und ohne Rosenkranz, wenn es aufrichtig ist, nicht gedankenlos, sondern gläubig andringend.

Um Mittag kommen wir vor Jaffa an. Die Agenten und Bootsführer stürzen sich aufs Schiff mit dem üblichen „Geschrei nicht, Heulen wars zu nennen", ein Vorgang, der dem Uneingeweihten als ein Ueberfall durch tunesische Seeräuber erscheinen kann. Mit deutschen Landsleuten, die in Haifa erst ans Schiff kamen, als die Schraube schon wieder arbeitete, — das akademische Viertel behält der Deutsche auch im Auslande bei — fuhr ich ans Land und stieg im Hotel des geistig regsamen H. hinauf ins oberste Stockwerk, ins luftigste Zimmer, von dem aus ein überraschender Blick sich öffnete in die weithin sich streckenden Orangengärten Jaffas, über deren saftigem Grün viele Dattelpalmen ihre feinen Wedel im Winde wiegen. Ich nannte meinen Wirth geistig regsam, denn er hat ein Büchlein herausgegeben unter dem originellen Titel: „Aus der Stadt Simons, des Gerbers. Bibel-Gerbstoff in Pillen. Ein geistiges Gesundheitsmittel, besonders wirksam gegen Unglauben und sittliche Fäulniß." Er legt neben der geistigen Ausbildung seiner Kinder sehr viel Gewicht auf die körperliche, auf daß es mens sana in corpore sano heiße. So sah ich denn am folgenden Morgen ihn an der Front seiner Kinder, Mädchen und Knaben, tüchtig Freiübungen commandiren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische zu Potsdam.

Die genannte Anstalt, welche ihren ersten Rechenschaftsbericht veröffentlicht hat, verdankt ihr Dasein dem Provinzial-Ausschuß für innere Mission der Provinz Brandenburg.

Am 6. März 1883 stellte Pastor Todt den Antrag an den Vorstand desselben, die Begründung einer Anstalt für die Epileptischen der Provinz ins Auge zu fassen. Ergab doch die Nachforschung, daß mindestens 3000 Epileptische in der Provinz vorhanden seien, von welchen etwa 1/10 einer öffentlichen Fürsorge bedürfte.

Es bildete sich ein Comité, welches ein Stück Land bei Potsdam in nächster Nähe der schon seit 20 Jahren bestehenden Blödenanstalt „Wilhelmstift" für 18000 Mk. erwarb.

Der Plan, welcher dem Baue zu Grunde gelegt wurde, verdankt seine Genehmigung den günstigen Erfahrungen, welche anderwärts, insbesondere in Bielefeld und Gestendorf, gemacht wurden. Es soll nämlich eine Sonderung der Kranken in der Weise erreicht werden, daß eine kleine Anzahl (20) gleichartiger zusammen je ein besonderes Häuschen zugewiesen bekommt, das, von Grün umgeben, schon für das Auge einen anheimelnden Anblick bietet. Die Aufsicht wird dadurch mühsamer, aber das Wohlbefinden der Kranken, von denen die meisten viele Jahre, manche lebenslang ihren Aufenthalt in der Anstalt haben, erschien maßgebend.

Am 3. Juli 1886 wurde die Anstalt in Gegenwart des nachmaligen Kaisers Friedrich III. und seiner Gemahlin mit der Abtheilung für Erwachsene eröffnet. Am 30. October 1887 wurde dann die Abtheilung für Kinder in Gegenwart des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin, unseres jetzigen Kaiserpaares, eingeweiht.

Im Ganzen wurden in den Jahren 1886/87 und 1887/88 50 männliche und 33 weibliche Kranke behandelt und verpflegt. Davon entfielen auf die Männerstation 24, auf die Knabenstation 22, auf die Frauenstation 26 und auf die Mädchenstation 7 Kranke. Die Zahl der Verpflegungstage belief sich im Ganzen auf 27496, von denen 8778 auf das Jahr 1886/87 und 18718 auf das Jahr 1887/88 kommen. Was das Alter der Kranken betrifft, so stehen sämmtliche zwischen dem 6. und 48. Lebensjahre. Die meisten Kranken, 42, stehen zwischen dem 10. und 20. Lebensjahre; ihnen folgen 27 Kranke zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre. Als geheilt entlassen wurde 1 Kranker, als gebessert fünf.

Daß die Resultate bisher nicht günstiger waren, liegt hauptsächlich darin, daß die Kranken zu spät in die Anstalt gebracht wurden. Litten doch 3 derselben schon 25 Jahre, 5 Kranke 15 bis 20 Jahre und 22 Kranke 10—15 Jahre an diesem entsetzlichen Leiden. Könnte man die Angehörigen bewegen, gleich beim ersten Auftreten der Krankheit die davon Befallenen der Anstaltspflege zu übergeben, so würde die Zahl der Heilungen eine größere werden.

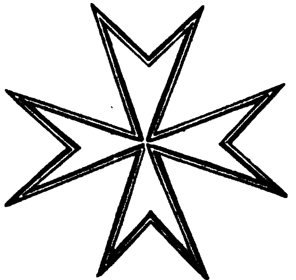
Die Finanzlage der Anstalt ist leider keine günstige, da sie noch eine Schuldenlast von 147693 Mark hat.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 1. Mai 1889. Nr. 18.

Robert Carl August von Prittwitz und Gaffron, Regierungs-Präsident a. D., Ehrenritter seit 1855, † zu Breslau 16. April 1889.

Reise nach Palästina.

(Fortsetzung.)

Nun gilts Vorbereitungen für die weitere Reise zu treffen, Erkundigungen einzuziehen. Denn ich will nicht den gewöhnlichen Weg, der nur eine Tagereise beansprucht, wandeln, sondern erst an der Küste südwärts ziehen nach Gaza. Da geht der Weg durch Beduinengebiet und ist nicht ungefährlich. Man räth mir, dahin im Wagen zu fahren. Aber darüber bin ich keinen Augenblick im Unklaren, daß das Fahren für Frauen, Kinder und alte Leute gut ist, für mich aber sich allein das ritterliche Transportmittel eines gesattelten Pferdes geziemt. „Dann mußt Du aber militärische Bedeckung haben, sagte man mir," hatte mir ein besorgter Amtsbruder aus Bethlehem geschrieben. Also ging ich zum Deutschen Consulat und erhielt durch dasselbe einen zuverlässigen Soldaten zugewiesen.

Weiter muß ein Revolver gekauft werden. Endlich habe ich einen ausgesucht, der für meine ergiebige Männerrechte paßt. Aber — o türkischer Orient! — es giebt keine passenden Patronen dazu. So mußte auf dies Ausrüstungsstück verzichtet werden, und es blieb mir nur für die Beduinenebene, in welcher einst Simson die Philister mit einer Eselskinnbacke erschlug, als Waffe ein Hühnerbein, das in die Satteltasche gepackt wurde und allerdings an Härte nichts zu wünschen übrig ließ.

Nun erschien noch der Pferdevermiether und stellte das Roß vor, auf dem ich den 14stündigen Ritt zurücklegen wollte. Es sah muthig genug dazu aus.

Erst folgenden Tages sollte aufgebrochen werden. So machte ich mich auf, in der Stadt eine früher zu meiner Gemeinde gehörige Familie zu besuchen. Das war noch ein lieber Gang in eine deutsche Familie, und geleitet wurde ich von dem schönen Bortnianskyschen Chore: Ehre sei Gott in der Höhe, der aus der deutschen Schule am Wege hervorschallte und mir noch weit nachklang.

Und noch einen Erweis von Freundlichkeit sollte ich erfahren, wodurch der kurze Tag in Jaffa mir zu einem schönen Anfang einer noch schöneren Reise gestempelt wurde. Als ich zu meiner Herberge zurückkehrte, erwartete mich die Einladung eines lieben Bewohners Jaffas, mit ihm nach der Templerkolonie Sarona hin auszufahren. Nach des Tages Hitze eine Fahrt durch Jaffas Umgebung nach einem blühenden Sitze deutschen Fleißes, das war ja ein denkbar schönster Abschluß des Tages.

Um meinen liebenswürdigen Begleiter in seinem Hause aufzusuchen, verschob ich am folgenden Tage meine Abreise auf den Nachmittag, eine wohlbelohnte Versäumniß. Denn das Haus, das ich betrat, enthält eine schöne Sammlung von allerlei Alterthümern des heiligen Landes. Ganz besonders interessant waren mir Steinstücke, die ganz verglast waren, ganz ähnlich wie die Glasschlacken vor den Glashütten meiner Heimat. Diese Schlackenstücke werden 3 Stunden nördlich von Jaffa auf den Trümmern der einst blühenden Stadt Apollonia gefunden. Ein türkischer Pascha hat die Stadt einst belagert und nach der Eroberung niederbrennen lassen. Da wo der große Brand die Mauer mit ihren salpeterhaltigen Steinen traf, sind die letzteren verglast; — ein interessanter Beleg für die Wahrscheinlichkeit jener Geschichte, welche die Erfindung des Glases in jene Gegend der phönizischen Ebene verlegt. Selbst der Garten meines Gastfreundes war ein kleines Kunstmuseum und lud den Durchwandelnden zur Fortsetzung seiner Studien ein. Da standen an dem Wege viele schöne Säulenkapitäle, auch alte Sarkophage, aus Marmor, Sandstein und gebranntem Thon. Den Schluß bildete ein Genuß, freilich nicht kunsthistorischer Art; das war ein Bad im großen Wasserbassin, in welches ein Schöpfrad aus tiefem Brunnen das kalte Wasser lieferte. Zum allerletzten Schluß — sollte etwa zu dem äußerlichen

Sturzbade noch ein innerliches zur Abkühlung des Muthes kommen? — erzählte mir mein Gastfreund noch allerlei Schauerliches über die südlichen Gegenden, durch welche ich reisen wollte. Erst wenige Monate vorher war ein Mormonenmissionar von einer Rotte Beduinen unterwegs gestellt worden. „Zieh dich aus", befahlen sie ihm. Und im Adamskostüme mußte er nach Jaffa ziehen, froh das nackte Leben gerettet zu haben. Selbst an einen Eingeborenen hatten sich die Beduinen herangemacht, ihn ausgeraubt und wollten ihn auch ermorden. Doch er entrann ihren Händen, kam aber ins Jaffaer Hospital. Denn die Räuber hatten ihm die Lippen zerspalten. Da bekam der Arme Blutsturz infolge der gehabten Aufregung und starb.

Als sich nun der Soldat einstellte, der mein Sicherheitsgeleite bilden sollte, da gereichte sein Anblick keineswegs zur Hebung des Muthes. Er war so heiser, daß er nur wispern konnte, und trug nicht einmal ein Gewehr, sondern nur einen Revolver auf dem Rücken in einer Ledertasche. Zwar der Mukeri, der mein Pferd brachte, trug auch einen Revolver. Aber das war ein mehr als zweifelhaftes Kaliber, mehr zum Ansehen und Putzen als zum Gebrauchen. Indeß Christen reisen ja unter einem höheren Schutze. Ich hätte gern den Soldaten zurückgelassen. Nur um nicht übermüthig zu erscheinen, nahm ich seine Begleitung. Es war ja im heißen Sommer, zur Zeit der Erndte, wo alle Beduinen beschäftigt waren; es war nicht die Frühjahrs-, die Reisezeit, wo sie hoffen konnten, einen reichen Engländer abzuzapfen. Herr Missionar Huber in Gaza, dem zunächst mein Besuch galt, reiste ja auch immer ohne Begleitung nach Jaffa hin und zurück. „Also nur Muth," wie Jener den bangenden Kandidaten tröstete, freilich mit dem bedenklichen Zusatze: „die Sache wird schon schief gehen."

Noch brannte die Nachmittagssonne heiß hernieder, da zogen 3 Reiter zum Thore hinaus, denn auch der Soldat und Mukeri saßen auf ihren kleinen Pferden. An einem fließenden Brunnen vor der Stadt erfrischt sich erst noch einmal Roß und Reiter, denn bis zum Abend, bis nach Jibuc sollte der Weg durch wasserlose Sandwüste führen. Erst folgen wir eine halbe Stunde lang der Jerusalemer Fahrstraße, dann biegen wir rechts ab in den Sand, der schmale Wegspuren zeigt, wie sie die hintereinander hertrabenden Kamele und Esel hinterlassen, für diese Gegenden noch die einzige Axe der Güterbeförderung. Außer diesen Spuren hat der Weg noch eine neumodische Kennzeichnung. Das ist die Telegraphenleitung, die wichtige, weil einzige Linie vom Süden von Egypten her. Immer wieder fliegen von den Drähten wunderschöne Vögel in buntschillerndem Gefieder in die Höhe, aufgeschreckt von den einsamen Reisenden. Das sind die onomatopoëtischen Warrwarrs, dem Gefieder nach die Kolibris des Morgenlandes, denen aber männiglich nachstellt, weil sie für die Feigengärten dasselbe sind, was die Spatzen für die heimatlichen Kirschbäume.

Im gleichförmigen Schritt zogen meine Begleiter. Da gedachte ich sie anzureizen durch ein munteres Beispiel und schlug ein Galöppli an. Als ich aber nach einer Weile zurückschaute, merkte ich, daß gute Beispiele doch nicht eine unwiderstehliche Macht besitzen, denn Soldaten- und Mukeripferd setzten ihren Weg in dem gleichen imperturbabeln Ackergaulsschritt fort wie vordem. Aber darf ich meinen Augen trauen, kommt da nicht hinter uns ein Reisewagen durch den Sand geräuschlos dahergerollt? Richtig, auf diesem Weg, an dem für Wagen jene berühmte Warnungstafel hätte stehen sollen: „Dieser Weg ist kein Weg. Wer es aber dennoch thut, zahlt einen Thaler Strafe", auf diesem Saumpfade kam eine wirkliche Kutsche daher, nur von 2 armseligen Pferden gezogen. Ich ritt an den Wagen heran. 2 Araber, die nach Gaza fahren wollten, saßen darin, just dabei ein sehr einfaches Vesper einzunehmen, das in arabischem Brot und Ziegenkäse bestand. Und der Kutscher entpuppte sich als ein Deutschredender. Sein Aussehen ließ aber darauf schließen, daß in ihm deutsches Blut mit arabischem gemischt war. Als er über mein Wohin sich versichert hatte, erfüllte nur noch ein Gedanke seine Seele, nämlich mich als dritten Insassen für seinen Wagen zu gewinnen. Er wollte mir auch Räuber- und Mordgeschichten der Beduinen auftischen. Aber ich schnitt seinen Redeschwall ab durch die Frage, ob denn sein Wagen mit 2 Insassen sicherer sei als meine Begleitung. „Ja", erwiderte er keineswegs verlegen, „einen Wagen greifen die Beduinen nicht so leicht an. Da wissen sie nicht, was darin stecken kann. Da kann ja ein Pascha drin sitzen". Als er aber sein Drängen fortsetzte und jeden meinerseits gemachten Versuch zu einem andern Gespräch durch dies sein ceterum censeo unmöglich machte, ließen wir ihn vorausfahren, da meine Begleitung keine Neigung zeigte, die Führung zu übernehmen. Nun ging es hügelauf, hügelab, immer durch Sand und die armen Pferde vor dem Wagen hatten eine blutsaure Arbeit. Trotzdem hieb der Kutscher immer unbarmherzig auf sie ein, daß selbst mein Mukeri, keine sonderlich zart besaitete Seele, durch die Zähne murmelte: „Haram, haram, das ist Sünde." Und es war ein deutscher Kutscher. Was halfs, daß wir ihm unsere Mißbilligung kund gaben, er jagte nur um so schneller von dannen.

Aber schau, wie ist das möglich, da mitten in der Wüste breitet sich ein weiter Melonengarten aus, in dessen Mitte auf dem Hügel ein Häuschen steht, die „Nachthütte in den Kürbisgärten" (Jes. 1,8). Mitten im heißen Sande, der im langen Sommer nur dann und wann den Nachtthau trinkt, mitten in der Wüste wächst die saftigste aller Früchte, die allbeliebte Battícha, Wassermelone. Der Gärtner hat die eben gesammelten reifen Früchte auf einen Haufen geschüttet. Das ist eine seltene Gelegenheit, da eilen wir herzu und die geübten Augen des Soldaten suchen ein

Prachtexemplar aus, groß genug für den Abendtisch von uns drei. Mit Grandezza als Unterherr reicht der Soldat sie dem Mukeri, der sie nun den weiten Weg bis zum Nachtquartier unter dem Arme tragen muß.

Es gilt zu eilen. Schon sinkt die Sonne über die Sandhügel nach dem Meer, schnell kommt im Orient die Nacht und Jibuc ist noch nicht zu sehen. Einsam ist die Landschaft. Nur eine Frau begegnet uns noch, die offenbar in Jibuc gewesen und nun zum Melonengarten zurückkehrt. Auf dem Kopfe trägt sie frei einen großen Wasserkrug, während im Gehen ihre Hände geschäftig „den schnurrenden Faden" drehen. Da reißt der Faden und kein flinker Springer um Minnelohn ist da, die Spindel aufzuheben. Was thut die Frau? Wird sie den Krug vom Kopfe nehmen und die Spindel aufheben? Nein, sie faßt geschickt mit den Zehen des nackten Fußes die Spindel, dem Fuße kommt die Hand halbwegs entgegen und das wandernde Spinnrädchen schnurrt wieder weiter.

Und einsam schlängelt unser Weg sich weiter durch den Sand, der nach dem Meere zu kleine Hügel bildet, nach Osten aber in die Vorberge des Gebirges Juda sich verliert. Es ist auch dem Soldaten langweilig und er macht sich an mich heran. Er erklärt mir, daß er auch etwas Frensch (Französisch) verstehe und kramt die Schätze aus der Vorrathskammer seines Wissens aus. Das bedarf allerdings nicht langer Zeit. Denn er hält es in dieser Hinsicht mit dem Studentenliede: „Federleicht ist mein Gepäcke", er kennt nur zwei Phrasen: bon soir und qu'est-ce que ça. Wenn ich nun nach Diesem oder Jenem fragte, das mir auffiel, und ihm zurief: „Machmud, qu'est-ce que ça?", dann fühlte er sich merklich geschmeichelt und, nachdem er geantwortet, wandte er sich zum Melonenträger mit der selbstgefälligen Frage: „Hast du gehört? Jetzt hat der Herr mit mir französisch gesprochen". O Eitelkeit, wie bist Du doch da oft am größten, wo kein Grund dazu ist!

Schon ist es dunkel geworden, da ziehen wir an Jibuc's Dreschtenne vorüber zuerst an den Brunnen, der auch vor dem Dorfe liegt. Da herrscht noch reges Leben. Denn der Ziegenfelleimer muß aus beträchtlicher Tiefe das Wasser heraufholen und viele Ansprüche werden an seine Lebensspende gemacht von den Frauen mit ihren Thonkrügen und vom Vieh, das hierher zur Tränke getrieben wird. Wir aber, Reiter und Pferd, werden Dank dem energischen Eingreifen Machmuds schnell befriedigt.

Somit wäre für das eine der drei Hauptbedürfnisse gesorgt, welche man nach langem Ritt am Abende verspürt. Auch das Essen machte uns keinen Kummer, denn wir hatten uns in Jaffa mit Hühnerbeinen und dergleichen verproviantirt. Aber wie sollte es mit Punkt 3, mit dem Schlafen werden? Da waren in Jibuc nur die Fellachenhütten aus Lehm. Von deren Innerem als einer Brutstätte ungezählter Insekten hatte ich schon zu viel gehört und gelesen, als daß ich den Versuch hätte machen mögen, die Gastfreundschaft einer solchen Hütte anzusprechen. Ich erklärte darum meinem Reisemarschall, daß ich in keinem Hause übernachten wolle. Außerhalb des Dorfes aber zu übernachten ging nicht an in dieser unsicheren Gegend. Die Einwohner Jibucs wären vielleicht selbst im Stande gewesen, uns vor dem Dorfe auszuplündern, während wir im Dorfe, im Bereiche ihrer Häuser ihre Gastfreundschaft genossen und unantastbar waren.

So war es schließlich der angenehmste Ausweg als Machmud uns in die Mitte des Dorfes vor das Haus des einen Dorfschulzen führte, von welchem beiläufig bemerkt, jedes Dorf zwei Exemplare besitzt, wahrscheinlich um auch in den Orient das Parteiunwesen, diese höchste Kulturentwicklung, künstlich einzutragen. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß die beiden Dorfpotentaten mit ihren respektiven Parteien hinter sich als Drachenschweif, thatsächlich mit Waffen sich bekämpfen, wie ich hernach in Hebron hinter Eisenstäben die Revoloutionäre eines solchen entzweiten Dorfes schaute, die zwei Tage vor meiner Ankunft sich ein förmliches Treffen geliefert und mehrere Todte auf dem Platze gelassen hatten.

Vor dem Hause des Dorfschechs befand sich eine Art kleines Podium, gleich dem Hause selbst aus Lehm. Das sollte unser Lagerplatz werden. Während wir mit den Pferden und Satteltaschen uns beschäftigten, hatte der Schech eine Strohmatte gebracht und auf dem Podium ausgebreitet und wollte eben noch andere Decken bringen. Aber das schienen mir Danaergeschenke und ich wehrte sie ab; dagegen ließ ich die unschuldig dreinschauende Strohmatte liegen und war so blind wie die Trojaner, die im Pferde nicht eine Schaar Bewaffneter vermutheten. Bevor aber die Lilliputaner Lanzenreiter auszogen, deren Bühne leider wir werden sollten, waren wir selbst erst unfreiwillige Schauspieler. Alle Männer der Nachbarschaft hatten sich eingestellt „bei Schechs" und schauten neugierig uns und unser Treiben, das auf Herrichten des Abendimbißes zielte. Sind ja übrigens in diesen Gegenden übernachtende Reisende mit weißem Gesicht und blonder Haaren so selten gesehen, wie in Deutschlands Dörfern der blondgelockte Morgenländer, das Kamel. Wir ließen uns indessen durch die vielen Augen nicht anfechten und blieben vom „Lampenfieber" verschont. Während ich mich mit dem Hühnerbein der Satteltasche arabisch, d. h. mit den Fingern auseinander setzte, hatten meine Reisechefs die Melone kunstgerecht mit meinem Messer zerlegt und fingen ihr Mahl mit dem Dessert an, während Bohnen für sie am schnell geschürten Feuer schmorten. Auch der Schech hatte sich zum agirenden Personale gesellt. Er hatte einen großen Steinmörser herbeigebracht nebst gewaltigem Knüttel, der als Stößel diente. Der Duft des schnell gerösteten Kaffees stieg verheißungsvoll zu uns aufs Podium. So arm die Araber auch sein mögen, auf

echten, guten Kaffee halten sie, und der Reisende hat nirgends „Blümchen" zu gewärtigen. Der braune Trank wird aus dem Blechkännchen, indem er einmal aufgewallt, in das einzige vorhandene Täßchen gegossen und mir kredenzt. Darauf geht das Miniaturschälchen immer neu gefüllt von Mund zu Munde auch unter den Zuschauerraum.

Die Vorstellung war jetzt vorüber; man rückte näher. Wir Reisenden lagen auf dem Podium von einem spärlichen Oellämpchen beleuchtet, das in der stillen Sommernacht ruhig brannte ohne eines Schirmes zu bedürfen. Das bisweilen noch aufflackernde Feuer warf schnelle Lichter auf die gebräunten Gesichter der Dorfbewohner um uns her. Nur bisweilen hörte man die Hunde bellen oder einen Esel concertiren. Da ließ sichs gut „Kef" halten. Als nun meine Cigarettenschachtel im Kreise gewandert war, ging die Unterhaltung los, an welcher ich mich natürlich meist nur hörend betheiligte. Wenn ich dann aber gelegentlich einige meiner wenigen arabischen Vokabeln ins Gespräch warf und zeigte, daß ich ungefähr ihre Rede verstand, waren sie sehr befriedigt, wie der Araber überhaupt sehr dankbar dafür ist, wenn man seine Sprache lernt. Da drehte sich die Unterhaltung der Dorfbewohner mit dem Soldaten, dem Sprecher unserer Karawane troß seiner Heiserkeit, natürlich zunächst um mich. Und ich mußte lachen, als die Bauern immer wieder die Versicherung hören wollten, daß ich ktir musari habe, daß ich ein reicher Mann sei. In puncto Geld ist der Mensch doch überall derselbe. Es schätzt der syrische wie der deutsche Bauer seinen Mann nach der Schwere seines Geldsackes. Dann erklärte mein Reisemarschall den lauschenden Zuhörern, daß ich ein Prussiani sei. „5 Großmächte giebt es" — mein wackerer Machmud fand also Italiens Ansprüche auf eine Großmacht noch nicht der Beachtung werth — unter ihnen sind die Prussiani die größten. Denn sie haben die Frenchi (Franzosen) besiegt". Um mir diesen Grund seiner besonderen Hochachtung für die Prussiani deutlich zu machen, hob er in Ermangelung einer Flinte seinen Stock, legte ihn an die Backe und rief: „Prussiani Frenchi biff baff", eine demonstratio ad oculos, die nicht blos meine, sondern auch der übrigen Gesellschaft größte Heiterkeit erregte.

Nun aber zur Ruhe, denn morgen früh soll schon um 2 Uhr aufgebrochen werden, um der Tageshitze möglichst zu entgehen. Wir treffen unsere Anstalten. Die Dorfbewohner verschwinden, nur unser Herbergsvater und sein Nachbar bleiben und legen sich einfach so wie sie sind vor ihre Hausthüren auf einen ausgebreiteten Sack. Sie brauchen in der warmen Nacht keine Erkältung zu fürchten. Auch ich lege mich einfach auf mein Plaid, der Kopf ruht auf dem Sattel. Nur gegen den sich ankündigenden Mond schütze ich mich mit meinem Sonnenschirm, der mit dieser Veränderung seiner Wesensbestimmung einverstanden ist. Mit Lob und Dank blickt der eingezogene Geist noch einmal auf den Tag zurück mit seinem reichen, schönen Inhalt und befiehlt sich in seines HErrn Schutz.

Aber o weh, jetzt kommt Faust, zweiter Theil. Es kribbelt und krabbelt, es wibbelt und wabbelt, es zippelt und zappelt, und ich darf mit Egmont seufzen: „Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde?"

Also Bleistift und Briefpapier hervor, und den Eltern den ersten Reisebrief geschrieben mit Erläuterung der Situation! Vielleicht befreit nach Göthe's Recept der Erguß der Feder vom stickenden Weh. Und wirklich, befreit es auch nicht, es hilft doch darüber hinweg; schnell fliegen die Stunden.

Schon ist 2 Uhr nahe. Da wird Alarm geblasen. Der Hauswirth facht schnell die noch unter der Asche glimmenden Kohlen an und bereitet den braunen Abschiedstrunk. Mit Hilfe des Wasserkruges wird die nothdürftigste Toilette gemacht. Unser Gastwirth läßt sich seltsamer Weise mit einer Kleinigkeit befriedigen und entläßt uns mit freundlichem Maasalämi (Geht in Frieden.).

(Fortsetzung folgt.)

Ostern an heiliger Stätte.

In diesem Jahre fällt das Osterfest der griechisch-orientalischen, oder, wie sie sich selbst nennt, der rechtgläubigen (orthodoxen) Kirche mit dem der Unsrigen und der römischen Kirche zusammen. Bekanntlich hat die Erstere den julianischen Kalender beibehalten, in dem bunten Völkergemisch des Orients rechnet jede Religionsgenossenschaft nach dem ihrigen, während im „heiligen Rußland" der allmächtige Staat auch der lutherischen Kirche den alten Kalender aufgezwungen hat. Nur in Congreßpolen hat die römische Kirche sich die gregorianische Verbesserung zu erhalten gewußt, unsere Glaubens- und Stammesgenossen in den Ostseeprovinzen rechnen dagegen stets treu nach dem alten Kalender, wie sie überhaupt von jeher dem russischen Staate die treusten Unterthanen waren, wofür ihnen jetzt von demselben so herrlich gelohnt wird! —

Daß bei uns unter den christlichen Festen die liebliche „Weihenacht" den ersten Platz einnahm, lag an der Zähigkeit, dem conservativen Geist des germanischen Volkscharakters mehr als an der Evangelisirung der Landeskirche. Derselbe Tannenbaum, der schon dem vorchristlichen Feste der Wintersonnenwende geleuchtet, verlieh nach der Einführung des Christenthums dem zeitlich damit zusammenfallenden Geburtsfeste unseres Heilandes den besonderen Glanz. In der orientalischen Kirche ist dagegen die Auferstehung das bei Weitem wichtigste und größte aller Feste. Auch der eingefleischteste Nihilist, der von dem in Rußland so große Verwüstungen anrichtenden „Aufkläricht" durchfressene blasirte Gesellschaftsmensch

würde es nicht wagen, das Osterfest ohne Beichte und Abendmahl vorübergehen zu lassen; die leichtfertigste Weltdame fastet gewissenhaft vorher ihre vierzig Tage, um dann bei dem großen Fastenbrechen in der Osternacht dem ersten Glas Xeres zum Opfer zu fallen, dem der so geschwächte Magen natürlich nicht gewachsen ist; der ernsthafteste Beamte unterwirft sich der allgemeinen Küsserei, welche dann auf jede Begrüßung: „Christ ist erstanden" mit Nothwendigkeit folgen muß.

In keinem Lande greifen Staat und Kirche so ineinander, wie in Rußland, in keinem weniger als in der Türkei. Abgesehen von einem Punkte, dem Abfall eines — oder, noch schlimmer: einer — Gläubigen vom Islam*) sind die Türken tolerante Herren und wie für die europäische Diplomatie, so auch für die ecclesiae militantes giebt es kein schöneres Eldorado als den Orient; die römische Kirche genießt nirgends einer solchen Bewegungsfreiheit der Ellenbogen als dort, wo ihr schon seit Franz I. Zeiten völkerrechtlich das Schutzrecht Frankreichs gesichert ist. So hat sich auch die orientalische Kirche, welche das Czarenreich so fest zusammen zu schweißen und zu erhalten wußte, unter türkischem Gehenlassen in den beiden Richtungen erhalten, in welche es unter dem an gleichen Fehlern krankenden oströmischen Reiche zerfallen war, die griechische und die gregorianisch-armenische.

So gering wie die rituellen Unterschiede — dogmatische giebt es überhaupt nicht — zwischen beiden Kirchen sind, so heftig feinden sie sich an, und wenn auch ihre Streitigkeiten noch zu keinem Krimkriege Anlaß gaben, wie die zwischen der griechischen und römischen Kirche, so haben wir doch schon in einem früheren Aufsatze**) an dieser Stelle die Besenkriege zu erwähnen Anlaß gehabt, welche an den großen Festen in Jerusalem oft eine gewisse Rolle spielen. Denn beiden orientalischen Kirchen ist der Kalender gemeinsam, sie feiern daher alle Feste zusammen, in — möglichster — Eintracht!

Vor allen das Osterfest. Es spielt für diese Kirchen im Orient keine geringere Rolle als in Rußland, und nirgends tritt dieselbe so hervor als in Jerusalem. Von den Pilgern, welche religiöses Bedürfniß an das Grab unsres Erlösers führt, liefern die orientalischen Kirchen wenigstens 90 Procent, und von diesen wieder 90 Procent die griechische, wegen der dazu gehörigen Russen, welche überhaupt das Haupt-Contingent dazu stellen. Aber trotz dieser ungleichen Vertheilung nehmen die Armenier von der Hauptfeier der Auferstehung den gleichen Theil in Anspruch als Russen und Griechen zusammen.

Denn die Hauptfeier ist nicht etwa die Fußwaschung, welche in den ersten Tagen der Charwoche von den Patriarchen auf einem vor dem Haupteingang der Grabeskirche errichteten Gerüste vorgenommen wird, noch Beichte und Abendmahl am grünen Donnerstag und Charfreitag, noch die Messe am Ostersonntag: nein die Hauptfeier ist die Entzündung des heiligen Feuers, welches einer von allen Angehörigen beider orientalischen Kirchen fest geglaubten Sage zufolge am großen Sabbath direct vom Himmel in das heilige Grab fällt und von da aus den in beiden abgeschrägten vorderen Ecken der Engelskapelle — dem Vorraum zum heiligen Grabe — angebrachten runden Oeffnungen hinaus in die Versammlung der Gläubigen schlägt. Aufgabe der Letzteren ist, daß aus diesen Oeffnungen heraus schlagende Feuer sofort mit den mitgebrachten Wachskerzen aufzufangen und weiter zu geben. Und zwar schlägt das Feuer aus der einen Oeffnung für die Anhänger der griechischen, auf der anderen für die der armenischen Kirche. —

Natürlich besteht das heilige Feuer in einem Streichholz, welches am Sonnabend vor Ostern, Nachmittags 3 Uhr, von einem der beiden zu diesem Behufe in feierlicher Procession in die Engelskapelle geleiteten Patriarchen angezündet und dessen Flamme dann mittels zweier Colophoniumhülsen durch die beiden Oeffnungen durchgetrieben wird. Vergeblich blieben alle Bemühungen aufgeklärterer armenischer Geistlichen, namentlich des letzten Patriarchen, diese handgreifliche Täuschung aufzudecken und abzuschaffen, sie scheiterten an den festen und tiefen Wurzeln, welche der Glaube an den Angehörigen auch der eigenen Kirche geschlagen hatte. Der griechische Clerus wußte nur zu gut, daß es in erster Linie der feste Glaube an dies vermeintliche Wunder war, welches die Tausende russischer Pilger jährlich zu Ostern nach Jerusalem führte, und lange hatte das griechische Kloster von denselben gelebt, bis nach dem Krimkriege die russische Regierung die Gründung eigener Pilgerhospize in Jerusalem veranlaßte. Der Russe neigt überhaupt zum wallfahren; während er drei Viertel sämmtlicher Jerusalems-Pilger stellt, sind diese Schaaren noch geringfügig gegen die Tausende, welche aus allen Theilen des Reiches jährlich zu Pfingsten nach Kiew wallfahren, um daselbst Oel schwitzende Heiligenschädel anzubeten.

Auch den politischen Zwecken, welche Rußland im Orient verfolgt, konnte es nur dienlich sein, das Pilgerwesen zu fördern. Es galt ja mit dem katholischen Einfluß auf die heiligen Stätten zugleich den politischen Einfluß Frankreichs auf die Türkei zu bekämpfen. Und je zahlreicher sich die Pilger in der heiligen Stadt zeigten, je mehr Silber-Rubel, die ihnen zu Hause fehlten, sie aber doch in Palestina in Circulation brachten, desto mehr mußte Rußlands Ansehen steigen.

Es lag also kein Grund vor, dem Aberglauben mit dem heiligen Feuer, sondern nur seiner Ausbeutung durch die griechische Geistlichkeit zu wehren.

*) Noch kurz vor dem Krimkriege wurde in Constantinopel ein getaufter Türke deßhalb hingerichtet.

**) Wochenblatt vom 28. December 1887 Nr. 52.

Es wurden also die großen Pilger-Anstalten vor dem Jaffathore errichtet, und nach wie vor war der Hauptwunsch eines jeden Pravoslavny,*) ein Mal wenigstens im Leben nach Jerusalem zu pilgern, und zwar womöglich zu Ostern, um des Segens des heiligen Feuers theilhaftig zu werden. Denn das von den daran entzündeten Kerzen entfließende Wachs macht ja den elendesten Lappen zum Talisman, der, am Bettpfosten aufgehängt, dem Kranken Genesung schafft, dem Todten in den Sarg mitgegeben, zum ewigen Leben verhilft.

Vom Abend des Charfreitags ab wird daher die Grabeskirche von den Angehörigen der orientalischen Kirche wahrhaft gestürmt. Kopf an Kopf gedrängt, erfüllt die Menge die große von der berühmten Kuppel bedeckte Rotunde, welche das heilige Grab umgiebt. Und so steht sie die ganze Nacht und den ganzen Vormittag des Osterfabbaths; nur mit Mühe gelingt es der türkischen Wachtmannschaft, einen schmalen Durchgang für die Patriarchen frei zu halten. Jeder Pilger hält sein Bündel mit 33 Kerzen, der Zahl der Jahre des Erlösers, und ein Tuch bereit, um es mit dem entfließenden Wachs zu tränken. Geduldig harrt die Menge so die langen Stunden aus, wenn auch nicht ruhig; denn jeder Unfug ist bei einem so lange dauernden engen Eingeschlossensein des Volkes nicht zu vermeiden. Doch ist der hier vorkommende noch immer harmloser Art; er beschränkt sich darauf, Einzelne aus der Masse nach oben hinauszudrängen, die dann auf den Köpfen der Menge hin- und herschwimmen.

In der großen Rotunde herrscht trübe Dämmerung und dumpf braust das vielhundertstimmige Flüstern der harrenden Menge. Da erneutes Gedränge, daneben öffnet sich eine schmale Gasse, mühsam gelangt der Zug der Patriarchen in die Kapelle des heiligen Grabes. Nun bemächtigt sich die athemloseste Spannung der soeben hin und her wogenden tausendköpfigen Menschenmenge. Offnen Mundes, starken Auges, hängt sie an den beiden Oeffnungen; die russischen Bauerfrauen halten ihre rothbunten Tücher bereit, sie mit dem Wachs der krampfhaft gehaltenen Kerzenbündel zu tränken. Da — ein Blitz aus einer der Oeffnungen — dann aus der zweiten — und neues Leben kommt in die Massen. Alles streckt die Hände aus, und im Nu, ein buchstäbliches Lauffeuer, brennen die Tausende von Kerzen, und die so lange Stunden an ihren Platz gefesselten Pilger durchfluthen nun in freiem, fröhlichen Gedränge die mannigfachsten Räume der allmählich im Laufe der Jahrhunderte um das Grab unseres Erlösers entstandenen Baulichkeiten, immer fleißig das herabfließende Wachs in ihre bunten Tücher aufnehmend, um diese dann als werthvollste Errungenschaft von dem Osterfeste an heiliger Stätte den Ihrigen nach Hause mitzubringen.

*) Rechtgläubigen.

Was nicht den orientalischen Kirchen angehört, hält sich von dieser Feier fern, denn es gehört der starke Aberglaube Jener dazu, um die damit verbundenen Opfer zu ertragen. Fremde, welche mit Empfehlungen an ihre Consuln versehen sind, erhalten dann durch deren Einfluß bevorrechtete Plätze und wohnen der Feier, wie einem Schauspiel bei. Für die Christen von römischem Ritus ist die Hauptfeier, außer der Messe am Ostermorgen, die Charfreitagprocession, welche vom Ecce-homo-Bogen ausgehend, die ganze Via dolorosa durchzieht, mit einem hölzernen Christusbilde, mit welchem an jeder der sogenannten Stationen das Betreffende vorgenommen wird. Dazu hält an jeder Station ein Franziskaner die Predigt über Christi Tod in einer andern Sprache. Auch die Feier der Fußwaschung bietet bei den drei Kirchen, der römischen, der griechischen und der armenischen, eine ganze Reihe symbolischer Darstellungen, sodaß der Angehörige unseres mehr innerlichen evangelischen Glaubens auch von der Osterfeier an heiliger Stätte weniger den Eindruck der Erbauung mitnehmen wird als die Erinnerung an nicht uninteressante historische Schauspiele. Die Erbauung und die Erinnerung an die Bedeutung von Christi Tod und Auferstehung holen sich unsere Glaubens- und Stammesgenossen noch immer in der kleinen Kapelle in den Ruinen der Wiege unseres Ordens.

Literatur.

Der Deutsche Herold. XX. Berlin, April 1889. Nr. 4. Inhalt: Berichte über die Sitzungen des Vereins „Herold" vom 11. Februar und 5. März 1889. — Eine von der Gröbensche Ahnentafel. — Wappen aus Rendsburg. (Mit einer Tafel.) — Zum „Ritterstand". — Glossen zu einer deutschen Kaiserurkunde. — Vermischtes. — Bücherschau. — Das Wappen der von Alten. (Mit einer Tafel.) — Familien-Chronik 2c.

Archiv des Deutschen Adels. Nr. 3. I. Jahrgang. — Inhalt: Heraldisches Laienbrevier. Von Eufemia von Adlersfeld geb. Gräfin Ballestrem. — Der Adel und das Heer. III. Von Zernin. — Deutsche Schlösser und Burgen. 2. Hohbarr bei Zabern im Elsaß, mit Abbildungen. Von Bauinspector a. D. J. Naeher. — Der Adel der Familie Schorn zu Nürnberg. (Fortsetzung.) — Kleine Mittheilungen. — Aus der Gegenwart: Personal-Nachrichten. — Militairisches. — Literatur. — Familien-Chronik.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

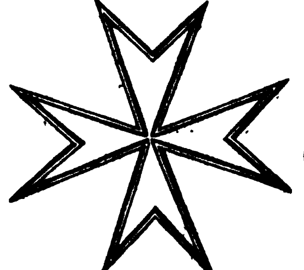
Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 8. Mai 1889. **Nr. 19.**

Reise nach Palästina.

(Fortsetzung.)

Wir reiten hinaus in die schweigende Nacht, die noch warm genug ist, daß man sich gedrungen fühlt, in ihr möglichst viel Weg zurückzulegen, um nicht in der Sonnengluth reiten zu müssen. Aber es gilt doch vorsichtig reiten. Denn der Weg ist wie die weiten Felder daneben vom Sonnenbrand vielerorten aufgerissen und für die Pferdefüße gefährlich. Und der halbe Mond verbreitet nur ein ungewisses Licht. Die Einsamkeit aber und Einförmigkeit des Weges machen Reiter und Pferd schläfrig. Drum hervor, Cigarrentasche, reiche die Peitsche für den schläfrigen Geist!

Zuweilen taucht vor uns eine kleine Karawane von Kameelen mit ihren Treibern auf minimalen Eseln auf, die gleich uns denken: Morgenstunde hat Frische im Munde. Bei solchem Anblick wird der Geist auch ohne Kubas Peitsche schnell rege, denn wir sind im Lande der bedenklichen Beduinen. Die Kameelsführer tragen auch fast alle irgend eine Feuerwaffe, zum mindestens eine Wurfkeule, gewöhnlich eine lange Flinte mit Feuersteinschloß. Aber man sieht auch Gewehre neuester Construction bei ihnen. Als im egyptisch-sudanesischen Kriege vor einigen Jahren auch Beduinenstämme hinzugezogen wurden, gelang es diesen, in der allgemeinen Unordnung eine große Menge von Hinterladern bei Seite zu schaffen. Sie vergruben sie im Wüstensande und holten sie später in kleineren Partieen, um sie für ein Spottgeld, das Stück für 5 Frank, unter ihren Stammesgenossen zu verkaufen.

Der Mond wird bleicher, das Taglicht kommt herauf. Rechts vom Wege ragen einige riesige Mauerreste in den Morgenhimmel. Es ist ein verfallener Chan, mir ein unheimlicher Anblick, denn von da aus hatten, wie man mir erzählt, schon oft Wegelagerer den „Ziethen aus dem Busch“ in räuberischer Persiflage reproducirt.

Jetzt kommen uns viele Leute entgegen; das zeigt an, daß wir in der Nähe des großen Dorfes Esdud sind, dessen Bewohner auf die Felder ausziehen, um den frühen, verhältnißmäßig kühlen Morgen zur Arbeit zu benutzen. Alle tragen sie einen Wasserkrug in der Hand oder auf dem Kopfe. Ihr frugales Essen, Brod und Oliven oder Zwiebeln, haben sie wohl auch im Kleide verborgen bei sich. Als Kopfbedeckung haben sie ein dunkles Tuch, welches durch einen Doppelring aus braunen Kamelshaaren festgehalten wird. Der in Syrien allgemein übliche Tarbusch (Fez) aus rothem Filz wird hier, wie ich merke, nur in den Städten von Beamten getragen. Die Vorbeiziehenden schauen dem Frenchi neugierig nach. Aber nicht offen zeigen sie ihre Neugierde. Der Beduine denkt, Neugierde schickt sich nicht und erfüllt unbewußt die altrömische Forderung nil admirari, die auf vielen unserer Gymnasien der Jugend eingebläut wird, damit sie es nachher nicht schwer haben, zur studentischen Blasirtheit überzugehen.

Esdud, von dessen alten Ruinen Bädeker noch etwas zu sagen weiß, die aber inzwischen wohl zu Häuserbauten Verwendung gefunden haben und durch gänzliche Abwesenheit glänzen, wird von uns ohne Aufenthalt durchritten.

Nun kommt zum Tage auch die Sonne und wirft Roß und Reiter in lächerlich langem Schattenprofil in den Sand. Um den vom Reitsitz lahmen Beinen eine Abwechselung zu bieten, steigen wir ab und gehen ein Stück Weges zu Fuß. Der Soldat nimmt aus Langeweile seinen Stock und macht damit Gewehrgriffe. Als er ihn wieder in Ruhestand versetzen will, bitte ich ihn um seinen Stock, und nun mache ich mit aller mir noch möglicher Strammheit die Griffe des preußischen Exercierreglements durch. Dazwischen schaute ich meinem militärischen Begleiter ins Gesicht, das aufs possierlichste sein wachsendes Erstaunen wiederspiegelte. Als ich ihm dann den Stock zurückgab mit den freilich kein Verständniß findenden Worten: „Mein Sohn, hier hast Du Deinen Speer“, rief er aus: „Was, Du, ein kassis (Geistlicher) — das hatte er in Jaffa gehört — bist auch ein Soldat?“ Und ich erklärte ihm unter meinerseitiger Anwendung seiner nächtlichen Pantomime, daß ich es auch verstünde, piff paff zu machen. Da stieg ich vollends in seiner

Achtung, als er in mir, dem Mann des ktir musari, seines Gleichen entdeckte.

„Brrrr, ein andres Bild", das unsere Aufmerksamkeit anzog. Auf einem Wege, der seitwärts die Ebene durchschnitt, trabten drei Reitkamele mit ihren Besitzern. Sie sahen sehr proper aus, und ich dachte mir, die gehen Verwandte besuchen oder dergleichen. Da, wie ich wieder hinschaute, war der eine Reiter nicht mehr auf, sondern neben dem Kamele, ob freiwillig oder unfreiwillig abgestiegen, weiß ich nicht. Jedenfalls das Kamel dachte: „Angenehmer ohne als mit Reiter", und antwortete auf jeden Annäherungsversuch des Reiters mit Zähneblecken, sodaß dieser sich schnell zurückziehen mußte. Denn mit einem bösen Kamel ist nicht zu scherzen, schon Mancher ist von einem erzürnten Kamel erbissen oder zum Krüppel gemacht worden.

Da kommt uns ein langer Zug von Kamelen entgegen, ein Thier ans andere durch einen Strick gekoppelt. Sie tragen alle mächtige Lasten, welche sich beim Näherkommen als schwarze Thonkrüge erweisen. Ich wunderte mich schon damals über die schwarzgraue Farbe dieser Krüge. In Gaza, woher auch diese Krüge kommen, sah ich dann, daß man den rothen Thon, bevor er zu Wasserkrügen geformt wird, mit einer schwarzen Erde vermengt. Denn die Beduinen wollen keine rothen, sondern schwarze Wassergefäße. Ich bemerkte überhaupt, daß der Beduine sehr das Dunkle, Schwarze liebt. Ihre selbstgewirkten Oberkleider sind von dunkelbraunen Streifen durchzogen, ihre ukals (Kopftuchschnüre) sind immer schwarz. Und ihr festliches Kopftuch ist ein schwarzseidenes. Als ich später auf Ausflügen von Bethlehem aus in die Wüste Judas in der Ferne und in der Nähe die „Hütten Kedars" (Psalm 120, 5), das ist die schwarzen Zelte der Beduinen sah, dachte ich: „Da sind wieder Deine für Schwarz schwärmenden Beduinen." Woher diese Vorliebe? An das Toilettengeheimniß der Beleibten, welche durch schwarze Kleidung sich „dünning" machen, wie das die „lütte Fru Paster" nach Onkel Bräsigs Rathschlag sollte, ist ja nicht zu denken. Denn die Beduinen sind durchweg ein magerer Menschenschlag und für dergleichen kulturbeleckte corriger la taille noch zu weit hinter „den Büschen". So müssen sie eben, unverstanden „Schwarze" bleiben, gleich der gläubigen Geistlichkeit, von deren besten Vertreter einem ich ein Weltkind behaupten hörte: „Der will ja wohl — als Generalsuperintendent treue Geistliche herbeiziehend — uns das ganze Land schwarz anstreichen."

Jetzt nahen wir wieder einem Dorfe, — den Namen habe ich vergessen, gewiß dem Leser nicht zu großem Verdrusse. Zwischen den hohen Kaktushecken am Wege, von welchen sich die Jugend eben in Kaktusfeigen ihr Frühstück herunterholt, sieht man die einfachen Hütten durchlugen, eine der andern verzweifelt ähnlich, denn ist die eine ein Lehmann, so ist die andere ein Lehmweib; in der steinlosen Ebene hat man zum Lehm als einfachstem Baumaterial gegriffen. Alle Häuser bestehen nur aus einem einzigen Zimmer, das Nachtquartier und Unterschlupf vor dem Regen bietet. Im Uebrigen spielt sich ja das Leben des Beduinen ganz im Freien ab, in Gottes großer Weltstube.

Hie und da ist auch ein tiefer Brunnen am Wege, aus welchem mit einem denkbar einfachsten Schöpfwerke durch ein Maulthier oder ein Kameel, dem die Augen verbunden sind, das geschätzte Wasser emporgeholt wird zum Bewässern der Gärten.

Am andern Ende des Dorfes erwartet uns ein lebendiges Bild. Da scheint die ganze erwachsene Dorfbewohnerschaft versammelt, um ein riesiges Durrafeld abzuernten, das heißt die Fruchtköpfe dieser Syrien eigenen Maisart abzuschneiden, während die hohen Stengel mit den im Winde raschelnden Lanzettblättern stehen bleiben als Weide für die Esel und Kameele, die hinter den Schnittern auch schon eifrig am Werke sind. Dort am Rande aber sitzt auf edlem Pferde wohl der Besitzer des Feldes und läßt sich eben rapportiren. Man könnte sich nach Norddeutschlands großen Gütern versetzt glauben, wo der Herr „Entspektor" an die Erntekolonne heranreitet, wäre es nicht ein Durrafeld mit darauf grasenden Kameelen.

Die Sonne ist schon intim geworden, und ach! wie ist ihre Freundschaft so warm! Aber Geduld, Askalon, wo über den Mittag gerastet werden soll, ist nahe. Da wird auch ein Meerbad an Askalons historischen Trümmern den nächtlichen Anhängern Jibuès die Beförderungsdienste des berühmten „Hausknechts vom schwarzen Wallfisch zu Askalon" leisten.

Bädeker verräth mir, was der wegkundige Soldat mir auch durch bischrab achne (Kaffeetrinken) nebst den nöthigen Gesten zu verdeutlichen sucht, daß wir jetzt vor Askalon in ein größeres Dorf Medjdel kommen, wo ein Kaffee zu finden ist. Nach durchwachter Nacht ein Täßchen duftenden Mokkas zu schlürfen, ist zu verlockend, als daß ich nicht unverzüglich in einen kurzen Aufenthalt willigen sollte. So überlasse ich mich der Führung meines Waffenbruders. In einen offenen Hof reiten wir ein, und wir sind im „Café!". Auf einer primitiven Bank unter überspannter Strohmatte sitzen wir nieder. Der Kaffee wird am offenen Feuerheerd vor unseren Augen gebraut und im Blechkännchen aufgetragen. Daneben stehen die kleinen Täßchen, nicht viel größer als ein geräumiger Fingerhut. Mit solch einem Täßchen und einer Wasserpfeife begnügt sich der nüchterne Araber; der größeres Maß gewohnte frenchi füllt aber sein Täßchen des öfteren. Da sitzen die Eingeborenen, meist interessante Gestalten der Mauer entlang im schmalen Schatten auf kleinen Schemeln. Selten wird ein Wort gewechselt, nur das Gluchzen der Wasserpfeife unterbricht die Stille. Das ist der vom Araber so sehr geliebte Kef, die Stunde der Wonne. Seitwärts sitzen Tarbuschmänner in lebhafter Unterhaltung.

Das sind Beamte des großen Dorfes, die ihre Bureaustunden im Café absitzen. Böswillige Zungen behaupten, daß auch manche deutsche Bureaukraten den Vormittag mit Zeitunglesen nützlich verbringen. Zeitungen haben diese türkischen Beamten zwar nicht, aber sie holen sich meinen Ehrengardisten in ihr „Herrenstübchen", und der wird nun als lebendige Zeitung durchblättert, bis ich gebiete: frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd.

Weiter geht es durch tiefen Sand, der die Nähe des Meeres verräth. Endlich kommen die Trümmer der hohen Umwallung Askalons in Sicht. Vor denselben breitet ein Johannisbrodbaum seine mächtigen Zweige aus, ein Prachtexemplar. Darunter wollen meine Begleiter rasten. Aber mich treibt es gleich den klassischen Vorbildern Xenophons ausrufen zu können: Thalassa, thalassa, ja mich hineinzustürzen. So reitet der Mukeri mit den Pferden im Bogen um den Befestigungswall Askalons herum nach dem Meere, während ich mit der bewaffneten Macht zur Seite den Wallhügel hinaufklimme. Es ist ein Klimmen, denn der Fuß gleitet im lockeren Sande oft auf den alten Standpunkt zurück. Endlich sind wir an der kolossalen Umfassungsmauer auf der Höhe angelangt, die zwei und mehr Meter dick ist, durch einen Zusammenguß von kleinen Steinen gebildet.

An einer ganz zerbröckelten Stelle durchschreiten wir den Mauerriesen. Und da breitet sich nun vor uns der weite Halbkreis aus in der Thalsenkung, die einstige Phönizierstadt, bespült vom rauschenden Meere. So hat es gerauscht das Meer, als hier reges Leben blühte, so rauscht es nun an die öden Trümmerreste heran, — das Bleibende im Wechsel der Zeit, dem der niedertretende Fuß göttlicher Gerichte nichts an hatte. Beim Anblick solcher Ruinen müssen Einem wohl ähnliche Gedanken kommen, wie sie Scipio auf Karthagos rauchenden Trümmern überkamen, Gedanken die in Salomos Spruch gipfeln: „Alles ist eitel" Wozu wir Christen Gottlob ein Aber wissen: „Aber die Gnade Gottes währet in Ewigkeit."

Drunten am Ende des Steingerölles der wetterzernagten Mauern sind Zelte aufgeschlagen. Ein Pascha aus Gaza, berichtet mein Begleiter, sucht hier alljährlich die Sommerfriche am Meeresstrande. Wir haben aber keine Lust, zu ihm hinabzusteigen und seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Wir wandern lieber auf der Höhe des Walles dem Meere zu. Die Augen hängen suchend am Boden. Aber da ist nichts mehr von Antiken zu finden. Nur hier und da ragt aus dem Schutt oder Mauerwerk ein Stück Marmorsäule. „Ja, ja," dachte ich, „willst du Askalons prächtige Säulenkapitäle in den schönsten Korinthischen Gliederungen schauen, dann laß dich in Jaffa in Herrn v. U.'s Garten herumführen. Dahin sind sie übergesiedelt. Da werden sie geschont und erfreuen manches Auge, während sie hier auf Askalons Trümmern wohl längst zerschlagen wären von Eingeborenen oder von beutelustigen Touristenbarbaren, die viel fürchterlicher sind als der bissigste Zahn der Zeit. Und später in Gaza, als ich den Apotheker dort in seinem Hause aufsuchte, war ich nicht wenig überrascht von der reichen Bauart dieses Hauses. Der innere Hof war von Kolonnaden eingefaßt, die aus lauter schönsten Säulen in Marmor, Granit und dunklem Syenit gebildet waren. Das Gärtchen inmitten des Hofes war verschwenderisch mit mannigfaltigen Kapitälen eingefaßt. Ins Schlafgemach des Apothekers führte eine Stufe, gebildet durch ein halbirtes Kapitäl, und drinnen zeigte uns lachend der Besitzer sein Waschbecken. Das war ein riesiges Kapitäl, in der Mitte ausgehöhlt; der Durchmesser der Aushöhlung betrug reichlich einen Meter. Man sah, der arabische Hauseigenthümer hatte Geschmack an der Kunst und hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, solche Zeugen alter Baublüthe, wie es schien, von allerwärts her in sein Haus zusammenzutragen. „Woher," fragte ich. „Alles aus Askalon," lautete die Antwort.

Indeß waren wir am Ende des Walles angelangt und krochen, freilich auch vergeblich, in einige wohlerhaltene Gewölbe. Daneben gähnte ein tiefer Brunnen, wasserlos. Hier lag noch ein einfaches Marmorkapitäl, es diente wohl einst zum Aufsetzen der Wasserkrüge.

Aber sieh, dort ragen gewaltige Säulen aus der Mauer hervor. Man hat sie in die Mauer eingebaut, aber sie waren zu lang, so ragen sie noch 3—4 Meter darüber hinaus. Und wie wunderbar, diese festen, meterdicken Granitsäulen sind draußen am freiragenden Ende noch ganz rund und glatt, während sie nach der Mauer zu fast die Hälfte ihres Umfanges nach oben und nach den Seiten zu verloren haben. Von oben ist also der zerstörende Einfluß gekommen. Wie erklärt sich aber diese ungleichartige Behandlung, welche derselbe Stein vom Zahn der Zeit erfahren? Traf die Sonne doch immer den ganzen Stein, strömte doch der Regen über die ganze Fläche! Endlich kam mir ein exegetischer Gedanke, den ich gern preisgeben will, um dem allenfallsigen Kopfzerbrechen späterer Touristen vorzubeugen. Nicht der Regen, nicht der Sonne Gluth hatten dem eisernen Granit etwas anhaben können. Dafür zeugte das unversehrte Außenende der Säulen. Aber ihresgleichen, der von der Mauer herabgeschwemmte Kieselsand, der hatte dem Stein so arg zugesetzt. Wie auch Niemand dem Menschen mehr Qual und Ungemach bereitet als Seinesgleichen nach der Melodie: Glück ist überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Nun aber zum Meer! Dort sind die Pferde im Schatten eines gewaltigen Felsens angebunden und hängen müde die Köpfe. Ihr Treiber aber steht mitten in den Wogen und macht uns lüstern zur Nachfolge. Dazu rauscht die Brandung ihr Sirenenlied, gegen das ich kein Odysseisches Wachs in den Ohren habe. Ach, es war wirklich ein Syrenenlied, das Wonne

verheißt und Jammer bereitet. Denn das Wasser, dessen Brausen sich so kühl anhörte, ist so warm, wärmer als die Luft. Es scheint, als wälze das Meer Feuerwogen heran, so daß man bisweilen am Ufer im Windeswehen Erfrischung suchen muß. Weiter hinauszuschwimmen, wo das Meer gewiß kühler ist, verbietet die Vorsicht, denn das Mittelmeer birgt den gräßlichen Haifisch, der schon manchen Schwammfischer an dieser Küste verschlungen hat.

(Schluß folgt.)

Dorfdiakonissen.

Vortrag von Pastor Hoppe-Nowawes auf der letzten General-Konferenz der Diakonissenmutterhäuser in Kaiserswerth.

1. Wenn als charakteristisches Merkmal einiger Diakonissenmutterhäuser hervorgehoben wird, daß sie Dorfdiakonie treiben, so liegt die Frage nahe, ob dieser Arbeitszweig so besonders gestaltet sei, daß neben Kinderschwestern, Lehrdiakonissen, Waisenmüttern, Gemeindepflegerinnen, Krankenhausschwestern u. s. w. in der Diakonissenarmee eine Truppengattung für Dorfdiakonie erforderlich sei.

2. Uebersehbare, kleinere ländliche Gemeinden bedürfen einer Diakonissin nicht, sofern sie nicht einen bleibenden oder vorübergehenden Schaden aufweisen, der zu seiner Abhilfe der Schwesternhilfe bedarf. Eine oktroyirte, verfrühte oder aus Mode zum Ueberfluß eingerichtete Dorfdiakonie ist eine für das christliche Gemeindeleben bedenkliche, für die Schwester unbefriedigende und in sich unglückliche Sache. In solchen Gemeinden wird die Diakonie von der Pfarr-, Guts- oder Lehrerfrau mit Hilfe anderer barmherziger Seelen geübt; auch giebt es in kleinen ländlichen Gemeinden mehr noch als in größeren gute Freunde und getreue Nachbarn, welchen man die Möglichkeit, Liebes- und Barmherzigkeitsdienste zu thun, nicht nehmen soll.

3. Das Bedürfniß, eine Diakonissin zu haben, wird in größeren ländlichen Gemeinden entweder bei vorübergehender Noth, wie in einer Epidemie, oder bei einem bleibenden Uebel empfunden. Dies letztere kann sein entweder die mangelnde Beaufsichtigung und Erziehung vorschulpflichtiger und schulpflichtiger Kinder (Kinderschule, Jugendhort), bedingt durch die Theilnahme der Mütter an Feld- und Fabrikarbeit — oder Ungepflegt- und Verlassensein der Armen und Kranken, insonderheit einsam lebender Alten, Wöchnerinnen und kranker Frauen, deren Männer den Tag über außer dem Hause auf Arbeit sind. Beide Mißstände sind oft verbunden. Dazu kommt bisweilen die Noth des Jungfrauenstandes, welcher durch Fabrikbeschäftigung verflacht und verwildert.

4. Am naturgemäßesten und wirksamsten wird die Gemeindepflege in größeren Dorfgemeinden von der Kinderpflege in Kleinkinderschule und Bewahranstalt ausgehen. Da nur größere ländliche Gemeinden oder ein nahe zusammenliegender Komplex von ländlichen Gemeinden des Diakonissendienstes bedürfen, so erscheint es als die zweckentsprechendste Stationsgestaltung, wenn, wie in kleinen städtischen Gemeinden, zwei Schwestern, eine für die Kranken- und Armenpflege, eine für die Kleinkinderschule, eingestellt werden. Ist eine Schwester durch die Krankenpflege nicht genügend beschäftigt, so muß die Schulschwester Beides miteinander verbinden, es muß ihr jedoch eine Hilfe beigegeben werden, die im Stande ist, die häuslichen Geschäfte zu übernehmen; die Einzelstellung einer Diakonissin auf dem Dorf ist vom Uebel.

5. Die Vorbildung der Diakonissin wird sich nach der Aufgabe richten, die ihrer wartet. Soll sie in erster Linie den Kindern dienen, so wird sie vorzugsweise für diesen Dienst vorgebildet sein müssen. Was die technische Vorbereitung für die Dorfgemeindepflege anlangt, so muß sie mehr und weniger als geübte Krankenpflegerin sein, weniger, indem sie pflegen lernt ohne die von der modernen Tyrannin Hygiene geforderten Bedingungen, und mehr, indem sie sich zu schicken weiß in die beschränkten Verhältnisse, auch sich zu behelfen vermag ohne ärztlichen Rath und Aufsicht. — Jedenfalls wird die Dorfdiakonissin eines von beiden gründlich können müssen, je nachdem darauf das Hauptgewicht liegt. Von Allem etwas können, weil ja alles Mögliche von ihr gefordert werden wird, genügt nicht; sie muß einen Mittelpunkt ihres Könnens und Leistens haben, sonst kommt Unordnung und Halbheit in ihre ganze Arbeit. Schön ist's, wenn die Kinderschulschwester in einer Poliklinik Uebung im Anlegen einfacher Verbände bekommen hat und mit Diphtherie der Kinder und Schwindsucht der Erwachsenen umzugehen weiß; schön ist's, wenn die Krankenpflegerin auch in der Krippe und Sonntagsschule Bescheid weiß, ordentlich schneidern und weißnähen kann; einen einfachen Haushalt muß jede Dorfdiakonissin führen können, wenn möglich, auch den obligatorischen Unterricht in Handarbeit geben können.

Zur Vorbildung der Dorfdiakonissin gehört ferner, daß sie aus ländlichen Verhältnissen stamme, doch nur in seltenen Fällen aus dem niederen arbeitenden Stande; kennt sie aus solchem auch gut ihres Standes Noth, Weise und Gedanken, so bringt sie ihm doch nur in ganz einzelnen begnadigten Persönlichkeiten die nöthige innere Freiheit entgegen. Tüchtige Landpfarrers- und Lehrertöchter, Töchter aus gutem Bürgerstande kleiner, Landwirthschaft treibender Städte wären die geeigneten Persönlichkeiten. Sinn für Stillleben, Verständniß für enge Verhältnisse, für Wirthschaft, Sparsamkeit in den kleinsten Dingen, Freude und Verständniß für Feld, Thier, Pflanzen; mütterlicher Sinn, Gemüthstiefe und dabei die Einfalt und Freiheit, die Niemand zu nahe kommen läßt und doch Vertrauen erweckt — das sind Eigenschaften, deren eine Dorfdiakonissin nicht entrathen kann.

6. Die Dorfdiakonissin muß ein eigenes Heim haben und eine feste bestimmte Arbeit. Beides als Sammelpunkt von Gemeindegliedern, als Ausgangspunkt ihrer Wirksamkeit und Mittelpunkt für alle Barmherzigkeitsarbeit in der Gemeinde. — Die einsame Stellung einer Dorfschwester bedingt reichliche, feste, ihre Persönlichkeit tragende und entwickelnde Arbeit. Daraus erwächst das Vertrauen der Gemeinde; das hindert müßigen herabziehenden Verkehr und giebt ihrem besonderen Thun die nöthige feste und gesonderte Stellung und schafft die sachlich richtigen Anknüpfungspunkte und Außenbeziehungen.

Anschluß, fördernder Verkehr -- hört man oft sagen — wird sich finden; er findet sich aber in den meisten Fällen nicht, wenigstens nicht in einer, die Diakonissenarbeit fördernden Weise. Die Diakonissin gehört zu Niemand; etwaige Wohnung im Pfarr- oder Gutshause kann nur im Anfange gelten. Gewiß darf sie in diesen Häusern verkehren, je nach dem in ihnen herrschenden christlichen Ton, Ernst und Leben; aber es ist nicht heilsam, daß sich irgendwo eine besondere Zugehörigkeit oder Gebundenheit bilde. Dem Pfarrer des Orts ist sie Rechenschaft über ihr Thun schuldig; dem Gutsherrn, resp. der dazu erwählten Dame je nach ihrer Stellung zur Sache. Sie wird nirgends zu den Beamten oder höheren Dienstboten eines Guts in persönliche Beziehungen gestellt; sie gehört ebensowenig an den Tisch der Schloßherrin, wie in die Gesellschaft der Wirthschafterin. Ihre Stellung muß die eines kleinen einfachen, völlig selbständigen Haushalts sein, von dem aus Hilfe und Liebe strömt, wo alle Mühseligen und Beladenen Trost und Hilfe finden. Sie und ihr Heim soll eine Zufluchtsstätte des Elends sein; kurz, in ihrem Herzen und Hause muß Jesus wohnen. Ist das der Boden, auf welchen die Dorfdiakonissin gestellt ist, sind das die Instruktionen, nach denen sie lebt, so wird der Herr sich zu ihr und ihrem Thun bekennen und ihr Gebet und Arbeit segnen.

Der Berliner Verein zur Besserung der Strafentlassenen.

Der unter dem hohen Protectorat Sr. Majestät des Kaisers und Königs stehende Verein zur Besserung der Strafentlassenen hat am 17. v. Mts. unter dem Vorsitz des Geheimen Ober-Justiz-Raths Starke im Bürgersaale des Rathhauses seine 61. Jahresversammlung abgehalten.

Der Verein hat, dem Verwaltungsbericht zufolge, auch im letzten Jahre eine umfassende und überaus segensreiche Thätigkeit entfaltet. Die Zahl der Hilfesuchenden stieg von 2854 im Jahre 1887 auf 3039 im Jahre 1888; unter letzteren befanden sich 529 jugendliche. In Arbeit bezw. in Lehre gebracht wurden 2421 oder 79,6 % derer, die die Vermittelung des Vereins in Anspruch genommen haben. Nur 17,6 % der Untergebrachten, 380 Erwachsene und 47 Jugendliche, verblieben in Berlin; 1609 Erwachsene und 385 Jugendliche kamen in auswärtige Arbeitsstellen und wurden so den verderblichen Einflüssen der Großstadt entzogen.

In den letzten 6 Jahren, seitdem der Arbeitsnachweis des Vereins besteht, haben insgesammt 12687 Strafentlassene durch den Verein Arbeit und Unterkommen gefunden. Von den im letzten Jahre Versorgten waren ihrer Lebensstellung nach 41 Beamte, 336 Kaufleute, Verkäufer, Aufseher, Schreiber und dgl., 708 Handwerker, 319 Kutscher, Gärtner, Hausdiener und 1017 Arbeiter. Arbeit erhielten als Kaufleute u. dgl. 63, im Handwerksbetrieb 278, als Kutscher, Gärtner, Hausdiener 128, als Arbeiter 1958 und zwar als Fabrikarbeiter 264, als Erd- und Ziegelarbeiter 1007 und als Landarbeiter 687.

Eine Errungenschaft von Bedeutung ist die zum ersten Mal im Vorjahre gelungene Unterbringung einer größeren Anzahl Pfleglinge in dem landwirthschaftlichen Betriebe; abgesehen davon, daß gerade in diesem Arbeitermangel herrscht, bietet die Stellung eines ländlichen Arbeiters auch die beste Garantie für eine längere Dauer.

Von den Pfleglingen kamen 188 aus dem Untersuchungsgefängniß Moabit, 1123 aus der Stadtvoigtei, 676 aus Arbeitshäusern; 219 hatten Haftstrafen, 654 Gefängnißstrafen, 179 Zuchthausstrafen verbüßt.

Im Allgemeinen haben sich die Pfleglinge gut geführt; nur 104 Personen haben sich der Hilfe des Vereins unwürdig gezeigt, bezw. die zugewiesene Arbeit nicht angetreten.

Die Ausgaben des Vereins betrugen insgesammt 19157 Mk. Die Unterhaltung des Bureaus erforderte 3105 Mk., zur Beschaffung von Schlafstellen wurden 1226 Mk., für Verpflegung von Strafentlassenen 1721 Mk. ausgegeben; vertheilt wurden 9100 Mittagsportionen und 2100 Abendportionen. 230 Mk. wurden für Naturalverpflegung während des Transports nach auswärtigen Arbeitsstellen verwendet; der Transport selbst erforderte 3859 Mk. Zur Beschaffung von Werkzeug mußten 677 Mk., zur Beschaffung von Kleidungsstücken, zu Unterstützungen und Vorschußzahlungen 1268 Mk. verwendet werden. Für die letzteren drei Aufwendungen in Gesammthöhe von 5804 Mk. sind von den in Arbeit Gebrachten zurückerstattet worden 3293 Mk. oder 56,7 %. 852 Mk. erhielten die einzelnen Commissionen des Vereins für ihre speciellen Zwecke; 90 Mk. wurden an Prämien für gebesserte Strafentlassene vertheilt; 5097 Mk. waren durchlaufende Posten. Die Gesammteinnahmen betrugen 19691 Mk. Von Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften wurden 706, von Strafanstalten 900, von Gemeinde-Kirchenräthen 180, von den Mitgliedern 3588 Mk. gespendet. Die Stadt Berlin erhöhte ihren Zuschuß von 600 auf 1200 Mk., aus dem Fonds der Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stiftung wurden 2500 Mk.

überwiesen. Das Vermögen des Vereins beläuft sich auf 41947 Mk.

Der Vorsitzende gab zugleich einen interessanten Rückblick über die sociale Lage im Allgemeinen und verwies dabei vor Allem auf die erfreuliche Abnahme des Verbrecher- und Vagabondenthums. Die Zahl der in den Gefängnissen der Justizverwaltung Untergebrachten hat sich von 620404 in 1881/82 auf 451149 in 1887/88, die Zahl der wegen Bettelns Bestraften von 97006 auf 49485 verringert.

Die Errichtung deutscher Seemannsheime im Auslande

wird künftighin eine der Hauptaufgaben der inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche bilden.

Wohl hat seit fünf Jahren schon der Centralausschuß der inneren Mission seine Thätigkeit der Pflege der Seeleute der deutschen Handelsmarine während deren Aufenthalts in ausländischen, namentlich in englischen Häfen zugewendet, aber erst im Anfang dieses Jahres war es möglich, in England das erste deutsche Seemannsheim zu errichten. Und doch gehen nach den Häfen Großbritanniens alljährlich etwa zwei Drittel der deutschen Kauffahrteischiffe ab; dort auch nehmen die aus Amerika, Indien und Ostasien heimkehrenden deutschen Schiffe meistens längeren Aufenthalt.

Während nun die lutherischen Vereine für innere Mission sich den westlichen Häfen am Bristolkanal zugewendet haben, hat der Centralausschuß seine Thätigkeit den Häfen des nordöstlichen England und Schottland gewidmet. Dort ist der bedeutendste Hafen South-Shield, welcher alljährlich von 7000—9000 deutschen Seeleuten besucht wird. Nachdem hier im Laufe der Jahre Tausende unserer Seeleute in Folge von Ausbeutung und Verführung zu Grunde gegangen sind, nahm der deutsche Geistliche in dem nahen Sunderland, Pastor Harms, sich derselben an. Er brachte die Mittel auf, einen Saal zu miethen, in dem er Seemannsgottesdienst hielt, und eröffnete ein Lesezimmer. Nun aber galt es, den Saal, der früher Theaterzwecken gedient hatte, zu einem gottesdienstlichen Raum umzugestalten, Zimmer zum Briefschreiben einzurichten, einige Betten aufzustellen, um so den Anfang eines Seemannsheims zu schaffen.

Da trat — es war vor drei Jahren — Kaiser Wilhelm I. helfend ein und gewährte die erforderlichen Mittel. Doch bald erwiesen sich jene Räume als unzureichend und gesundheitsschädlich. Die Nothwendigkeit, ein vollständiges deutsches Seemannsheim zu gründen, trat immer schärfer hervor. Das von Pastor Harms gegründete Tyne-Komitee kaufte ein Grundstück an, und nachdem die nöthigsten Einrichtungen unter der Beihilfe unseres jetzigen Kaisers Wilhelm II. getroffen waren, ist das deutsche Seemannsheim in South-Shield am 17. Januar d. J. eröffnet worden.

Bis jetzt haben aber nur 14 Betten aufgestellt werden können. Ein Anbau ist dringend nöthig, um einen Saal zum Gottesdienst, genügende Lesezimmer und die Möglichkeit, 20 Seeleute gleichzeitig zu beherbergen, zu gewinnen. Die Kosten hierfür belaufen sich auf 10000 Mark.

Am 7. d. M. wird in London eine Versammlung des Generalkomitee für innere Mission in England und Wales stattfinden, auf der der Centralausschuß durch Pastor Oldenberg vertreten sein wird. Auf der Tagesordnung steht die Gründung eines deutschen Seemannsheims in London, dessen Hafen jährlich etwa von der Hälfte der 40000 Seeleute der deutschen Handelsmarine besucht wird.

Unsere skandinavischen Stammesgenossen haben seit einem Jahr ein vortrefflich eingerichtetes Seemannsheim; nur unsere Landsleute in London haben kein Heim.

Zwei deutsche Frauen, Eveline von Schröder und Ellen Lichtenberg, die Gattin des Arztes des deutschen Hospitals in London, die reichlich Gelegenheit hatte, die furchtbaren Folgen der Heimathlosigkeit unserer Seeleute in der Weltstadt kennen zu lernen, haben einen Aufruf zur Gründung eines deutschen Seemannsheims in London erlassen, bereits Geldmittel erhalten und infolgedessen auch ein geeignetes Haus in der Nähe der Indian Docks in Aussicht genommen. Nun handelt es sich darum, die Sache energisch weiter zu führen, zumal nachdem auch unsere Kaiserin in einem Kabinetsschreiben vom 27. v. M. ihr Interesse für die Bestrebungen der inneren Mission in Sachen der deutschen Seemannsheime ausgesprochen hat.

Der Geist hilfreicher Nächstenliebe setzt die finanziellen Quellen des Reichs und der Genossenschaften in Bewegung, um die Arbeiter vor Verletzungen zu schützen, bei Unfällen zu entschädigen, in Krankheit, Invalidität und Alter vor Noth zu bewahren. Möchte es daher auch gelingen, unseren Meeresarbeitern zunächst in London und dann weiter an fernen Küsten Heime zu schaffen, in denen sie empfangen werden in Gottesfurcht, mit deutschen Lauten, mit deutscher Treue.

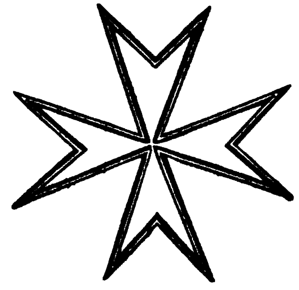
Im Kunstverlage von Hans Hanfstaengl in Dresden (C. A. Teich, Königlich Sächsischer Hof-Photograph) ist eine sehr schöne Photographie des **Durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ordens, Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit**, im Costume als Herrenmeister erschienen. Format: „Boudoirformat.“ Preis 4 Mark 50 Pf.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 15. Mai 1889. **Nr. 20.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	54			
	Zugang pro " "	30			
		84			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	61	61	1 675	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	49			
	Zugang pro " "	28			
		77			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	58	58	1 686	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. April 1889 .	68			
	Zugang pro " "	8			
		76			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	73	73	2 190	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	36			
	Zugang pro " "	11			
		47			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	24	24	887	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	35			
	Zugang pro " "	16			
		51			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	30	30	1 134	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	25			
	Zugang pro " "	24			
		49			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	25	25	848	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	30			
	Zugang pro " "	22			
		52			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	30	30	894	43
	zu übertragen		301	9 314	475
	Uebertrag		301	9 314	475
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	20			
	Zugang pro " "	14			
		34			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	20	20	652	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	47			
	Zugang pro " "	16			
		63			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	41	41	1 301	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	29			
	Zugang pro " "	8			
		37			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	14	14	664	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	43			
	Zugang pro " "	29			
		72			
	Abgang " " "	30			
	Bleibt Bestand	42	42	1 244	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	44			
	Zugang pro " "	23			
		67			
	Abgang " " "	35			
	Bleibt Bestand	32	32	1 092	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	27			
	Zugang pro " "	24			
		51			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	23	23	785	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	14			
	Zugang pro " "	18			
		32			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	21	21	487	40
	zu übertragen		494	15 539	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Mai 1889 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1889	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		494	15 539	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	74			
	Zugang pro . .	37			
		111			
	Abgang . . .	46			
	Bleibt Bestand	65	65	2 149	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	23			
	Zugang pro . .	16			
		39			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	23	23	729	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	43			
	Zugang pro . .	15			
		58			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	41	41	1 299	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	20			
	Zugang pro . .	27			
		47			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	22	22	606	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	12			
	Zugang pro . .	11			
		23			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	13	13	302	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	18			
	Zugang pro . .	18			
		36			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	19	19	533	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	16			
	Zugang pro . .	17			
		33			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	15	15	497	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	19			
	Zugang pro . .	12			
		31			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	16	16	488	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1889 .	10			
	Zugang pro . .	—			
		10			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	10	10	300	12
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	12			
	Zugang pro . .	8			
		20			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	14	14	374	19
	zu übertragen		732	22 816	1 274

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Mai 1889 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1889	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		732	22 816	1 274
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	8			
	Zugang pro . .	7			
		15			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	10	10	281	19
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	14			
	Zugang pro . .	15			
		29			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	10	10	342	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	3			
	Zugang pro . .	—			
		3			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	1	1	65	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	4			
	Zugang pro . .	1			
		5			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	3	3	115	12
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1889 .	30			
	Zugang pro . .	1			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	917	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	24			
	Zugang pro . .	12			
		36			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	14	14	584	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	3			
	Zugang pro . .	5			
		8			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	3	3	111	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	26			
	Zugang pro . .	23			
		49			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	21	21	634	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	25			
	Zugang pro . .	8			
		33			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	24	24	805	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. April 1889 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	82
	zu übertragen		849	26 670	1 595

*) Während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbette.
	Uebertrag		849	26 670	1 595
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	22			
	Zugang pro " "	13			
		35			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	19	19	700	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. April 1889 .	5			
	Zugang pro " "	3			
		8			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	3	3	95	38
37.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. April 1889 .	42			
	Zugang pro " "	22			
		64			
	Abgang " " "	31			
	Bleibt Bestand	33	33	998	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. April 1889 .	16			
	Zugang pro " "	10			
		26			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	14	14	495	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. April 1889 .	16			
	Zugang pro " "	4			
		20			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	13	13	433	20
	Zusammen		931	29 891	1 733

Der gesammte Abgang an **Kranken** pro April c. beträgt 631, davon sind gestorben 47
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 36
geheilt 548
wie vor 631.

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. März 1889** . . . . 32 Kranke.
Zugang pro **März 1889** . . . . 43 "
75 Kranke.

Davon sind
gestorben 5
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 10
geheilt 24
39 "

Bleibt Bestand am **1. April 1889:** . . . . 36 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 21 orientalische Christen, 18 Muhamedaner und 2 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro März 1889 beträgt 1274.

Poliklinisch wurden 928 Personen behandelt.

Hans Ludwig Otto Graf von Königsmarck, Wirklicher Geheimer Rath und Mitglied des Herrenhauses, auf Ober-Lesnitz bei Kolmar, Rechtsritter seit 1854, † zu Ober-Lesnitz 2. Mai 1889.

Reise nach Palästina.

(Schluß.)

Inzwischen hat der umsichtige Reisemarschall, wohl nicht bloß durch die Fürsorge für seinen Herrn, sondern auch vom eigenen Bedürfniß getrieben, aus dem nahen Dorfe einen Wasserkrug requirirt, natürlich einen schwarzen. Aber trotzdem, er ist im Handumdrehen leer. Nachdem das frugale Mittagsbrod aus der Satteltasche hervorgeholt ist, breitet Machmud daneben ein Tuch aus, in welchem er einige Riesentrauben mitgebracht hat, auf daß das Dessert nicht fehle. Nur wenig Weinpflanzungen hatten wir seit Jaffa unterwegs getroffen. Denn der Muhamedaner trinkt ja keinen Wein, er trocknet die Trauben bloß zu Rosinen.

O nun zum letzten, süßesten Dessert ein Schläfchen! Das Meer rauscht dem müden Zwillingspaar, Leib und Seele, die bestrickendsten Wiegenlieder vor. Aber es ist zu bedenklich einzuschlafen. Schlafe ich einmal ein, dann wird das ein tiefer Schlaf, ein bedenklicher Schlaf in einer Umgebung, die an dem Prussiani nichts zu rühmen weiß, als daß er ktir musari (viel Geld) habe. Darum kämpfe ich ein Weilchen mit dem Sandmanne, bis ich merke: Jetzt kriegt er dich unter. Da blase ich, ob die Sonne schon noch hoch steht, zum Abmarsch sämmtlicher Bundestruppen, um der Qual ein Ende zu machen.

Diesmal lassen wir den Binnenweg in seiner Langweiligkeit dahinziehen und bleiben am Meeresufer. Zwar der Sand ist sehr locker. Aber da, wo ihn das Meer bespült, ist er fest genug für Pferdehufe. Unsere Pferde nehmen denn auch diesen Vortheil wahr und lassen sich nicht durch die heranrollenden weißschäumenden Ausläufer der Wogen irre machen, nachdem der straffe Zügel sie einige Male im Wasser gehalten und ihnen gezeigt hat, daß das Wasser die Pferdefüße nicht beißt. Heiß brennt die Sonne hernieder, und auch der Wind, der dauernd von der See herweht, ist lauwarm, aber er trocknet doch die feuchte Stirn. Und nun sieh, ein possierliches Schauspiel erneuert sich wieder und wieder. Hunderte von Krabben in den verschiedensten Altersstufen springen vor den Ankömmlingen auf's hurtigste mit ihren sechs Beinen von dannen, einige landeinwärts, bis sie eine der selbst gegrabenen Höhlen im Sande finden, die meisten aber laufen ins Wasser. Wenn gerade eine Welle heranwälzt und sie mit sich zu reißen droht, krallen sie sich fest in den Sand und lassen das Wasser über sich hinstürzen. Kein Mensch scheint ihnen nachzustellen, denn das Gestade bis nach Gaza hin wimmelt von

Millionen und aber Millionen dieser Krabbelwesen. Wenigstens die Hirtenknaben, auf welche wir jetzt stoßen, kümmern sich um keine Krabben. Sie liegen mit ihren Ziegenheerden im glühenden Sande und scheinen den Krabben im Sichsonnen Gesellschaft zu leisten. Der Reisechef aber reitet mitten in die Heerde und lockt mich, der ich Halt mache, durch die Verheißung: „Gutes, sehr schönes Wasser." Ich schaue mich verwundert um. Wo soll hier, kaum 10 Schritte vom bittersalzigen Meere gutes Trinkwasser herkommen? Aber richtig, mitten unter der zwei- und vierbeinigen Schaar wird ein Loch im Sande sichtbar, in welches der eine Bube widerwillig auf die drohende Forderung des Soldaten hin sein Schöpfgefäß, ein durch einen Stab auseinander gehaltenes Stück Ziegenfell, hinabläßt. Was es heraufbringt, sieht trübe aus, sodaß ich trotz auf's Neue ergrimmten Durstes resignire. Indeß meine Begleiter und die Pferde lassen sichs schmecken. Der Soldat dringt immer wieder in mich und endlich schöpfe ich, nachdem er mir versichert, bis Gaza fänden wir kein Wasser mehr, mit der Hand aus dem seltsamen Trinkgeschirr. Und wer hätte das gedacht, das trübe Wasser schmeckt so süß, daß ich es mit wonnigen Zügen schlürfe. Noch jetzt liegt mir seine Lieblichkeit auf der Zunge, wenn ich zurückdenke. Es übertraf an Güte alles Quellwasser meiner Thüringer Heimat. „Kein Wunder, Du warst rasend durstig," höre ich einwerfen. Allerdings, das war ich noch oft auf dieser Sommerreise, aber wenn mir nachher minderwerthiges Wasser gereicht wurde, merkte ich das wohl trotz brennenden Durstes. Damals aber dachte ich noch lange darüber nach, als wir weiter ritten. Wie seltsam, daß neben dem bitteren Meereswasser, nur wenige Schritte davon entfernt, im Sande das schönste Süßwasser quillt, süßes in trautnachbarlicher Nähe des Bitteren wie im Menschenleben, wo so oft des Kindes Leben neben der Mutter Tod liegt.

Und — damals gesellte sich auch in meinen Gedanken zum Ernsten das Heitere — wie merkwürdig, wenn das Meer einmal große Wellen wirft, die den Süßwasserquell erreichen, kann man sagen: Les extrêmes se touchent.

Noch einige Male trafen wir auf Ziegenheerden, welche zur Abwechselung auch einmal von Hirtinnen beaufsichtigt waren. Diese trugen ein Obergewand aus schwarzblauer Wolle und vor dem Gesicht den festen, egyptischen Schleier, und geben so den langohrigen Ziegen erst recht das orientalische Gepräge. Auch große Kameelsheerden zogen mit uns die gleiche Straße, gazawärts, und zuweilen kam uns auch ein Reiter entgegen auf stolzem, tänzelndem, arabischen Vollblute, — wir waren ja in der Heimat der edelsten Rassepferde. — Aber für gewöhnlich war der Weg einsam.

Das Meer rauschte die ewig gleichen Weisen, die weiche Luft umspielte das Haupt und schläferte die Sinne ein. Ich achtete nicht der gefährlichen Situation auf dem Pferde fast immer im Wasser. Ich schlief ganz fest ein und erwachte erst jäh, als ich mich schon fast vom Pferde getrennt hatte und nur noch mit einem Knie im Sattel hing. Ich dachte nicht wie jener Eitle, der, mit dem Schaukelstuhl fallend, ausrief: „Gestehen Sie, bin ich nicht elegant gefallen?" sondern nahm mir vor, nunmehr vorsichtiger zu sein, um nicht ein Meerbad in Kleidern nehmen zu müssen.

Wie oft hatten wir schon Flußmündungen durchritten, ohne daß die Pferde den Fuß netzten. Es waren lauter nachal aksab, „Lügenflüsse", wie sie das Alte Testament nennt (Jerem. 15, 18), die in der Regenzeit viel Wasser mit sich führen, aber schnell wieder ausgetrocknet sind, wenn der Regen aufhört. Endlich aber kamen wir auch einmal an einen „Fluß der Wahrheit", wenn er auch nur in schmaler Rinne zum Meere schlich. An seinen Ufern grünte es üppig, ja weiter im Lande hatte sich eine Insel gebildet, auf deren saftiger Weide sich mehrere Heerden bene thaten. Aber auch für uns war es eine Weide, wenn auch nur der Augen, die des blauen Meeres und blendenden Sandes müde waren.

Stunde reihte sich an Stunde. Endlich kam mein Kollege im Waffenhandwerk leuchtenden Gesichtes an mich heran, wies auf ein Gebäude, das auf der Dünenhöhe vor uns sich zeigte und wisperte: „Das ist Gaza." Seine Augen hatten gut leuchten, denn Gaza war seine Heimat, wie er mir vorher erzählt hatte. Aber auch mir zuckte neue Frische durch die Glieder. Es war zwar vor uns erst der Hafen, und das Gebäude auf dem Hügel die Quarantäne, von wo aus noch eine tüchtige Strecke zur landeinwärts gelegenen Stadt Gaza Sand gewatet werden mußte Aber nun waren wir doch nahe am Ziel, Gott Lob unangefallen, unabgefallen. Suchte man auch wie Onkel Bräsig auf dem Kirschboom vergeblich nach einer Körperstelle, die nicht mürbe gesessen war, nun winkte doch mehrtägige Rast bei lieben Menschen verheißungsvoll nahe.

Am Hafen, der diesen Namen freilich nur um deßwillen verdient, daß hier bei ruhigem Wetter Schiffe Anker auswerfen auf unsicherem sandigen Grunde, herrscht ein reges Leben. Viele Zelte sind aufgeschlagen am Hügelabhange, in denen die Gazaer haute volée ein Norderney-Dasein, allerdings in seiner primitivsten Anfangsgestalt, führt.

Aber noch ein anderer Anblick, trauriger Art, fesselt das Auge. Nicht weit vom Ufer hängt an einer Klippe ein Wrack, an welchem sich nun die Wellen brechen. Es muß ein stattlich Schiff gewesen sein, denn die Stumpfe dreier Masten ragen daraus hervor. Wenige Tage vorher waren Fischer hinausgefahren, um von dem Weizen zu holen, mit welchem das Schiff beladen war. Aber zwei von ihnen waren gleich todt in die gewaltsam geöffnete Luke hinabgesunken; die Gase, die von dem verdorbenen Getreide aufstiegen, hatten sie getödtet. Wie war es doch gekommen, daß dieses Schiff ein solch trauriges Ende fand, noch als Wrack gleichsam aus Rache Menschen in sein Ver-

derben hineinziehend? Kein Sturm hatte es aufs Land geworfen. Nur ein mäßiger Wind hatte in jener Unglücksnacht geweht, als das Schiff aufs Ufer trieb. Nicht die Ankerketten waren gerissen. Nur der Ankergrund war schlechter Sandboden. Im Sande hatten die Anker keinen Anhalt gefunden, und als der Wind sich etwas stärker erhob, trieb er das Schiff aufs verderbliche Riff.

Die tosende Brandung Sünde und Tod trachtet auch Dein Lebensschifflein, lieber Leser, zu zertrümmern. Hast Du es auch gelernt, zu singen und zu rühmen: Ich habe nun den Grund gefunden, Der meinen Anker ewig hält; Wo anders als in Jesu Wunden Da lag er vor der Zeit der Welt, der Grund, der unbeweglich steht, Wenn Erd' und Himmel untergeht. Otto Fritz.

Das Diakonissenhaus Bethanien zu Breslau.

Von den in der evangelischen Christenheit vorhandenen 64 Diakonissen-Mutterhäusern, welche Mitte vorigen Jahres mehr als 7 100 Schwestern auf 2263 Arbeitsfeldern in Thätigkeit hatten und zu der „Kaiserswerther General-Conferenz" zusammengeschlossen sind, kommen auf die Provinz Schlesien allein nicht weniger als drei, mit ungefähr 500 Schwestern auf 176 Arbeitsplätzen: es sind die Diakonissen-Mutterhäuser zu Kraschnitz, Frankenstein und Bethanien zu Breslau. Von diesen hat das Letztere vor Kurzem seinen 39. Jahresbericht veröffentlicht. Im Nachstehenden mögen einige Mittheilungen von allgemeinerem Interesse aus demselben den Lesern dieses Blattes von dem erfreulichen Wachsthume dieser Anstalt und ihrem hervorragenden Antheile an der Förderung der Diakonissensache Zeugniß ablegen.

Die im Dienste Bethaniens stehende Schwesternschaft, welche sich am Schlusse des Jahres 1887 auf 218 belief, betrug Ende 1888 229 und zwar 151 eingesegnete, 59 Bei- und 19 Probeschwestern. Im Laufe des Jahres schieden 7 (1 Bei- und 6 Probeschwestern) wieder aus, während 3 eingesegnete Schwestern nach langen, schweren Leiden aus dem Leben abberufen wurden. Die kirchliche Einsegnung von Schwestern zum Diakonissenamt wurde gelegentlich der Feier des Stiftungsfestes Bethaniens am 13. Mai an 14 Beischwestern vollzogen, während am 2. Osterfeiertage, den 2. April, 13 und bei der Feier des Kirchweihfestes 4 Probeschwestern zu Beischwestern ernannt wurden.

Zwar ist nun hiernach im Wachsthume der Schwesternschaft auch im vorigen Jahre weder ein Stillstand noch gar ein Rückgang zu verzeichnen, sondern, wie aus dem obigen hervorgeht, vielmehr ein erfreulicher Fortschritt, allein im Allgemeinen entsprach doch nach dem Berichte die Zunahme um 11 Schwestern bei weitem nicht dem hervorgetretenen Bedürfniß.

Und in der That ist dieser immer fühlbarer werdende Mangel einer ausreichenden Zahl von Diakonissen sehr zu beklagen. Denn er hat leider die sehr bedenkliche und betrübende Folge, daß evangelische Christen, die in Nothzeiten in den Diakonissenhäusern die gewünschte Hilfe nicht finden können, sich an die Orden der römisch-katholischen Kirche wenden, welche ja immer ebensowenig an Geld als an persönlichen Kräften Mangel haben, und schließlich — wie es ja leicht erklärlich ist, wenn sie dort empfangen, was sie begehren, — für die Bestrebungen derselben viel wärmere Herzen und offenere Hände haben als für die Diakonissensache ihrer eigenen Kirche. Diesem Nothstande gegenüber wäre es allerdings dringend wünschenswerth, daß sich diejenigen evangelischen Christinnen, die bei den erforderlichen Gaben und Kräften Leibes und der Seele, ohne durch nähere Pflichten gegen Angehörige gebunden zu sein, frei dastehen, sich an der Förderung der evangelischen Diakonissensache werkthätig als hilfsbereite Diakonissen persönlich möglichst zahlreich betheiligen, um auf diese Weise auch auf dem Gebiete der Krankenpflege dem stetigen Vordringen der römischen Ordensgenossenschaften grade in vorwiegend evangelischen Gegenden einen wirksamen Damm entgegenzusetzen.

Auch im Jahre 1888 haben wieder einige vom Johanniter-Orden dem Diakonissenhause Bethanien überwiesene junge Damen theils als „Johanniter-Lehrpflegerinnen" einen halbjährigen Unterrichtscursus in der Krankenpflege, theils als „dienende Schwestern des Johanniter-Ordens" einen mehrwöchentlichen bez. mehrmonatlichen Uebungscursus in derselben zurückgelegt. An dem halbjährigen Cursus nahmen 11, an den Uebungscursen 6 Damen Theil, welche Letzteren mehrfach auf auswärtigen Stationen als Ersatz für beurlaubte Schwestern recht willkommene Dienste leisteten.

Die Krankenheilanstalt des Mutterhauses besitzt gegenwärtig 32 mit je 6000 Mk. vollständig fundirte Freibetten und zwar 22 auf der Abtheilung für weibliche und 10 auf der für männliche Kranke, während 8 Freibetten für weibliche und 3 für männliche Kranke noch nicht vollständig fundirt sind.

Was das Gesammtergebniß der Krankenpflege in der Heilanstalt anbelangt, so wurden, eingerechnet den aus dem Jahre 1887 verbliebenen Bestand von 115 Kranken, während des Jahres 1888 im Ganzen 1440 Kranke (gegen das Jahr 1887 25 weniger) an 46648 Verpflegungstagen (gegen das Vorjahr mehr 3376) verpflegt, sodaß durchschnittlich jeder Kranke 32,3 Tage (gegen das Vorjahr mehr 2,8) in Anspruch genommen hat und täglich im Durchschnitt 127 Kranke (gegen das Vorjahr 9 mehr) in der Anstalt gewesen sind.

Die Aufnahme erfolgte wie bisher ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, des Standes, des Geschlechts, des Alters und der Ortsangehörigkeit, soweit es der Raum und die Statuten des Hauses gestatten. Alle Kranke, welche sich als unbemittelt ausweisen konnten, erhielten kostenfreie Verpflegung; Mitglieder von Krankenkassen zahlten seit dem 1. April v. J. auf den Tag 1 Mk.

und Bemitteltere nach Maßgabe ihrer Ansprüche und Vermögensverhältnisse eine freiwillige Vergütigung.

Dem Geschlecht nach theilten sich die 1440 Kranken in 255 männliche und 1185 weibliche, der Religion nach in 1092 Evangelische, 2 Alt-Lutherische und 346 Römisch-Katholische, der Heimat nach in 501 aus Breslau und 925 aus der Provinz Schlesien, während aus anderen Provinzen und Ländern 12 und heimatlos zwei waren. Geheilt wurden entlassen 1046, gebessert 99, ungeheilt 76; gestorben sind 100, sodaß für 1889 ein Bestand von 119 Kranken verblieb.

Größere Operationen sind 115 vollzogen worden, 105 davon d. i. 91,3% mit günstigem Erfolge; doch befanden sich von den Operirten am Jahresschlusse noch 3 in der Behandlung.

Nachtwachen wurden 1460 geleistet.

Im Siechenhause Bethaniens, welches gegenwärtig 19 mit je 7500 Mk., 2 mit 9000 bezw. 12000 Mk. vollständig und 8 unvollständig fundirte Freibetten besitzt, sind, mit einem Bestande von 48 Pfleglingen aus dem Jahre 1887, im Berichtsjahre im Ganzen 60 Personen (8 m. u. 52 w.) an 16914 Verpflegungstagen verpflegt worden, sodaß durchschnittlich täglich 46 Pfleglinge vorhanden waren und jeder derselben im Durchschnitt 287,7 Tage in Anspruch nahm; 13 Pfleglinge starben, während einer in andre Pflege überging; mithin blieb für 1889 ein Bestand von 46 Siechen. Die Zahl der Nachtwachen im Siechenhause belief sich auf 366.

Die Poliklinik hat sich auch im verflossenen Jahre als eine recht segensreiche Einrichtung erwiesen, indem 2627 Kranke in ihr für ihre Leiden Hilfe durch guten Rath und sachgemäßen Beistand erfahren konnten. Privatpflegen wurden 66 mit 332 Nachtwachen geübt.

Die Arbeit der Schwestern Bethaniens auf den auswärtigen Stationen umfaßte in 30 verschiedenen Ortschaften 55 Arbeitsfelder und beschäftigte 154 bez. 156 Schwestern, d. i. 10 bez. 12 mehr als im Jahre 1887. Aufgegeben wurde während des verflossenen Jahres als Station das Kreiskrankenhaus zu Oels, welches aufgelöst werden sollte; als neue Stationen wurden übernommen die Gemeindepflegen zu Klitschdorf, Guhrau und Ober-Dirsdorf im Kreise Nimptsch, sowie die kirchliche Armen- und Krankenpflege in dem auf dem linken Oderufer gelegenen Theile der St. Bernhardingemeinde zu Breslau.

Als ein ganz neuer, bisher von Bethanien noch nicht gepflegter Zweig der Diakonie wurde im vorigen Jahre auch die mit dem Marthaheim in Liegnitz verbundene Kleinkinderbewahranstalt übernommen.

Rechnet man zu den von den Schwestern Bethaniens auf den auswärtigen Stationen gepflegten Personen noch die in den Anstalten des Mutterhauses und in den Privatpflegen gepflegten (in der Heilanstalt 1440, im Siechenhause 60, in der Poliklinik 2627, in den Privatpflegen 66, zusammen 4193) hinzu, so hat sich die Gesammtthätigkeit der Schwestern im Berichtsjahre auf 16540 (d. i. 1782 mehr als 1887) Personen erstreckt, während die Gesammtzahl der geleisteten Nachtwachen die Höhe von 9204 (d. i. 1892 mehr als 1887) erreicht hat.

Außerdem sind die „Sonntagsschulen", d. i. Kindergottesdienste nach dem Gruppensystem (in Bethanien durchschnittlich von 600—700 Kindern besucht), die Flick- und Strickschulen und die Dienstmädchen- und Fabrikmädchenvereine in der bisherigen Weise erfolgreich weitergeführt worden.

Die Kassenverhältnisse Bethaniens haben sich im vorigen Jahre gegen die letzten 4 bis 5 Jahre insofern etwas günstiger gestaltet, als es doch wenigstens nicht erforderlich gewesen ist, die auf der Anstalt ruhende Schuldenlast von 157177 Mk. wiederum zu vergrößern. Die Einnahmen haben die Ausgaben gedeckt; jene betrugen 146,259 Mk. 76 Pf., diese 146 253 Mk. 67 Pf. Zu diesem erfreulichen Resultat haben ausweislich des Kassenberichtes besonders mitgewirkt: die in der Provinz Schlesien eingesammelte Kirchencollecte, die einen Ertrag von 3920,10 Mk. ergeben hat, ferner eine höhere Einnahme von Pflegegeldern für die in der Anstalt verpflegten Mitglieder der Krankenkassen, sodann einige Legate und Schenkungen verstorbener Gönner Bethaniens und die namhaften Unterstützungen Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta, des Provinziallandtages, verschiedener Kreisvertretungen Schlesiens, sowie des Magistrats von Breslau und mehrerer Privatpersonen.

Der Bericht schließt mit der Bitte, auch in diesem Jahre recht reichlich beizusteuern, um die obenerwähnte Schuldenlast thunlichst bald und so viel als möglich vermindern und dem alten, seit fast 39 Jahren festgehaltenen und bewährten Grundsatze, alle unbemittelten Kranken kostenfrei zu verpflegen, treu bleiben zu können.

Literatur.

Monats-Blätter für innere Mission. 6. Jahrgang. Heft 3 und 4, März-April 1889. Inhalt: Warum wir als Christen an der socialen Frage nicht vorbeigehen können? Von Fr. Naumann. — Die Seemannsmission. — Die christliche Presse und die Schriftenverbreitung. Von Pfarrer Kayser. — Aus den Briefen eines badischen Missionsfreundes an einen hessischen Vetter. — 6. Jahresversammlung des Centralvorstandes deutscher Arbeiterkolonien. — Nachrichten aus dem Conferenzgebiet. — Kleine Rundschau. — Literatur der inneren Mission. — Miscellen 2c.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Aufsatze „Ostern an heiliger Stätte" in Nr. 18 dieses Blattes vom 1. d. Mts. muß es Seite 110, 1. Spalte 3. Zeile von oben heißen, statt: Pratoslavny: Pravoslavny, Zeile 14 von unten, statt: starken: starren.

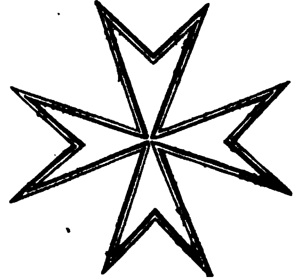
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 22. Mai 1889. **Nr. 21.**

Ein brandenburgischer Leibarzt.

In Dänemark und in Schottland soll in alten Tagen einst ein Geschlecht von normännischer Abkunft angesessen gewesen sein, welches den Namen „the whites“ und „de hwiders“ geführt haben soll. Im Anfange des 16. Jahrhunderts soll ein Duncan the White gelebt haben; in der Mitte dieses Säculums soll ferner „Alexander Candidus“ sogar Schloßhauptmann zu Stirling gewesen sein. Ein Schottländer, Theodor White, soll nach der Weise der Ahnen dann auch Kriegsdienste in Spanien und in Frankreich genommen haben; — er soll ein wunderschönes Weib, Katharina, eine Tochter des berühmten Hauses derer von Narne, mit sich herumgeführt haben; — es folgte damals ja auch manch' ein edles, heißes Blut dem Schalle der Trommel! Am Schlusse des 16. Jahrhunderts aber finden wir den gestrengen Theodorus Weise als einen ehrsamen Bürger der Stadt — Lübben in der Niederlausitz vor. Nun, — „Lübben“ heißt auf deutsch „die Schöne“; — vielleicht hatte es die Pracht des feuchten, sprossenden Spreewaldes dem bogenführenden Schotten angethan! Katharina Narne war freilich schon längst gestorben und verdorben; Meister Theodorus aber hatte auf seinen wilden Kriegszügen wohl manch' einen guten Beutegroschen und manch' eine schwere, goldene Kette sich gewonnen. Nach einem friedlichen Heime sehnt sich schließlich jedoch auch die ärgste „Kriegsgurgel“ und der rauflustigste „Haudegen.“ Der einsame, müde Krieger schloß daher zu Lübben einen neuen Ehebund mit einer Jungfrau Margarethe Domke, „welche in der Stadt Verwandte hatte.“ So eine spätere Leichenpredigt, nach welcher ältere Angaben Brandenburgischer Schriftsteller zu berichtigen sind.

Der alte Kriegsmann aber wurde, wie das öfter vorkommt, nicht nur ein allgemein geachteter Bürger und Rathsherr, sondern sogar ein liebevoller und, wie es scheint, auch pädagogisch sehr tüchtiger Vater. Er sprach die Sprachen all' jener Länder, durch welche er Bellona's Wagen nachgezogen war; — er war, — wahrscheinlich schon auf der Schule zu Edinburg oder zu Glasgow, — auch in die Geheimnisse des klassischen Alterthums eingeweiht worden und hatte die zierliche Kunst, ein lateinisches oder griechisches Dystichon zu verfassen, sogar beim „Rollen der Würfel“ und „bei'm Läuten der Gläser“ nicht verlernt. Am 9. September 1605 beschenkte die ehr- und tugendsame Frau Grethe ihn zu Lübben mit einem wackern Jungen, und in treuer Sorgfalt nahm Herr Theodorus sich dann dieses, seines Sprößlings an, ihn unterweisend in jeder Kunst, in jeder Sprache, der er selber fähig war.

Das formale Talent jener Tage ist uns verloren gegangen; — das Resultat, welches die Versifikationsübungen unsrer Primaner heutzutage ergeben, ist, wie Verfasser dieses aus Erfahrung weiß, ein mehr als klägliches. Im 17. Jahrhunderte aber war das anders. Der junge Martinus Weise, des ehrbaren Herrn Theodorus Weise Sohn, kam „durch guter Leute Unterweisung“ schon in seinem vierzehnten Jahre, als er auf die Schule zu Bautzen gesendet wurde, dahin, „einen guten lateinischen und griechischen „Vers“ zu schreiben. Allein es war doch eine schlimme und „fast“ harte Zeit! Auch über Bautzen und seine Umgegend kamen „grausame, starke kaiserliche Reuter“; — die sächsische Armada eilte zur Hilfe nicht herbei, und die alte Wendenstadt ging unter den Brandfackeln der Kaiserlichen in Flammen auf. Da war für die „litterae bonae, liberales“ kein Sitz mehr in der Veste Budissin; auch Martinus Weise floh, — zunächst wohl nach der Heimath. Das angefangene, gute Werk aber sollte auch zu Ende geführt werden. Man schrieb das Jahr 1622; noch waren die Deutschen ehrliebend genug, um weder an schwedische noch französische Unterstützung zu denken. Noch blühte auch das alte Herzogsgeschlecht der Greifen von Pommern! Das von dem edlen Bürgermeister Jageteuffel gestiftete Kollegium in Stettin erfreute sich eines ausgezeichneten, bis nach der Lausitz ausgedehnten Rufes, und so wurde der

Scholar Martinus Weise von den sorgsamen Eltern nunmehr nach Stettin gesendet, um dort auf dem Jageteuffel'schen Collegium die Grundlagen aller „studia humaniora“ sich anzueignen.

Abiturienten-Prüfungen aber gab es damals noch nicht; dies allumfassendste und schwerste aller Examina war noch nicht „erfunden“ und sollte erst im Jahre der französischen Revolution ersonnen und anbefohlen werden. Man kann jedoch durchaus nicht sagen, daß dieses, eine breite wissenschaftliche Bildung ohne jedwede Tiefe erfordernde Examen den Geist der Gelehrsamkeit in Deutschland merkbar gehoben habe; — gleichwohl ist dasselbe praktisch von ebenso wohlthätigen Folgen begleitet gewesen wie es die Einführung einer Uniform und einer Amtstracht zu sein pflegt. Unser Martinus Weise ging, 17 Jahre alt, im Jahre 1622 vom Stettiner Collegium nach der alma mater Viadrina zu Frankfurt ab und entwickelte bereits in so jugendlichem Alter auf der joachimischen Hochschule einen so ernsthaften, auf die besten Vorkenntnisse sich stützenden wissenschaftlichen Geist, daß er sehr bald zu den „berühmteren Schülern“ der Universität am Oderstrande gehörte.

Martinus Weise aber hatte, „weilen er eine ganz besondere Lust zur Erlernung der Arzeneykunst in sich gespüret, die Vorträge der Frankfurter Aerzte „zweier ganzer Jahre lang auskultiret“; er begab sich dann nach Wittenberg, „dahin ihn der Ruff des berühmten Sennerti zoge, welchen er mit so unermüdlichem Fleiße gehöret, daß dieser große Doktor in der Arzenei ihm nicht allein seinen Sohn zur Aufsicht anvertrauet, sondern ihm sogar die Erlaubniß ertheilet, Privatcollegia in der Ars medica zu halten.“ — So unser guter, alter Geschichtsschreiber Küster.

Der Sohn des kriegerischen, vielumgetriebenen Schottländers und der Margaretha Domkin, also ein angehender Arzt! — Mystisch aber noch, bald zagend und verschleiert, bald keck sich brüstend und dem Tamburine des Marktschreiers die schrillsten Töne entlockend, stand des Arztes Kunst dermalen in den deutschen Landen da. Seltsam, daß ihre Unzulänglichkeit grade dann zu Tage trat, wenn es galt, mit starkem Muthe dem Angriffe einer Seuche zu widerstehen! Noch mied die ärztliche Kunst den Feind; — noch wagte dieselbe es nicht, einer Pest z. B. mit dem Aufgebote aller Kraft entgegenzutreten. Die Seuche aber kam auch über die Lutherstadt; — da floh mit anderen jungen Aerzten auch Martinus Weise nach Böhmen und nach Schlesien. Erst als die Gefahr vorüber war, kehrte er zurück und disputirte „mit gutem Erfolge“ pro licentia, setzte seine Vorlesungen fort „und nahm nach einiger Zeit auch die Doktorwürde an, welche Ehre für ihn eine um so größere war, als der Kurfürst Johann Georg von Sachsen und andere Reichsfürsten seiner Promotion in der Schloßkirche beiwohnten.“

Jetzt also galt es, einen Wohnort sich zu erwählen! Der Professor Sennert rieth dem Lübbener Studenten und jungen Doktor, sich nach Berlin zu begeben. Weise that's, und daß er es wirklich that, gereicht ihm zur Ehre. Denn die Dinge lagen in Berlin schon um's Jahr 1627 mehr denn trübe; schon im Jahre 1626 hatten die Edelleute David von Lüderitz und Jakob von Buthenow dem Kurfürsten Georg Wilhelm mit Recht den schweren Vorwurf gemacht, „er lasse seine Unterthanen wie Schafe ohne Hirten in der Irre gehen.“ Das kaiserliche Regiment Torquato Centi hauste entsetzlich in der Mittelmark und in den beiden Schwesterstädten an der Spree, und die Bürger, von ihrem Fürsten verlassen, vermochten zu der Statthalterschaft, welche Seitens der Geheimen Räthe Adam Gans zu Putlitz, Friedrich Pruckmann, Abraham von Bellin und Hieronymus von Dieskau für den in Preußen weilenden Kurfürsten geführt wurde, ein wirkliches Vertrauen nicht zu fassen. Als am 31. März 1627 etwa 150 Berlinischer Einwohner von kurfürstlichen Hauptleuten nach Brandenburg abgeführt werden sollten, um die alte Kurstadt zu schützen, da rottete sich z. B. der Pöbel zusammen und trieb die Kurfürstlichen Trabanten und die Stadtknechte mit Steinwürfen in das Schloß zurück!! Man wollte also dem Vaterlande nicht dienen. Unter diesen Umständen stand zu erwarten, daß es dem jungen Doktor Martinus Weise zu Berlin zwar nicht an Arbeit fehlen werde; ob dieselbe sich aber auch lohnen werde, das war sicherlich mehr als zweifelhaft. —

Ein Anderer aber bereits, als er einst bei seiner Flucht von Wittenberg gewesen, ging Martin Weise nach Berlin und erwarb hier schnell eine sehr bedeutende Praxis. „Es waren vorzüglich die Offiziers bei der kaiserlichen und bei der schwedischen Armada, denen er bekannt wurde und die ihn oft zu Rathe zogen.“ Das Reisen nach den verschiedenen Hauptquartieren mag freilich keineswegs ein mühe- und gefahrloses gewesen sein; grade die soldatische Praxis aber mochte sich verlohnen und brachte Ehre und Gewinn zugleich. Auch Kurfürst Georg Wilhelm zog den gefeierten Lausitzer Arzt, welcher sein Heim im Jahre 1636 in dem alten Wohnhause der Lehniner Aebte in der h. Geiststraße zu Berlin, dem Burglehn des Baumeisters Kaspar Theiß, des Lehnssecretärs Joachim Steinbrecher, des Geheimen Rathes Christoph von Benkendorf und des Leibmedikus Dr. Johann Müller, aufgeschlagen hatte, in seine Nähe, so oft er zu Berlin verweilte, und ertheilte ihm die Bestallung als Leibarzt. Bald lebte sich der kurfürstliche Leibmedikus auch derart in die beiden Städte ein, daß er eine Berufung zur Professur nach Wittenberg ohne Bedenken ausschlug. Es war sein Glück!

Denn während des Jahres 1638 sollte der neue Leibarzt sich in dem Köllner Schlosse ein unsterbliches Verdienst um Brandenburg erwerben. Es ist bekannt, daß der Kurprinz Friedrich Wilhelm

unmittelbar, nachdem er aus Holland nach der Mark zurückgekehrt war, in ein hitziges Fieber verfiel. Wie bei dergleichen plötzlichen Fällen stets, so sprach man auch hier sofort von einer Vergiftung, und es bemächtigte sich der jäheste Schrecken nicht allein der Einwohnerschaft von Berlin und Kölln, sondern auch des ganzen Landes. Denn, starb der Kurprinz, so waren alle Hoffnungen auf die Erhaltung der Selbständigkeit als Reichslehn dahin; — dann hatten nur noch die Waffen zu entscheiden, ob die drei Kronen oder ob der Doppelaar im Lande herrschen sollten. Doktor Martinus Weise aber führte die Kur ganz selbständig und allein, und Gott der Herr erhörte aller Märker heißes Flehen endlich gnädiglich. Von nun ab hatte Weise das Vertrauen Friedrich Wilhelms für immer errungen, und wie er den blühend schönen Jüngling einst gerettet hatte, so sollte seine vielgetreue Hand auch dem hehren Greise einst noch die letzte Labung reichen. Der große, unvergleichliche Herr hat nach seinem eigenen Worte keinen getreueren und bewährteren Diener gehabt als diesen seinen Leibarzt Martin Weise. All' diejenigen aber, die Friedrich Wilhelm wahrhaft nahe gestanden haben, — mögen es Krieger, Staatsmänner, Künstler oder Gelehrte gewesen sein, — sie zeigen in Charakter und Lebenshaltung allzumal dieselben Züge: Lauterkeit und Frömmigkeit des Sinnes, vornehme Toleranz, äußerste Pflichttreue und wahrhaft ideale Hingabe an den Beruf. Die klare Wahrheit des Wortes: „Wie der Herr, so der Diener!" — sie ist unter Friedrich Wilhelm dem Großen in ebenso leuchtender Weise wie unter Wilhelm dem Unvergeßlichen an's Tageslicht getreten; die durchlauchte, wahrhaft ideale Hoheit beider Fürsten verbannte alles Unklare aus ihrer Nähe; von sittlicher Schuld hier ganz zu schweigen! Ein Mann nach Friedrich Wilhelms Herzen aber war auch Martin Weise.

Er stand daher in hoher Gunst. Küster berichtet uns: „Im Jahre 1645 erhielt Weise Befehl, nach dem Karlsbade zu gehen, und bald darauf wurde er auch nach Hornhausen im Fürstenthum Halberstadt gesendet, allwo ein neuer Gesundbrunnen entdecket worden war, welcher damals zu vielen Diskursen Gelegenheit gab. Allhier fand er 14 Königliche, Chur- und Fürstliche Personen, und unter selbigen auch die verwitbete Königin von Schweden, geborene Markgräfin von Brandenburg vor. Nicht minder ward ihm 1651 befohlen, der Churfürstin Luise auf Dero Clevischen Reise nach Spaa und Aachen zu folgen. Weilen aber die Frau Churfürstin sich dermalen in höchst beschwerlichen Umständen befand, so hatte der Medicus, alle Sorgfalt anzuwenden, volle Ursach, woran er es dann auch nicht mangeln ließ. Weilen man aber Doktor Weise's Erfahrung, Wissenschaft und Treue aller Orten kannte, er auch sehr gottesfürchtig und bescheiden war, hielt ihn der Hof, die Stadt, ja auch das ganze Land sehr hoch." —

Wie bereits erwähnt wurde, blieb der Doktor Weise dem großen Kurfürsten auch in seinen letzten, bangen Stunden zu Potsdam nahe, bis sich die große Seele von dem müden Körper löste. Auch Friedrich III. wünschte Rath und Hilfe vor allen anderen Aerzten stets von ihm; — hatte der Doktor Weise doch auch diesem Fürsten in jenen schweren Krankheitsfällen beigestanden, welche man unverzeihlich leichtfertiger Weise der „zweiten Agrippina und Locusta", der Kurfürstin Dorothea, als „Vergiftungsversuche des Kurprinzen" zur Last zu legen noch immer sich gemüßigt findet! Nach 58jähriger Amtsführung starb endlich der treue Mann am 14. März 1693, 87 Jahr und beinahe 7 Monate alt. Noch ist an der südlichen Kirchenmauer im Innern von St. Marien zu Berlin der Leichenstein des berühmten Arztes vorhanden; derselbe trägt in lateinischer Sprache die folgende Inschrift:

„Dem Erlöser geweiht! — „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters; ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginne der Welt an!" — Unter diesem Steine erwarten den Ruf ihres Heilandes am jüngsten Tage die in Glaube, Liebe und Hoffnung verbundenen, selig gestorbenen Gatten Martin Weise, einst Leibarzt dreier Kurfürsten von Brandenburg, sowie Geheimer Rath, und Katharina Berchelmann, Tochter des altmärkischen Landrentmeisters Joachim Berchelmann und der Rosina Steinbrecher, — lebensmüde, lebenssatt." — Es folgen dann die Daten: † 14. März 1693 und 4. März 1671. Ganz unten aber stehen die Wappen: das der Weise einen Januskopf zeigend, — das der Berchelmann dreimal quergetheilt, einen Mond, einen Löwen und ein Kleeblatt aufweisend. —

Der wackere und überaus einflußreiche Leibarzt war aber nicht allein ein vielgetreuer Arzt; er verfaßte nicht allein Schriften über die Hypochondrie und Melancholie; er trat auch mit Erfolg als Geschichtsforscher und Dichter auf. So begann er eine „Historie der kurbrandenburgischen Leibärzte," — so gab er eine „Clio Brandenburgica" mit zum Theile vortrefflichen lateinischen Dichtungen heraus. Als Beispiel seiner Sinnsprüche möge hier sein „Schwanengesang," den er acht Tage vor seinem Tode niedergeschrieben hat, in der Uebersetzung eine Stelle finden.

„Besseres wünsche ich nicht; gern will meine Bürde ich tragen;
Stillt Deine Gnade nur, Herr, tröstend mein sehnend' Gemüth.
Dann bin getrost ich und froh! Was Du mir auch immer beschieden,
Alles sei freudig begrüßt, bleibst Du allein mir nur hold!" —

Die Gabe der Dichtkunst scheint den alten Leibarzt, der in mehr als einer Beziehung mit seinem großen, spätern Nachfolger Heim zu vergleichen ist, auch mit jenem kleinen Kreise von ausgezeichneten Männern näher verbunden zu haben, welche damals der Pflege der Poesie in der Stadt Berlin sich geweiht hatten. Der Propst Spener hielt dem treuen Manne die Leichenpredigt; der Dichter Johann Bö-

dicker, Rektor des Köllnischen Gymnasiums, aber feierte den „Brandenburgischen Hyppokrates", in trefflichen Versen; Samuel Rodigast, der Rektor vom grauen Kloster stellte ihn hin als „die starke Mauer der ärztlichen Wissenschaft und als den Aeskulap der Mark"; die Francken von Franckenau, Vater und Sohn endlich, besangen sein seelig' Ende. Mehr als diese etwas geschraubten Huldigungen interessirt uns indessen jenes Bildniß des Leibarztes Kurfürst Friedrich Wilhelms, welches der berühmte Martin Friedrich von Seidel, Weise's Enkel, uns aufbewahrt hat. Der alte, ehrenwerthe Herr mit den scharfgeschnittenen Zügen scheint auf demselben sein eignes, langes, silberweißes Haupthaar zu tragen; denn sein Scheitel ist mit einem „Sammetkäppchen" bedeckt. Schnurr- und Kinnbart sind militärisch zugestutzt. Unter dem breiten Battistkragen und über dem Sammetwamse aber wird ein Wehrgehänge mit reichen Stickereien sichtbar.

Martin Weise hatte von Katharina Berchelmann 4 Söhne und 4 Töchter hinterlassen. Von den letzteren vermählte sich Katharina Elisabeth an den Rath Joachim Ernst von Seidel, sie wurde die Mutter jenes Martin Friedrich von Seidel, welchem die Brandenburgische Geschichts- und Landeskunde so unendlich viel verdankte. Von den Söhnen des Leibarztes aber erfreute sich der Aelteste, Namens Martin, besonderer kurfürstlicher Gunst; Friedrich Wilhelm sendete ihn mit einem Stipendium von jährlich 500 Thalern nach Paris, um sich im Hotel de Dieu in der ärztlichen Kunst weiter auszubilden, und der junge Arzt vermochte mit Recht nach Hause zu schreiben, er habe in einem Monate zu Paris mehr gelernt als zu Frankfurt oder Wittenberg in einem Jahre. Ein zweiter Sohn, Johann Jakob, schlug ebenfalls die ärztliche Laufbahn ein; beide Männer aber starben früh dahin. Ein dritter Sohn, Namens Gottfried, wurde Kameralist und erlangte im Jahre 1701 auch den Reichsadel; er fiel indessen bei König Friedrich I. in Ungnade, weil er die Einführung des Erbpachtsystems als unwirthschaftlich widerrathen hatte. Er zog sich darauf nach Soldin zurück und lebte — seinen Erinnerungen. Hatte er doch zu den näheren Freunden der Dichter Canitz, Besser und König gehört! Jener historische Sinn aber, der schon dem Vater eigenthümlich gewesen war, tritt uns auch bei ihm entgegen; — so z. B. forschte er unermüdlich nach den auch heute noch nicht wiederaufgefundenen Chroniken von Lehnin und Chorin; so schmückte er das Haus in der h. Geiststraße mit einer prangenden Inschrift. Ueber 90 Jahre alt, starb Gottfried von Weise zu Berlin. Einer seiner Söhne war Militär geworden; er ist als Obristlieutenant der Republik Venedig auf Morea verstorben. —

Wie bei dem Geschlechte derer von Seidel, so verspüren wir auch in der wechselvollen Geschichte der Weise das Wehen jenes Geistes, welcher das Vaterland groß gemacht hat. Mit peinlichster Pflichttreue und mit dem regsten Ehrgefühle einte sich hier eine herzliche, thätige, freudige Frömmigkeit, — Liebe zur Geschichte des Vaterlandes und ein Adel der Gesinnung, der alles Niedrigste haßte. Es gereicht uns zur hohen Freude, es auch hier bestätigen zu können, daß dieses Geistes Wehen in dem vornehmen Beamtenthume des deutschen Reiches zu unsrer Zeit nicht minder fühlbar ist, als vor 200 Jahren. Es ist an uns, der Väter Erbe zu erhalten!

Oskar Schwebel.

Die Frage der hauswirthschaftlichen Erziehung der ärmeren Mädchen

beschäftigt gegenwärtig die weitesten Kreise. Die Ueberzeugung, daß tiefgreifende soziale Schäden durch die geringe wirthschaftliche Tüchtigkeit der Frauen aus den ärmeren Volksklassen hervorgerufen oder vergrößert werden, ist so allgemein, daß dem gegenüber die wenigen praktischen Veranstaltungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen ungenügend erscheinen, sowohl der Zahl als auch der inneren Einrichtung nach. Um so größere Aufmerksamkeit verdienen die bestehenden zweckmäßig angelegten Anstalten. Da öffentliche Mittel für sie bisher nur in sehr beschränktem Umfange hergegeben werden — in ganz Preußen werden nur sieben Haushaltungsschulen mit einigen Tausend Mark unterstützt — und die Eltern der Schülerinnen zu den Ausbildungskosten gar nicht oder nur in sehr beschränktem Umfange beitragen können, so muß die Wohlthätigkeit vorläufig eintreten.

Eine solche Anstalt — in Berlin die einzige dieser Art — besteht seit einiger Zeit im äußersten Norden der Stadt, Schulstraße 67. Ursprünglich in der Absicht begründet, strafentlassene Mädchen durch längere sorgfältige Leitung zu bessern und dann in einen passenden Dienst zu bringen, hat die Anstalt seit zwei Jahren sich der hauswirthschaftlichen Ausbildung schulentlassener armer Mädchen gewidmet. Die Ausbildungszeit beträgt zwei Jahre. Unterricht und Beköstigung sind unentgeltlich, auch die Alltagskleider werden geliefert, ebenso beim Austritt nach Bedarf eine kleine Ausstattung für den Dienst. Aufnahme finden in erster Linie solche Mädchen, die eines geordneten Familienlebens entbehren: Waisen, Halbwaisen und Kinder, deren natürliche Erzieher ihren Pflichten nicht genügen können oder wollen. In den ebenso einfach wie sauber und ansprechend eingerichteten Räumen werden von einer bewährten Hausmutter, Frau E. Kofahl, und einer Gehilfin gegenwärtig nur 15 Mädchen erzogen. Für eine größere Zahl reichen weder die verfügbaren Räume noch die bereitstehenden Mittel aus. An der Spitze der Anstalt stehen als 1. Vorsitzende des „Vereins zur hauswirthschaftlichen Erziehung minorenner Mädchen" Frau Geheimrath Dr. Siemens und als 2. Vor-

sitzende und geschäftliche Leiterin Frau Dr. Tiburtius, Friedrichstr. 203.

Neben allen Haus- und Küchenarbeiten werden die einfachen Handarbeiten gelehrt. Auch für die weitere geistige Ausbildung der Mädchen wird Sorge getragen. Eine gute Bibliothek bietet Stoff zum Vorlesen während der mechanischen Handarbeiten; Rechenübungen und schriftliche Arbeiten werden in steter Beziehung auf die Hauswirthschaft betrieben. Durch Aneignung gehaltvoller Dichtungen religiösen und nichtreligiösen Inhalts, durch fröhlichen Gesang und kurze Besprechungen soll dem Gefühls- und Willensleben der Mädchen ein tieferer Inhalt und eine reichere Entfaltung gegeben werden. Schwere und leichte, Bewegungs- und Sitzarbeiten wechseln in kürzeren Pausen regelmäßig miteinander, entsprechend der körperlichen Entwickelungsperiode der Mädchen. Die geringe Ausdehnung der Anstalt ermöglicht es, in jeder Beziehung dem Familienleben nahe zu bleiben.

Jeder Besucher der Anstalt wird den Eindruck mitnehmen, daß den hier untergebrachten Mädchen für die Jahre, in denen Körper und Geist für günstige und ungünstige Einflüsse so empfänglich sind, eine Heimstätte geboten wird, in der sie für den beginnenden Kampf ums Dasein vorzüglich ausgerüstet werden, nur es lebhaft bedauern, daß derartige Anstalten nicht in größerer Zahl bestehen. Daß hier tüchtige Dienstboten vorgebildet werden, ist sicher nicht die Hauptsache, obgleich es für jede Familie eine sehr fühlbare Wohlthat ist, ein Mädchen ins Haus zu bekommen, das nicht nur die zu leistenden Arbeiten kennt, sondern auch in geistiger und sittlicher Beziehung zuverlässig und bildsam ist. Größer ist die Bedeutung solcher Anstalten für das Volksleben. Eine große Zahl armer, schwächlicher, der Fabrikarbeit zum Opfer fallender Wesen könnte auf diese Art einem zwar bescheidenen, aber gesunden Leben zugeführt werden. Erziehungsanstalten sind wohlfeiler und wirksamer als Krankenhäuser, Gefängnisse und Besserungsanstalten. Das Interesse an derartigen Einrichtungen ist immer noch zu gering.

Jede Hausfrau sollte ihr Scherflein zu ihrer Unterhaltung beitragen und so eine Frage lösen helfen, die der Lösung dringend bedarf. Zwar ist es auf diesem Wege nicht möglich, der großen Menge von Fabrikarbeiterinnen eine genügende hauswirthschaftliche Ausbildung zu geben — dazu sind neben einem verbesserten Schulunterricht entsprechend eingerichtete Fortbildungsschulen mit Abendunterricht nöthig — aber die Aermsten, Schwächlichsten, des sicheren Familienschutzes Entbehrenden und darum am meisten Gefährdeten können auf diese Art gerettet und zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden. Das Ziel ist erreichbar, wenn es an willigen Herzen und offenen Händen nicht fehlt.

(Voss. Ztg.)

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger

hat ihren Rückblick auf das Jahr 1887/88 erstattet. Danach haben die Stationen der Gesellschaft im Berichtsjahre 23 Mal erfolgreich in Thätigkeit treten können und dabei 94 Personen der Seegefahr entrissen. Dadurch steigt die Gesammtzahl der seit Begründung der Gesellschaft geretteten Menschenleben auf 1703.

Von den Rettungen in 1887/88 entfallen auf die Rettungsböte 16 mit 65 Personen, auf die Raketenstationen 7 mit 29 Personen. Von der Gesammtzahl der Rettungen sind 202 mit 1426 Geretteten durch Böte, 50 mit 277 Geretteten durch Raketenapparate ausgeführt worden.

Im Berichtsjahre sind Seitens der Gesellschaft auch die letzten Regierungsstationen zu Neufahrwasser, Pillau und Memel übernommen worden; es ist damit der gesammte Rettungsdienst an den deutschen Küsten in den Händen der Gesellschaft vereinigt. Der Vorstand erblickt in der Ueberlassung der Regierungsstationen ein erfreuliches Zeichen des Vertrauens, welches die Gesellschaft und ihr Betrieb sich hat erwerben können.

Die Zahl der Rettungsstationen beläuft sich nunmehr auf 111. Davon befinden sich 66 an der Ostsee- und 45 an der Nordseeküste. Von diesen Stationen sind 39 Doppelstationen, ausgerüstet mit Boot und Raketenapparat, 53 Bootsstationen und 19 Raketenstationen. Die Zahl der Bezirksvereine ist mit 57, wovon 23 Küsten- und 34 binnenländische Vereine, unverändert geblieben.

Die Vertreterschaften sind von 220 auf 242 gestiegen. Auch an ordentlichen Mitgliedern hat die Gesellschaft wiederum einen erfreulichen Zuwachs zu verzeichnen. Sie zählt deren jetzt 47173 mit einem jährlichen Gesammtbeitrage von 141170 Mk. 8 Pf. gegen 46460 Mitglieder mit einem Jahresbeitrage von 140457 Mk. 19 Pf. im Vorjahre.

An außerordentlichen Beiträgen sind der Gesellschaft 104020 Mk. 52 Pf. zugeflossen gegen 94545 Mk. 92 Pf. im Vorjahre. Die Einnahmen aus den Sammelbüchsen haben 25231 Mk. 43 Pf. gegen 21741 Mk. 30 Pf. im Vorjahre betragen.

Die Gesammteinnahme des Berichtsjahres ist mit 278252 Mk. 88 Pf. gegen 262981 Mk. 44 Pf. im Vorjahre die größte, welche die Gesellschaft seit ihrer Gründung zu verzeichnen gehabt hat.

Die Gesammtausgaben der Gesellschaft betrugen 172180 Mk. 80 Pf. gegen 159035 Mk. 69 Pf. im Vorjahre.

Die von der Gesellschaft alljährlich zu verleihende Ehrengabe, Preis „Emile Robin“ in Höhe von 400 Mk., ist dem Führer des Norddeutschen Lloyddampfers „Fulda“, Hrn. Capitän R. Ringk, zuerkannt worden. Derselbe hatte am 9. December 1886 die aus 22 Mann

bestehende Besatzung des sinkenden Vollschiffes „Louise M. Fuller", Capitän W. Blauwelt, aus Yarmouth (Nova Scotia), sowie die an Bord befindliche Frau des Capitäns aufgenommen.

Der Verkehr mit den Rettungsgesellschaften anderer Länder ist in gewohnter, freundschaftlicher Weise aufrechterhalten worden. Der russischen Gesellschaft ist ein Rettungsboot sowie ein kleineres Boot, der spanischen das Inventar zu einem Raketenapparate und eine Sendung Raketen geliefert worden.

Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten

hielt am 29. v. Mts. unter dem Vorsitze des Ministerresidenten Krüger zu Berlin im Herrenhause seine Jahresversammlung ab.

Der Verein besitzt zur Zeit vier Anstalten. Die Anstalt auf Norderney wurde im letzten Jahre von 568 Kindern besucht, die von Wyk auf Föhr von 89 Kindern, das Friedrich-Franz-Hospiz in Groß-Müritz von 158 Kindern und die Anstalt von Zoppot von 88 Kindern.

Die Frequenz hat sich gegen das Vorjahr um 29 pCt. gesteigert, jedoch ist damit die Leistungsfähigkeit der Anstalten nicht erschöpft und es wäre erwünscht, daß Wintercuren, deren Erfolge alle Erwartungen übertroffen haben, mehr Anwendung fänden.

Die Pflege wird ausschließlich von Schwestern geleitet.

Der Aufenthalt in den Anstalten ist besonders gegen Skrophulose, allgemeine Schwäche und Asthma zu empfehlen, dagegen konnte wesentliche Besserung bei Lungenschwindsucht im vorgeschrittenen Stadium, sowie bei Herzfehlern nicht constatirt werden.

Die Gesammtzahl der Verpflegungstage betrug 43881.

Der Dresdener Zweigverein führte der Zoppoter Anstalt 25 Kinder zu, 18 von ihnen auf Kosten von verschiedenen Wohlthätigkeits-Vereinen. Der Oldenburger Frauenverein ermöglichte 9 Kindern den Besuch eines Hospizes.

Die Gesammteinnahmen betrugen 121 539 Mk., die Gesammtausgaben 97 823 Mk.

Die deutsche Schiller-Stiftung

hat ihren neunundzwanzigsten Jahresbericht veröffentlicht.

Von Zuwendungen hat der Verein außer den regelmäßig wiederkehrenden Spenden diesmal nur die dankenswerthen Erträge zweier Schulaufführungen an Schillertagen (seitens des Falk-Realgymnasiums in Berlin und des Real-Gymnasiums in Weimar) zu verzeichnen.

Die ständig fortbewilligten Beiträge von Allerhöchsten und höchsten Personen beliefen sich seitens Sr. Majestät des Deutschen Kaisers auf 1000 M., seitens Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin auf 500 Mk., seitens Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar auf 750 Mk., seitens Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich auf 500 fl. ö. W.

Die Gesammtsumme, welche der Vorort der deutschen Schillerstiftung im Jahre 1888 verwendete, betrug 37 545 Mk. Davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 9050 Mk., auf transitirende (auf ein oder mehrere Jahre bewilligte) Pensionen 21 285 Mk. und auf einmalige Zuwendungen 7210 Mk.

Die Summe, welche von den Zweigstiftungen für Localunterstützungen verausgabt wurde, betrug 8440 M. und 1675 fl. ö. W. und vertheilte sich auf nachfolgende acht Zweigstiftungen: Badische Zweigstiftung, Berlin, Breslau, Dresden, München, Stuttgart, Weimar und Wien.

Von sämmtlichen deutschen Schillerstiftungen wurde im Jahre 1888 eine Totalsumme von 48 665 Mk. verwendet.

Literatur.

Archiv des Deutschen Adels. Nr. 4. I. Jahrgang. Inhalt: Baron von Heydenab gegen seine „Desertricin". Von Professor E. Einert. — Deutsche Schlösser und Burgen. 2. Hohbarr bei Zabern im Elsaß. Mit einer Abbildung. (Schluß.) — Der Adel und das Heer. IV. — Graf Schack über den deutschen und ausländischen Adel. — Der Prinz von Hessen-Homburg und seine Gemahlin (nach der Schlacht bei Fehrbellin). — Landrath Freiherr von Zedlitz †. — Kleine Mittheilungen. — Aus der Gegenwart. — Familien-Chronik. — Sprechsaal. —

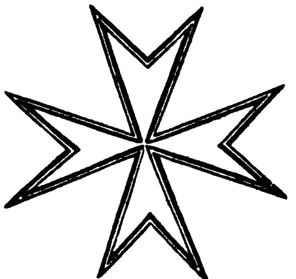
Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XV. Jahrgang. Nr. 29. 21. April 1889. Inhalt: Unter dem falschen Woldemar. Berliner Novelle von Ernst von Gleichen (Fortsetzung). — „Im Fenn." Historische Erzählung von Botho von Pressentin. — Königin Luise und ihre Kinder (mit Illustration). — Aus dem Tagebuche Wilhelms von Hülsen, den siebenjährigen Krieg betreffend, mitgetheilt von Helene von Hülsen, geb. Gräfin Häseler. — Das altstädtische Rathhaus zu Brandenburg a. d. H. (mit Illustration). — Die Grafen von Hohenstein. — Kleine Mittheilungen: Ludovica Hesekiel †. Johannes Crüger geb. 9. April 1589.

Nr. 30. 28. April 1889. Inhalt; Unter dem falschen Woldemar. (Fortsetzung). — „Im Fenn." (Fortsetzung). — Das Heim des deutschen Kaiserpaares im Königlichen Schlosse zu Berlin. (Schluß). — Aus dem Tagebuche Wilhelms von Hülsen, den siebenjährigen Krieg betreffend. (Fortsetzung.) — „Der alte Fritz" (mit Illustration). — Das Joachimsche Quartett von Dr. Kalischer (mit Illustration). — Kleine Mittheilungen: Name und Wappen der Herren v. Ziethen. — Zur Geschichte des Geschlechtes von Bismarck 2c. 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 29. Mai 1889. **Nr. 22.**

Albert Graf von Bredow, Oberstlieutenant z. D., Ehrenritter seit 1866, † zu Berlin 18. Mai 1889.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Dienstag, den 25. l. Mts., Vormittags 11 Uhr, ein Capitel dieses Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Rheinische Genossenschaft.

Der Commendator der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, Kammerherr und Rittmeister a. D. Freiherr von Plettenberg-Mehrum wird am Sonnabend, 1. Juni, Mittags 1 Uhr, den Rittertag für das Jahr 1889 in Neuwied im Hôtel „Wilder Mann" abhalten und ladet die Herren Ritter dazu ergebenst ein.

Vorher findet ebendaselbst um 12 Uhr Mittags eine Sitzung des Convents dieser Genossenschaft statt.

Die Freude am Geben.

Von Andreas Graf von Bernstorff.

Der Gegenstand dieser Bemerkungen — obwohl anscheinend auf der Peripherie stehend — führt uns hinein in eine brennende Frage des kirchlichen Lebens — auf einen Punkt, der für alle Reichs-Gottes-Arbeit von entscheidender Wichtigkeit ist. Noch immer ist die Aufbringung der Mittel für kirchliche Zwecke ein Punkt, der allerlei Unzufriedenheit hervorruft. Für die amtlich organisirte Kirche ist es ein Gegenstand des Streites zwischen den zur Zahlung Verpflichteten und den kirchlichen und staatlichen Aufsichtsbehörden, welche oft die im Interesse der Kirche nöthigen Anordnungen zwangsweise gegen die zur Zahlung abgeneigten Gemeindeglieder durchsetzen müssen. Auf dem Gebiet der freiwilligen Liebesarbeit hört man nur allzu häufig auf der einen Seite die Klagen der Vereine über Mangel an Geld, auf der andern Seite die Seufzer über die sich stets mehrenden Collecten. Ist dies nun wohl ein normaler Zustand? Oder liegt es nicht vielmehr in der Krankheit, daß selbst viele ernste Christen die Freude am Geben noch nicht gelernt, den Segen desselben noch nicht erfahren haben?

Daß die für die Kirche nöthigen Ausgaben in baulicher und anderer Beziehung bei uns durch den starken Arm des Staates beigetrieben werden können, hat jedenfalls viel dazu beigetragen, unsere Gemeinden des freiwilligen Gebens zu entwöhnen. In dieser Hinsicht wird die Hilfe wohl auch am längsten auf sich warten lassen. Wie viel Zeit müßte wohl vergehen, selbst wenn wir Fortschritte machten, bis eine Kirchennoth wie die Berliner im Wege freiwilliger Beisteuern gehoben werden kann. Aber auch hier wird es sich zweifellos fühlbar machen, die Regierungen werden weniger Resolute zu erlassen haben, wenn die Christen in der freiwilligen Missionsarbeit gelernt haben werden, für kirchliche Zwecke gern nach Maßgabe ihrer Kräfte zu geben.

Auf diese freiwillige Arbeit richten wir vor Allem unsere Blicke!

Wir wollen es mit Dank gegen Gott bekennen, daß auch in unserem Vaterlande eine Schaar treuer Geber vorhanden ist. Wir wissen von einer armen Frau, die ihrem Pastor in Hamburg auf jede Bitte für einen kirchlichen Zweck ein blankes 50-Pfennigstück giebt, und wenn er sie verwundert fragt, wie sie das bei ihrer großen Armuth könne, antwortet: „Nun, Salz und Kartoffeln habe ich immer noch und da bin ich so glücklich wie Kaiser Wilhelm." Wir kennen Gaben von 3, 5, ja 10 Mk., die arme Dienstmädchen für Zwecke des Reiches Gottes bringen. Und neben dem Scherflein der Wittwe fehlten auch die großen Gaben der Reichen nicht. Wir haben große Stiftungen, die der Wohlthätigkeit eines Mannes ihre Entstehung verdanken. Die Stadtmission in Berlin besitzt eine Capelle, die von einer einzigen Wohlthäterin

gebaut ist. Zum Bau des neuen Vereinshauses für den christlichen Verein junger Männer in Berlin sind auch größere Gaben geflossen von 25 000, 15 000, 5000 Mk. u. s. f. Bei der Bildung des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins in Berlin sind eine Reihe von Beiträgen von 10000 Mk. gezeichnet. Aber das sind Alles doch nur dankenswerthe Anfänge. Der Kreis dieser Geber ist verschwindend gering im Verhältniß zur Zahl unserer Kirchgänger. Im Großen und Ganzen müssen wir es doch mit Wehmuth sagen, daß unsere Christen das Geben noch nicht gelernt haben und daß wir in dieser Hinsicht hinter anderen Nationen zurückstehen. Noch immer kommt es vor, daß wohlhabende Christen sich sogar wirklich für eine Arbeit im Reiche Gottes interessiren, ohne daß ihnen auch nur der Gedanke käme, sie selber könnten durch einen namhaften Beitrag die Ausdehnung des Werkes ermöglichen. Es ist dies nicht ohne bedauerlichen Rückschlag auf das religiöse Leben unseres Volkes, denn jede Untreue gegen Gottes Gebot rächt sich. Und welchen Zustand hat der Geiz der Christen herbeigeführt!

Ueber 1800 Jahre lang wirkt das Christenthum in der Welt, und doch ist nur ein geringer Procentsatz der Bevölkerung der Erde für dasselbe gewonnen. Die Christenheit hat nach den Fortschritten der ersten Jahrhunderte verlernt, ihrer Missionspflicht zu genügen. Vom 4. bis 18. Jahrhundert ist zur Ausbreitung des Christenthums fast nichts geschehen. Erst im vorigen Jahrhundert und in diesem ist der Missionssinn wieder erwacht — aber es ist erst ein kleiner Anfang! Wie ganz anders würden die Bollwerke des Heidenthums in China, Afrika und allerorten angegriffen werden können, wenn unsere Missionsgesellschaften nicht mit Deficits zu kämpfen hätten. Auch in England und Amerika, wo durchschnittlich mehr gegeben wird, als bei uns, sind viele junge Männer vorhanden, die bereit sind, sich als Missionare zu den Heiden aussenden zu lassen — aber es fehlt das Geld. Unsere Glaubensgenossen in der Diaspora, unsere Landsleute in fremden Ländern sind vielfach ohne geistliche Versorgung. Und in der evangelischen Christenheit? Wie ist namentlich in den großen Städten die Hilfe so ungenügend. Statt der 30 Stadtmissionare in Berlin müßte es 100 geben, statt der wenigen Vereinshäuser eins in jeder Parochie. Alle Anstalten und Vereine der barmherzigen Liebe haben viel Mühe, das nothwendige Geld zu beschaffen, und sie würden ihre Arbeit wesentlich ausdehnen können, wenn es nicht so oft an den nöthigen Mitteln fehlte. In gar vielen Fällen ist die Frage der Ausdehnung des Werkes lediglich eine Geldfrage. Manches Werk zur Rettung der Verlorenen muß unterbleiben oder über Gebühr eingeschränkt bleiben, weil das Geld mangelt. Wohl ist es nicht allein das Geld, welches fehlt. Es sind christliche Persönlichkeiten nöthig, die überall mit ihrer ganzen Kraft in die Arbeit eintreten. Aber diese Personen dürfen nicht durch die Sorge um ihr Unterkommen gehemmt werden. Viele Kraft der Arbeiter der inneren und äußeren Mission, die sonst besser in geistlicher Arbeit angewandt werden könnte, wird im Beschaffen der äußeren Mittel verzehrt, manche Sorge um die erforderlichen Geldsummen drückt die Arbeiter nieder. Durch das viele äußerliche Getriebe, welches die Beschaffung des Geldes nöthig macht, leidet die Innerlichkeit. Wenn dagegen die Christenheit freigebig die Mittel gewährte, so würde die Kraft der gegenwärtig vorhandenen Arbeiter vermehrt und es könnte, selbst ohne Hinzuziehung neuer Personen, mehr geleistet werden. Wenn wir aufrichtig nach dem Befehl des HErrn täglich beten: Dein Reich komme! wird Er uns nicht oft zur Antwort geben müssen: Thut erst selbst, was ihr könnt, um Mein Reich auszubreiten. Gebt, was ihr könnt, und dann kommt wieder mit eurem Gebet!

Und was für Mittel müssen angewandt werden, um Geld zu beschaffen. Neben Kirchencollecten, die deshalb nicht genug einbringen, weil die Gewohnheit zu sehr eingebürgert ist, das denkbar kleinste Stück Geld sich für den Klingelbeutel zu reserviren — nimmt man seine Zuflucht zu Hauscollecten, Concerten, Bazaren, Verloosungen u. s. f. Wir wollen diese Mittel nicht ohne Weiteres verurtheilen — namentlich halten wir die vielen Klagen über Hauscollecten für unbegründet, da Niemand gezwungen ist zu Gaben. Es ist dabei nur zu bedauern, daß ein so großer Theil des Ertrages auf die Einsammlungskosten geht. Bazare und Concerte gehen aus der richtigen Idee hervor, daß manche Menschen, die kein baares Geld geben können, ihrer Hände Arbeit, ihre Kunst in den Dienst des HErrn stellen, und damit für das Reich Gottes Geld erwerben. Wofern Alles in würdiger Weise ohne Anwendung weltlicher Zugmittel geschieht, möge man diese Mittel einstweilen nur weiter brauchen, aber man kann doch ein Bedauern nicht unterdrücken, daß sie überhaupt nöthig sind.

Wenn alle Christen auch ihre irdische Habe in den Dienst des HErrn stellten und freudig einen Theil derselben opferten, so würde es genügen, die Nothstände und Bedürfnisse klar zu machen, und das Geld würde fließen. Kirchencollecten, öffentliche Aufrufe und Privatsammlungen würden ausreichen, und so manche Kosten der Einsammlung, so viele Mühe und Arbeit bei diesen Vorkehrungen blieben erspart. Bei vielen Dissentergemeinden in England soll es genügen, wenn der Pastor einen Nothstand von der Kanzel bekannt macht. Das nöthige Geld findet sich dann in der Collecte. Durch den Geiz der Christen macht sich die Kirche unfähig, Großes zu leisten — die Beschränktheit der Mittel verhindert ihre weitere Ausdehnung. Es trifft uns noch jetzt der Vorwurf: „Eure Zeit ist so, daß ihr in getäfelten Häusern wohnt, und dies Haus muß wüste stehen.“ (Haggai 1, 4.) Die Sache unseres Gottes muß gewisser-

maßen als Bettlerin erscheinen und auf allen möglichen künstlichen Wegen das Geld von Weltleuten erbitten, während die Liebe der Christen allein es ermöglichen sollte, daß unser Heiland wie ein HErr in dieser Welt aufträte. Das Christenthum wird verächtlich vor der Welt, wenn die Menschen sehen, wie wenig es denen werth ist, die es bekennen — während bei rechter Opferfreudigkeit die Welt sich von der Realität und Kraft des Christenthums überzeugen würde. Brüder und Schwestern, lernt die Freude am Geben! Dazu sollte schon der Nothstand uns anspornen, dem wir durch unsere Gaben abhelfen können, aber es kommt dazu das Gebot des HErrn.

Schon im alten Testament weisen alle gottgeordneten Einrichtungen des Volkes Israel darauf hin, daß Niemand sich als unbeschränkter Herr seines Eigenthums ansehen sollte. Alles sollte kundthun, daß der Mensch nur Verwalter seines Besitzes ist. Schon lange vor der Gesetzgebung haben die Patriarchen Abraham und Jacob durch das Zehntopfer (1. Mose 14, 20. 28, 22. Hebr. 7, 4.), als durch ein thatsächliches Bekenntniß, daß sie Alles dem HErrn zu danken haben, ihr Erworbenes und Erbeutetes geheiligt. Nachher wurde durch das Gesetz der Zehnte als diejenige Abgabe festgesetzt, die zur Unterhaltung der gottesdienstlichen Institutionen nöthig war. Aber damit war es für die Juden noch nicht abgethan. Die Opfer kosteten ihnen ebenfalls Geld, und wie sehr es darauf ankam, auch hier vom Eigenen zu opfern, zeigt das Beispiel von David, der es ablehnt, in der Tenne des Arafna von diesem die Opferthiere anzunehmen. „Ich will dem HErrn meinem Gott nicht Brandopfer thun, daß ich umsonst habe.“ (2. Sam. 24, 24.) So finden wir auch schon im alten Testament Beispiele freudigen Gebens. Die Mahnung 2. Mose 23, 15.: „Erscheinet nicht leer vor mir,“ wurde oft beherzigt. „Gern und willig“ brachten die Israeliten (2. Mose 35, 21.) die Opfer zum Bau der Hütte des Stifts, ja (2. Mose 36, 5.) zu viel, mehr denn zum Dienst des Werkes nothwendig war — wiederum später freiwillig (1. Chron. 30, 9.) zum Bau des ersten, und nach ihrem Vermögen (Esra 2, 69.) des zweiten Tempels.

Bestimmter redet das neue Testament zu uns. Wußten die Juden schon, daß sie alle irdischen Güter, alles Wohlsein aus der Hand des göttlichen Schöpfers nahmen, so wissen wir Christen, daß wir theuer erkauft sind; daß wir hinfort nicht uns, sondern dem leben sollen, der für uns gestorben und auferstanden ist; der, ob Er wohl reich ist, doch arm ward um unsertwillen, auf daß wir durch Seine Armuth reich würden. Das einzige Wort vom Heiland, welches in der Apostelgeschichte aufbewahrt ist (20, 35.), lautet: Geben ist seliger denn nehmen. Sehr eindringlich warnt die Schrift vor dem „Geiz“ der da ist „Abgötterei“ (Col. 3, 5.), wie „eine Wurzel alles Uebels.“ (1. Tim. 6, 10.) „Die Geizigen werden das Reich Gottes nicht ererben.“ (1. Corr. 6, 10.) Mit Entschiedenheit stellt der HErr den Mammon Gott gegenüber. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ (Matth. 6, 24.) Das nur verborgen gegebene Almosen (Matth. 6, 4) will Gott vergelten öffentlich. Das Glas Wasser, gegeben in eines Jüngers Namen (Matth. 10, 42), soll nicht unbelohnt bleiben.

In der Erzählung vom jüngsten Gericht (Matth. 25.) sieht der HErr Alles den Armen, Kranken Gethane oder Unterlassene als Sich gethan oder nicht gethan an — und das Ausschütten der köstlichen Narde, von den Jüngern als Verschwendung angesehen (Matth. 26, 6. 13.), nimmt Er anerkennend als Zeichen der Liebe für Seine Person an. Wenn der HErr sagt, Matth. 22, 21.): „Gebet Gott, was Gottes ist“ — so meint Er damit jedenfalls auch unser Geld.

Wie traurig ist die Erzählung vom reichen Jüngling (Matth. 19, 26.), der nicht zum Reiche Gottes einging, weil er viele Güter hatte — wie entsetzlich die Geschichte des Judas Ischariot, den der Geiz zum Verräther machte, wie herrlich dagegen die Beispiele freudigen Gebens, die wir in der Bibel finden. Der Hauptmann von Capernaum ließ es sich etwas kosten, als er, der heidnische Soldat, die Schule baute. (Luc. 7, 5.) Der reiche Zachäus gab die Hälfte seiner Güter den Armen, als Zeichen seiner aufrichtigen Bekehrung. (Luc. 19, 8.) Tabea, die Jüngerin „voll guter Werke und Almosen“ (Apostelgesch. 9, 39.), hatte sich die allgemeine Liebe erworben. Besonders aber erscheint uns als leuchtendes Vorbild die Liebe der ersten Christen, wie sie uns in den ersten Capiteln der Apostelgeschichte geschildert ist. Da sah Niemand seine Güter als seine eigenen an, sondern Alles wurde zum Besten der Brüder hingegeben. Wie wollen wir solchen Weisungen unseres Heilandes, solchen Beispielen gegenüber uns hinter die landläufigen Ausreden verstecken; wie: Ich bin gewohnt, so viel zu geben wie Andere, oder ich gebe soviel als ich anständig kann, oder ich bin nicht in der Lage zu geben. „Ja, ich sehe, Sie sind nicht in der Lage, etwas zu geben, da Sie so viel für sich selbst brauchen,“ sagte ein treuer christlicher Arbeiter zu einem reichen Manne, in dessen prunkvolle Gemächer er geführt wurde. Unter Gottes Segen traf das Wort und der Reiche gab einen größeren Beitrag. Es ist wahrhaft erschrecklich, wie der Geiz oft die Menschen bis zur letzten Stunde verfolgt. Ein Geistlicher wundert sich, daß ein Mann, den er auf dem Sterbebette besuchte, ihm nicht die Hand reichen wollte. Nach seinem Tode stellte sich heraus, daß er den Schlüssel seines Geldschranks in der Hand gehalten hatte.

Wir müssen dahin kommen, zu erkennen, daß unser ganzes Vermögen dem HErrn gehört — eine Erkenntniß, die viele Christen leider praktisch abgeschafft zu haben scheinen. Wenn wir das uns anvertraute Geld ausgeben zu Speisung und Kleidung unseres

Körpers, zum Unterhalt unserer Familie, zur Uebung der Gastfreundschaft, zur Erfrischung nach anstrengender Arbeit, zur Mehrung nützlicher Kenntnisse, für Zwecke des Vaterlandes u. s. f., so erfüllen wir damit Aufgaben, die der HErr selbst uns gestellt hat — aber auch bei allen diesen Ausgaben sollen wir, wenn wir sie auf ihr Maß hin prüfen, uns klar machen, daß wir des HErrn Geld ausgeben und daß die innere Freiheit dazu für den Christen wegfällt, sobald er nicht mehr in seinem Gewissen weiß, daß er des HErrn Willen erfüllt. Je mehr übrigens unser Leben selbst in den Dienst des HErrn gestellt ist, desto mehr werden auch Ausgaben unseres persönlichen Lebens Ausgaben für das Reich Gottes werden, und je mehr wir selbst für Gottes Reich arbeiten, desto mehr werden wir auch für die Bedürfnisse anderer Arbeiter ein offenes Herz bekommen.

Was sagt uns nun weiter die heilige Schrift über die Art des Gebens? Es wird keiner näheren Ausführung hier bedürfen, daß jedes Geben verworfen wird, welches mit Widerwillen, aus Furcht, aus Schaulust oder um die öffentliche Größe zu erkaufen gewährt wird. Nur das aus Liebe und im Gehorsam gegen Gottes Wort Gegebene hat Werth vor Ihm. Geben wir, um vor den Menschen zu scheinen, so haben wir unsern Lohn dahin.

Vor allen Dingen sollen wir mit Lust geben. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." (2. Chor. 9, 7.) Uebet Jemand Barmherzigkeit, so thue er es mit Lust. (Röm. 12, 8.)

Ein Punkt ist hier von der größten Wichtigkeit. Giebt uns die heilige Schrift eine Vorschrift darüber, wieviel wir geben sollen? Das neue Testament hat kein Gesetz des Zehnten — weil die Jünger Christi überhaupt nicht unter dem Gesetz stehen. So wollen auch wir die Christenheit nicht in Fesseln schlagen und können Niemandem ein Gesetz daraus machen, den Zehnten zu geben. Giebt es doch auch Manche, die es wirklich nicht können, während es für Andere viel zu wenig wäre. Aber das geht aus den Vorschriften des Apostels Paulus an die Corinther im 8. und 9. Capitel seiner 2. Epistel, welche Capitel wir überhaupt dem sorgfältigen Studium der Christen empfehlen, mit Deutlichkeit hervor, daß wir das Geben nicht der Willkür des Zufalls überlassen, sondern nach Maßgabe unserer Mittel geordnet und planmäßig vorgehen sollen. Auch in irdischen Dingen werden wir selten Großes erreichen, wenn wir planlos arbeiten. Auch täuscht man sich beim planlosen Geben gar zu leicht über das, was man giebt — man nimmt gewöhnlich an, es sei viel mehr, als es wirklich ist. Der Apostel will, daß Jeder schon vor seiner Ankunft an jedem ersten Tage der Woche etwas zurücklege. Hiermit ist uns bestimmt gesagt, daß wir mit System geben sollen. Es soll nicht von der momentanen Stimmung abhängen, wieviel gegeben wird, sondern der Christ soll einen bestimmten Theil seiner Einnahmen zurücklegen. Wir erleichtern es uns auch selbst, wenn wir eine bestimmte Quote unserer Einnahmen als Minimum festsetzen. Es giebt uns das eine große innere Freiheit. Wir betrachten uns dann nicht mehr als Besitzer, sondern ganz besonders nur als Verwalter dieses Theils unseres Vermögens und wissen z. B., daß, was wir einem unwürdigen Bettler geben, anderen wichtigeren Zwecken entzogen wird. Auch sind wir dann um so eher in der Lage, Anforderungen zur Wohlthätigkeit abzulehnen, wenn die Sache uns nicht erwärmt, und dafür lieber größere Summen für die Dinge zu geben, die nach unserer Meinung wichtiger sind.

„Du hättest ihn wohl behalten können," sagt Paulus zu Ananias (Apostelgesch. 5, 10.), und so verlangen auch wir keinen Zwang — aber das meinen wir allerdings, daß die Christen aus Liebe wenigstens ebensoviel thun könnten, als das Gesetz den Juden vorschrieb. Und auch das können wir hinzufügen, daß es gut — unendlich viel besser als jetzt um die Arbeiten des Reiches Gottes in unserem Vaterlande stände, wenn jeder Christ den zehnten Theil seiner Einnahmen gäbe. Wir würden dann ganz anders vorwärts kommen.

Auch kann bezeugt werden, daß einzelne deutsche Christen, welche den Zehnten geben, sich sehr wohl dabei befinden. Die innere Stellung, welche unser ganzes Vermögen als von Gott zur Verwaltung übergeben ansieht, macht es doch nicht unnöthig, daß wir einen Theil bestimmt den Aufgaben des Reiches Gottes widmen, wie wir auch ohne Unterlaß beten und alle Tage dem HErrn weihen sollen, und demnach bestimmter Gebetszeiten und der Sonntage bedürfen. Der HErr sagt: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." (Matth. 6, 21.) Es ist auch umgekehrt richtig. Wo unser Herz ist, da ist unser Schatz. Für die Dinge, die uns am liebsten sind, geben wir auch am leichtesten unser Geld. Welches Licht wirft es dann auf unser Christenthum, wenn uns Geldgaben für Zwecke des Reiches Gottes am schwersten abgehen! Wir sollten uns nicht durch katholische Christen beschämen lassen, die in dieser Hinsicht viel mehr thun, ja durch die Heiden; denn ein genauer Kenner des Buddhismus schreibt, daß die Priester, wenn sie collectirten, immer willige Aufnahme fänden, denn sie gäben damit nur Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun. Sehen wir wohl auch diejenigen so an, die uns um eine Gabe für Zwecke des Reiches Gottes bitten? Wie leicht ließe sich collectiren, wenn alle Christen den Zehnten gäben! Die schlimmste Antwort, die man bekommen könnte, wäre die, der Fonds sei für dies Jahr erschöpft, oder diese betreffende Arbeit interessire nicht!

Wir sollten Gaben für das Reich Gottes nicht als Ausgaben betrachten, sie sind in Wirklichkeit Kapitalsanlagen und zwar solche, die sich von allen irdischen dadurch auszeichnen, daß sie die größte

Sicherheit mit dem höchsten Zinsfuß vereinigen. Da sammeln wir uns Schätze, die weder die Motten noch der Rost fressen, da auch die Diebe nicht nach graben und stehlen, die auch kein Börsenkrach, keine kriegerische Verwickelung gefährdet.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

45. Die Rosen vom Tegelstein.

Der Tegelstein ist die Burg eines schon lange ausgestorbenen, schwäbischen Adelsgeschlechtes; sie liegt unfern von Lindau am Bodensee und ist in einer Höhe von zwei Stockwerken noch heute erhalten. Rosen treten uns auch in einer Tegelsteiner Sage entgegen, und zwar als Todessymbole.

Es saß einst, so heißt es, eine sehr stolze Freifrau auf Tegelstein. Einst kam zu derselben eine Pächtersfrau und bat sie inständigst um einige der schönen Rosen aus dem Burggarten; — wollte sie doch ihrer lieblichen, im 18. Jahre verstorbenen Tochter den Todtenkranz winden! Allein es wurde ihr die harte, unmenschliche Antwort zu Theil:

„Nimm Brennesseln; — sie sind wohl gut genug für deine Tochter!"

Da richtete sich die Bäuerin hoch auf und rief der Schloßherrin entgegen:

„Und zu Todtenkränzen sollen deine Rosen doch verwendet werden, — zu Todtenkränzen deiner Töchter, deiner drei!"

Die Sage läßt den Fluch sich erfüllen. Kränzewindend aber erschienen im Hause derer von Tegelstein stets die drei Jungfrauen, sobald ein Mitglied des Geschlechtes sterben sollte. —

Wir vernehmen hier auf beiden Seiten die leidenschaftliche Sprache der Zeit des Bauernkrieges. Das Ereigniß aber ist rein mythisch, und wir vermögen die Sage zu erklären. Die drei Jungfrauen, welche auf der Burg die Rosenkränze winden, sind die altdeutschen Schicksalsschwestern. Glücklich der, dem sie rosengeschmückt erscheinen; — sie verkündigen ihm vermöge jener zuvor erörterten Bedeutung der Rose (Sage 44) einen seligen Tod! Süddeutschland vom Rheine bis zum Inn hat den Cultus dieser drei Schicksalsschwestern, wie Panzer nachgewiesen hat, einst eifrigst gepflegt.

Gewiß erfreut es, ein so furchtbares Wort, wie das dieser süddeutschen Edelfrau in ein — Nichts zerfließen zu sehen.

46. Die fränkischen Edlen von Klingenberg,

einst am Maine gesessen, verzeichneten auch in ihrer Stammreihe einen Kreuzfahrer, angeblich einen Jörg von Klingenberg aus dem 13. Jahrhunderte. Die Sage vom edlen Möringer wiederholt sich in einer eigenthümlichen Spielart in diesem Geschlechte gleichfalls; sie scheint also ein Gemeingut aller Stämme West- und Süd-Deutschlands gewesen zu sein.

Nach der Legende des Mainlandes gerieth nämlich auch der Edle von Klingenberg in sarazenische Gefangenschaft. In den Fesseln der Ungläubigen gelobte er, an dem Orte, von welchem aus er seine väterliche Burg zuerst wieder erblicken werde, eine Kirche zur Ehre aller befreienden Heiligen, St. Nikolaus, St. Leonhards und St. Mariens, vor Allem aber des heiligen Ritters St. Georg und St. Michaels, zu erbauen. In einer der folgenden Nächte träumte ihm hierauf, es habe ihn eine wunderbare Macht in seine fränkische Heimat zurückgebracht, und als er erwachte, da grüßten die Zinnen der Klingenburg auf dem Berge über dem silberhellen, dem Maine entgegenströmenden Bächlein ihn in der That.

Dieselbe Sage also wie die vom edlen Möringer, vom Grafen von Leiningen-Rixingen und von vielen anderen Helden mehr! Unsere Nachforschungen haben uns diese Gruppe als die zahlreichste sämmtlicher deutschen Sagenfamilien erkennen lassen. Ein Zeugniß, wie machtvoll einst die Kreuzzüge auf unser Volk eingewirkt haben! Die Sehnsucht daheim nach den fernen Streitern des Kreuzes, — die Sehnsucht dieser Pilgrime selbst nach der lieblichen Heimat und nach den Angehörigen, vielleicht auch wunderbare Errettungen, die Heimkehr längst verloren Gegebener, — das Alles mag die Entstehung dieser deutschen Kreuzfahrersagen begünstigt haben. Im letzten Grunde aber fußen sie doch auf heidnischem Glauben: auf der Märe von „Wodans Wolkenmantel", dessen Schnelligkeit jede Entfernung überwindet, und der sich endlich zu Doctor Fausten's Zaubermantel umwandelt.

Der erwähnten fränkischen Kreuzfahrersage aber ist der folgende, ächt legendarische Zusatz eigenthümlich:

„In heller Freude wollte der Edle von Klingenberg nun der Heimat entgegeneilen; nicht dachte er mehr an sein Gelübde; selbst dem großen Gott und den Heiligen zu danken vergaß er. Da sprang sein Schwert aus seiner Scheide und grub sich in die Erde, um ihn an sein heiliges Versprechen zu mahnen. Und der Klingenberger hielt dasselbe nun wirklich; er gründete an diesem Platze das Kirchlein zu St. Michael und das Dorf Grubingen. Jetzt ist freilich der kleine Weiler dieses Namens verschwunden, und von dem Gotteshause stehen nur noch einige Trümmer beim Dorfe Röllfeld in Unter-Franken.

St. Michael war also der eigentliche Befreier des Kreuzfahrers; das ist für das Alter und die Aechtheit der Sage entscheidend. Denn St. Michael ist der älteste christliche Heerführer der Deutschen: der älteste ritterliche Patron und der hochbelobte protector totius Germaniae. Das Schwert aber mahnt hier an den Eid, weil „bei ihm selbst", — bei seinem aufrecht im Boden haftenden Kreuze einst auf dem heißen Sande Syriens das befreiende Gelöbniß gethan worden war.

Ueber Wodans leuchtenden, heimbringenden Wolkenmantel gebot ja nun jener Engel, welchen die Altvordern einst jauchzend vor der Schlacht begrüßten: „Dux Michael! Dux Michael! Tu solus heros gloriae!"

47. Die Tuschl von Söldenau

in Nieder-Bayern waren, wie es scheint, ursprünglich nur Dienstmannen der großen Grafen von Ortenburg; aber sie waren bei den bayerischen Herzogen sehr angesehen und zeichneten sich von jeher durch frommen, kirchengründenden und wohlthatenspendenden Sinn selbst in schlimmen Zeiten aus. Ritter Heinrich Tuschl begründete z. B. im Jahre 1376 das Chorherrenstift zu St. Johannes in Vilshofen. An diese fromme Stiftung hat die Volkssage, hat auch die Volkspoesie angeknüpft.

Ritter Heinrich, so sagt die noch heute lebendige Ueberlieferung, war zweimal ein Ehebündniß eingegangen, — einmal in jungen Jahren, und das war ihm sehr wohl gerathen; — das zweite Mal aber nach seiner ersten, herzlieben Wirthin Tode in gesetztem Alter, und das gerieht ihm schlecht. Denn nach der Sage entfloh ihm seine zweite Gemahlin mit einem Hofjunker. Nach vielen, vielen Jahren traf der bairische Ritter auf einer Pilgerfahrt in einem kleinen Städtchen Wälschlands ein Ehepaar an, welches sich kümmerlich vom „Schuhflicken" ernährte: in ihm erkannte er die Treulose wieder. Doch still brach er von dannen auf, ohne die Elenden wieder nach Hause zu führen. Seine Devise blieb fortan das Wort:

„Allein!"

Dies Wörtlein ließ er in all' seine Waffen einätzen; dasselbe nahm er auch in seinen Schild und in das Siegel des Stiftes Vilshofen auf; das mußten die dortigen Chorherren auf ihren Kleidern tragen; das schrieb man endlich, als er im Jahre 1388 verstarb, auch auf seinen Grabstein. Die Mönche der sehr reich von ihm bedachten Cisterzienser-Abtei Aldersbach stifteten ihm ein Grabdenkmal von Marmor in der Stiftskirche von Vilshofen; — zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde dieser schöne Stein indessen zum „Widerlager" an der Donaubrücke verwendet. Die wackeren Vilshofener aber schrieben über dies Ehrengedächtniß des so jäh' enttäuschten Ritters Verse, welche er selbst wohl einst in bittrer Laune gemacht hatte:

„Ein Ganesel auf dem Stein
Lockt' mich in den Wald hinein.
Das soll nit sein:
Zween Hund' an einem Bein! —
Ich, Heinrich Tuschl, ich bleib' allein." —

Die ganze Märe liest sich fast wie ein herber Schwank auf die Untreue und die Undankbarkeit der Welt. Und doch liegt hier nicht eine bloße Sage vor. Denn neuere Forschungen haben in der That ergeben, daß Ritter Heinrich Tuschl mit Elsbeth der Staubacherin in einer zweiten, sehr unglücklichen Ehe verheirathet war, daß er sich von dieser seiner Gattin trennte und sein und seiner ersten Gemahlin, einer Seiboldsdorfin, Vermögen dazu verwendete, um das Chorherrenstift zu Vilshofen in's Leben zu rufen. Sagenhaft erscheint nur der Zug von der Begegnung im Wälschland. —

Kein Beispiel zeigt lehrreicher, wie die Geschichte durchaus kein Recht hat, die Sage völlig unbeachtet zu lassen.

Die Kinderheilstätte im Nordseebade Westerland Sylt, deren Verwaltung in der Person des zum Schriftführer gewählten Herrn Pastor Carstens in Westerland eine treffliche Ergänzung gefunden hat, wird in diesem Jahre am 15. Juni unter der bisherigen bewährten Leitung von Schwestern der evang. luth. Diakonissen-Anstalt in Flensburg wieder eröffnet werden. Während im Uebrigen die Aufnahmebedingungen gegen das Vorjahr unverändert geblieben sind, ist die Verwaltung diesmal in der besonders erfreulichen Lage neben den drei halben, auch noch zwei ganze Freistellen in jedem Kurturnus vergeben zu können. Die Mittel für diese ganzen Freistellen hat der stellv. Vorsitzende, Herr Pastor Gleiß in Westerland gesammelt, an welchen Bewerber um diese Stellen sich zu wenden haben. Alle sonstigen Aufnahmegesuche, auch diejenigen für halbe Freistellen sind an den Vorsitzenden der Verwaltung, Herrn Seebade-Director Pollacsek in Westerland oder zu Händen der leitenden Schwester zu richten.

Außer der Kinderheilstätte bestehen in Westerland jetzt auch zwei wohleingerichtete Pensionate unter Leitung gebildeter und sachkundiger Damen, um erwachsene jedoch ohne Begleitung von Angehörigen zum Kurgebrauch nach Sylt kommende junge Damen unter Schutz zu nehmen und ihnen ein freundliches Asyl zu gewähren.

Literatur.

Archiv des Deutschen Adels. Nr. 5. I. Jahrgang. Inhalt: Die Reichsgrafen. (Schluß.) — Deutsche Schlösser und Burgen. 3. Schloß Moritzburg. — Freiherr Carl von Varnbüler †. — Die Geschichte der Prinzessin von Ahlden. — Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmansegg. — Aus der Gegenwart: Personal-Nachrichten. — Literatur. — Familien-Chronik.

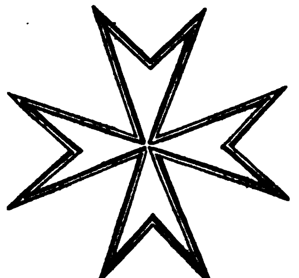
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 5. Juni 1889. Nr. 23.

Alexis August von Haeseler, Major und Landrath a. D., auf Harnecop bei Freienwalde a. d. Oder, Rechtsritter seit 1855, † zu Harnecop 22. Mai 1889.

Vermächtniß.

Das am 26. October 1888 zu Potsdam verstorbene Fräulein Adelheid Louise Koch hat dem der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens gehörigen Siechenhause zu Gerdauen letztwillig ein Hypothekenkapital von 6000 Mk. und 3000 Mk. baar, zusammen 9000 Mk., vermacht.

Der genannten Genossenschaft ist Allerhöchsten Orts jetzt die Genehmigung ertheilt worden, diese Zuwendung annehmen zu dürfen.

Zwei neue Johanniter-Anstalten.

Die Westfälische Genossenschaft des Johanniter-Ordens hat im Bade zu Lippspringe bei Paderborn, dessen Quelle bei Lungenleiden, Catarrhen der Athmungs-Organe 2c. sehr wirksam ist, zwei Häuser eigenthümlich erworben, welche sie, wie das im Bade Oeynhausen bereits früher von ihr geschehen ist, als Asyle für unbemittelte Badegäste eingerichtet hat.

Das eine dieser Häuser soll vorzugsweise den Kranken aus den besseren Ständen, namentlich Geistlichen, Lehrern und deren Familiengliedern, Lehrerinnen, Diakonen und Diakonissen, Leuten der äußeren und inneren Mission und einzelnstehenden Damen dienen, während das andere Haus den Kranken der unteren Stände gewidmet ist.

Beide Häuser sind am 15. vorigen Monats in aller Stille eröffnet und dem Gebrauche übergeben worden.

Württembergische Genossenschaft.

Am 21. v. Mts. fand zum erstenmal unter dem Vorsitz ihres im vorigen Jahre ernannten Commendators, des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg Durchlaucht, der von demselben einberufene jährliche statutenmäßige Rittertag der Genossenschaft unter zahlreicher Betheiligung ihrer Mitglieder und einiger hierzu als Gäste eingeladener Johanniterritter anderer Genossenschaften in dem Krankenhaus zu Plochingen statt. Einer der Hauptgegenstände bei Erledigung der Tagesordnung bildete der Beschluß, daß die Genossenschaft bei dem Diakonissenhause zu Schwäbisch-Hall ein aus eigenen Mitteln zu unterhaltendes Krankenhaus errichten wolle, zu welchem Zweck man vom hohen Kapitel eine hierzu von demselben in Aussicht gestellte Beihilfe zu erbitten beabsichtige.

Mit dem Rittertag war eine kleine Feier aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Krankenhauses, welches am 21. Mai 1864 seiner Bestimmung übergeben worden war, verbunden und wobei man, nachdem über dessen Leistungen während dieser Zeit Bericht erstattet hatte, mit großer Genugthuung als Glanzpunkt in dieser Periode insbesondere auf die Leistungen des Hauses in dem ruhmvollen Krieg von 1870/71 zurückblickte, in welcher Zeit eine große Anzahl von nord- und süddeutschen Kriegern in dem Hause Aufnahme und Verpflegung gefunden haben.

Am Schlusse des Rittertages übergab der Commendator der Vorsteherin des Hauses Marie Knauer, welche im 25. Jahre dieses Amt bekleidet und nunmehr nahezu 40 Jahre als Krankenpflegerin thätig ist, vor der versammelten Genossenschaft den derselben auf gnädigste Befürwortung Ihrer Majestät der Königin Olga von Seiner Majestät dem König Carl verliehenen Olgaorden als ein Zeichen der Anerkennung ihrer mit Treue und Hingebung geleisteten Dienste.

Nach den Verhandlungen vereinigte die Genossenschaft sich mit ihren Gästen in einem sonst zu Krankenzwecken verwendeten, zur Zeit aber unbenützten Raum im Nebengebäude des Krankenhauses zu einem gemeinsamen Mahle, welches in ritterbrüderlicher Weise den würdigsten Verlauf nahm.

Die Freude am Geben.

Von Andreas Graf von Bernstorff.

(Schluß.)

Es giebt in unserem Vaterlande nicht Wenige, die für Arme gern etwas geben, dagegen schwer sich entschließen, für Missionszwecke das Gleiche zu thun. Wir wollen hierbei nicht blos auf die großen öffentlichen Calamitäten sehen, wie Ueberschwemmungen, Erdbeben und Cholera in Italien und Spanien, denn bei solchen Gelegenheiten spielen oft andere Gesichtspunkte mit. Aber auch Bitten für einzelne Arme, die in der Zeitung erlassen werden, finden stets bereitwillige Wohlthäter. Geschieht dies bei Menschen, denen selbst die Herrlichkeit des Christenthums noch verschlossen ist, so ist es nur begreiflich. Sie können für die eigentlich christlichen Zwecke kein Verständniß haben und wir müssen uns deshalb freuen, daß sie noch soviel von Christi Sinn haben, um wenigstens in der Noth gern zu helfen. Möge es vielen von diesen gehen wie Cornelius, dessen Almosen zu Gott emporgestiegen sind (Apostelgesch. 10, 11.) und dem der HErr dann Seinen Apostel sandte, um ihm den Weg des Heils zu zeigen. Weniger begreiflich finden wir es bei Christen, denen die Gabe am leichtesten werden müßte, die am unmittelbarsten dem HErrn gegeben wird.

Christen werden in unserer Zeit gut thun, ihr Geld vorwiegend den specifisch christlichen Unternehmungen zuzuwenden, weil der Geberkreis für rein humane Sachen ein viel größerer ist. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß der Christ sich nicht der Armen annehmen soll. „Gieb dem, der dich bittet," sagt der HErr (Matth. 5, 42.) und mit dem Wort „Arme habt ihr allezeit bei euch" (Joh. 12, 8.) weist Er die Armen an uns. Sie sind Seine Stellvertreter, nachdem wir nicht mehr Ihm persönlich Handreichung thun können mit unserer Gabe, wie Johanna und Susanna (Luc. 8, 3.), und sollen daher ein Segen für uns sein.

Wenn freilich ein Geschlecht arbeitsscheuer Bettler von den Gemeinden Geld beansprucht, welches sie sich selbst erarbeiten könnten, und dann die Gemeinden wiederum diesen gegenüber eine Art Krieg führen, so verwandelt sich die Armenpflege in einen Fluch — aber auch dieser Mißbrauch soll uns des Segens nicht berauben. Es ist für einen Christen immer noch besser, einmal betrogen zu werden, als hartherzig zu sein. Die Unterstützung der Armen ist ein erster nothwendiger Theil unserer Gaben für den HErrn. Ebenso versteht es sich von selbst, daß der Christ denen wohlzuthun, sie gut zu stellen hat, die seiner unmittelbaren Fürsorge oder Aufsicht unterstellt sind. „So Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide." (1. Tim. 5, 8.) Es würde für einen Vater, einen Meister, einen Fabrikherren, einen Gutsbesitzer übel anstehen, Gaben nach außen zu geben und die ihm Nächststehenden zu vernachlässigen und zu drücken — z. B. Leuten auf dem Lande immer wieder nach $1^1/_2$ Jahren zu kündigen, damit sie keinen Unterstützungswohnsitz erwerben können, ein Verfahren, das sich übrigens meist selber rächt. Uebrigens sei hier doch auch darauf hingewiesen, daß Eltern ihren Kindern einen größeren Segen hinterlassen, wenn sie sie in der Opferwilligkeit für das Reich Gottes erziehen, als wenn sie Schätze für sie sammeln.

Fragen wir dann weiter nach den Dingen, die auf unsere Hilfe angewiesen sind, so muß zunächst die Heidenmission genannt werden. Als unmittelbar unter dem letzten Befehl des HErrn stehend, behält sie immer einen vornehmlichen Anspruch auf die Hilfe der Christen. Auch sind die heidnischen Völker nicht selbst in der Lage, sich das Evangelium zu bringen. „Wie sollen sie glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?" (Röm. 10, 14. 15.)

Dann kommen die Anforderungen der Judenmission und die Fürsorge für die speciellen Glaubensgenossen in der Zerstreuung, Gustav-Adolfs-Verein, Evangelisation Spaniens und Italiens. Endlich die heimische Kirche und der weitverzweigte Ast der Inneren Mission. Die Bedürfnisse unserer Kirche sollten uns am Herzen liegen. Es steht uns übel an, über die geringen Anfänge von Kirchensteuern zu klagen. Die Collecte für die dringendsten Nothstände der evangelischen Landeskirche, wodurch so manchen armen Gemeinden unseres Vaterlandes zu kirchlichen Einrichtungen verholfen wird, sollte von uns hochgehalten und reichlich bedacht werden. Die Innere Mission wird leicht den größten Theil unserer Ausgaben erhalten und es ist dies auch berechtigt, denn einerseits liegen die einzelnen Interessen uns nahe — wir können uns darum bekümmern — andererseits kann auch nur eine lebendige Christenheit Mission nach außen treiben. Was hier für Belebung wahren Christenthums geschieht, wird auch nach außen fühlbar. Uebrigens wollen wir nicht versuchen, irgend einem Christen vorzuschreiben, wie er seine Beiträge unter diese verschiedenen Sachen theilen will. Jeder mag darin seine besondere individuelle Aufgabe haben, und er lasse sich nur vom HErrn leiten.

Wenn doch unsere Reichen, die oft aus eigenen Mitteln eine ganze Kapelle, eine Anstalt der christlichen Liebe gründen könnten, sich diese Freude nicht versagen wollten, statt immer nur das Scherflein zu geben. Freilich wird das Wittwenscherflein immer von der größten Bedeutung in der Geschichte des Reiches Gottes bleiben. Aber es war eben das Ein und Alles der armen Wittwe. Wo die Armen mit großen persönlichen Opfern kleine Gaben bringen, da sind diese doppelt willkommen, sie sind groß in Gottes Augen und werden mit besonderem Segen begleitet sein

— auch der Arme (Eph. 4, 28.) soll arbeiten mit seinen Händen, „auf daß er habe zu geben den Dürftigen,“ wir haben auch kein Recht, die Aermsten vom Segen des Gebens auszuschließen — aber wenn die Reichen immer nur Scherflein geben, so haben diese gar keinen Werth.

Zur Entschuldigung der Reichen wird vielfach angeführt, daß sie gerade um des Reichthums willen so oft mit allerlei Bitten angegangen werden, daß sie darüber alle Lust verlieren. Dies ist nun freilich eine natürliche Folge des Reichthums, ein Gegenstück zu den hohen Vorzügen, die der Reiche besitzt. Der Reichthum bringt eben auch größere Verantwortlichkeit, größere Pflichten mit sich. Aber es wird auch von Niemandem verlangt, daß er unterschiedslos gebe, überall wo etwas erbeten wird. Solche Reiche, die sich den vielfachen Belästigungen entziehen und nicht ihre Gaben zersplittern wollen, sollten ein eigenes Werk der christlichen Liebe gründen, oder ein bestehendes ganz auf ihre Kosten nehmen. Sie würden es dann als ihre eigene Sache betrachten und ihre innige Freude daran haben. Ueberhaupt wäre es gut, wenn jeder Christ ein Werk hätte, dem er sich ganz besonders widmet. Auch wäre es schön, wenn unsere Reichen sich die Freude machen wollten, ihre größeren Gaben mit warmer Hand — nicht von Todeswegen zu geben, was so häufig geschieht. Die Geber selbst haben dann nichts mehr davon und es vermindert den sittlichen Werth der Zuwendung, wenn man gewissermaßen kein Bedenken trägt, die Gabe seinen Erben zu entziehen, sich selbst aber nicht derselben entäußern will. Natürlich trifft diese Bemerkung nicht alle letztwilligen Zuwendungen. Wenn z. B. Wohlthäter einer Anstalt wünschen, ihren Jahresbeitrag auch über ihre Lebensdauer sicher zu stellen und bei ihrem Tode kapitalisiren, so ist das sehr anerkennenswerth, und auch hierin könnte mehr geschehen. Die Zuwendungen für wohlthätige Anstalten werden jährlich von Amtswegen veröffentlicht und es beschämt uns dann immer tief, wenn katholische Zeitungen sich damit brüsten, daß das Verzeichniß ihrer Kirche weit größer ist. Soviel steht übrigens fest, daß Reichthum allein nicht glücklich macht; daß schon die Mehrzahl der Reichen keinen Eindruck von Befriedigung macht.

Unter allen Reichen sind erfahrungsmäßig diejenigen am fröhlichsten, die im Verhältniß zu ihrem großen Vermögen auch fürstlich zu christlichen Zwecken geben.

Doch dies bringt uns schon zum dritten und letzten Motiv, weshalb wir uns das hohe Vorrecht des Gebens nicht verkümmern lassen sollen. Es sind die Verheißungen unseres Gottes, es ist der Segen, den Er darauf gelegt hat, es ist die rechte Freude, die daraus entspringt. Das Geld, das wir dem HErrn hingeben, ist das einzige, das uns dauernd gehört, das uns auch in den Himmel folgt.

Wir können keine Missionare aussenden ohne Geld, wir können keine Kirchen, keine Vereinshäuser, keine Herbergen zur Heimat, keine Rettungshäuser und Asyle, keine Krankenhäuser bauen ohne Geld. Hat nun unser Geld dies Alles ermöglicht, und die Predigt der Missionare, das Wirken der Vereinshelfer, die stille Arbeit der Diakonissin haben Seelen zum HErrn geführt, wie köstlich ist das, welche Himmelsfreude schon auf Erden! Das bezeugen Alle, die mit der Uebung im Geben begonnen haben. Und wie wird es erst im Himmel sein, wenn die Freunde uns begrüßen, die wir uns mit dem „ungerechten Mammon“ gemacht haben. (Luc. 16, 9.) Wir evangelische Christen vergessen zu oft, daß die Werke, die uns den Himmel nicht aufschließen können, uns doch dahin folgen. (Offenb. 14, 13.) Auch müssen wir wünschen, auf dem Einen Grunde, welcher ist Christus, das Gebäude unseres Lebens so aufzubauen, daß es nicht als Holz, Heu und Stoppeln verbrennt, sondern als Gold, Silber und Edelstein sich bewährt. (1. Cor. 3, 12.) Und so wahr es bleibt: „wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts“ (1. Cor. 13, 3.), so ist es doch ebenso wahr, daß die Liebe zum HErrn und zu den Brüdern, die aus dem Glauben geboren ist, sich in der That zeigen muß. (Jac. 2, 15. 16.) Der HErr versagt keinem im Glauben geschehenen Werk den Gnadenlohn. Wir wollen auch den Segen nicht gering achten, daß durch das Geben unser Herz losgelöst wird von den Schätzen dieser Erde und hingezogen zu der Liebe Gottes. Es wird dies auch einen Einfluß auf unsere Genüsse ausüben.

Aber der HErr hat uns auch bestimmte herrliche Verheißungen in der Schrift gegeben; „So soll kommen der Levit, der kein Theil noch Erbe mit dir hat, und der Fremdling und die Waise und die Wittwe, die in deinem Thor sind und sich sättigen, auf daß dich der HErr dein Gott segne in allen Werken deiner Hand, die du thust.“ (5. Mos. 14, 29.; vergl. auch 24, 19.) Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der HErr erretten zur bösen Zeit. Der HErr wird ihn bewahren und beim Leben erhalten und ihm lassen wohlgehen auf Erden, und nicht geben in seiner Feinde Willen. Der HErr wird ihn erquicken auf seinem Siechbett. Du hilfst ihm von aller seiner Krankheit. (Ps. 41, 2—4.) Ehre den HErrn von deinem Gut und von den Erstlingen alles deines Einkommens. So werden deine Scheunen voll werden und deine Kelter mit Most übergehen. (Spr. 3, 9. 10.) „Der Segen des HErrn macht reich ohne Mühe.“ (Spr. 10, 22.) „Einer theilt aus und hat immer mehr, ein Anderer karget, da er nicht soll, und wird doch immer ärmer.“ (Spr. 11, 24.) „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem HErrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten.“ (Spr. 19, 17.) „Bringet aber die Zehnten ganz in mein Kornhaus, auf daß in meinem Hause Speise sei, und prüfet mich

hierinnen, spricht der HErr Zebaoth, ob ich euch nicht des Himmels Fenster aufthun werde, und Segen herabschütten die Fülle." (Mal. 3, 10.) „Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören." (Gal. 6, 9.) „Gebet, so wird euch gegeben, ein voll gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß." (Luc. 6, 38.) „Gott aber kann machen, daß ihr in allen Dingen volles Genüge habt." (1. Cor. 9, 8.) Mit den letzten Worten des Apostels ist auch das Genüge in irdischem Gut gemeint. Der HErr wird auch im Irdischen diejenigen nicht im Stich lassen, die sich in Seinem Dienste opfern. Das bestätigt die Erfahrung vieler Christen, die treu im Geben waren und auch im Irdischen viel Segen erfahren haben.

Brüder und Schwestern! Die Noth unserer Kirche ruft uns. Der Befehl des HErrn ist uns gegeben. Sein Segen ist uns verheißen — ist das nicht genügende Ursache, daß wir auch im Geben uns üben? Wir wollen recht unser Jahresbudget prüfen, ob nicht manche unnütze Ausgabe gestrichen werden kann, um uns für die Sache des HErrn leistungsfähiger zu machen. Ein Christ pflegte, um die Unlust zu überwinden, dann doppelt zu geben, wenn er Widerwillen dagegen empfand. Ein anderer empfahl es, schnell zu geben, damit die Versuchung zum Geiz nicht wieder die Ueberhand gewinne. Je mehr wir uns üben, desto größer wird auch unsere Freude am Geben werden.

Vom deutsch-evangelischen Bisthum Jerusalem.

Die Errichtung eines eigenen evangelischen Bisthums deutscher Nationalität zu Jerusalem scheint nun unmittelbar bevorzustehen, nach einer Pause von 9 Jahren.

Im Jahre 1881 starb der erst 1879 von englischer Seite ernannte Bischof Barclay. An der Reihe der Ernennung wäre nun die Krone Preußen gewesen; doch ehe man auf die Personenfrage einging, versuchte die preußische Regierung eine Aenderung des Vertrages dahin herbeizuführen, daß beide Kirchen eine vollkommene Gleichstellung erhielten. Die Verhandlungen hierüber dauerten von 1883 bis 1886, endeten aber damit, daß die anglikanische Kirche jedes Entgegenkommen verweigerte und Kündigung des Vertrages von 1841 vorschlug. Kaum hatte sich die Krone Preußens damit einverstanden erklärt, so ernannten die Trustees des Jerusalemer Bisthums (die Erzbischöfe von Canterbury und York, sowie der Bischof von London) auch schon im Februar 1887 den Archidiakonus Blyth von Rangun zum anglikanischen Bischof von Jerusalem und dem Orient. Die Kirchen-Missions-Gesellschaft und die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden (beide in London) bewilligten dem neuen Bischofe sofort jede einen Zuschuß von jährlich 300 Lstr. zur Deckung der durch Wegfall des preußischen Beitrages entstehenden Minder-Einnahme. Damit war dem Bischofe wie früher eine Jahreseinnahme von 1200 Lstr. gesichert.

Hatten schon die früheren Verhandlungen ergeben, daß die anglikanische Kirche von einem nichts weniger als freundlichen Geiste gegen die deutsche evangelische Kirche beseelt war, so mußte gerade diese Ernennung den Eindruck noch verschärfen. Dr. Blyth ist nämlich Ritualist und damit ein ausgesprochener Gegner der deutschen evangelischen Kirche; die Ritualisten erkennen selbst die evangelische Ordination nicht an. Die Einwirkung dieser Persönlichkeit auf die Organisation und die Berührungen der evangelischen Kirchen im Orient, namentlich in Syrien, dürfte sich später noch recht fühlbar machen.

Die anglikanische Kirche konnte mit der Errichtung ihres Jerusalemer Bisthums schon deshalb um so rascher vorgehen, weil sie sich zu Jerusalem in Folge ihrer früheren herrschenden Stellung im Besitze aller nothwendigen Einrichtungen, Gebäude u. s. f. befand. Ganz anders liegen die Dinge in Bezug auf Deutschland bezw. Preußen. Auch wenn man sofort einen Bischof hätte ernennen wollen, so würde doch seine thatsächliche Einsetzung sich nur mit Schwierigkeiten haben bewerkstelligen lassen; es fehlt zu seiner Unterbringung in Jerusalem das Meiste; es müssen neue Baulichkeiten errichtet werden, auch eine eigene Kirche ist noch nicht vorhanden. Es mögen auch noch andere Gründe dafür mitgesprochen haben, daß bisher in dieser Sache äußerlich noch nichts geschehen ist. Anscheinend hat man eine Zeit lang erwogen, ob nicht das Bisthum dort formell zu einem deutschen zu machen sei; man ist aber dem Vernehmen nach davon abgekommen, weil dann die Verwaltung und die Aufsicht eine schwierige gewesen wäre, und wird es in der Form eines preußischen errichten, doch so, daß alle Deutschen evangelischer Confession daran Theil nehmen können.

Zum Glück hatte man die von Friedrich Wilhelm IV. für das Bisthum gestifteten 100 000 Thaler in Händen behalten und sie der Verwaltung des Minister-Präsidenten unterstellt. So ist wenigstens in den Zinsen derselben von 12 000 Mark eine Besoldungssumme als Grundlage vorhanden. Auch sind die Baugelder für die Kirche, welche nach einem Plane des Geh. Ober-Baurathes Adler auf vorhandenem Grunde neugebaut werden soll, aus früheren Sammlungen vorhanden. Ferner scheint im Stillen alles geschehen zu sein, um die Errichtung eines deutsch-evangelischen Bisthums zu Jerusalem vorzubereiten. Der Bischof und alles, was zu seiner Verwaltung gehört, wird auf dem Grund und Boden untergebracht, welchen der Sultan dem Könige von Preußen 1869 schenkte und von welchem der Kronprinz Friedrich Wilhelm bei seiner Reise zur Eröffnung des Suezkanals den Besitz übernehmen konnte. Dort befinden sich schon eine Anzahl von Anstalten

der deutsch-evangelischen Gemeinde, dort sind auch die Fundamente der genannten Kirche des Johanniter-Ordens, dem früher das ganze Gebiet gehörte. Der Zugang dahin und namentlich zur Kirche war bisher sehr schmal und schlecht, man bedurfte zur Verbreiterung des Weges eines schmalen Streifen Landes, über dessen Erwerbung mit dem Besitzer, dem griechischen Presbyteriat, Unterhandlungen angeknüpft wurden. Das Ziel ist erreicht worden; man hat sich über den Kaufpreis von 40000 Frcs. (32000 Mk.) geeinigt und der Besitz dieses Streifens dürfte binnen kurzem angetreten werden. Wie es heißt, wird mit der Verbreiterung und Verbesserung des Zugangsweges noch in diesem Jahre begonnen und voraussichtlich auch der Bau der Kirche in Angriff genommen werden.

Schon an diesen Aeußerlichkeiten ist zu erkennen, daß die Angelegenheit wegen Errichtung eines deutschen evangelischen Bisthums nicht still steht und daß wahrscheinlich demnächst der letzte Schritt hierzu geschieht.

(Kreuzzeitung.)

Ergebnisse aus vieljährigen Beobachtungen von Schwach- und Blödsinnigen.

Im letzten Berichte über die Anstalt **Hephata-Gladbach** finden wir in Bezug auf die Ursachen des Schwach- und Blödsinns folgende sehr beachtenswerthe Aussprache: „Sehen wir auf die neu aufgenommenen Zöglinge (1888), so ergeben sich aus der betreffenden Statistik, übereinstimmend mit den Beobachtungen und Erfahrungen früherer Jahre folgende Sätze:

1. In den weitaus meisten Fällen besteht der Blödsinn von Geburt an, d. h., schon bei der Geburt solcher Kinder sind die Bedingungen nicht mehr vorhanden, unter denen sie sich geistig normal entwickeln könnten. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß schon im Mutterleibe eine Erkrankung des Central-Organs bei ihnen stattgefunden haben muß, die zum Abschluß gekommen ist, ehe sie zur Welt gekommen sind.

2. Nach der Geburt entsteht Blödsinn nur in den ersten Lebensjahren, vorzüglich in der Zeit der Zahnentwickelung. Nur in äußerst seltenen Fällen tritt Erblödung der Seele in späteren Lebensjahren — nach dem 7. Lebensjahre — ein.

3. Die Ursache der Erblödung nach der Geburt ist immer eine Erkrankung des Central-Organs, des Gehirns, und zwar des Großgehirns, als des Sitzes und Vermittlers der geistigen Funktionen. Die Erblödung zeigt sich aber nicht während der Krankheitsdauer, sondern nach Ablauf des Krankheitsprozesses, als eine Folge desselben.

Das Kind kann nach Ablauf dieses Krankheitsprozesses körperlich gesund sein, aber es ist geistig beeinträchtigt, in seiner geistigen Entwickelung gehemmt und beschränkt; oder aber es ist eine weitere geistige Entwickelung unmöglich geworden; es ist alsdann der höchste Grad des Blödsinns, der Stumpfsinn, eingetreten.

4. Die Ursache der Gehirn-Erkrankung kleiner Kinder liegt in den seltensten Fällen in seinen Erzeugern; es kann vielmehr jedes Kind, das gesund zur Welt geboren worden ist, an seinem Gehirn erkranken; es kann eine Gehirn-Entzündung bekommen, von Krämpfen befallen werden oder sonst einer Krankheit anheimfallen, bei welcher das Gehirn ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen wird, wie Scharlach, Nervenfieber, Pocken, Rose u. a.

5. Es giebt aber Momente, welche die Gehirnerkrankung kleiner Kinder begünstigen. Dazu gehören Trunksucht eines der Eltern oder beider Eltern, hereditäre Belastung derselben; ungesunde, dumpfe, feuchte Wohn- und Schlafräume; Verwahrlosung der Kleinen; Ueberreizung des Gehirns durch mangelhafte oder überreiche Ernährung, durch zu starke äußere Einflüsse auf das Gehirn, Erschütterung oder Verletzung des Gehirns durch Fall, Stoß oder Schlag u. dergl.

Eine gleichgiltige, eine unvernünftige und eine leichtsinnige Kleinkinderpflege opfert nicht nur manches Kindesleben dem Tode, sondern trägt auch mit Schuld an der großen Zahl blödsinniger Kinder.

Es ist darum eine heilige Pflicht aller, denen kleine Kinder anvertraut sind: Mütter, Ammen, Kinderwärterinnen, Gehirnerkrankungen und damit Blödsinn derselben, soviel an ihnen ist, zu verhüten.

6. Die geistige Beeinträchtigung kann dem Grade und dem Umfange nach eine sehr verschiedene sein; ihrer Ursache und ihrer Folge nach ist sie dieselbe: kein blödsinniges Kind wird sich naturgemäß (normal) entwickeln und seine Entwickelung ist und bleibt — auch im günstigsten Falle — eine gehemmte, einseitige und begrenzte, und dadurch unterscheidet sich das blödsinnige Kind von jedem geistig noch so schwach beanlagten, normalen Menschenkinde.

7. Die Sprache, d. h. die größere oder geringere Sprechfähigkeit, giebt keinen Maßstab für den Grad des Blödsinnes ab, da manche oft sehr tiefstehende, ganz und gar bildungsunfähige Kinder geläufig sprechen, während weniger beeinträchtigte Kinder sehr mangelhaft sprechen oder der Sprache ganz ermangeln.

8. Die größere oder geringere Fähigkeit der Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung, d. h. des freien und willkürlichen Gebrauchs seiner Glieder und Sinne, der eigenen Wahrnehmung und Beobachtung, der Gedankenerzeugung (Productivität) und Gedankenverbindung der Willensäußerung und Willensbethätigung, giebt vielmehr einen Maßstab für den geistigen Standpunkt (die Capacität) eines Kindes."

In betreff der Erziehung und des Unterrichts über die Frage, was von den Anstalten zu erwarten bezw. nicht zu erwarten ist, äußert sich derselbe Bericht in folgender Weise: „Trotz der vielen und zum Theil seit Jahrzehnten bestehenden Anstalten giebt es noch viele, welche die Frage aufwerfen: „ob idiotische Kinder überhaupt erziehungs- und unterrichtsfähig seien". Aus den vorstehenden Sätzen geht hervor, daß man diese Frage ebenso bejahen wie verneinen kann; sie zeigen, daß ein Theil solcher Kinder erziehungs- und bildungsfähig ist, während ein anderer Theil nur noch gewöhnungsfähig ist; sie zeigen daher auch, was man von einer Idioten-Erziehungsanstalt erwarten und was man nicht von ihr erwarten kann.

1. Man kann von einer Idiotenanstalt nicht erwarten, daß sie ihre Zöglinge heile, daß sie den Schaden, der ihnen zugefügt worden ist, hinwegnehme und geistig normale Kinder aus ihnen mache.

2. Man kann nicht erwarten, daß sie ihre Zöglinge in gleicher Weise und in derselben Zeit geistig fördere, wie dies bei gesunden Kindern möglich ist; auch nicht, daß sie mit denselben das gleiche Ziel erreiche wie mit letzteren, oder daß sie ein bestimmtes Ziel, z. B. Confirmationsfähigkeit, in demselben Alter, im 14. oder 15. Lebensjahre erreiche, wie bei jenen.

3. Man darf von einer Idiotenanstalt nicht erwarten, daß sie die geistige Entwickelung ihrer Zöglinge beschleunigen und oft in wenigen Jahren das erreichen könne, was selbst bei geistig normalen Kindern in einer langen Reihe von Jahren erst erreicht werden kann.

4. Man kann von einer Idiotenanstalt auch nicht erwarten, daß sie alle Kinder, die ihr anvertraut werden, gleichmäßig fördere und bei allen das gleiche Ziel erreiche. Denn das geistige Capital, das ihr in den einzelnen Kindern zur Verfügung steht, ist zu verschieden, als daß dies möglich wäre.

5. Man darf endlich auch nicht erwarten, daß die Anstalt den idiotischen Zustand eines Kindes ganz und gar verwischen könne, so daß man demselben nachher von seinem früheren Blödsinn „nichts mehr anmerkt". Ein idiotisches Kind kann wohl ein brauchbarer Mensch werden; aber das Bruchstückartige seiner geistigen Befähigung, die Beschränktheit seiner Auffassung und Beurtheilung der Dinge und Verhältnisse, die Unsicherheit der Selbstbestimmung in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens, die Abhängigkeit von dritten; mit einem Wort: der Mangel der Selbständigkeit in intellectueller, sittlicher und sozialer Hinsicht, wird sich mehr oder minder immer bei ihm bemerkbar machen.

6. Die Aufgabe einer Idioten-Erziehungsanstalt kann nur darin bestehen, bei jedem Kinde genau zu erforschen, welche Fähigkeiten in intellectueller, sittlich-religiöser und praktischer Hinsicht — demselben noch geblieben sind; mit anderen Worten: zu welchen receptiven und productiven Thätigkeiten das durch den überstandenen Erkrankungsproceß in seinen normalen Functionen gestörte Gehirn eines solchen Kindes noch fähig ist; sowie diese schwachen Fähigkeiten möglichst zu fördern und weiter zu entwickeln, wobei aber, wie schon erwähnt, in den meisten Fällen ein „Bis hierher und nicht weiter" aller erzieherischen Thätigkeit ein Ziel setzt."

(Zeitschrift für Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer.)

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift, neue Folge. XXVI. Band. 1. und 2. Heft. Januar — März. Inhalt: I. Abhandlungen: Das preußische Eisenbahnnetz im Osten der Weichsel. Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte und Statistik der deutschen Nordostmark. Von Paul Neuhaus. — Zur Beurtheilung von Kants Kritik der reinen Vernunft und Kants Prolegomena. III. Abhandlung. Von Emil Arnoldt. — Vipera berus Daud. Eine ethnologisch-faunistische Skizze. Von A. Treichel. — Noch einmal das Lied auf die Danziger Fede von 1576. Von Johannes Bolte. — Nachtrag zu dem Aufsatze: „Ueber die Danzker 2c." (Altpreußische Monatsschrift XXV, Heft 3/4). Von C. Beckherrn. — II. Kritiken und Referate: Hansarecesse, herausgegeben vom Verein für hansische Geschichte. Von M. Perlbach. — Polska Maria. Masurische Dorfgeschichten von Richard Skowronnek. Von Johannes Sembrzycki. — Wisla. Miesięcznik geograficzno-etnograficzny. Warschau. Von Johannes Sembrzycki. — Alterthumsgesellschaft Prussia 1888. (Scharnhorst in der Schlacht bei Pr. Eylau von Oberstlieutenant z. D. Grabe. Mit 2 autogr. Karten). — III. Mittheilungen und Anhang: Universitäts-Chronik 1888 (Nachtrag) 1889. — Lyceum Hosianum in Braunsberg. — Altpreußische Bibliographie 1888.

Archiv des Deutschen Adels. Nr. 7. I. Jahrgang. — Inhalt: Schloß Neideck und seine Gäste. Von Professor E. Einert. — Die im Jahre 1888 in Oesterreich stattgefundenen Standeserhebungen resp. Bestätigungen. — Deutsche Schlösser und Burgen. 4. Schloß Rochsburg. Von Architekt Cornelius Gurlitt. — Alfred Graf Adelmann, † 18. April 1887. — Aus der Gegenwart: Personal-Nachrichten. — Militairisches. — Literatur. — Familien-Chronik.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

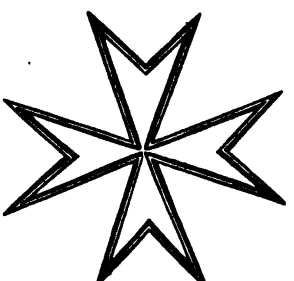
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 12. Juni 1889. Nr. 24.

Pommersche Genossenschaft.

Ich erlaube mir zu einem Rittertage der Pommerschen Herren Johanniter

am 19. Juni, Mittags 12 Uhr,

im Johanniter-Krankenhause zu Züllchow bei Stettin ganz ergebenst einzuladen.

Um 11 Uhr findet daselbst ein Gottesdienst in dem Betsaale statt.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht und Antrag auf Decharge.
2. Bericht der Ordensbeamten.
3. Desgleichen der Curatoren der Ordensanstalten zu Züllchow und Lauenburg.
4. Wahl eines Convents-Mitgliedes.

Carlsburg bei Züssow, Mai 1889.

Der Commendator
Graf Bismarck-Bohlen.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 11. Februar 1889 neu ernannten 74 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Diether Carl Freiherr Roeder von Diersburg, Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Jäger-Bataillon.
2. Felix Freiherr von Gutschmid, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Santiago.
3. Max von Zansen genannt von der Osten, Major a. D., zu Berlin.
4. Alfred von Mitzlaff, Major im 3. Garde-Ulanen-Regiment.
5. Emil Prinz zu Schoeneich-Carolath, auf Palsgard bei Horsens in Dänemark.
6. Carl August Freiherr Roeder von Diersburg, Hauptmann und Flügel-Adjutant Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Meiningen.
7. Adolf Freiherr Boecklin von Boecklinsau, Oberst und Kommandeur des 2. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32.
8. Magnus von Voigts-Rhetz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Schleswig-Holsteinschen Füsilier-Regiement Nr. 86.
9. Georg Freiherr Treusch von Buttlar-Brandenfels, Hauptmann und Flügel-Adjutant Sr. Durchlaucht des Fürsten zur Lippe.
10. Siegmund Freiherr von Berckheim, Hauptmann im Generalstabe des XIV. Armee-Corps.
11. Ernst Freiherr von Haynau, K. K. Oesterreichischer Kämmerer, Hauptmann und Batterie-Kommandant in der schweren Batterie-Division Nr. 9.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Moritz Freiherr von König, Rittergutsbesitzer, auf Lengen bei Bartenstein.
2. Ferdinand Rogalla von Bieberstein, Premier-Lieutenant der Reserve des Garde-Cürassier-Regiments und Rittergutsbesitzer, auf Bosemb bei Rudwangen in Ostpreußen.
3. Hermann Freiherr von Tettau, Oberförster, zu Groß-Linichen, Kreis Dramburg in Pommern.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Oscar von Westernhagen, Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer, zu Berlin.
2. Wilhelm von Richter, Justizrath und Divisions-Auditeur der 2. Garde-Infanterie-Division.
3. Wilhelm von Quast, Rittmeister a. D., auf Radensleben bei Herzberg i. d. M.
4. Friedrich von Oppen, Premier-Lieutenant im 1. Garde-Landwehr-Regiment und Kammerjunker, auf Cunersdorf bei Wriezen a. d. O.
5. Carl von Winterfeld, Rittmeister a. D., auf Damerow bei Rechlin i. d. Uckermark.
6. Albrecht Percy Graf von Bernstorff,

Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments und Landrath, zu Kyritz.
7. Robert von Keudell, Wirklicher Geheimer Rath, auf Hohenlübbichow, Kreis Königsberg i. d. Neumark.
8. Hanno von Dassel, Hauptmann und Compagnie-Chef im Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgischen) Nr. 8.
9. Sigmund Freiherr von Speßhardt, Regierungs-Rath, zu Potsdam.
10. Ferdinand von Quast, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2.
11. Dedo von Schenck, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2.
12. Wedigo Gans Edler Herr zu Puttlitz, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments und Stiftshauptmann, auf Wolfshagen bei Groß-Pankow, Kreis Westpriegnitz.
13. Wilhelm von der Beck, Landrath, zu Züllichau i. d. Neumark.
14. Felix von Wedell-Parlow, Rittmeister a. D., auf Polssen bei Gramzow i. d. Uckermark.
15. Eugen von Schmeling, Premier-Lieutenant der Reserve des Ulanen-Regiments „König Wilhelm" (2. Württembergischen) Nr. 20 und Rittergutsbesitzer, auf Oggerschütz bei Stentsch, Kreis Züllichau-Schwiebus.
16. Alexander von Oppen, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im Inf.-Regiment von der Marwitz (8. Pommerschen) Nr. 61.
17. Ernst von Jagow, Landrath, zu Osterburg i. d. Altmark.
18. Friedrich Wilhelm von Loebell, Landrath, zu Neuhaus a. d. Oste.
19. Arthur von Loebell, Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Friedrich Carl Graf von Bismarck-Bohlen, Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Brandenburgischen Drag.-Regiment Nr. 2.
2. Fritz Heinrich Albert von Stojentin, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Schwerin (3. Pommerschen) Nr. 14.
3. Edmund von Braunschweig, Major a. D., auf Lübzow, Kreis Stolp in Pommern.
4. Paul von Zitzewitz, Rittmeister a. D., auf Dumroese bei Denzin in Pommern.
5. Bernhard von Puttkamer, Second-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Ulanen-Regiments und Landrath, zu Ohlau.
6. Otto von Wenden I., Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Leonhard von Kalckreuth, Second-Lieutenant a. D. und Kammerjunker, auf Ober-görzig bei Meseritz.
2. Robert von Pelken, Premier-Lieutenant a. D. und Landrath, auf Lipowiec bei Koschmin.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Conrad Otto Heinrich Johannes von Beneckendorff und von Hindenburg, Oberst und Commandeur des Grenadier-Regiments Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11.
2. Carl Freiherr von Gersdorff, Kammerherr, Landesältester und Majoratsbesitzer, auf Ostrichen bei Seidenberg in Schlesien.
3. Rudolf von Skrbensky, Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer, auf Groß-Bresa bei Klein-Bresa in Schlesien.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Robert von Wachholtz, Generalmajor z. D. und Flügeladjutant Sr. Königlichen Hoheit des Regenten des Herzogthums Braunschweig Prinzen Albrecht von Preußen, zu Braunschweig.
2. Friedrich August Ferdinand Lothar Graf von Kielsmansegg, Oberstlieutenant a. D., zu Naumburg a. d. Saale.
3. August von Hantelmann, Rittergutsbesitzer, zu Groß-Wennigstedt bei Mattierzoll, Herzogthum Braunschweig.
4. Alfred Meyern von Hohenberg, Oberst z. D., zu Naumburg a. d. Saale.
5. Georg Christian Joachim Freiherr von Thümmler, Rittergutsbesitzer, auf Selka bei Nöbdenitz in Sachsen-Altenburg.
6. Emil Freiherr von und zu Gilsa, Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen).
7. Theodor Graf von Bismarck-Bohlen, Rittmeister à la suite des 1. Garde-Dragoner-Regiments und persönlicher Adjutant Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen.
8. Friedrich von Seydewitz, Rittmeister à la suite des 1. Hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 13 und Flügel-Adjutant Sr. Königlichen Hoheit des Regenten des Herzogthums Braunschweig Prinzen Albrecht von Preußen.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Christian Graf zu Rantzau, Second-Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinschen) Nr. 16 und Regierungs-Assessor, zu Berlin.

2. Albert Freiherr von Seckendorff, Capitän zur See à la suite der Marine, Hofmarschall Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, zu Kiel.

3. Guido von Usedom, Capitänlieutenant à la suite des Seeoffizier-Corps und persönlicher Adjutant Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen.

h) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Günther von Hertzberg, Second-Lieutenant der Reserve des 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 2 und Landrath zu Bleckede.

2. Georg Conrad Freiherr von der Goltz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15.

i) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Bogislav von Bagensky, Hauptmann im Generalstabe der 2. Garde-Infanterie-Division.

2. Cuno von der Hagen, Rittmeister und Escadron-Chef im Cürassier-Regiment Graf Geßler (Rheinischen) Nr. 8.

3. Georg Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, Regierungs-Rath, zu Wiesbaden.

4. Friedrich von Massow, Hauptmann und Compagnie-Chef im 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin.

5. Johann Ernst Albert Jonkheer van Panhuys, zu Pau.

k) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

Curt von Bachmayr, Major und etatsmäßiger Stabsoffizier im 2. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 21.

l) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:

1. Dietrich von Oertzen, Großherzoglich Mecklenburgischer Lieutenant a. D., zu Schwerin.

2. Wilhelm von Boddin, Rittmeister a. D. auch Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr, zu Neu-Strelitz.

m) Der Genossenschaft im Großherzogthum Hessen:

1. Eduard von Hombergk zu Vach, Major z. D. und Commandeur des Landwehr-Bezirks I. Darmstadt.

2. Fritz von Hombergk zu Vach, Second-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiments, auch Großherzoglich Hessischer Kammerjunker und Amtmann, zu Worms.

n) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1. Paul von Seydewitz, Königlicher Sächsischer Geheimer Regierungs- und vortragender Rath im Cultusministerium, zu Dresden.

2. Horst Abraham von Schönberg, Königlich Sächsischer Lieutenant v. d. A. und Rittergutsbesitzer, auf Purschenstein bei Neuhausen-Sayda.

3. Dietrich Carl von Carlowitz, Königlich Sächsischer Kammerherr, auf Proschwitz bei Cölln a. d. Elbe.

4. Carl Freiherr von Friesen-Miltitz, Königlich Sächsischer Hauptmann im Generalstabe.

o) Dem Vereine von Johanniter-Rittern im Königreich Bayern:

1. Carl Cristoph August Freiherr Tucher von Simmelsdorff, Gutsbesitzer, auf Feldmühl bei Bahnhof Eichstätt in Bayern.

2. Alexander Georg Gustav Freiherr von Siebold, Kaiserlich Japanischer Legationsrath, zu Schloß Kolmberg, bei Kolmberg in Mittelfranken.

3. Friedrich Graf zu Castell-Rüdenhausen, K. K. Oesterreichischer Major im Ulanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig Nr. 7.

Von der Wiege unseres Ordens.

Die „Kreuz-Zeitung“ vom 28. Mai enthält einen Artikel „vom deutsch-evangelischen Bisthum-Jerusalem“, welcher sich, wie natürlich auch mit den Ruinen des Johanniter-Convents beschäftigt, die i. J. 1869 durch freiwillige Schenkung des früheren Sultans Abdul Asis in den Besitz des hochseligen Kaisers Wilhelm I. gelangt waren. Ebenso natürlich enthalten jedoch diese Angaben auch einzelne kleine Irrthümer, welche mir den willkommenen Anlaß bieten, an dieser Stelle jener hochinteressanten Stätte einige Worte der Erinnerung zu weihen.

Zu diesem Behufe werde ich von den kleinen Irrthümern des Artikels nur Einen herausgreifen. Derselbe spricht von einem „Kirchlein des Johanniter-Ordens“, dessen Fundamente da lägen, und „welches nach einem Plane des Geh. Oberbaurath Adler auf diesem Grunde neu erbaut werden soll.“ Nun fürwahr, dieses „Kirchlein“ war ein stattlicher Bau, so stattlich, wie mit Gottes Hilfe auch derjenige werden wird, den der geniale und gelehrte Baukünstler an seiner Stelle errichten soll.

Es liegt mir ferne, den geehrten Lesern unseres Blattes hier eine gründliche Geschichte der Kirche St. Maria latina major oder der Gebäude unseres Ordens in Jerusalem bieten zu wollen. Wer sich darüber gründlich unterrichten will, dem kann ich als beste Quelle nur das erschöpfende Werk des Professors Sepp in München: „Jerusalem und das heilige Land“ empfehlen, welches nach der zweiten

Reise des Verfassers nach Jerusalem i. J. 1878 in zweiter, verbesserter Auflage erschienen ist. Hier werde ich mich darauf beschränken zu constatiren, daß die Kirche St. Maria major, um deren Wieder-Aufbau durch Geh. Rath Adler es sich jetzt handelt, durchaus nicht mit der kleinen Kapelle St. Johannis des Täufers zu verwechseln ist, an welche schon im 7. Jahrhundert reiche Amalfitaner und Pisaner Kaufleute das von ihnen für Pilger des lateinischen Ritus in Jerusalem gegründete erste Hospiz und Hospital angelehnt hatten, und welche allerdings unserm Orden den Namen gegeben hat. Diese ursprünglichen Anstalten, aus denen sich dann zu Zeiten des Königreichs Jerusalem unser Orden entwickelt hat, lagen nicht auf dem, i. J. 1869 dem hochseligen Kaiser Wilhelm I. geschenkten Terrain; der ganze Grundbesitz des Ordens nahm nämlich mit dem gewaltigen Aufschwung, den ihm das warme Interesse des Papstes und aller abendländischen Fürsten, namentlich unter dem ersten wirklichen Großmeister Raymond du Puys verlieh, auch eine sehr bedeutende Ausdehnung, und bei der Eroberung Jerusalems durch Saladin i. J. 1187 betrug dieselbe das doppelte des jetzt in deutschen Händen befindlichen Grundstücks. Und dieses Letztere enthält grade die jüngeren Erwerbungen des Ordens, der sich bei seinem Entstehen nach Osten zu ausbreitete, während die westliche Hälfte mit den ursprünglichen Anstalten und der Johanniskapelle im Laufe der Jahrhunderte in den Besitz des griechischen Patiriarchats übergegangen war. Die östliche Hälfte des Grundstücks war nach der Gründung des Ordens allmählich dazu erworben und darauf namentlich die Großmeisterwohnung, der Convent der zur Zeit des Königreichs dem Orden affilicirten Hospitaliterinnen und unmittelbar daran die Kirche St. Maria major errichtet worden, die Letztere nach dem Vorbild von St. Maria maggiore in Rom, der ältesten größeren Kirche daselbst.

Von diesen Gebäuden ist die Großmeisterwohnung ganz verschwunden, und von der Kirche steht nur noch die östliche Giebelwand mit Spuren eines Thurmes, sowie im Westen die drei Apsiden. Man kann hieraus die Größe der Kirche ganz deutlich ermessen, und wenn dieselbe auch nicht an die der hiesigen Marien Kirche heranreicht, so dürfte sie doch der des hiesigen Doms wenigstens nahe kommen und die der Matthaei- und anderer kleinen Kirchen wohl übertreffen. Am besten erhalten ist der Kreuzgang der Hospitaliterinnen, in dessen Refectorium bis zum Wiederaufbau der Kirche die Gottesdienste der deutschen evangelischen Gemeinde stattfinden. Das merkwürdigste an den Ruinen sind jedoch die kolossalen Substructionen, welche durch den gewaltigen Schutt benöthigt wurden, den die vielen Eroberungen und mehrfachen gründlichen Zerstörungen Jerusalems aufgehäuft und welcher den Baugrund der Stadt vollständig verändert hatte.

Wenn ich nun auch betreffs der Urgeschichte der Lokalitäten und Bauten des Ordens in Jerusalem auf das oben genannte Werk verweisen muß, so sei mir hier doch gestattet, einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Erwerbung des Sr. Majestät dem Kaiser gehörigen Theiles der Ruinen zu werfen. Es gilt hier hauptsächlich denjenigen Männern den schuldigen Zoll des Dankes und der Anerkennung darzubringen, welchen wir es zu verdanken haben, daß die Wiege unseres Ordens sich jetzt im Besitze unseres Herrn und Kaisers befindet, namentlich den Manen der beiden hohen Monarchen, welchen das Hauptverdienst daran zukommt. Dieses ist zunächst der hochselige König Friedrich Wilhelm IV., welcher ja bekanntlich der heiligen Stadt ein ganz seltenes Interesse gewährte und dort durch Gründung des ersten evangelischen Bisthums unserer Kirche einen Boden schuf, auf dem sie zu kräftiger Gestaltung gelangen konnte. Der zweite war unser hochseliger Kaiser Friedrich; wir werden gleich sehen, welcher Antheil jedem dieser beiden hochsinnigen Monarchen, sowie auch dem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm I. an der Erwerbung der Ruinen gebührt. Denn um über dieselbe in chronologischer Ordnung zu berichten, muß ich mit dem vierten der dabei betheiligten Männer beginnen. Und dieses ist der Verfasser des oben genannten Werkes Dr. Friedrich Sepp, seit langen Jahren Professor der Geschichte an der Universität München.

Derselbe hatte sich schon in jungen Jahren mit dem ganzen Eifer und Bienenfleiß des deutschen Gelehrten auf die Erforschung des heiligen Landes geworfen, und geschichtlich wichtige Punkte nicht minder gründlich untersucht, als die heiligen Stätten. Im Jahre 1846 konnte er seine erste Reise dahin unternehmen. Bei diesem Besuche, als dessen Ergebniß die erste Auflage seines obengenannten Werkes erschien, wandte er auch den Ruinen unserer Ordenswiege die größte Aufmerksamkeit zu und fand sie — von muhamedanischen Schlächtereien besetzt! Der Eindruck, den Ort, der früher christlicher Krankenpflege gewidmet war und als solcher einen hohen Rang in der Geschichte des Königreichs Jerusalem eingenommen hatte, jetzt einer derartigen Bestimmung dienen zu sehen, fiel dem edlen Mann schwer auf's Herz. Er begnügte sich nicht damit in seinem Werke die Aufmerksamkeit seiner Leser besonders auf diesen interessanten Fleck Erde zu lenken, sondern bemühte sich persönlich, diejenige seines Monarchen dafür zu gewinnen. Der kunstsinnige König Ludwig I. lieh auch Sepp's Vorstellungen, die geschichtlich so merkwürdigen Ruinen wo möglich käuflich an sich zu bringen, ein williges Ohr. Allein noch ehe etwas zur Verwirklichung dieses Gedankens geschehen konnte, machte das Jahr 1848 denselben mit der ganzen Herrschaft des Königs ein Ende. Denn sein Nachfolger, König Maximilian Joseph II., zeigte kein Interesse für die Sache.

Desto mehr unser hochseliger König Friedrich Wilhelm IV. Ihm war kein irgendwie bedeutender Punkt in Jerusalem unbekannt und ohne Wichtigkeit. Das gleichzeitig mit dem Bisthum durch des Königs höchsteigene Initative gegründete Berufs-Consulat hielt ihn über alles in Kenntniß, und Sepps Schritte bei König Ludwig konnten ihn an die interessante Stätte erinnern. Und als der Letztere stürzte, handelte sein Schwager. Allerdings blieben die wiederholten Anfragen, welche im Auftrage des Königs die Gesandschaft an die Pforte wegen käuflicher Abtretung der Ruinenstätte richtete, zunächst ohne Erfolg. Die Türken haben immer nur Staaten berücksichtigt, die ihnen durch äußere Machtstellung imponirten. Und was war damals in ihren Augen, die für unseren Culturzustand kein Verständniß hatten, Preußen und Deutschland? Wozu einem solchen Staate eine Gefälligkeit erweisen? Der Handel kam also nicht zu Stande, denn — die Türken wollten eben nicht!

Professor Sepp als Katholik wandte seine Blicke nun nach Oesterreich. Dort lag der größte Theil der nach dem Verlust von Malta dem Orden noch erhaltenen Güter; der damalige Statthalter war ein österreichischer Cavalier;*) der Kaiserhof ließ immer noch einen eigenen Gesandten**) des „souverainen Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem" zu und bewahrte ihm ein lebhaftes Interesse. Bei der Anrufung dieses Interesses kamen dem gelehrten Jerusalemsfreunde die Feldzüge der Jahre 1863/64 und 1866 zu Hilfe, wo, wie wir in diesem Blatte noch kürzlich in beredter Schilderung lasen, die Balley Brandenburg nach dem Erwachen aus 44jährigem Zauberschlafe die neue Bluttaufe des alten Berufes empfangen hatte. In die dem Orden nahe stehenden Wiener Kreise schlugen nun die Nachrichten von den Liebesthaten freiwilliger Krankenpflege unserer Ritterbrüder in beiden Feldzügen wie ebenso viele gewichtige Vorwürfe ein. Man hatte bis dahin vom hohen Pferde streng katholischer Auffassung herab die Wiederbelebung unserer Balley i. J. 1852 kaum eines Blickes gewürdigt. Nun mußten sich die Herren sagen: Was haben wir, die wir das großartige Vermögen des alten Ordens für uns behalten, was haben wir dafür geleistet? Gethan haben wir nichts, als uns die fetten Pfründen recht wohl schmecken lassen, die uns die schönen Güter abwarfen. Und die protestantischen Herren? Sie hatten Nichts als was sie mittels ihrer Eintrittsgelder selbst aufgebracht! Und doch, da sehen wir wirkliche Leistungen, Leistungen dem Geiste der Stiftung entsprechend, auf dem Felde der Ehre!

Die Lorbeeren unserer evangelischen Brüder ließen die Herren in Wien nicht schlafen. Es sollte irgend etwas geschehen! Da erinnerte man sich der Sepp'schen Vorschläge, und gleichzeitig trat die Nothwendigkeit ein, einen durch den Verlust Veneziens stellenlos gewordenen Rechts-Ritter (Justiz- oder Profeß-Ritter, wie es dort heißt) anderweitig unterzubringen. Der Graf Caboga di Cerva, bis dahin Statthalterei-Rath in Venedig, zählte zwar 256 Ahnen, ja er leitete sogar den Ursprung seines Geschlechts bis auf den König Cadmus von Theben zurück, doch das gräfliche Vermögen schien in dieser langen Zeit vollständig abhanden gekommen zu sein. Hingegen hatte der Graf sehr schöne Kenntnisse in der Geschichte und den Verhältnissen des Ordens, ja er konnte als Autorität darin gelten. Es wurde denn also beschlossen, die Sepp'schen Vorschläge anzunehmen, den in türkischen Händen befindlichen Theil der Ruinen für den Orden käuflich zu erwerben und Herrn von Coboga mit dieser Erwerbung zu beauftragen. Um ihm dazu die Wege zu ebnen, wurde ihm das eben erledigte Consulat zu Jerusalem anvertraut und ihm die Aussicht eröffnet, daß, wenn ihm die Erwerbung gelinge, der Orden durch Gründung eines Groß-Priorates in Jerusalem mit Succursalen in Betlehem, Samaria, Nazaret 2c. seine ursprünglichen Zwecke der Krankenpflege im heiligen Lande im weit großartigeren Maßstabe wieder aufnehmen werde, als die protestantische Balley in Preußen gethan. Caboga war zum ersten Großprior ausersehen.

Der Graf kam zwar i. J. 1867 zum ersten Mal in die Türkei, allein er glaubte die Türken richtig zu schätzen, wenn er nichts übereilte, die Sache dilatorisch behandelte. So waren denn die Verhandelungen auch noch nicht sehr weit gediehen, als im Herbst 1869 der hochselige Kaiser Friedrich als Kronprinz zur Eröffnung des Suez-Canals in den Orient gesandt wurde und dabei auch Constantinopel berührte. Wie bei seiner Rundreise durch Europa i. J. 1867 dem armen, wenige Jahre später so schrecklich „selbstgemordeten" Sultan Abdul Asis das Heldenbild des Vaters schon einen tiefen Eindruck gemacht hatte, so unterlag derselbe jetzt vollständig dem unwiderstehlichen Zauber der Persönlichkeit des Sohnes. Mit einem Ausdruck von gerührter Bewunderung oder bewundernder Rührung hing sein Auge an der Heldengestalt, an den edlen Zügen, aus welchen soviel Größe als Güte sprach. „Was kann ich nur thun", fragte er dann seinen Großvezier Ali-Pascha, den letzten größeren Staatsmann, den die Türkei hervorgebracht, „um mir ihn und seinen Vater ganz besonders zu verbinden. Die Verleihung meines höchsten Ordens ist ja selbstverständlich und genügt mir keineswegs; ich möchte für beide eine besondere Artigkeit haben." Ali Pascha erfreute sich unter andern großen Vorzügen auch eines sehr glücklichen Gedächtnisses. So erinnerte er sich nun auch der beiden Anfragen, welche die Gesandtschaft s. Z. auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. wegen käuflicher Ueberlassung der Ruinen des Johanniter-Convents an die Pforte gerichtet hatte, und da schlug er seinem Souverain vor, sie dem

*) Graf Colloredo.

**) Baron Reischach.

Nachfolger als Geschenk anzubieten. „Was liegt uns an dem alten Trümmerhaufen? Zwar die Oesterreicher wollen ihn jetzt haben, allein die könnte man auch mit etwas Anderem abfinden."

Und so geschah es. In Jerusalem saß ahnungslos der Graf Caboga und harrte wieder einmal des günstigen Augenblicks, um die angeknüpften Verhandlungen zur Erreichung des Zwecks, zu welchem er hauptsächlich dahin geschickt war, fort zu führen — da erhielt er ein amtliches Schreiben von seinem deutschen Collegen, meinem Amtsvorgänger v. Alten, in welchem dieser ihn zur officiellen Betheiligung an der Feier einlud, mittels deren, in Gegenwart sämmtlicher Würdenträger und Beamten der heiligen Stadt, Se. Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen, im Namen seines Königlichen Vaters Besitz ergreifen sollte, von den dem Letzteren, laut Ferman des Sultans, zum Geschenk überwiesenen Ruinen des Johanniter-Convents . . .

Und sie fand statt, diese Feier, am festgesetzten Tage und war nicht der schwerste Tag für den armen Grafen Caboga. Ein schlimmerer stand ihm noch bevor . . . . . denn bald nach unserem Kronprinzen erschien Se. K. K. apostolische Majestät selbst in Jerusalem . . . . . und ihr dortiger Vertreter mußte ihr die Stätte, zu deren Erwerbung er eigens dahin gesandt worden, als preußisches Eigenthum vorstellen. Kaiser Franz Joseph machte gute Miene zum bösen Spiel und spendete 15000 fl. zum Ankauf des auf dem Wege nach Betlehem belegenen Hügels Tantur, auf welchem Graf Caboga nun ein Ordenskrankenhaus errichtete, für das er auch einmal in diesem Blatte unsere Balley zu interessiren gesucht hat. Alle weiteren Pläne des Ordens im heiligen Lande aber schienen aufgegeben.

Graf Caboga hat mir diese Sache nie verziehen, obgleich mir der Vorzug nicht zu Theil geworden war, auch nur das geringste dazu haben beitragen zu können. Dagegen wurde mir der Vorzug, bei meiner Uebernahme des Jerusalemer Postens i. J. 1874, den Professor Sepp auf seiner zweiten Orientreise daselbst anzutreffen, so daß ich die erste Bekanntschaft mit der Wiege unseres Ordens, wie mit übrigen zahlreichen, wichtigen und hohen Erinnerungsstätten Jerusalems unter der Leitung der größten Autorität machen durfte, welche Deutschland z. Z. auf dem Gebiete der Palästinologie besaß.

Thankmar Freiherr von Münchhausen.

Deutsche Adelssagen.

48. Die von Schaumberg in Franken haben eigenthümlich düstere Sagen. Schon Abt Johann von Trittenheim zu Sponheim erzählt von einem „Raufdegen" dieses Namens, — anscheinend nach einem älteren Volksliede. Der Junker Dietz von Schaumberg war nämlich wegen Landfriedensbruches sammt vier Knechten gefangen und zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden. Zur Richtstätte geführt, bat der Dietz, man möchte ihm doch gestatten, daß er mit seinen vier Knechten in einer Reihe, je acht Schuh von einander entfernt, aufgestellt würde; er wolle zuerst den Todesstreich empfangen, — stehend, wie es dem freien Manne gezieme. Dann aber wolle er „als ein blutender Rumpf" an seinen Knechten vorbeilaufen, und wenn er das vermöchte, so solle man denen, bei welchen er vorübergekommen wäre, das Leben schenken. Die „Herren von München", — dort soll anno 1337 die Geschichte sich zugetragen haben, — gingen die Bedingung auch ein, staunend über das seltsame Begehren des ritterlichen Mannes. Doch kaum lag das Haupt des Schaumbergers am Boden, als der blutende Rumpf wieder aufsprang und die Reihe der Knechte entlang lief vom ersten bis zum letzten. Deß' entsetzten sich Alle, die es sahen; den Knechten aber wurde das Leben geschenkt. —

Eine merkwürdige Sage! Wie wir schon bemerkten, scheint dieselbe aus einem beliebten historischen Volksliede entstanden zu sein. Was aber wollte und bezweckte das Volkslied, indem es solch' ein Wunder erdichtete? — Wir müssen hier auf einen seltsamen Zug der alten Volksdichtung hinweisen: sie sympathisirt ohne alles Hehl mit den Herren vom Stegreife! So mit dem berühmten „Lindenschmied", mit dem „Schüttensamen", mit „Eggelin von Gailingen". Das ist sehr beachtenswerth und beweist einmal, daß die armen Junker oft nicht so Unrecht hatten, wenn sie sich gegen die mächtigen, unbarmherzigen Städte rüsteten, — es beweist andrerseits aber auch, daß ein Ritt „auf freier Straße" keineswegs immer ein Aufgeben von Zucht und Ehre bedeutete, und daß das niedere Volk oft mit den kühnen Männern mitfühlte, welche zum Richtplatze geführt wurden. Darum ist der „Störtebecker" beweint, — darum ist der „Lindenschmied" so herrlich besungen worden! Auch dieser letztgenannte pfälzische Wegelagerer thut, wie Dietrich von Schaumberg; er will seinen „blonden Knaben" losbitten. Ihm aber wird zur Antwort:

„Nein, nimmer! — Das Kalb muß entgelten der Kuh!"; —

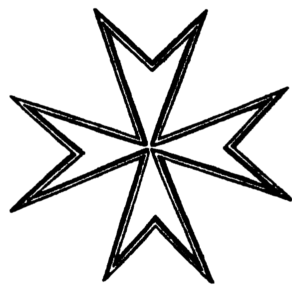
unser Dietz aber ist erfolgreicher. „Der Knecht treu dem Herrn, und der Herr gern sein Leben um des Knechtes willen hingebend"; — die Bewahrung und Erfüllung dieser schönen, nur auf deutscher Erde erwachsenen Pflicht, — dieser Mannen- und Herrentreue bildet den Schlüssel dieser Sage, deren geschichtlicher Kern wohl nur der ist, daß Dietz von Schaumberg nicht sich mit Lösegeld, — sondern seine Knechte mit seinem Blute befreit hat.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 19. Juni 1889. Nr. 25.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	61			
	Zugang pro " "	32			
		93			
	Abgang " " "	34			
	Bleibt Bestand	59	59	1 980	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	58			
	Zugang pro " "	71			
		129			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	110	110	2 502	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	73			
	Zugang pro " "	7			
		80			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	74	74	2 273	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	24			
	Zugang pro " "	15			
		39			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	27	27	859	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	30			
	Zugang pro " "	17			
		47			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	30	30	1 000	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	25			
	Zugang pro " "	19			
		44			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	25	25	752	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	30			
	Zugang pro " "	12			
		42			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	29	29	897	43
	zu übertragen		354	10 263	475
	Uebertrag		354	10 263	475
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	20			
	Zugang pro " "	13			
		33			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	13	13	476	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	41			
	Zugang pro " "	23			
		64			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	48	48	1 361	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	14			
	Zugang pro " "	10			
		24			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	18	18	503	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	42			
	Zugang pro " "	33			
		75			
	Abgang " " "	36			
	Bleibt Bestand	39	39	1 221	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	32			
	Zugang pro " "	32			
		64			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	38	38	1 131	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	23			
	Zugang pro " "	14			
		37			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	22	22	688	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	21			
	Zugang pro " "	22			
		43			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	21	21	619	40
	zu übertragen		553	16 262	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		553	16 262	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	65			
	Zugang pro . .	43			
		108			
	Abgang . . .	40			
	Bleibt Bestand	68	68	2 004	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	23			
	Zugang pro . .	16			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	704	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	42			
	Zugang pro . .	20			
		62			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	50	50	1 337	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	22			
	Zugang pro . .	18			
		40			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	16	16	561	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	13			
	Zugang pro . .	14			
		27			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	15	15	444	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	19			
	Zugang pro . .	11			
		30			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	10	10	491	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	15			
	Zugang pro . .	22			
		37			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	19	19	587	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	16			
	Zugang pro . .	15			
		31			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	17	17	488	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	10			
	Zugang pro . .	—			
		10			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	10	10	310	13
24	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	14			
	Zugang pro . .	9			
		23			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	17	17	415	19
	zu übertragen		796	23 603	1 275

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		796	23 603	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	11			
	Zugang pro . .	11			
		22			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	12	12	389	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	10			
	Zugang pro . .	19			
		29			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	12	12	383	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	1			
	Zugang pro . .	—			
		1			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	—	—	5	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	3			
	Zugang pro . .	—			
		3			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	2	2	93	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	31			
	Zugang pro . .	—			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	961	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	14			
	Zugang pro . .	13			
		27			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	16	16	480	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	3			
	Zugang pro . .	3			
		6			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	3	3	83	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	21			
	Zugang pro . .	29			
		50			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	23	23	765	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	24			
	Zugang pro . .	9			
		33			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	26	26	771	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	—			
	Zugang pro . .	82			
		82			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	81	81	933	86
	zu übertragen		1 002	28 466	1 604

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 002	28 466	1 604
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	19			
	Zugang pro " "	16			
		35			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	24	24	667	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	3			
	Zugang pro " "	7			
		10			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	1	1	139	38
37.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	33			
	Zugang pro " "	26			
		59			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	33	33	998	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	14			
	Zugang pro " "	10			
		24			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	10	10	356	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Mai 1889 .	13			
	Zugang pro " "	13			
		26			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	24	24	539	20
	Zusammen		1 094	31 165	1 742

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai c. beträgt 565, davon sind gestorben 43
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 44
geheilt 478
wie vor 565.

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. April 1889** . . . . 36 Kranke.
Zugang pro **April 1889** . . . . 46 "
82 Kranke

Davon sind
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 13
geheilt 28
42 "

Bleibt Bestand am **1. Mai 1889:** . . . . . 40 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 26 orientalische Christen, 12 Muhamedaner und 3 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro April 1889 beträgt 1188.

Poliklinisch wurden 754 Personen behandelt.

1. Gustav Freiherr von Ascheberg, Rittmeister a. D., Ehrenritter seit 1862, † zu Rudolstadt 5. Juni 1889.
2. Hermann Friedrich Graf von Beust, Generallieutenant, General-Adjutant, Wirklicher Geheimer Rath und Oberhofmarschall Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen, Ehrenritter seit 1844, † zu Weimar 10. Juni 1889.

Die Jungfrauen-Ordnung auf dem Schlosse zu Driedorf.

Das Tragen von Hunden und Steinen ist bekanntlich eine dem deutschen Rechte eigenthümliche Ehrenstrafe. Noch heute lebt im Munde des Thüringer Volkes die Erinnerung an jene Edelleute, welche zur Strafe ihrer Schilderhebung gegen ihre Landgrafen Hunde nach der Wartburg haben tragen müssen, und in vielen Rathhäusern des gesammten Reiches ist noch jetzt jener „Lästerstein" zu erblicken, welcher oft seltsam genug, — ja selbst in einer die gute Sitte verhöhnenden Weise gestaltet, zänkischen Weibern umgehängt wurde, ehe sie an den Pranger gestellt wurden.

In einer eigenthümlichen Weise finden wir diesen alten Rechtsbrauch auf dem Nassau-Dillenburgischen Schlosse Driedorf verwendet. Im 16. Jahrhundert erblickte man auf demselben nämlich eine „Jungfrau", d. h. wohl ein aus Stein gehauenes oder aus Blech getriebenes, jungfrauenähnliches Gebilde, welches an die dem späten Mittelalter eigenthümlichen Jungfrauenbecher erinnern mochte. Mit der „Hofzucht" war es bekanntlich auch um diese Zeit noch recht übel bestellt, obwohl ritterliche, „höfische" Männer unausgesetzt schon seit des Tanhusers Tagen auf Veredelung derselben gedrungen hatten. Auch die Grafen von Nassau-Dillenburg hatten daher, wie alle feiner gebildeten Fürsten des 16. Jahrhunderts, fortdauernd über Ungebührlichkeiten ihres Hofgesindes zu klagen. Sie hatten jene „Jungfrau", das Sinnbild des Edlen und Zarten, darum nur zu dem Zwecke anfertigen lassen, um sie den Uebertretern guter Zucht und Ordnung „umzuhängen". Der von dieser Strafe Betroffene hatte sich dann dadurch zu lösen, daß er eine gewisse Geldspende in eine Büchse einlegte, welche wohl mit dem Gebilde der „Jungfrau" selbst verbunden war.

Es haben sich uns über diesen Brauch die folgenden ergötzlichen Verse erhalten:

Die Jungfrau spricht:

„Sei't still, hört zu, vernehmt mich eben,
Ich will Euch zu erkennen geben,
Welch's sei der Schloßjungfrauen Recht,
Dem unterworfen Herr und Knecht
Allhier zu Driedorf in dem Saal,
Auch sonst im Schlosse überall.
Ich bin ein' Jungfrau tugendsam,
Den Lastern bin ich Feind und gram:

D'rum, — wer mich nicht zur Straf' will trag'n,
Der soll nachfolgend' Stück' nicht wag'n.

Erstens: welcher leichtfertig schwört
Und Gottes Namen verunehrt, —
Die Element' und Sakrament'
Mißbraucht und Christi Leiden schänd't, —
Der bei der Seelen sein' thut schwören,
Kann sich der Jungfrau nicht erwehren,
Auch seiner Straf' nicht wird entgeh'n,
Sondern ein Album*) oder zween
In d' Büchs' erlegen alsobald
Oder mehr nach sein's Verbrechens G'stalt.
Doch soll er darumb nicht gedenken,
Daß Gott die Straf' ihm werde schenken,
Noch, daß die Sünd' damit gebüßt,
Daß er die Jungfrau hat gegrüßt.
Ein höher Straf' den'n ist bereit,
So lästern Gottes Herrlichkeit.

Darnach, wer an den hoh'n Festtag'n
Die Kirch' versäumt, dem thu' ich sagen,
Daß ihm anhang' die Jungfrau fein;
Ein'n Album soll er legen ein.
Wer auf Sonn- und Bettag dergleichen
Freylich der Predigt wird entweichen,
Der wird mit der Jungfrau verehrt;
Vier Pfennig sind der Büchs' bescheert.
Wer d' Wochenpredigt hat veracht't,
Der hat sich um zween Pfennig 'bracht.

Ferner: wer nicht zur rechten Zeit
Zum Essen sich gehalten b'reit,
Sondern zu Tische dann erst 'kommen,
Wenn schon die Sitze eingenommen,
Der wird die Jungfrau müssen hab'n
Und mit zwei Pfenn'g d' Büchs' begab'n.

Auch soll deß' Keiner sich gewöhnen,
Daß er ein Messer woll' entlehnen
Oder ei'm Andern eines leih'n;
Die Jungfrau wird es kei'm verzeih'n; —
Der'r Jedem nimmt s' zween Pfennig ab."

Noch also wurden die Messer zu Tische mitgebracht. Nun kommen einige sehr derbe Stellen:

„Noch mehr ihn'n anzuzeigen hab'
Wer über Tisch ein Grobian
Und gar ein unflätiger Bran (Bramarbas?)
Mit Reden oder anderweis', —
Wer gar gesundigt an der Speis'
Oder verschüttet seinen Trank,
Verdient bei d'r Jungfrau keinen Dank.
Die Gläser und die Krüge zerbrechen,
Den'n thut man je zween Pfennig rechen.
Die aber sich allso vollsaufen,
Daß sie gern möchten überlaufen, —
Die Zank- und Scheltwort fangen an:
Die Jungfrau gar nit leiden kann;
Und weil sie ha'n so grob verbrochen
So bleibt's billig nicht ungerochen:
Ein Batz' die Büchs' von haben soll.
Zum sechsten aber merke wohl,
Daß Saal, Stub'n und Geschirr sei'n rein.
Das Salz soll aufgesetzet sein.
Wer darin säumig wird erfund'n,
Der giebt vier Pfennig zu der Stund'n.

Nun ist's ein' Grobianus-Art,
Daß, welcher für den Tisch aufwart't,
Und seine Aemt' nicht fleißig v'rricht't, —
Das Gießfaß nicht hat zugericht't, —
Die Essen nicht aufträgt alsbald, —
Sondern sie lässet werden kalt,
Die Händ' nicht hab' gewaschen rein, —
Die Kleider nicht geputzet sein, —
Der soll die Jungfrau auch antrag'n;
Auch wird man ihn noch ferner zwag'n.
Mit d'r Peitsche oder Ruth' fürwahr,
Nachdem 's erfordern seine Jahr.
Spielen, wenn's geschieht mit rechter Maß',
Halt ich, daß man es dann zulaß'; —
Wer g'winnt, den wird es nicht verdrießen,
Die Jungfrau solches lasse g'nießen.

Es soll fürder ein jedes Fest
Die Jungfrau b'suchen ihre Gäst'
Und in die Büchs' laß' legen ein,
Was eines Jeden Ehr' mag sein;
Welches ein Jeder willig thut,
Weil's armen Christen kommt zu gut.

Auch dies ist der Jungfrauen Recht,
Daß Keiner sie schmäh und anfecht',
Sondern bezahlt sie an der Statt;
Denn sie Niemand zu borgen hatt';
Er woll' die Schuld dann doppelt geb'n.

Noch mehr ich sag', vermerk mich eben!
Welcher sich wollt' zu Zorn begeben,
Der Jungfrau Ordnung widerstreben,
Und wenn ihm die wird angehangen,
Darüber wollt' ein Zank anfangen:
Dessen soll man ja nicht vergessen,
Sondern ihn mit der Peitschen messen.
Der Jungfrau soll er dann zu Ehr'n
In der Büchsen ihr Geld vermehr'n.
Wenn aber er so gar vermessen,
Des Murrens nimmer wollt' vergessen,
So soll man ihn vom Tisch abweis'n,
Sich selber lassen wohl abspeis'n,
So lang', bis er sich ‚baß' bedacht,
Der Ordnung unterthänig macht.

Wenn Jemand ab'r g'hört und g'sehn,
Daß wider diese Ordnung g'scheh'n,
Und solches nicht alsbald vermeld't,
Der wird billig gestraft am Geld
Und wird ihm d' Junfrau 'bracht behend.
Dies ab'r g'schieht nicht zu dem End',
Daß d' Jungfrau wollte sammeln Geld
Aus Geiz, wie g'schieht in dieser Welt,
Sondern, damit auf diese Weis'
D'n Lastern werd' gewehrt mit Fleiß,
Und werd' versorgt der arme Mann.
Dies ist Gott lieb und wohlgethan,
D'rum dies' Ordnung ist g'fangen an." —

Der wohlthätige und die gesellige Ordnung befördernde Zweck der „Jungfrauen-Ordnung" stempelt dieselbe, so bizarr sie uns heut auch erscheinen mag, so kleinlich sie auch ist, gleichwohl zu einem ehrenvollen Denkmale des Hauses Nassau. Wohl sind's nur Ruinen, welche jetzt auf den Marktflecken Driedorf herabschauen. Drüben aber liegt Herborn, der Sitz einer der ruhmreichsten Gelehrtenschulen Deutschlands, und weiter nach Norden zu Schloß Dillenburg mit seiner berühmten Linde. In ihrem Schatten soll anno 1568 der „große Schweiger Wilhelmus von Nassauen" jene Gesandten der Geusen empfangen und bewirthet haben, die ihn zum Kampfe

*) Weiß- oder Silberpfenning.

für die Glaubensfreiheit der Niederlande aufriefen. Auch für „die Geusen" war sie nicht vom Uebel, — die Jungfrauen-Ordnung von dem Schlosse Driedorf.

D. S.

Das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin

hat seinen Verwaltungsbericht für das Jahr 1888 veröffentlicht, welcher, als Manuskript gedruckt, uns vorliegt.

Wenngleich sich nach demselben die Schwesternzahl im vergangenen Jahre von 238 auf 245 vermehrt hat, so genügte dies bei den wachsenden, an die Anstalt herantretenden Anforderungen trotz aller aufopfernden, von Liebe getragenen Thätigkeit der Schwestern doch leider noch nicht, sodaß aus Mangel an Schwestern manches dringende Gesuch abgeschlagen und mancher Ort, der seit Jahren geduldig aber sehnlichst auf Hilfe aus Bethanien wartet, immer wieder vertröstet werden mußte. Neu hinzugetreten sind 25 Probepflegerinnen, ausgetreten 4 Diakonissen, 2 davon, um zu heirathen; 3 Novizen und 8 Probepflegerinnen schieden aus wegen mangelnder Gesundheit und Tüchtigkeit, 3 durch langjährige hingebend treue Thätigkeit erprobte Schwestern sind durch den Tod abberufen worden.

Neun junge Damen wurden Bethanien vom Johanniter-Orden zur Ausbildung überwiesen; auch haben vier früher ausgebildete dienende Schwestern dieses Ordens vorübergehende Hilfe geleistet.

Die einzige Einsegnung des verflossenen Jahres und zwar von sechs Schwestern fand am 9. März statt und verwandelte sich durch den am Morgen desselben Tages erfolgten Heimgang Kaiser Wilhelms in eine tief ernste und eindringliche Feier.

Die Krankenzahl im Hause war etwas niedriger als im Jahre 1887. Dasselbe schloß mit einem Bestande von 263 Kranken, dazu wurden neu aufgenommen 2702 Kranke, sodaß im Ganzen 2965 Kranke im Mutterhause verpflegt wurden. Die Zahl der Pflegetage erreichte die bedeutende Höhe von 97 807, von denen 12 419 ganz frei waren. Der tägliche Durchschnitt der Kranken betrug demnach 267, der der Freikranken 34. Die Sterbeziffer hat sich im Mutterhause wesentlich vermindert, da dieselbe 416 gegen 475 des Vorjahres betrug. Von den 394 evangelischen Verstorbenen wurden jedoch nur 255 kirchlich beerdigt.

Die Zahl der in den Gemeinden verpflegten Familien betrug 4615, gegen 4135 im Jahre 1887, die der Spielschulkinder und Kostgänger 899 gegen 893, die der Strickschul- und Sonntags-Vereinsgäste 2716 gegen 2575 des Vorjahres.

Die Gesammtzahl aller von Bethanien-Schwestern in den Anstalten der Außenstationen im Jahre 1888 Verpflegten belief sich auf 13 724; rechnet man die im Mutterhause Verpflegten 2965 hinzu, so ergiebt sich die gewaltige Ziffer von 16 689, für welche 670 984 Verpflegungstage in Ansatz kommen. Der Unterschied mit dem Vorjahre ist nicht unwesentlich, da damals nur 13 484 Verpflegte mit 517 895 Verpflegungstagen zu verzeichnen waren.

Trotz des fühlbaren Mangels an Kräften konnte doch die Arbeit Bethaniens auf den auswärtigen Stationen noch erweitert werden; die Zahl derselben ist von 35 auf 38 gestiegen, die der außen beschäftigten Schwestern von 156 auf 162. Das städtische Krankenhaus in Magdeburg erhielt im April 1888 zu den 6 auf der chirurgischen Station angestellten Schwestern Bethaniens noch 3 für die innere Station. Eine Schwester übernahm im October v. Js. das neu eröffnete städtische Kinderheim in Potsdam, während eine andere gleichfalls dorthin als Gemeindeschwester der Heiliggeist-Gemeinde übersiedelte. Im November v. Js. endlich übernahm eine Schwester die Gemeindepflege in Jüterbog auf den Wunsch des dortigen Zweigvereins des Vaterländischen Frauen-Vereins. Eine dem Berichte beigefügte statistische Tabelle giebt ein übersichtliches Bild von der fruchtbaren und segensreichen Thätigkeit der Schwestern Bethaniens auf den zahlreichen Außen-Stationen.

Recht erfreulichen Fortgang nimmt das Bethanien gehörige Kinderasyl im Ostseebade Heringsdorf. 61 Kinder fanden im vorigen Sommer dort Aufnahme, von denen 40 freie Verpflegung erhielten.

Durch letztwillige Verfügung schenkte Frau Aline Schleicher, geb. Hoesch, Bethanien ein Freibett, welches dem Hause die so erwünschte weitere Ausdehnung der unentgeltlichen Verpflegung unbemittelter Kranken ermöglichte.

In gleicher Weise wurde durch die Frau Geheime Kanzleiräthin Auguste Brandt, geb. Wollgast, ein Legat von 124 000 Mark Bethanien hinterlassen, welches in Folge von Ansprüchen unbemittelter Verwandter auf 109 000 Mark sich ermäßigte.

Das Evangelische Johannesstift in Berlin

gewährt in seinem vor Kurzem veröffentlichten 32. Jahresberichte über den Zeitraum vom 1. Januar bis 31. December 1888 einen interessanten Einblick in die vielseitige Thätigkeit der Anstalt.

Im Jahre 1858 durch den Ober-Consistorial-Rath Dr. Wichern begründet, umfaßt es nunmehr, aus kleinen Anfängen emporgewachsen, eine Erziehungsanstalt für ungefähr 130 Kinder, eine Brüderausbildungs-Anstalt und das Sternenhaus-Seminar zur Vorbildung von Predigern für Nordamerika.

Die Anstalt bildet eine eigene kleine Parochie mit eingepfarrter Gemeinde aus der Umgegend und hat ein Areal von 118 Morgen, darunter etwa 39 Morgen bedingungslos freies Eigenthum. In freundlichem Stile gebaut, gruppiren sich 12 kleinere Häuser um das größere Mutterhaus mit dem Betsaale.

In den zur Kinderanstalt gehörigen Gebäuden „Johanneshilfe", „Düppelschanze", „Bethel" und „Eulenburg" haben während des Berichtsjahres sechs „Knabenfamilien" von 12—15 Knaben und im

„Marien- und Marthahause" zwei „Mädchenfamilien" Wohnung, Verpflegung und Unterricht erhalten.

Während die Kinder Vormittags und Abends von 5—7 Uhr einen guten Volksschulunterricht erhalten, arbeiten in den Nachmittagsstunden die Knaben im Garten und in der Oeconomie oder in den Werkstätten (Schlosserei und Klempnerei; Tischlerei, Glaserei und Malerei; Schneiderei und Schusterei; Maurerei, Matratzenmacherei, Strohflechterei; die Mädchen lernen Hand- und Hausarbeiten. Für die meisten Kinder wird ein mäßiges Kostgeld gezahlt; das volle beträgt 360 Mk.

Von großer Bedeutung und unschätzbarem Nutzen für die Erziehung und Anleitung der Kinder ist die große Zahl der nöthigen Aufsichtskräfte, welche aus der Brüderanstalt des Stifts gewonnen werden, sodaß bei jeder Knabenfamilie von 12 bis 15 Kindern nicht nur ein Familienbruder wohnt, welcher beständig zugegen ist, sondern 3 bis 4 Gehilfen in der Erziehung der Kinder thätig sein können.

Die Brüderanstalt besteht seit 7 Jahren als eine selbständige, nachdem sie sich als eine gereifte Tochter von der Mutteranstalt, dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg, losgelöst hatte. Sie nimmt unbescholtene, christlich gesinnte junge Leute aus den verschiedensten Ständen auf, aber nur aus ordentlich erlernten Lebensberufen, im Alter von 20 bis 30 Jahren, um sie für die mannigfachen Arbeiten der Inneren Mission auszubilden. Die etwa 20 Brüder der Anstalt wohnen auf 3 „Convicten", erhalten durch den Vorsteher und 3 „Oberhelfer" (Candidaten der Theologie) einen wöchentlich 24—30 stündigen Unterricht und helfen im Uebrigen bei der Kindererziehung mit. Nach 3—4 jährigem, theoretischem und praktischem Cursus werden sie auf Grund ordentlicher Berufungen als Vorsteher oder Gehilfen in Rettungshäusern oder Herbergen zur Heimat, als Stadtmissionare, Gefangenenpfleger, Armen- und Krankenpfleger entsandt.

Vor 7 Jahren waren in der Provinz Brandenburg nur 3 Brüder des Johannesstifts thätig: 2 in Rettungshäusern, 1 in einem Gefängnisse. Jetzt hat sich diese Zahl vervielfacht. Denn es sind 8 Rettungshäuser, 5 Herbergen zur Heimat und ein Waisenhaus von der Brüder-Anstalt des Johannesstifts mit Hausvätern besetzt, welchen 3 Gehilfen zur Seite stehen. Außerdem arbeiten 6 Brüder in der Anstalt für Epileptische in Potsdam. In Berlin sind an verschiedenen Stellen 20 Brüder, in Thüringen, Schlesien, Hessen, Holstein, Ostpreußen und Rußland 19 Brüder in den verschiedensten Arbeiten thätig. Die Gesammtzahl der in der Bildungsanstalt des Stifts befindlichen Brüder ist im vergangenen Jahre auf 24 gewachsen.

49 junge Männer hatten sich zur Ausbildung als Brüder für den Dienst der inneren Mission gemeldet, doch konnten nur 19 Aufnahme finden, und auch von diesen verließen im Laufe des Jahres wegen mangelnder Begabung 5 wieder die Anstalt. Im Ganzen wurden seit 1858 bis 1887 333 Brüder aufgenommen.

Als besondere Einrichtung zur Vorbildung solcher Brüder, die sich dem Predigerberuf unter den evangelischen Deutschen in Nordamerika widmen wollen, besteht seit 1869 das „Sternenhaus-Seminar". Die Arbeitszeit der Seminaristen wird jedoch nicht bloß mit Lernen und Studiren ausgefüllt, es wird auch großer Werth darauf gelegt, daß Handarbeit im Garten und auf dem Felde getrieben wird, ebenso, daß die künftigen Prediger an der Erziehung der Stiftszöglinge in nachdrücklicher und ernster Thätigkeit theilnehmen. Im vorigen Jahre befanden sich durchschnittlich 15 Brüder zur Vorbereitung für ihren erwähnten Beruf im Seminare.

Das jüngste, erst 1886 ins Leben gerufene Glied der Anstalt, das Edithahaus, genannt nach der Gemahlin eines Wohlthäters, der Gräfin Editha von Wartensleben, ist bestimmt, Kinder aus besseren Ständen, welche besonderer geistiger und leiblicher Pflege bedürfen, aufzunehmen und für höhere Lebensberufe vorzubereiten. Die Leitung des Hauses ist einem Geistlichen übertragen. Auch hier wohnen die Knaben unter der Aufsicht eines Bruders in Familien zu höchstens 12 beisammen, deren jede ihre eigenen Wohn-, Schlaf- und Baderäume hat.

Das Sternenhaus bietet in seiner Brüderschaar die geeigneten Kräfte, welche als Familienbrüder oder als „Vertretungsbrüder" das Erziehungswerk treiben helfen, welches hier bei der großen Verschiedenheit von Alter, Wissen, Herkunft und Heimat mehr noch als in der Kinderanstalt seine eigenartigen Schwierigkeiten bietet. Der sprachliche Unterricht wird zur Zeit in 4 Abtheilungen ertheilt, welche den Gymnasialklassen Sexta bis Untertertia entsprechen. Daneben besteht ein englischer Cursus für diejenigen, welche sich dem Realgymnasium zuwenden wollen. Für den Unterricht in den Realien sind 2 Abtheilungen gebildet.

Auch im letzten Jahre war die Feriencolonie des Stifts wieder recht zahlreich besucht, indem 29 Mädchen 814 Pflegetage und 53 Knaben 1824 Pflegetage im Johannesstift verlebten. Zur Bezahlung des Kostgeldes und für einige neue Anschaffungen für die Feriengäste wurden an freiwilligen Gaben 1536 Mk. eingenommen, wobei freilich ein nunmehr völlig aufgebrauchter Ueberschuß aus dem Vorjahre zu Gute kam.

Die noch nothwendige Summe von etwa 1600 Mk. mußte von einem Theile der anmeldenden Eltern und Freunde getragen werden.

Der Kassenbericht schließt am 31. December 1888 mit einer Jahreseinnahme von 103 027 Mk. 51 Pfg. und einer Ausgabe von 105 998 Mk. 2 Pfg., sodaß ein Fehlbetrag von 2970 Mk. 51 Pfg. zu verzeichnen ist.

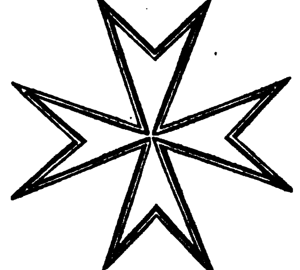
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 26. Juni 1889. **Nr. 26.**

Friedrich Eberhard von Rochow.

(1734—1805.)

Der Hubertsburger Friedensschluß im Jahre 1763 hatte einen für Preußen von glänzenden Erfolgen begleiteten Krieg beendet und den König Friedrich II., der die Selbstständigkeit seines beinahe von dem gesammten verbündeten Europa bedrohten Landes zu behaupten gewußt, auf die Höhe seines Ruhmes erhoben, ihm nicht nur bei seinem Volke, sondern auch im Auslande den Beinamen „der Große“ eingetragen. Dennoch sollte erst in den ihm noch beschiedenen 23 Friedensjahren seiner Regierung das Genie des einzigen Mannes sich in seiner ganzen Hoheit entfalten. Nachdem es Friedrichs Bestreben gewesen, die dem Lande durch die vorangegangenen drei Kriege geschlagenen Wunden zu heilen, brachte er es durch ein System weiser Sparsamkeit auf allen Gebieten der staatlichen Verwaltung dahin, daß diese letztere in Handel und Verkehr, Ackerbau und Landwirthschaft wirksam einzugreifen und einen Wandel zum Bessern anzubahnen vermochte. Hand in Hand mit dieser Sorge um die materielle Wohlfahrt seines Volkes gingen des Königs Pläne und Bemühungen um die Hebung der geistigen und sittlichen Cultur desselben. Das Wehen einer neuen Zeit, wie sie sich von England und Frankreich her in der Verbreitung der Aufklärungsideen ankündigte, fand bei dem Herrscher volles Verständniß, da diese Ideen in ihren maßvollen Anfängen, durch Eintreten für die Befreiung der Menschheit von Beschränktheit und Aberglauben sich zur Förderung mancher heilsamen Einrichtung wohl geeignet erwiesen, ohne daß jetzt schon das Ausarten dieser geistigen Bewegung in der Preisgabe der heiligsten Güter, in dem Rütteln an den Fundamenten des Christenthums selbst sich zeigte.

Erklärlich wird daher der große Werth, welchen der König auf eine Verbesserung des Jugendunterrichts und der Jugenderziehung legte. Gern betrachtete er das unter seinen Augen heranwachsende Geschlecht. „Es ist“ — nach seinen eigenen Worten — „die künftige Generation, die der Aufsicht der jetzigen anvertraut ist, ein neues Menschengeschlecht, das heranreift, um das gegenwärtige zu ersetzen; es ist die sich erneuernde Hoffnung und Kraft unseres Staates, die, gut geleitet, seinen Glanz und seinen Ruhm fortdauern machen soll.“

Unter denjenigen Männern, welche zu den kräftigsten Stützen und verständnißvollsten Mitarbeitern des Königs bei seinem Erziehungswerke zu zählen sind, steht jener brandenburgische Edelmann in vorderster Reihe, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind: Friedrich Eberhard von Rochow.

Am 11. October 1734 wurde er in Berlin geboren, wo zu jener Zeit sein Vater, Friedrich Wilhelm, die Stelle eines kurmärkischen Kammerpräsidenten bekleidete. Viel mehr als die Unterweisung durch nicht weniger als elf Hofmeister, welche er bis zu seinem 13. Lebensjahre erhielt, scheint das Vorbild des Elternpaares auf die geistige und seelische Entwickelung des Knaben gewirkt zu haben. Als der Vater aus dem Staatsdienste seinen Abschied genommen, widmete er sich auf seinen märkischen Erbgütern der Beseitigung mannigfacher Schäden, die dort der erste schlesische Krieg mit sich gebracht hatte, und noch heute ist die von ihm neu erbaute Kirche des Hauptgutes Reckahn ein Denkmal seiner gottesfürchtigen Natur. Aber auch dem ruhigen, milden Charakter und den Lebenserfahrungen der Mutter, einer Tochter des Ministers von Görne, hat der Sohn viel zu verdanken gehabt und ihr wie seinem Vater ein pietätvolles Gedächtniß bis ins Alter hinein bewahrt. Ein etwa dreijähriger Besuch der Ritter-Akademie in Brandenburg ging Rochows Eintritt in seine militärische Laufbahn voraus, welcher 1750 erfolgte. Schon im folgenden Jahre vertauschte er das Leibcrabinier-Regiment in Rathenow mit den Potsdamer Gardes du Corps, zu denen er nach einer Revue als Standartenjunker versetzt ward. Hier entging er nur mit genauer Noth dem Tode in Folge einer Blatternkrankheit, die er sich bei einer Lazareth-Visitation zugezogen, und deren Spuren zeitlebens auf seinen Gesichtszügen erkennbar blieben. Noch bevor er das Krankenbett verlassen hatte, ward er zum Officier befördert.

Seine ersten kriegerischen Lorbeern und Wunden brachte ihm das erste Jahr des siebenjährigen Krieges, am 2. Oktober 1756 in der Schlacht bei Lowositz. Hier war ihm nach heftigem Widerstande die Gefangennahme des österreichischen Generals Fürsten Lobkowitz gelungen, wobei Rochow es unterließ, demselben aus Achtung seines hohen Ranges den Degen abzunehmen. Kaum hatte er den Gefangenen aber einer Escorte von Mannschaften überlassen, als der Fürst sofort Befreiungsversuche unternahm. Rochow kam nun in die Lage, denselben vor der erbitterten Wuth der preußischen Soldaten zu schützen, und erhielt dabei in dem Gewirre von Lobkowitz einen Pistolenschuß durch den linken Arm.

Sobald Rochow in Leipzig von dieser Wunde genesen war, nahm er bereits im nächsten Frühjahre wieder an der kriegerischen Action, und zwar an der Schlacht von Prag, Theil; ein Säbelhieb verletzte ihm die rechte Hand so schwer, daß er sich zur endgiltigen Aufgabe des Militärdienstes entschließen mußte. — Nachdem er, noch nicht 24 Jahre alt, 1758 seinen ehrenvollen Abschied erhalten, vermählte er sich im Anfange des folgenden Jahres mit Christiane Luise von Bose und übernahm bald darauf die väterlichen Lehngüter in der Mark, nämlich Reckahn, Krahne, Göttin, Mesdunk und Rotscherlinde, während der Vater nunmehr sich der Verwaltung und Aufbesserung der ihm durch seine Gemahlin in der Provinz Preußen zugefallenen Güter widmete, die nach dessen Tode ebenfalls auf Friedrich Eberhard, als einzig überlebendes Kind von 14 Geschwistern, übergingen. Wie der Vater, so ersah auch der Sohn sich Reckahn zu seiner Residenz, und dieses entlegene märkische Dörfchen ward nun fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Schauplatz eines vielseitigen Wirkens des edlen Mannes, dessen hochherziges Beispiel Segen gestiftet und Nachahmung gefunden hat weit über Deutschlands Grenzen hinaus.

Dem geräuschvollen, unruhigen Treiben in der Hauptstadt hat Rochow stets das stille Leben auf seinen ländlichen Besitzungen vorgezogen, welches fast ausnahmslos nur vorübergehend im Sommer durch Badereisen nach Lauchstädt, Nenndorf u. s. w. unterbrochen wurde, sowie von Zeit zur Zeit durch kurzen Aufenthalt in Halberstadt. An letzterem Orte nahm Rochow an den Kapitels-Sitzungen des Domstifts Theil, welchem er seit 1762 in Folge seiner Ernennung zum Domkapitular angehörte.

Auch der Johanniter-Orden hat Friedrich Eberhard von Rochow zu seinen Mitgliedern gezählt. Der letzte Herrenmeister der Balley Brandenburg alter Gestaltung, Prinz August Ferdinand von Preußen, hat ihm am 14. September 1762 in der Sonnenburger Ordenskirche den Ritterschlag ertheilt, wo noch heute sein Wappen hängt.

Allem prunkvollen Auftreten und Repräsentiren abhold, war Rochows schlichter, einfacher Sinn auf ein echt gemeinnütziges Schaffen zunächst für die seinen Gutsbezirken angehörige Landbevölkerung, dann aber auch zum Wohle weiterer Kreise seiner Mitmenschen gerichtet. Die Krone seiner harmonisch in sich abgeschlossenen Persönlichkeit und der Urquell all seines Thuns war eine tiefe und doch von unklarer Schwärmerei gänzlich freie Religiosität. Sein Charakterbild würde indeß Lücken aufweisen, wollten wir hier nicht auch hinweisen auf seinen lebhaften Antheil an den Erscheinungen der Wissenschaft und Künste.

Keineswegs genügte ihm der Umfang des geistigen Besitzthums, welches er während der kurzen Brandenburger Schulzeit erworben, und zu dessen Erweiterung die sich daran schließende Militärzeit sich wenig günstig erwiesen hatte. Er suchte daher seine Kenntnisse zumal auf sprachlichem Gebiete fort und fort zu mehren und benutzte z. B. die unfreiwillige lange Mußezeit, zu der er sich durch die schwer heilende Verwundung seiner rechten Hand verurtheilt sah, zur Erlernung des Englischen, worin er es bald so weit gebracht hatte, daß ihm eine Uebersetzung des ersten Gesanges aus Miltons Epos: „Das verlorene Paradies" gelang, welche er mit der Linken niederschrieb.

Dieser Wissens- und Thätigkeitstrieb Eberhards von Rochow, in Verbindung mit der ganzen Richtung seines Zeitalters, brachte sein warmes Eintreten für eine Hebung der Erziehung und Bildung des Volkes naturgemäß mit sich. Die gleiche Aufgabe leitete er aus seiner Domherrnwürde her, denn nach seiner Auffassung waren die Stifter „ihren uralten Institutionen zufolge Gemeinschaften von solchen Personen, welche den Auftrag hatten, durch Unterricht in der ehemaligen dunklen Zeit Aufklärung zu befördern". Wenig befriedigten ihn daher auch das damalige durch französisches Wesen beeinflußte Leben und die Leistungen vieler seiner Standesgenossen.

Für den Beginn seiner Wirksamkeit bot sich dem thatkräftigen Manne auf seinen Gütern, vermöge der ihm hier zur Seite stehenden Autorität, ein weites Feld; zur Ausführung seiner Pläne befähigte ihn neben seinen sonstigen Eigenschaften auch ein großes Verständniß für Landwirthschaft und eine mit den Jahren immer mehr wachsende Vertrautheit mit den dabei in erster Linie zu berücksichtigenden landwirthschaftlichen Fragen und Verhältnissen. Daraus erklärt sich, daß seine nächste Sorge der Einführung einer rationellen Agricultur auf seinen Besitzungen sich zuwandte. Eine Verlegung des Flußlaufes der dieselben durchströmenden Plane ward durchgeführt, Dämme zur Abwehr von Ueberschwemmungen wurden errichtet, der Anbau von Kartoffeln und andern Feldfrüchten durch Ueberweisungen von Brachland an Tagelöhner und Wittwen seiner Untergebenen gefördert. Nach Kräften ging sein Bemühen auf Verringerung von Verarmung und Bettelei, suchte er bei den Landleuten ein Verständniß und willigeres Entgegenkommen für die Maßnahmen des Königs und der Regierung anzuregen.

Doch er gelangte in vielen Fällen leider bald zu der bitteren Erkenntniß, daß „ein Heer von unberich-

tigten Begriffen und Vorurtheilen, eigenen und fremden", das Aufgehen des gestreuten guten Saumens in den Gemüthern vereitelte. Nach dem Grunde dieser Erscheinung brauchte der Domherr nicht lange zu suchen. Mußte er auch daran verzweifeln, bei der damaligen Generation einen durchgreifenden Wandel in verrotteten Verhältnissen zu schaffen, so richtete sich seine Hoffnung auf das heranwachsende Geschlecht, und es ging sein Trachten nun mit eiserner Beharrlichkeit dahin, die in den Kindern schlummernden Keime des Guten durch eine bessere Erziehung an das Licht zu fördern, die Volksschulen auf eine höhere Stufe zu heben.

In einem traurigen Zustande der Verwahrlosung fand diese Schulen unser Menschenfreund vor. Wenn Luther einmal in seinen Schriften die Schulräume der damaligen Zeit als „grauliche Kerker und Höllen" bezeichnet hat, so konnte man zwei Jahrhunderte später meinen, daß in dieser Hinsicht Alles noch in derselben trostlosen Verfassung geblieben. In seiner „Geschichte der Pädagogik" entwirft Raumer ein trübes Bild von der Art der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts aus den niederen Bevölkerungsschichten in Stadt und Land während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: „Die Jugendzeit war damals für die Meisten eine sehr geplagte Zeit, der Unterricht hart, herzlos und streng. Die Grammatik ward dem Gedächtniß eingebläuet, ebenso Sprüche der heiligen Schrift und Liederverse. Eine gewöhnliche Schulstrafe war das Auswendiglernen des 119. Psalms. Die Schulstuben waren melancholisch dunkel. Daß auch die Jugend etwas mit Liebe arbeiten könne, das fiel Niemandem ein, so wenig als daß sie die Augen zu irgend etwas Anderm als zum Schreiben und Lesen habe." Und Rochow selbst schrieb später in dem Geschichtswerk über seine Schulen: Der Landmann „wächst auf als ein Thier unter Thieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in den Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die er wie zur Frohne hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst wenn sie gut ist — und wie oft ist sie das? — das Bündige derselben bei ihm nicht Ueberzeugung wirkt. Niemand bemüht sich, die Seelen der Jugend zu veredeln. Ihre Lehrer sind gewöhnlich, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bei diesem Zustande der Sachen — nach welchem sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet — mehr Verlust als in der blutigsten Schlacht." Ein nothdürftiger Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen während des Winters bildete neben geistlosem Hersagen des Lutherschen Catechismus, sowie unerklärter und aus diesem Grunde natürlich unverstandener Bibelstellen, Gebete und Gesangbuchverse, Alles, was den Kindern des Landvolks damals geboten wurde.

Die Erstlingsfrucht tiefen und ernsten Nachdenkens des Reckahner Gutsherrn über diese heillosen Zustände war sein Schulbuch für Kinder der Landleute, das er im Jahre 1772 bei Friedr. Nicolai in Berlin erscheinen ließ. Dieses Werk sollte an die Stelle des bisher ausschließlich als Lesebuch benutzten kleinen Katechismus Luthers und der Bibel treten. Der Initiative Rochows ist es wesentlich zu danken, daß die bislang allgemein übliche Verwendung der Letzteren als Fibel aufgehört hat, ohne daß ihr Ansehen dadurch gelitten hätte. Andererseits fügte er sich aber auch willig, da seiner Natur die Entfachung dogmatischer Zänkereien verhaßt war, der Ansicht der damaligen Zeit, welche sich für die Beibehaltung des Katechismus, wenigstens während der letzten Schuljahre, entschied; bis auf den heutigen Tag indeß hat diese Frage ihre endgiltige Lösung noch nicht gefunden.

Rasch folgte dieser literarischen That der Bau eines eigenen Schulhauses in Reckahn, in welchem am 2. Januar 1773 der Unterricht begonnen wurde. Sollte aber in die hellen, freundlichen Räume des neuen Gebäudes wirklich ein Geist zum Heile der Jugend einziehen, dann bedurfte es vor allem, wie Rochow klar erkannte, geeigneterer Hüter der Kinder, wirklich vorgebildeter Lehrer, einer nachdrücklichen Fürsorge für die Verbesserung ihrer materiellen Lage und ihrer socialen Stellung. Bisher hatte man es vollkommen für ausreichend erachtet, daß alte, ausgediente Soldaten den Unterricht in den Dorfschulen übernahmen, um auf diese Weise ihnen eine Altersversorgung zu schaffen.

Nicht eher ruhte Rochow, als bis er die für die Verwirklichung seiner Ideen geeignete Persönlichkeit in einem ehemaligen Zöglinge der Halberstädter Domschule, Namens Heinrich Julius Bruns gefunden hatte. Derselbe war bereits mehrere Jahre in Reckahn bei Herrn von Rochow als Secretär gewesen, und Letzterer hatte den intelligenten, charakterreinen jungen Mann schätzen gelernt und allmählich mit seinen Absichten und Plänen vollkommen vertraut gemacht. Nach kurzer Thätigkeit als Lehrer und Organist an der Johanniskirche in Halberstadt siedelte Bruns im Herbste 1772 nach dem Tode des alten Schulmeisters auf immer nach Reckahn über, um hier bis zu seinem Lebensende eine segensvolle und unermüdliche, von seinem Gutsherrn und hochgestellten Freunde stets rühmend anerkannte Thätigkeit zu entfalten. Bei Bruns Eintritt in seinen neuen Wirkungskreis sicherte ihm Rochow das nach damaligen Verhältnissen ansehnliche Gehalt von 180 Thlrn. nebst 4 Fudern Heu, Brennholz, sowie freier Wohnung im neuen Schulhause zu.

Eine wirksame Ergänzung und Stütze fand das Streben beider Männer durch den trefflichen Reckahner Geistlichen, Pastor Stephan Rudolph, dem ein wesentlicher Antheil bei Errichtung der Schulanstalten Rochow's gebührt, was dieser warm zu würdigen nie unterließ.

So sah der Domherr mit innerster Freude sein

Sinnen und Trachten zur Wirklichkeit gereift und unvermerkt sein Werk erstarken und Wurzel fassen.

Einer durchgreifenden Veränderung war auch der bisher übliche **Lehrplan** bedürftig. Es konnte in Rochow's neuer Anstalt nicht ferner geduldet werden, daß alle Kinder ohne Unterschied des Alters gemeinschaftliche Unterweisung empfingen; daher wurden jetzt zwei Klassen eingerichtet, mit 20 Unterrichtsstunden in der oberen, 12 in der unteren.

Der Errichtung der neuen Reckahner Schule ließ Rochow in den Jahren 1774 und 1779 den Bau gleicher Anstalten zu Göttin und Krahne folgen, und wiederum fand er nach dem Aussterben der dort thätigen alten Lehrer in der Halberstädter Domschule die Männer, denen er auch hier die Leitung des Unterrichts anvertrauen konnte. Zu Dotation jeder dieser drei Schulen spendete er die Summe von 1000 Thlrn.

Als das zu erstrebende Hauptziel ihrer Thätigkeit bezeichnete er seinen Lehrern in einem ausführlichen Rundschreiben, „aus den Kindern aufrichtige Gottesverehrer zu machen, die durch ihren Wandel beweisen, daß sie Jesu Christo ihrem Herrn angehören, Unterthanen seines glückseligen Reiches sind und ewig zu bleiben wünschen, dann aber sie zu solchen Menschen zu bilden, die zu allen guten Werken geschickt sind, weil sie wissen, daß ihr Weg zum Himmel über die Erde geht, auch Treue im Beruf selbstthätiges Christenthum ist oder doch sehr erleichtert, und überall Brauchbarkeit und Geschicklichkeit zu den täglichen Geschäften des Lebens es eigentlich möglich macht, sein Licht, nämlich die in uns wohnenden guten Gesinnungen, vor den Leuten leuchten zu lassen, indem sie alsdann am ersten und leichtesten bewogen werden, die christliche Tugend als eine der schätzbarsten Eigenschaften zu betrachten und nachzuahmen." Er forderte, mit einem Worte, die Ausübung eines praktischen Christenthums. An die Stelle mechanischen Hersagens und Lesens sollte eingehende Erklärung des Unterrichtsstoffes in katechetischer Form treten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Frauen-Lazareth-Verein zu Berlin.*)

Die General-Versammlung des Vereins fand am 2. April, Vormittags 11 Uhr, im Rotunden-Saale des Königlichen Palais statt und wurde unter dem Vorsitze der Allerhöchsten Protectorin, J. Maj. der Kaiserin-Königin **Augusta**, in Gegenwart J. Maj. der Kaiserin-Königin, abgehalten. Der Tagesordnung entsprechend, nahm die General-Versammlung über die Vereinsthätigkeit während des Jahres 1888 den Bericht entgegen, der im Namen des Curatoriums von dessen Mitgliede, dem Regierungs-Rath Haß, erstattet wurde und ertheilte Decharge für die von dem Curatorium gelegte revidirte Jahres-Rechnung pro 1888. Der Vortragende gab der aufrichtigen Freude der Vereins-Mitglieder Ausdruck, daß die General-Versammlung unter dem Vorsitze der Allergnädigsten Protectorin in Gegenwart J. Maj. der Kaiserin-Königin abgehalten wurde, und daß die Versammlung wiederum in den Räumen dieses Palais tagen durfte. Das abgelaufene Jahr, ein Jahr des Leides und des Kummers, hat erneut bekundet, in welch' hohem Maaße das Wohl des Vereins der Allerhöchsten Protectorin am Herzen liegt, und daß selbst das herbe Geschick, das in einer kurzen Spanne Zeit das Herz der Gattin und der Mutter so schmerzlich traf, die gnädige Fürsorge nicht abzuschwächen vermochte, welcher der Verein die Höhe seiner Entwickelung und seiner Bedeutung verdankt. Ja, inmitten der kummervollsten Tage gedachte die Hohe Herrin des Vereins, denn in jenen Tagen war es, als Allerhöchstdieselbe beschloß, erneut dem Vereine helfend zur Seite zu stehen, um einem kirchlichen Nothstande Abhilfe zu schaffen, der sich dadurch geltend gemacht hatte, daß die Räume der Kirche des Augusta-Hospitals, in Folge des Anwachsens des Hauses, für die vermehrte Anzahl der Hausbewohner nicht mehr ausreichten. Zur Beseitigung dieses Nothstandes befahl die Allerhöchste Protectorin den Umbau der Kirche des Augusta-Hospitals alsbald auf Ihre Kosten in Angriff zu nehmen und durchzuführen. Der Neubau ist bereits vor Ablauf des Jahres vollendet. So wird denn dieses neue Gotteshaus, daß nach der Willensmeinung der erlauchten Fürstin ein Erinnerungszeichen an des hochseligen Kaisers **Wilhelm** Majestät sein soll, der Nachwelt Zeugniß ablegen von dem tief religiösen Gemüth der hohen Stifterin des Vereins, während diese That ihn zu erneutem Danke gegen seine Allerhöchste Protectorin verpflichtet. (Die Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen.)

Wie in den Vorjahren, so hat sich auch in dem Jahre 1888 die Thätigkeit des Frauen-Lazareth-Vereins auf die 3 seit Jahren bestehenden Vereins-Institute, auf das Augusta-Hospital, die Ausbildungsanstalt für Krankenpflegerinnen und die Poliklinik erstreckt und ist für alle 3 Institute eine rege Wirksamkeit zu verzeichnen.

Das **Augusta-Hospital**, das im J. 1887: 2 156 Patienten mit 57,873 Pflegetagen zu verzeichnen hatte, weist für das Jahr 1888: 2 152 Patienten mit 59,061 Pflegetagen auf, von denen in der chirurgischen Abtheilung 1 265 behandelt worden sind. Auf der Abtheilung für **innerlich Kranke** betrug die Gesammtzahl der Patienten 888, gegen 910 im Jahre 1887; auch ist in der ärztlichen Leitung derselben durch das Ausscheiden des Herrn Geh. Med.-Raths Prof. Dr. **Senator**, welcher seit 13 Jahren als Dirigent der genannten Abtheilung thätig war, durch dessen Berufung in ein höheres Staatsamt, am 1. Mai 1888 ein Wechsel eingetreten, jedoch ist derselbe, dem der Verein zu größtem Danke verpflichtet ist, in dem Vereinsvorstande als Mitglied dauernd verblieben. An

*) Aus „**Kriegerheil**", Organ der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz.

seiner Stelle ist dem Prof. Dr. Ewald durch Allerhöchste Berufung der Kaiserin-Protectorin die Leitung der Abtheilung übertragen worden. — Der Schwesternverband ist durch die Einsegnung von 2 Schwestern um 2 Mitglieder vermehrt worden. — Die jetzt bereits seit 12 Jahren eingeführte Beschäftigung von Extern-Aerzten, welche die Chef- und Assistenz-Aerzte des Hauses bei ihren Arbeiten unterstützen, hat sich auch in dem abgelaufenen Jahre bewährt und ihre wohlthätigen Wirkungen sowohl auf das Haus, wie auf die Ausbildung der beschäftigten Extern-Aerzte ausgeübt. Im Interesse der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege, deren Friedensthätigkeit sich auf die Ausbildung allseitig qualificirter Krankenpfleger richtet, um dieselben bei Eintritt eines Krieges dem Central-Comité der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz zur Verfügung zu stellen, sind im Jahre 1888 7 Mitglieder dieser Genossenschaft im Augusta-Hospital in der Krankenpflege ausgebildet worden, so daß, unter Hinzurechnung der 17 im Jahre 1887 Ausgebildeten, bis zum Ablaufe des Berichtsjahres im Ganzen 24 Mitglieder der Genossenschaft in dem Augusta-Hospital den Lehrcursus absolvirt haben.

Die Gartenanlagen, welche seit Eröffnung des Augusta-Hospitals auf Kosten J. Majestät der Kaiserin Augusta unterhalten wurden und die in Folge der auf sie dauernd verwendeten Arbeiten und Ausgaben sowohl zum Schmuck des Hauses dienen, wie den wohlthätigsten Einfluß auf die Patienten ausüben, sind, Dank der von J. Majestät unbeschränkt ertheilten Ermächtigung, alles irgendwie Wünschenswerthe beschaffen zu dürfen, auch im verflossenen Jahre vervollkommnet worden. In ihnen wurden, wie in den früheren Jahren, während der Sommermonate zwei große Leinwandzelte aufgestellt, um zur Aufnahme von Kranken zu dienen, während die Räume des Hospitals in dieser Zeit einer vollständigen Desinficirung unterworfen wurden. Die baulichen Ausführungen haben sich im Berichtsjahre auf den in dem Eingange dieses Berichtes bereits erwähnten Umbau der Hauscapelle beschränkt.

Das zweite Vereins-Institut, das Krankenpflegerinnen-Asyl, ist in dem Berichtsjahre seinem Zwecke thunlichst gerecht geworden. In ihm wurden von dem Assistenz-Arzte der chirurgischen Abtheilung, Herrn Dr. Barth, 2 Lehrcurse von je dreimonatlicher Dauer abgehalten, an denen im Ganzen 46 Personen theil nahmen. Bis zum Ablauf des Jahres 1888 sind durch die im Pflegerinnen-Asyl abgehaltenen Curse im Ganzen 233 Personen vollständig in allen Zweigen der Krankenpflege praktisch und theoretisch ausgebildet worden, während 121 außerhalb des Hauses wohnende Damen an den theoretischen Cursen sich betheiligt haben. Dem Pflegerinnen-Asyl haben im Jahre 1888 26 Personen angehört, von denen im Laufe des Jahres 8 ausgeschieden sind, so daß das Asyl am Schlusse des Jahres einen Bestand von 18 Pflegerinnen hatte. Auch im verflossenen Jahre hat eine Anzahl von denjenigen Damen, welche an den Ausbildungscursen sich betheiligten und demnächst nach erfolgter Ausbildung das Haus verließen, sich bereit erklärt, bei Eintritt eines Ernstfalles sich durch den Verein dem Preußischen Central-Comité zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger behufs Verwendung in der freiwilligen Krankenpflege zur Verfügung zu stellen. Die Zahl dieser Damen beträgt 7, so daß die Gesammtzahl, unter Hinzurechnung derjenigen, welche bis zum Jahre 1887 eine gleiche Zusage abgegeben, sich nunmehr auf 36 beläuft.

Die dritte Vereins-Anstalt, die Poliklinik ist benutzt worden im Jahre 1887: Auf der chirurgischen Abtheilung von 10 375 Patienten in 18 334 Consultationen, auf der Abtheilung für innerliche Kranke von 5 622 Patienten in 10 493 Consultationen, in Summa von 15 997 Patienten in 28 827 Consultationen.

Der Finanz-Abschluß des abgelaufenen Jahres gestaltet sich folgendermaßen: Einnahmen 54 657 Mk., darunter Saldo aus dem Jahre 1887 2 268, Jahresbeiträge 13 420, einmalige Geschenke 19 797, Zinsen 16 152 Mk. Zu jener Summe treten die Einnahmen aus verschiedenen Fonds mit 1 531 Mk., so daß die Gesammt-Einnahme 56 188 Mk. betrug. Ausgaben: 53 299 Mk., darunter zur Casse des Augusta-Hospitals gezahlt 20 373 Mk., für den Ankauf von Werthpapieren 30 941 Mk. Der ult. December verbliebene Kassenbestand war 2 889 Mk. — Das Capitalvermögen des Vereins bestand am 31. December 1888 aus 427 710 Mk. gegen 397960 Mk. des Vorjahres. Außer diesen Werthpapieren besitzt der Verein noch solche in verschiedenen Neben-Fonds, deren Zinsen zu verwenden sind a) als Jahresbeiträge, b) für unentgeltliche Verpflegung armer Kranker, c) zur Unterstützung von Reconvalescenten, d) für invalide Pflegerinnen, e) zur Unterstützung der in der Krankenpflege thätigen, resp. thätig gewesenen Schwestern des Augusta-Hospitals, unter dem Namen „Kaiserin-Augusta-Stiftung". — Die Gesammt-Versicherungssumme des Vereins-Besitzes gegen Feuersgefahr beläuft sich, wie in den vergangenen Jahren, auf 602 200 Mk.

Die Einnahmen und Ausgaben des Augusta-Hospitals, des Pflegerinnen-Asyls und der Poliklinik betrugen: Einnahmen: 159 492 Mk., darunter Curkosten 133 134, Entgelt für die in die Außenpflege entsandten Krankenpflegerinnen, sowie Kostgeld während der Ausbildungscurse in der Krankenpflege 3 846, Zuschuß des Vereins 20 373 Mk.; Ausgaben: 159 492 Mk. — Die gegen das Vorjahr (170,076 Mk.) sich ergebende Minderausgabe von 10 584 Mk. entfällt zu ihrem größtem Theile, und zwar in Höhe von 6 098 Mk., auf die Beköstigung. Wesentlich ist die Verringerung dieser Kosten der ökonomischen Haushaltung zu verdanken; zum Theil ist dieselbe zurückzuführen auf die günstigen Lieferungsabschlüsse für die wichtigsten Nahrungsmittel. Die Unterhaltung der Gebäude sowie die der maschinellen

Einrichtungen hat des Weiteren gegen das Vorjahr erheblich geringere Ausgaben (annähernd 4 000 Mk.) erfordert; auch ist es möglich gewesen, für die Neu-Anschaffung und Unterhaltung des Inventars etwa 1 000 Mk. weniger, und für Reiniguug der Wäsche zc. etwa 1 300 Mk. weniger als im Vorjahre zu verwenden. Dagegen ist die Beschaffung von Wäsche und Bekleidungsgegenständen in größerem Umfange erforderlich geworden und sind hierdurch Mehrausgaben von über 2 000 Mk. erwachsen. — Was die Krankenverpflegungstage anbetrifft, so beliefen sich dieselben auf 59 061 gegen 57 873 im Vorjahre, mithin um 1 188 mehr. Es entfallen davon 2 866 auf die unentgeltliche Verpflegung armer Kranker, so daß während des Jahres 1888 täglich gegen 8 Kranke unentgeltlich verpflegt worden sind. Die durchschnittliche Anzahl von Kranken pro Tag betrug 160,82 gegen 158,56 im Vorjahre. Die Verpflegungskosten pro Kopf und Tag berechnen sich, bei einer Ausgabe von 71 963 Mk., für das Jahr 1888 auf 85,60 Pf. gegen 92,91 Pf. im Jahre 1887. Der niedrigste Verpflegungssatz überhaupt, welcher im Jahre 1884 erzielt worden ist, betrug 84,25 Pf. pro Kopf und Tag. Der gegenwärtige von 85,60 Pf. überschreitet denselben nicht erheblich.

Es erübrigt noch der reichen Natural-Geschenke zu gedenken, welche dem Vereine, außer den vorher mitgetheilten Geldgaben, im verflossenen Jahre von Wohlthätern gütigst überwiesen worden sind. Zahlreiche Zuwendungen mannichfachster Art, dazu dienend, den Schmuck des Hauses zu erhöhen, das vorhandene Inventar zu ergänzen und zu verbessern, wurden, wie in den Vorjahren, so auch in dem abgelaufenen Jahre, von J. Maj. der Kaiserin Augusta, J. K. H. der Großherzogin von Baden und einer Reihe von Damen und Herren gewährt. — (Bericht des Vorstandes des Frauen-Lazareth-Vereins über die Vereinsthätigkeit in dem Jahre 1888. Berlin 1889. 8. 86 S.)

Eine alte Stiftung für Diakonissendienst.

Im Jahre 1605 machte ein frommer Ulmer Bürger Martin Neubronner mit seiner Gattin eine Stiftung für die benachbarte württembergische Stadt Blaubeuren, wo seine Gabe besser angelegt schien als in seiner Vaterstadt, die an Stiftungen von angesehenen Patrizierfamilien keinen Mangel hatte. Er bestimmte hiefür einige werthvolle Gemälde von alten Ulmer Meistern, die zu einem Altarschrein in der Stadtkirche (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Hochaltar in der Klosterkirche) vereinigt wurden, und ein Kapital von 1000 Gulden, das theils zur Reparatur dieser Gemälde, theils zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden sollte. Er spricht sich in dem noch vorhandenen Stiftungsbriefe dahin aus, daß er „nit der Meinung sei, die Seligkeit damit zu verdienen, sondern dem getreuen, lieben Gott für seine vielfältige uns erzeigte Wohlthaten zu danken und mit solchem Werk der Liebe und Barmherzigkeit unsern Glauben, welchen Gott bei uns täglich mehren und gnädiglich erhalten wölle, zu beweisen." — Unter den einzelnen Bestimmungen ist folgende besonders merkwürdig:

„Zum vordersten wöllen wir, daß Herr Vogt, Bürgermeister und Gericht zu mehrgedachtem Blaubeuren zwey Ehrliche Gottesfürchtige taugliche Weiber, die in heiliger göttlicher Schrift gute lehrreiche Sprüch wissen khönden und lernen, bestellen und annemen, die sollen allen Kranken, Reichen und Armen, in der Stadt Blaubeuren, in Sterbens- und andern zufallenden Läufen und Nöten auf Ihrer Begehren mit Zusprechen, Betten und Lesen, auch aller andern Hilf und Pflaag, so tags und nacht, schuldig und verbunden sein abzuwarten, und hingegen jeder solcher verordneten Weibsperson von diesem unsrem gestifften Allmuosens-einkommen jährlich uff Martini Episcopi vier Guldin, oder nach Gutansehen mehrgemelder Herren zu Blaubeuren mehr oder weniger, zu Wartgellt gegeben und geraicht werden. Deß übrigen Ires Verdiensts halb aber wirdt sich ein jedes Kranke mit ihnen der Gebühr und Billigkeit nach zu verhalten wissen."

So hat dieser Mann schon vor der Zeit des dreißigjährigen Kriegs das im Auge gehabt, was die Diakonissen leisten. Leider scheint in Blaubeuren der Sinn dafür nicht vorhanden gewesen zu sein. Niemand weiß heutzutage, daß diese Bestimmung im Stiftungsbrief steht; die vier Gulden sind — dem Leichensager zugefallen und erst seit wenigen Jahren ist durch eine Schwester aus dem Stuttgarter Mutterhause der Wunsch des frommen Stifters erfüllt worden.

(Blätter für das Armenwesen.)

Literatur.

Der Deutsche Herold. XX. Berlin, Mai 1889. Nr. 5. — Inhalt: Berichte über die Sitzungen des Vereins „Herold" vom 19. März und 2. April 1889. — Gedanken eines mecklenburgischen Heraldikers. — Das Reitersiegel Graf Gottfrieds von Habsburg-Laufenburg. — Das Wappen der Stadt Linden. — Zur Geschichte der v. Peistel. — Zur Kunstbeilage: Bildniß der Ingeborg Ulfstand, Jürgen Winds Wittwe, mit den Wappen ihrer 32 Ahnen. — Das Wappen der Grafen von Wasaburg. — Bücherschau. — Bericht des Vereins für Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften an der Universität Leipzig „Roter Löwe" über das Vereinsjahr von Ostern 1888 bis 1889. — Familien-Chronik zc. —

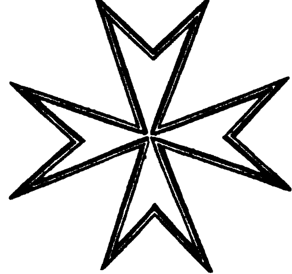
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 3. Juli 1889. **Nr. 27.**

Pommersche Genossenschaft.

Auf dem am 18. Juni d. J. im Johanniter-Krankenhause zu Züllchow bei Stettin stattgehabten Rittertage der Pommerschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, ist der Rechtsritter, Staatsminister Robert Victor von Puttkamer, auf Carzin bei Lübzow in Pommern, zum Mitgliede des Convents dieser Genossenschaft gewählt worden.

Pommersche Genossenschaft.

Am 18. Juni fand im Johanniter-Krankenhause zu Züllchow der diesjährige Rittertag der Pommerschen Johanniter-Genossenschaft statt. Es waren 52 Mitglieder anwesend. Die Versammlung wurde um 11 Uhr mit einem Gottesdienste in der Kapelle des Hauses, welcher vom Pastor Mans gehalten wurde, eröffnet, und demnächst von demselben zwei Schwestern als Diakonissen zum Dienste in dem Krankenhause eingesegnet.

Die Verhandlungen des Rittertages eröffnete der Commendator Graf von Bismarck-Bohlen-Carlsburg mit Gebet.

Das Protokoll der vorjährigen Sitzung wurde verlesen.

Zum Geburtstage des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und zum 17. Juni, an welchem Tage Höchstderselbe vor 25 Jahren in den Orden getreten war, hatte der Commendator Höchstihm die Glückwünsche der Genossenschaft zugehen lassen. Die im Laufe des Jahres in der Genossenschaft stattgefundenen Veränderungen wurden mitgetheilt und die neu Eingetretenen und alle Anwesenden vom Commendator herzlich begrüßt.

Es folgten Mittheilungen über die Verhandlungen des Capitels und über die Vollendung des Siechenhauses in Groß-Lichterfelde, sowie über die Fürsorge des Ordens im vorigen Jahre für die Kranken in den Ueberschwemmungsgebieten und über bewilligte Beihilfen an einzelne Krankenhäuser des Ordens, desgleichen über die Ausbildung dienender Schwestern durch den Orden für den Fall des Krieges. Ueber 150 derselben sind ausgebildet; aus der Provinz Pommern 26 und 7 noch in der Ausbildung begriffen; 10 sind als Diakonissen eingetreten; 5 davon aus Pommern.

Die Anwesenden wurden ermahnt, auf weiteren Eintritt nachdrücklich hinzuwirken.

Die Namen der Johanniter wurden vorgelesen, welche sich für den Fall des Krieges bereit erklärt haben, im Dienste der freiwilligen Krankenpflege thätig zu sein.

Ein Johanniter-Kreisverein hat die nothwendigsten Hilfsgeräthschaften für Krankenpflege auf dem Lande beschafft. Dieselben werden gegen geringe Miethe verliehen, die zur Instandhaltung und Ergänzung dieser Sachen dient. Es wird dies Vorgehen den andern Kreisvereinen des Ordens zur Nachahmung empfohlen, da sich die Einrichtung bewährt.

Aus dem Belgarder Kreisvereine wurde mitgetheilt, daß derselbe mit dem Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhause zu Berlin einen Vertrag geschlossen habe, wonach dem ländlichen Theile des Kreises in Nothfällen Diakonissen gesendet werden sollen.

Der Commendator berichtet über die Angelegenheit wegen Ankaufs des Martin-Stifts in Greifswald durch die Pommersche Genossenschaft. Der Rittertag genehmigte einstimmig diesen Ankauf, weil nach Lage der Verhältnisse der Genossenschaft selbst, materielle Verpflichtungen nicht auferlegt werden.

Ein Antrag des Frauenvereins in Uckermünde auf eine Beihilfe für den Bau eines Hauses zur Aufnahme von Diakonissen zur Gemeindepflege und Klein-Kinder-Schule wurde abgelehnt.

Der Schatzmeister berichtete über den Vermögenszustand, der ein günstiger ist, wenn auch noch Schulden vorhanden sind.

Der Rittertag ertheilte die Decharge für die Rechnung der Genossenschaft pro 1888.

Der Curator des Krankenhauses in Züllchow, Rechtsritter von der Osten-Penkun erstattete Bericht

über die Verwaltung desselben, Rechtsritter, Curator von der Osten-Groß-Jannewitz über das Johanniter-Krankenhaus zu Lauenburg.

Friedrich Eberhard von Rochow.

(Fortsetzung.)

Die Kunde von den Bestrebungen des märkischen Edelmannes drang bald nach Berlin an diejenige Stelle, für welche dieselben die größte Bedeutung haben mußten. Der damalige Unterrichts-Minister von Zedlitz gab warm und rückhaltslos seinen Beifall zu den verheißungsvollen Anfängen des reformatorischen Wirkens Rochow's in einem Briefe zu erkennen, welchem das Staunen des Ministers über die seltene Erscheinung des Domherrn, gepaart mit kräftiger Ermuthigung zur Fortsetzung des Begonnenen, einen eigenthümlichen Reiz verleiht. „Daß ein Domherr" — so beginnt Zedlitz im Januar 1773 den Briefwechsel mit Rochow — „für Bauerkinder Lehrbücher schreibt, ist selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit, die dadurch noch einen höhern Werth erhält, daß Kühnheit und guter Erfolg bei diesem Unternehmen gleich groß sind. Heil, Lob und Ehre also dem vortrefflichen Manne, den nur die Rücksicht auf die Allgemeinheit des Nutzens, welcher gestiftet werden kann, zu solchen Unternehmungen antreiben konnte.

Ew. müssen von mir keinen bestimmten Dank erwarten, er würde mit einer Sache in keinem Verhältnisse stehen, deren Werth ganze künftige Generationen preisen müssen. Lassen Sie mich vielmehr Sie von nun an als einen Mann betrachten, der zur Beförderung der großen Absichten des besten Königs mir in der Verbesserung des Unterrichts der Landjugend so kräftige Beihilfe leisten kann, und der Patriotismus genug hat, diesen Beistand leisten zu wollen."

Zedlitz säumte nicht, auch den König den Unternehmungen Rochow's geneigt zu machen, und brachte es dahin, daß Friedrich zu einer Neubildung der Landschulen nach dessen Grundsätzen Befehl gab, sowie die Zinsen eines Kapitals von 100 000 Thlrn. als Zuschuß zur Besoldung der Lehrer an diesen Schulen in der Kurmark bestimmte. War es Rochow nun auch gelungen, für seine drei Schulen geeignete Lehrkräfte zu finden, so begegnete die Lösung dieser Frage in ihrer Verallgemeinerung auf eine ganze Provinz und das ganze Land doch erheblichen Schwierigkeiten. Der König zeigte eine Vorliebe für die Heranziehung von Schulmeistern aus Sachsen, ein Plan, den Rochow nicht gut zu heißen vermochte: „Das Blendende" — schreibt er an Zedlitz — „der Sächsischen Sitten um Dresden und Leipzig ist ein betrüglicher Schein, der bei genauerer Betrachtung verschwindet und die Prüfung der echten Moral nicht aushält. Und Colonisten-Absichten können hier nicht eintreten. Werden die Preußen, Märker, Schlesier 2c. 2c. (mein neuer Schulhalter ist z. B. ein Halberstädter) geehrt und bezahlt (aber hieran hat es bisher gefehlt), so hoffe, daß ein Ueberfluß von guten Schulleuten sich finden wird, und daß auch in dieser Gegend bald einige angestellt werden können." Der Erfolg war später auf Rochow's Seite, geeignete Männer in Preußen ausfindig zu machen und ihre Ausbildung durchzuführen. — Ein anderes Hemmniß verwuchs aus der Abgeneigtheit des Königs, die oben erwähnten untauglichen Magister von dem Volksschulunterricht auszuschließen. Noch 1781 klagt der Minister seinem rührigen Mitarbeiter: „Der König bleibt bei der Idee, daß die Invaliden zu Schulmeistern genommen werden sollen. Er vermengt die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen, mit der Pflicht, brauchbare Menschen zu bilden."

Reichte auch die von der Regierung gespendete Summe als Beihilfe für den ins Auge gefaßten Bezirk nicht hin, so ermöglichten die gewährten Zuschüsse neben einem Einkommen, wie es durch die Liberalität des Gutsherrn die Lehrer der Reckahnschen Schulen bezogen, in den Letzteren das bis dahin erhobene, wenn auch noch so geringe, aber bei der damaligen Verarmung der Landbevölkerung nur mit Widerwilligkeit aufgebrachte Schulgeld fortfallen zu lassen. Das änderte sich freilich später wieder, als die staatlichen Bewilligungen in persönliche Zulagen verwandelt wurden und schließlich ganz aufhörten.

Wie sehr die Gnade seines erhabenen Herrschers und Entgegenkommen des Ministers den Domherrn beglückte, gelangt in einem an Zedlitz gerichteten Briefe desselben zum Ausdruck: „Ew. ruhmwürdige Thätigkeit in diesem wichtigen Werke ist mir ein neuer Beweis für die Güte der Sache, und es kann nicht von ungefähr sein, daß eben zur Zeit vortrefflicher Consistorialräthe auch Gott einen Mann von so menschenfreundlicher Größe dem Departement vorsetzet, von welchem so viel Wohlfahrt des Staates abhängt. Zu allem diesem kommt das seltene Phänomen: ein Monarch, der den Abend seines Lebens durch den edelsten aller Entwürfe fast noch glänzender als seinen Mittag machen will, große Summen dazu verwilligt und den besten Rathgebern williges Ohr leihet. — — — Ach, wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn Ew. nur einmal herkämen und meine Schulen visitirten!"

Nicht lange mehr sollte dieser Wunsch unerfüllt bleiben. Im Sommer 1774 unternahm Zedlitz seine erste Fahrt nach Reckahn und wiederholte in einem späteren Jahre diesen Besuch, jedesmal mit voller Befriedigung über das dort erzielte Erziehungsergebniß und mit gesteigerter Werthschätzung für seinen Gastgeber zurückkehrend. Den Eindruck des zweiten Besuchs faßte Zedlitz in folgendem, vor seiner Abreise, in Reckahn am 26. Mai 1779 niedergeschriebenen Atteste zusammen:

„Ich habe in diesen Tagen die von Rochow'schen Landschulen abermals besucht und neue Ursachen gefunden, damit zufrieden zu sein und zu bemerken, daß

der wichtige Unterschied zwischen Theologie und Religion beobachtet, und nicht sowohl auf Vielwisserei und Auswendiglernen, sondern darauf gehalten wird, daß den Kindern alles und jedes deutlich gemacht, und das, was ihnen undeutlich ist, nicht durch Metaphern, durch Substituirung anderer ihnen ebenso undeutlich seiender Ausdrücke oder bilderliche Ausdrücke, sondern durch Begriffe, die ihnen schon bekannt sind, erklärt, und überhaupt Gelegenheit gezeigt wird, das ihnen Vorgetragene in ihrem Leben anzuwenden; welches denn wohl der einzige wahre Weg ist, die Absicht aller Pädagogik, nämlich bessere und fürs thätige Leben brauchbarere Menschen zu bilden, zu erreichen.

Zedlitz."

Des Ministers Plan nach seiner Rückkehr nach Berlin ging ohne Zweifel dahin, dem König einen Vorschlag zur Verwendung Rochow's in einem geeigneten Staatsamte zu unterbreiten. Die erste Andeutung darüber in einem Briefe weist der Letztere unter dem Hinweis auf seine wankende Gesundheit entschieden zurück; das Aufgeben seines unabhängigen Wirkens mochte auch seiner Neigung wenig entsprechen. Gern aber erklärt er sich bereit, „als Volontär mit Rath und That nach seinem Vermögen zu dienen."

Eine vierte Schule trat den vorhandenen noch auf dem später angekauften Gute Brückermarke hinzu.

Der Ruf der Rochow'schen Schulen drang allmählich über die Grenzen Brandenburgs hinans und machte diese Anstalten im Laufe der Jahre zu einem wahren Wallfahrtsziele berufener Fachmänner, aber auch unberufener Eindringlinge, so daß der Domherr schließlich die überhand nehmende Störung des Unterrichts und die zum Theil recht nutzlosen Anstrengungen, welche seinen Lehrern dadurch auferlegt wurden, nicht länger dulden konnte, den freien Zutritt aufhob und denselben nur wenigen namhaften Schulmännern vorbehielt. Es war dies eine um so mehr gerechtfertigte Schutzmaßregel, als die Schulen Rochow's gerade von wenig competenter Seite in öffentlichen Blättern mit kaum verhüllter boshafter Absicht angegriffen wurden. In so hohem Maße persönliche Bescheidenheit den Charakter Eberhards von Rochow zierte, wie sie in seinem Briefwechsel oft klar hervortritt, ließ er es unbilligen Tadlern gegenüber auch an Selbstbewußtsein nicht fehlen, wenn er, bei aller Strenge der Anforderungen an sich selbst, seine Leistungen mit denen mancher Zeitgenossen verglich.

Zumal in den nordischen Reichen Dänemark und Schweden fielen die Rochow'schen Ideen alsbald auf fruchtbaren Boden. Aus ersterem Lande ist besonders ein Freiherr von Buchwald zu nennen, dem in seiner einflußreichen Stellung als Stiftsamtmann die Verbesserung der Schulen nach dem von dem märkischen Edelmanne gegebenen Vorbilde Herzenssache war, und der auch auf Andere in dem gleichen Sinne einwirkte. „Um mir in meinen Bestrebungen beizustehen" — schreibt er 1789 von Schloß Odensee nach Reckahn — habe ich hier im Lande einen herrlichen jungen Mann, den Grafen Reventlau auf Brachetrolleburg. Er ist ganz ein Eleve von Ew. Er hat vier Schulen, deren Lehrer in Kiel auf dem Seminarium gebildet sind, und nächst den Reckahnschen sind seine Schulen die besten, die ich kenne. Alle Ihre Schulschriften werden dort, ins Dänische übersetzt, gebraucht.

Dieser gute Mann, der Ew. als seinen Vater verehrt, denkt künftigen Sommer mitsammt seinen drei Schullehrern sich aufzumachen und gerade nach Reckahn zu reisen. Die Silhouetten, die Sie mir zu schenken die Gnade gehabt haben, sitzen in der Hauptschule oben an. Vorigen Sommer war ich mit unserm Kronprinzen volle zwei Stunden in dieser Schule." — Von Stockholm aus wendet sich schon einige Jahre früher der Director der dortigen Erziehungs-Gesellschaft an Rochow mit dem Ersuchen um Uebersendung der wichtigsten seiner pädagogischen Schriften.

Daß neben vielfacher Zustimmung zu seinen Schöpfungen der würdige Domherr auch dem Zweifel und der Gleichgiltigkeit begegnete, wen wird das Wunder nehmen! Immer dunkler ballten sich überdies am westlichen politischen Horizonte die Wolken, welche ein Friedenswerk wie dasjenige Rochow's für die nächsten erregten Jahre in den Hintergrund des Interesses treten ließen. In Preußen selbst hatte der Thronwechsel im Jahre 1786 Zedlitz zum Ausscheiden aus dem Ministerium veranlaßt, und das System Wöllner war der Entwickelung der Schulsache in Rochow'schem Geiste wenig förderlich, ohne daß es jedoch das stille Fortwirken der nun in sich gefesteten Anstalten des Domherrn in Frage zu stellen vermochte. Man versteht aber den resignirten Ton, welcher in einem Briefe Rochow's an seinen Freund Nicolai zu Anfang der neunziger Jahre hervortritt: „Ueber mein Zeitalter und dessen Benehmen gegen mich klage ich nicht. Ich wundere mich vielmehr, daß man mich nicht gar ekrasirt. Sollte ich noch Jahre zu leben haben, wie ich fast zweifle, so will solche so still als möglich und in einer Eingezogenheit verleben, die ich bloß auf wenige und die engsten Verhältnisse beschränke."

Der als Empfänger dieses letzten Briefes genannte Nicolai war der bekannte Berliner Buchhändler. Aus seinem Verlage sind die meisten Schriften Eberhards von Rochow gedruckt hervorgegangen.

Neben dem bereits oben erwähnten Erstlingswerke waren als literarische Hilfsmittel für den Schulunterricht vornehmlich bestimmt: „Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen", von dem ein 2. Theil 1779 erschien; ein „Katechismus der gesunden Vernunft oder Versuch in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigen Bedeutungen"; aus dem Jahre 1775 „Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menschen", worin er eine scharfe Beurtheilung der Sitten- und socialen Zustände seiner Zeit mit Mahnungen und

der Darlegung der Mittel zur Beseitigung der Uebelstände — namentlich durch verbesserte Erziehung — verbindet; 1792 ließ er den „Ersten Versuch“ der „Berichtigungen“, 1793 einen zweiten folgen, in welchen religiöse Fragen im Mittelpunkte der Erörterung stehen. Namentlich von theologischer Seite fand dieses Werk anerkennende Aufnahme. Das im Jahre 1779 an Nicolai übersandte fertige Manuscript eines 3. Theils der „Berichtigungen“ fand Rochow, dem Rathe des Genannten folgend, mit Rücksicht auf die Ungunst der Zeitverhältnisse sich veranlaßt zurückzuziehen; auch später ist die Herausgabe unterblieben.

Eine Arbeit „Ueber den Nationalcharakter der Volksschulen“ eignete er seinem Gönner Zedlitz zu. 1795 kam eine „Geschichte meiner Schulen“ in einem Schleswig'schen Verlage heraus.

Aber das Erziehungsgebiet bildete nicht das ausschließliche Thema seines schriftstellerischen Schaffens. Die Erfahrungen, welche er in der Armenpflege auf seinen Gütern gesammelt, legte er in einem „Versuch über Armenanstalten und Abschaffung der Bettelei“ nieder. Als Ritterschafts-Direktor der Mittelmark war er mitthätig, deren Creditwesen zu organisiren; auch über diese Materie hat er eine schriftliche Darlegung hinterlassen.

Gern hätte Rochow es gesehen, wenn sein in der Folge so populär gewordener „Kinderfreund“ durch die staatlichen Behörden officiell als Unterrichtsbuch in die Volksschulen eingeführt worden wäre, und übersandte daher den ersten Entwurf an das Ober-Consistorium in Berlin ein. Bei allem Rühmen des hervorragenden pädagogischen und patriotischen Werthes der Arbeit kam man nach allen Umgestaltungen einzelner Theile derselben und langem Hin und Her doch zu keinem positiven Ergebnisse. So entschloß der Autor sich zur Herausgabe des Buches auf eigene Hand; der Erfolg war ein glänzender. Rochow selbst bemerkt einmal: „Außer 8 bis 10 in Deutschland erschienenen Nachdrücken, ist es vom rechtmäßigen Verleger über hunderttausendmal in 4 Ausgaben debitirt, und zweimal ins Französische, auch ins Schwedische, Dänische, Polnische und Illyrische 2c. übersetzt worden. Alles dieses ist nicht aus Autorstolz geschrieben, sondern soll nur beweisen, daß, als ich es der Oberschulklasse zum Geschenk anbot, selbige nicht übel dabei gefahren wäre.“

(Schluß folgt.)

Nordamerikanische Diakonissenarbeit.*)

Im Anschluß an den kurzen Bericht im vorigen Jahrgang des Armen- und Krankenfreundes (Mai-August S. 74), wo es heißt, daß Nordamerika, das Land der Zukunft, in der Diakonissensache eigentlich keinen Fortschritt aufzuweisen habe, wo aber schon auf neue hoffnungsvolle Anfänge hingewiesen wird, im Anschluß an diesen Bericht können wir jetzt auch aus dem Lande der Zukunft und des Fortschritts über Fortschritte in der Diakonissenarbeit berichten. Es ist ein erfreulicher Anfang gemacht in Philadelphia, Cincinnati, New-York, der allerlei Frucht verspricht und anderwärts zur Nacheiferung in demselben Werk anzuspornen scheint. Freilich, bei dem bunten Mancherlei der Confessionen und Denominationen Nordamerikas kann man auch auf wilde Schößlinge dieser Liebesarbeit rechnen. Wenigstens hörten wir schon das Bedenken aussprechen, daß die Methodisten, welche nun auch mit Eifer an die Gründung von Diakonissenanstalten gehen wollen, wohl im Fahrwasser des amerikanischen Weiberrechtlerthums ihre Arbeit treiben werden, wonach den Frauen sogar die Canzel eingeräumt wird. Wo allerdings ein solches Recht den Diakonissen gegeben werden soll, da kann man bei evangelisch-nüchternem Sinn mit Sicherheit eine ungesunde Entwicklung des Werks voraussagen.

Wir möchten nun zuerst unsern lieben Lesern von dem neuen Mutterhause in Philadelphia erzählen, auf welches schon in der anfangs erwähnten früheren Notiz des Armen- und Krankenfreundes Bezug genommen ist. Die Entwicklung dieses Werks geht bis ins Jahr 1882 zurück, wo durch Veränderung des Freibriefs die Einführung von Diakonissen in das deutsche Hospital dortselbst gestattet wurde. Im Jahre 1883 versuchte einer der Herren vom Vorstand des Hospitals gelegentlich einer Reise nach Deutschland, deutsche Diakonissen für Amerika zu gewinnen. Aber so viel Nutzen an Belehrung dieser Besuch brachte, in der Hauptsache blieb er erfolglos, d. h. es konnten keine Schwestern der neuen Arbeit in Philadelphia von unsern deutschen Mutterhäusern in Aussicht gestellt werden. Da machte der selige Pastor Rinck in Hamburg auf die im Krankenhause zu Iserlohn arbeitenden Schwestern aufmerksam. Dieselben, zum Theil aus dem Kaiserswerther Mutterhaus hervorgegangen, standen selbständig ohne Verbindung mit einem Mutterhause da unter der Leitung der Schwester Marie Krüger. Die Verhandlungen mit den Iserlohner Schwestern führten im Sommer 1884 zu ihrer Uebersiedlung nach Amerika. Die Oberin und 6 Schwestern trafen Mitte Juni in New-York ein. Dort wurden sie von dem Präses des deutschen Hospitals, Herrn J. D. Lankenau, empfangen und nach ihrer neuen Heimstätte in Philadelphia geleitet. Die Arbeit der Schwestern war zuerst mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft. Aber je mehr sich das Verständniß für die Arbeit der Diakonissen bei den Aerzten und dem Verwaltungsrath Bahn brach, desto angenehmer und segensreicher gestaltete sich die Arbeit. Es bildete sich dann neben dem Verwaltungsrath des Krankenhauses ein Diakonissencomitee, „um die förmliche Organisation des Diakonissenwerks auf dortigem Boden zu betrei-

*) Benutzt ist „Das Mary J. Drexel Heim und Philadelphia Diakonissenmutterhaus. Bericht über die Einweihung am 6. December 1888. Philadelphia 1889.“

ben, neue Schwestern heranzuziehen, Probeschwestern zu gewinnen und für ihre Ausbildung Sorge zu tragen". Der Vorsitzende auch dieses Comitees ward der Gründer der ganzen Anstalt, Herr Lankenau. Derselbe hatte sich nämlich entschlossen, in Verbindung mit einer Heimstätte für altersschwache Deutsche ein Diakonissen-Mutterhaus, anstoßend an das deutsche Hospital, zu erbauen. Das Altenheim sollte nach seiner verstorbenen Gattin den Namen Mary J. Drexel Home erhalten. Der Name der ganzen Anstalt ist: Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses. Das neue Mutterhaus sollte in geistlicher Verbindung mit der lutherischen Kirche bleiben, der sich die Schwestern gleich anfangs angeschlossen hatten. Am 20. September 1886 geschah der erste Spatenstich zum Bau des neuen Hauses. Es folgte nun eine sorgenvolle Zeit. Die Oberin Marie Krüger starb Ende November 1887. Wiederholte Versuche, Schwestern aus Deutschland heranzuziehen, verliefen resultatlos. Mehr und mehr kam das leitende Comitee zu der Ueberzeugung, daß es als seine Aufgabe ansehen müsse, die künftigen Schwestern aus dort eingetretenen Probeschwestern heranzuziehen. Dazu wünschte man wenigstens eine Probemeisterin aus einem deutschen Mutterhause. Mit Neuendettelsau war auch schon ein Abkommen getroffen, das aber durch Kränklichkeit der erwählten Schwester vereitelt wurde. Indessen wurde das Bedürfnis immer dringender, für die verwaiste Schwesternschaar eine tüchtige Oberin als Hausmutter und womöglich zur selben Zeit einen tüchtigen Geistlichen als Hausvater zu gewinnen, der seine ganze Zeit und Kraft der Erziehung der Schwestern und dem Ausbau des Diakonissenwerks zu widmen hätte. Für die erstere Stelle wurde Fräulein Wanda von Oertzen gewonnen, die im Mai des vorigen Jahres in Philadelphia eintraf. In die Stelle des Hausgeistlichen wurde vom Verwaltungsrath Pastor A. Cordes berufen, der als Gehilfe des verstorbenen Pastor Rinck in Hamburg die Diakonissenarbeit aus eigener Erfahrung kannte. Im August des vorigen Jahres ist Pastor Cordes in sein neues Amt drüben eingetreten. Von Anfang an hatte die Theilnahme der deutschen Mutterhäuser die Entwicklung des amerikanischen Hauses begleitet. In der Generalconferenz der Diakonissen-Mutterhäuser vom vorigen Jahr ist das amerikanische Haus bereits in den Verband der Generalconferenz aufgenommen worden. Schon ist drüben Privatpflege vom Mutterhause aus in einzelnen Fällen geleistet worden. Eine ganze Reihe von Hilferufen ist an das Haus gekommen, die man bisher wegen mangelnder Kräfte nicht hat erfüllen können.

Eine weitere Aussicht auf Förderung der Diakonissensache hat sich im letzten Jahr dadurch eröffnet, daß durch den schwedischen Pastor E. A. Fogelström in Omaha, im Centrum der Vereinigten Staaten, die Gründung eines lutherischen Diakonissenhauses in Angriff genommen wurde. Derselbe besuchte das Haus in Philadelphia, um weitere Einsicht in das Diakonissenwerk zu gewinnen und sandte schon verschiedene Probeschwestern zur Ausbildung nach Philadelphia. Es steht zu hoffen, daß sich unter Gottes Gnade dieses Haus im fernen Westen als ein lebenskräftiger Zweig des Hauses in Philadelphia erweisen wird. — Am 6. December 1888 wurde das neue Mutterhaus feierlich eingeweiht, bei welcher Gelegenheit die Anstalt von ihrem Erbauer an den Verwaltungsrath übergeben und von letzterem übernommen wurde, die Verpflichtung des Rectors Pastor Cordes auf sein neues Amt erfolgte, und dieser selbst mit einer Ansprache über Losung und Lesetext des Tages (Ps. 40, 18; Joh. 1, 16) die Feier beschloß. — Die Zahl der Schwestern beträgt nach dem Festbericht 28, darunter 20 Probeschwestern.

Wenden wir uns nun nach Cincinnati*), wo sich am 14. Juni des letzten Jahres 12 Prediger verschiedener Bekenntnisse zu einem evangelisch-protestantischen Verein für Diakonie zusammengeschlossen haben! Die erste Veranlassung zum Beginnen dieses Werks boten 2 in Deutschland (Sophienhaus in Weimar) ausgebildete Pflegerinnen, welche sich in Cincinnati niederließen. Schon im Juli fand eine zweite größere Versammlung statt, in welcher 51 Personen ihren Beitritt erklärten und bereits ein Verwaltungsrath erwählt und eingesetzt wurde. Derselbe ist sehr thätig gewesen, indem er in ungefähr einem halben Jahre 22 Sitzungen gehalten hat zur Erledigung aller Pflichten und übertragenen Geschäfte. Statuten für die Leitung des Werks, Hausordnung sowie staatliche Incorporirung des Vereins kamen bald darauf zu stande. Als die Mitgliederzahl des Vereins auf 400 gestiegen war, da entschloß sich der Verwaltungsrath im Vertrauen auf den Herrn, die eigentliche Arbeit des Vereins, nämlich die Heranbildung von christlichen Jungfrauen zu Krankenpflegerinnen und die Ausbildung christlicher Krankenpflege in einem Krankenhaus und in Familien in Angriff zu nehmen. Es fand sich bald ein geeignetes Haus, das vorläufig gemiethet wurde. Viel Arbeit, Kosten und Sorgen brachte die Einrichtung des Hauses mit sich. Aber durch die Freigebigkeit einiger Geschäftsleute und durch eifrige Mitwirkung des Damenhilfscomitees wurde die Einrichtung wesentlich billiger hergestellt. Das Haus ist nun vollständig eingerichtet, aber der Raum bereits zu enge geworden. Am 10. October vorigen Jahres wurde dasselbe eröffnet durch den Einzug der beiden dort eingesegneten Schwestern und des bald folgenden ersten Kranken. Seither haben 24 Patienten Aufnahme gefunden. Außer den beiden Schwestern befinden sich 7 Probeschwestern im Hause. Der Verein zählt 566 Mitglieder, darunter 21 Ehrenmitglieder,

*) Benutzt ist der „Erste Jahresbericht des Vereins vom 14. Juni 1888 bis 1. Januar 1889".

welche sich zur Zahlung von je Dollar 25 (ca. 100 Mk.) verpflichtet haben. Aber doch genügt nach dem Jahresbericht diese Zahl noch nicht. An Einnahmen hatte der Verein im Ganzen zu verzeichnen Dollar 2121,91 (ca. 9 000 Mk.), an Ausgaben Dollar 1 422,33 (ca. 6000 Mk.), so daß noch ein Kassenbestand von Dollar 699,58 (ca. 3000 Mk.) verbleibt. Wie es auch in dem Bericht heißt, so ist aus allem Bisherigen ersichtlich, daß der Segen des Herrn mit dem Verein gewesen ist. Wir wünschen auch ferner Gottes Segen dem jungen Liebeswerk und allen, die daran mitarbeiten. — Endlich wollen wir noch darauf hinweisen, daß auch in New-York ein Diakonissen- und Krankenhaus geplant wird. Von dort ist an unser Mutterhaus die dringende Bitte um 6 Schwestern gekommen. Leider hat sie wie manche andere abgeschlagen werden müssen. Herr Pastor Wenner, die Seele des neuen Werks, hat die Absicht eine lutherische Generalsynode, der er angehört, für die Diakonissenarbeit zu erwärmen und zu eifriger Unterstützung seines Planes anzutreiben. Möge auch dieses Werk mit Gottes Hilfe gelingen!

(Armen- u. Kranken-Freund).

Die Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden

hat bisher in den 17 Jahren 14464648 Mk. verausgabt; im letzten Jahre belief sich die Gesammtausgabe auf 512322 Mk. und davon entfielen auf den Hauptverein 191142 Mk. und auf die Einzelvereine 321180 Mk. Die Verwaltung des Hauptvereins erforderte 13665 Mk.. 45632 Mk. wurden den Zweigvereinen an Subvention überwiesen, 127197 Mk. wurden zu Unterstützungen verwendet und zwar erhielten 3 Offiziere 513 Mannschaften und 1527 Hinterbliebene, zusammen 2043 Personen, 117870 Mk. laufende Unterstützungen und 11 Offiziere, 91 Mannschaften und 29 Hinterbliebene 9326 Mk. einmalige Unterstützungen, insgesammt wurden somit 2174 Personen vom Hauptverein unterstützt gegen 2519 in 1887 und 4266 in 1885. Unterstützungsgesuche abgelehnt wurden im letzten Jahre 1217, an andere Vereine abgegeben 320. Die Einnahmen des Hauptvereins beliefen sich auf 81323 Mk. An Geschenken und Beiträgen gingen 6307 Mk., an Zinsen 61322, aus sonstigen Quellen 13694 Mk. ein. Im Vorjahre betrug die Einnahme 137723 Mk. Zur Deckung der Mehrausgaben mußten 109819 Mk. aus dem Vermögen entnommen werden, das sich in Folge dessen auf 1456232 Mk. verringerte. Die Thätigkeit der Zweigvereine ist eine recht ausgedehnte gewesen. Insgesammt haben die 300 Zweigvereine 321179 Mk. verausgabt. Bei 107 preußischen und 6 nichtpreußischen Vereinen haben die Einnahmen die Ausgaben und zwar in zum Theil recht erheblicher Weise überstiegen. 7 Zweigvereine haben sich aufgelöst, einer ist neugebildet.

Literatur.

Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben von Pf. C. Kayser in Karlsruhe. Verlag des Ev. Schriftenvereins daselbst.

Jahrgang 1889 Heft 5 enthält: Zum Jahresfest des badischen Landesvereins. — Mein erster Schützling oder wie das Werk meines Lebens begann von T. J. Barnardo. — Vom südwestdeutschen Herbergsverband. — Aus Bodelschwinghs Anstalten für Epileptische in Bielefeld. — Eine Zeiterscheinung. — Evangelische Arbeiterzeitung. — Aus den Briefen eines badischen Missionsfreundes an seinen hessischen Vetter. — Nachrichten aus dem Conferenzgebiet. Von der christlichen Schriftenverbreitung. — Kleine Rundschau aus der innern Mission in Deutschland. 30. Bericht des Zentralausschusses für die innere Mission der deutschen evang. Kirche — Aus der Arbeit des Central-Ausschusses. — Aus anderen Vereinen. — Ausbildung von Kandidaten. — Genossenschaft freiwilliger Krankenpflege. — Zur Seelsorge und Wohlthätigkeit an Wöchnerinnen. — Entfernung des Branntweins von Bauplätzen. Kampf gegen Trunksucht. — Literatur. — Miscellen.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Mai und Juni 1889. Inhalt: Chronik des germanischen Museums: Stiftungen. Neu angemeldete Jahresbeiträge. Einmalige Geldgeschenke. Bauten. Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik.

Dieser Nummer sind als Beilagen angeschlossen:

1. Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. II. Band. Bogen 29 und 30. Inhalt: Zur Entwickelungsgeschichte des „Guten Tons". — Kölnisches Schnitzwerk des 14. Jahrhunderts. — Sprüche auf Gläsern. — Einige Sessel des 16. und 17. Jahrhunderts. — Die aristokratischen Domcapitel. —
2. Katalog der im germanischen Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände und Theile von solchen. Bogen 3 und 4 nebst Tafel II.

„Der Deutsche Herold." Berlin, Juni 1889. Nr. 6. Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 16. April und 7. Mai 1889. — Ueber Städtewappen-Vermehrungen. — Geadelte jüdische Familien; Sonder-Abdruck aus der deutsch-nationalen Wochenschrift „Der Kyffhäuser". (Besprechung). Salzburg 1889. — Aelteste Genealogie der Freiherren von Spiegel zum Desenberg. — Bücherschau 2c. 2c.

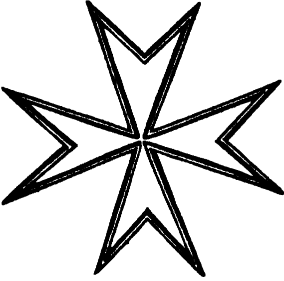
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 10. Juli 1889. Nr. 28.

Hessische Genossenschaft.

Wir Friedrich Wilhelm Nicolaus Albrecht, von Gottes Gnaden Prinz von Preußen, Herrenmeister der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir die Statuten der Hessischen Genossenschaft von Johanniter-Rittern, wie selbige nachstehend wörtlich folgen:

Statuten
für die
Hessische Genossenschaft von Johanniter-Rittern.

§ 1.

Die im Jahre 1859 unter dem Namen einer Genossenschaft von Johanniter-Rittern im Großherzogthum Hessen, gegründete Hessische Genossenschaft von Johanniter-Rittern, hat zum Ziele, die Förderung der in den Statuten der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem ausgesprochenen Ordenszwecke, insbesondere der christlichen Krankenpflege, innerhalb des Großherzogthums Hessen, des Königlich Preußischen Regierungsbezirks Cassel, sowie des jetzt Preußischen Gebiets der vormals freien Stadt Frankfurt am Main.

§ 2.

Die Genossenschaft verfügt zu den Ordenszwecken über die von ihren Mitgliedern statutenmäßig an den Orden zu entrichtenden laufenden Beiträge und über sonstige ihr zuwachsende Mittel, Schenkungen und Vermächtnisse.

§ 3.

Die Genossenschaft beschließt über die zu errichtenden Ordensanstalten und überträgt die Ausführung ihrer Beschlüsse einem von ihr zu wählenden Convent, bestehend aus dem Commendator, dem Werkmeister, dem Schatzmeister und weiteren vom Rittertag (§ 7) zu wählenden Conventsmitgliedern.

§ 4.

Der Commendator vertritt die Genossenschaft sowohl bei dem Capitel der Balley, als nach außen, führt den Vorsitz im Convent und in der Versammlung der Ritter.

§ 5.

Der Werkmeister hat die specielle Leitung und Beaufsichtigung der Ordensanstalten, in Gemäßheit der Beschlüsse der Genossenschaft und des Convents.

§ 6.

Der Schatzmeister überwacht Einnahme und Ausgabe der Genossenschaft und legt dem Convent Rechnung darüber.

§ 7.

Der Convent beruft alljährlich oder öfter die Mitglieder der Genossenschaft zu einer Versammlung (Rittertag), in welcher die Rechenschaftsberichte des Convents über seine Geschäftsführung entgegengenommen und Beschlüsse in Angelegenheiten der Genossenschaft gefaßt werden.

Nieder-Weisel, den 28. Mai 1889.

nach Anhörung und erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels hiermit bestätigen; dessen zu Urkund Wir dieselben unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift ausfertigen und mit Unserem Ordens-Insiegel versehen lassen.

So geschehen Berlin, den 30. Juni 1889.

(L. S.) Albrecht Prinz von Preußen.

Friedrich Eberhard von Rochow.

(Schluß.)

Die erste Anregung zu einer, der Hebung der Volksbildung im Allgemeinen gewidmeten Schrift findet sich in dem Briefe eines Herrn von Blankenburg an Rochow, aus Leipzig vom 15. Juni 1795 datirt. Es heißt darin: „Wenn es mit der Menschheit weiter kommen soll, so müssen, meines Bedünkens, auch die niedrigsten Volksklassen, auf eine ihnen angemessene Art, von den Pflichten unterrichtet und mit den Rechten

bekannt gemacht werden, welche aus der Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft entspringen; und dieses kann auf eine ebenso wenig anstößige als ganz anschauliche Art geschehen, wenn man jene Pflichten und Rechte aus dem Hausvaterstande herleitet. Die Regierungen können nichts dagegen einwenden, weil sie ja Landesväter sein wollen; und faßlich läßt die Sache sich jedem machen, weil jeder mit dem Hausvaterstande bekannt ist. Dieses gäbe eine Art von Bürger- oder politischen Katechismus, welcher uns ebenso nöthig als irgend ein Religionskatechismus ist, und durch welchen manchem Uebel, mancher Unruhe, besonders bei gegenwärtigen Zeiten, vorgebeugt werden könnte." — Rochow nahm diese Gedanken auf, und ein Jahr später erschien sein Buch: „Summarium oder Menschenkatechismus in kurzen Sätzen."

Doch „die Bücher sind wie das Taufwasser, sie thun's freilich nicht allein", ruft er aus, durch diesen Ausspruch lebhaft an die Anschauungen eines andern, jüngst heimgegangenen Kinder- und Armenfreundes, Gustav Werner, erinnernd, der Bücher nur dann gelten ließ, wenn die in ihnen vorgetragenen Lehren Thaten wurden.

Daß dem Domherrn bei seiner überwiegend auf das Praktische gerichteten Natur auch der Sinn und die Empfänglichkeit für die Schöpfungen der Dichtkunst, ja selbst eigenes Productionstalent keineswegs mangelten, hat er in einem poetischen Versuche über die Freuden der Jagd dargethan, der 1779 unter dem Titel: „Sylvius" in Boies „Deutschem Museum" zur Veröffentlichung gelangte.

Unerschöpflich war er in der Fürsorge für seine Landleute und suchte auch bei den Erwachsenen auf Milderung der Sitten, Verbreitung praktischer Kenntnisse und Pflege schlichter, aufrichtiger Frömmigkeit hinzuwirken. Er schreibt populäre, der Fassungskraft der Landbevölkerung angemessene kurze Erzählungen und entsendet einen invaliden Soldaten mit einigen Hundert solcher gedruckter Büchlein, um sie den Leuten gegen ein Geringes zu verkaufen; den Erlös überläßt er unverkürzt dem alten Krieger.

Ein anderes, gar weites Gebiet, welchem Rochow sein Sinnen und Denken fortgesetzt zuwendet, ist die Armenpflege und deren Verbesserung nicht nur auf seinen Gütern, sondern auch im Allgemeinen. Der Briefwechsel mit Zedlitz enthält auch hierüber bemerkenswerthe Erörterungen aus Anlaß der von dem Minister zu Berlin ins Leben gerufenen Armenanstalt. Allerdings befürchtet Rochow von diesem neuen hauptstädtischen Institute nicht mit Unrecht eine ungünstige Rückwirkung auf das platte Land, die das Zurückweichen der die Ungebundenheit dem Zwange vorziehenden Bettler aus der Hauptstadt hervorrufen müsse. „Es sind Tage gewesen" — schreibt er an Zedlitz — „wo an die 90 Bettler allein vor meiner Thüre gewesen sind." Erträglichere Lebensverhältnisse unter seinen eigenen Gemeindegliedern herbeizuführen, gelang zwar Rochow nach verhältnißmäßig kurzem Wirken, der Ueberschwemmung durch fremde Vaganten zu steuern, war eine Unmöglichkeit. „Auf meinen Gütern, von welchen NB. kein einziger Mensch durch Betteln das jus retorsionis übet, sind jährlich über dreimalhunderttausend milde Gaben an fremde, meist brandenburgsche Bettler zu geben. Jeder nur einen halben Pfennig: welche Contribution!" — Unter Mitwirkung seiner Gemahlin errichtete er eine Armenkasse durch gemeinschaftliche Spendung einer Summe von 1000 Thalern, während er sich mit seinen Gemeinden in die laufende Gewährung von Beiträgen und Getreide theilte. Alle Kranken auf seinen Gütern ließ er von einem hierfür besonders besoldeten Arzt unentgeltlich behandeln, wobei Dienstboten und Bedürftigen auch freie Medicamente gewährt wurden. Die bald hervortretende Folge dieser Einrichtung war eine sichtliche Verringerung der Sterblichkeit; dieselbe sank nach Durchschnittsberechnungen aus derzeitigen Kirchenbüchern von 47 bis 48 auf 38 bis 39 Procent. Eine weitere Wohlthat für sämmtliche Bewohner seiner Güter war der Fortfall der Stolgebühren für kirchliche Handlungen, wofür er dem Pfarrer aus eigenen Mitteln 80 Thlr. aussetzte.

Unaufhörlichen Processen machte Rochow durch consequent durchgeführte Grundstücksregulirungen eine Ende. „Diesen Morgen" — schreibt er am 22. April 1779 an Gleim — „habe ich ein siebenjähriges Geschäft geendigt, nämlich in eine Gemeinheit von ca. 4000 Morgen, woran eine ganze Stadt, zwei adlige Güter und einige Bauerndörfer Theil hatten, und worin wegen der Theilnehmung und Nutzung in vielen hundert Jahren keine Ordnung, sondern vielmehr stets währende Processe gewesen waren, Licht und Ordnung zu bringen. Heute Morgen ist der letzte Vergleich unterzeichnet, und jeder genießt fortan sein Eigenthum quovis meliori modo. Sollten Sie wohl glauben, daß Aufhebung der Gemeinheiten und Aufklärung der Nation, Aufhelfung der Moralität des Volkes so nahe grenzet? Ich habe also auch dadurch an meinem Lieblingssache gearbeitet, und mich dauert weder meine verwendete fast herkulische Arbeit, noch die Kosten."

Bei aller vielseitigen Wirksamkeit, die der unermüdliche Mann entfaltet, wenden seine Gedanken und Pläne sich doch immer wieder mit Vorliebe dem Schulwesen und dessen Trägern, den Lehrern, zu. Ein Vorschlag, welchen er dem Minister von Zedlitz 1779 zur Hebung des nationalen Unterrichts der Landleute macht: Die Begründung eines Volkslehrer-Seminars findet bei diesem lebhafte Zustimmung. „Welch schönes, goldnes Bild hatte ich mir nicht schon entworfen" — schreibt Zedlitz, der den Plan nicht aus den Gedanken ließ, noch 7 Jahre später an Rochow — „wenn Sie das Dekanat in Halberstadt erhalten hätten! Wie sollte da das Volkslehrer-Seminarium zu Stande und so viel Licht aus Halberstadt kommen." — Allein die

immer unruhiger werdenden politischen Verhältnisse ließen den Plan das erste Stadium der Anregung nicht überschreiten.

Rochow erlebte noch die ersten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms III., und neue Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwickelung seines Schulwerkes erfüllte ihn auf der Schwelle des Greisenalters. Mannigfache Krankheiten und wachsende Schwerhörigkeit hatten den Domherrn in den neunziger Jahren heimgesucht, dennoch sahen wir den Patrioten im November 1797 gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin die Reise nach Berlin unternehmen, um der Huldigung für den neuen Herrscher beizuwohnen. Schon vor Jahresfrist hatte er dem damaligen Kronprinzen ein Exemplar des oben erwähnten „Summarium", „wie eine Art von moralischem Testament" überreicht und darauf ein in den anerkennendsten Worten abgefaßtes Dankschreiben erhalten. „In der That" — heißt es darin — „finde ich diesen Beweis Ihrer schönen Gesinnungen und Ihrer Ergebenheit für mich so aufmunternd, als nach der Verschiedenheit unserer Verhältnisse Ihre ehrenvolle Thätigkeit mir immer nur zu einem Vorbilde dienen kann — und einzig nur that ein Wort Ihres Schreibens mir wehe, da es mich auf die leidige Gewißheit zurückführt, daß auch Sie einst eine Welt verlassen werden, in der Sie Ihrem Vaterlande so menschenfreundlich ergeben, so unvergeßlich nützlich waren." Dieses Wohlwollen bewahrte Friedrich Wilhelm auch als König seinem treuen Diener. Aber nicht Schulsachen allein bilden den Inhalt der noch erhaltenen Schreiben Rochow's an den König; in schönstem Lichte zeigt sich Friedrich Eberhard's Vaterlandsliebe und ein mit seiner sonstigen praktischen Richtung sich wundersam verschmelzender Idealismus in dem letzten dieser Briefe vom 28. Februar 1800, welcher die Errichtung eines Denkmals auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin zum Gegenstande hat: „Wenn durch den Sieg des Großen Kurfürsten bei Fehrbellin der Grund zu Preußens nachheriger Größe gelegt wurde, diesen Sieg aber unter Allerhöchster Anführung Landeskinder erfochten, so kann ein öffentliches Denkmal dieses Sieges den Patriotismus der Nation zu erhöhen dienen. Von Eurer Königlichen Majestät erbitte ich mir daher die Allergnädigste Vergünstigung, dieses Denkmal auf meine Kosten setzen zu dürfen und mir dazu durch Allerhöchstdero churmärkische Kammer auf der Höhe des Amtes Linum am Wege nach Fehrbellin einen Platz von zwei Quadratruthen allergnädigst anweisen zu lassen. Beiliegende schlichte Zeichnung des Denkmals nach meiner Erfindung lege zur Allerhöchsten Genehmigung ich hiermit vor, da dann nach Erhaltung die Arbeit sofort angefangen und mit Gottes Hilfe noch in diesem Jahre vollendet werden soll. Damit auch mein Tod hierin nichts ändere, so werde zu diesem Behuf eine Banco-Obligation von Eintausend Reichsthalern deponiren. Die Materialien zu diesem Denkmal sollen ganz vaterländisch sein. Der Untersatz aus einem Stück Rothenburger Steins, die Urne gleichfalls aus einem Stück märkischen festen, grauen, granitähnlichen Feldstein bestehen. Vier eiserne Dreipfünder dienen zur Sicherheit der vier Ecken. Das ganze Denkmal erhält die Höhe von dreizehn bis vierzehn Fuß. Bei der Wahl solcher Materialien hoffe ich dem Denkmal die Dauer versprechen zu dürfen, welche jeder Patriot und ich Preußens Throne wünscht." — Wie die im Jahre 1861 erschienenen, von einem Nachkommen Friedrich Eberhards*) gesammelten „Nachrichten" zur Geschichte seines Geschlechts mittheilen, wurde der erbetene Platz alsbald angewiesen, und das noch heute vorhandene Monument aufgestellt.

In glücklichster, wenn auch kinderlos gebliebener Ehe hat Eberhard von Rochow mit seiner ihm geistesverwandten Gemahlin gelebt. Bei ihr fand er für seine Bestrebungen und Ideale feinfühliges Verständniß und thätige Antheilnahme. Ihrem Mitgefühle für Armuth und Elend bot sich auf ihren Gütern, namentlich zu Anfang der Uebernahme derselben durch ihren Mann, ein gar umfangreiches Feld des Wirkens; aber auch den so hoffnungsvoll emporblühenden Schuleinrichtungen stand sie stets mit warmer Sympathie gegenüber, die noch in ihrem Testamente durch ein Vermächtniß von 3000 Thlrn. Ausdruck erhielt.

Konnte somit der Domherr die treue Lebensgefährtin zugleich als seine beste Freundin betrachten, so schloß sich hieran ein weiterer Freundeskreis von Männern, mit denen in persönlichem Verkehr oder in brieflichem Gedankenaustausch zu bleiben, dem bis ins Alter hinein geistig ungemein beweglichen Pädagogen als ein Lebensbedürfniß galt. Er selbst hat noch im letzten Decennium seines thatenreichen Lebens, 1798, einen Theil des Briefwechsels mit seinen Freunden im Druck erscheinen lassen und die freilich nicht mehr zur Ausführung gekommene Absicht gehegt, einen Ergänzungsband zu veröffentlichen. In erweitertem Umfang ist diese interessante Briefsammlung durch den Stadtschulinspector Dr. Jonas in Berlin 1884 zum 150. Geburtstage Rochow's neu herausgegeben worden.**) Den Anfang macht eine Reihe von Briefen Gellerts, den er während seiner Rekonvalescenz in Leipzig nach der Schlacht bei Lowositz kennen und verehren lernte. Neben der mehrfach citirten Correspondenz mit Zedlitz, sowie den Briefen an König Friedrich Wilhelm III. finden wir sehr häufig Nicolai, den Buchhändler und Kritiker, Rochow's Verleger, vertreten. Bekannt sind Nicolai's literarische Fehden gegen den aufstrebenden Genius Göthe's, seine Parodie auf den „Werther", seine

*) Adolph Friedrich August von Rochow, der erste Commendator der Brandenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens; † 1869.

**) Berlin, 1885. L. Oehmigke's Verlag. — Mit einem Bildnisse Rochow's nach einer Lithographie.

Anti-Xenien u. s. w.; seltsam muthet aber doch heute Rochow's Zustimmung zu diesen Producten eines ehrlichen, aber beschränkten und phantasielosen Mannes an. Rochow war eben ein Kind jener ersten Periode des Aufklärungszeitalters, in welcher das moralische Princip den Ausgangspunkt für die Beurtheilung des Werthes alles geistigen Schaffens bildete, wo das Verständniß für die Berechtigung einer Wissenschaft und einer Kunst um ihrer selbst willen ohne das Endziel eines praktischen Zweckes noch fehlte. Aber gerade in dieser Einseitigkeit der Vertreter jener Epoche ruht das Geheimniß ihres Erfolges; das gegebene Beispiel rühriger Arbeitsfreudigkeit und milder Wohlthätigkeit, die Bemühungen zur Ausbildung klaren Denkens und zur Befreiung von der Finsterniß des Aberglaubens wirkten nachhaltig auf das Volksgemüth und es halfen unter dem schirmenden Regimente des großen Königs diese Pioniere der Humanität und Vorkämpfer christlicher Lebensführung die Morgenröthe einer großen Zeit heraufführen.

Auch mit dem Schöpfer des Dessauer Philanthropins, Basedow, verband unsern Domherrn eine herzliche Freundschaft trotz der Grundverschiedenheit der Charaktere beider Männer. Auf der einen Seite eine excentrische, heftige, sich überstürzende Natur, bei Rochow ruhige Milde und vorsichtiges Abwägen der realen Bedingungen und Verhältnisse. So große Hoffnungen auch Basedow's Erziehungsanstalt selbst bei erlauchten Geistern wie Kant erweckte, so schnell erfolgte der Zusammenbruch des kühnen Unternehmens. Einen unermüdlichen Tröster und Berather hat der gebrochene Mann in seiner letzten trüben Lebenszeit an Rochow gehabt. „Hätte unser guter Basedow" — schreibt er einmal — „es nicht mit einmal zu groß anfangen wollen, so möchte er vielleicht jetzt schon weiter sein. Wenn man nur Geduld hat, so wächst auch das Senfkorn zu einem Baume, darunter die Vögel des Himmels nicht nur Schatten suchen und finden, davon sie auch die Körner anderweit hintragen daß mehrere Bäume davon entsprießen."

Ein einziger Brief Rochow's an Wieland, den die vorliegende Sammlung enthält, giebt eine ausführliche „Authentische Nachricht von der zu Dessau auf dem Philanthropin den 13. bis 15. Mai 1776 angestellten öffentlichen Prüfung", einen Bericht, den er auf Wieland's Ersuchen für die Zeitschrift „Teutscher Merkur", nach persönlicher Anwesenheit in Dessau bei diesem Anlasse, verfaßt hatte. „Ich bin gewiß" — schreibt Wieland darauf — „daß niemand unter meinen Lesern ist, der die Verdienste des verehrenswürdigen Domherrn von Rochow nicht schon lange kennen und seinen Dank mit dem meinigen vereinigen sollte."

Die Briefe an und von Büsching, dem bekannten Consistorial-Rath und verdienstvollen Schulmanne, beginnen in einem warmen Tone gegenseitiger Verehrung, brechen aber 1780 mit einem in ziemlich brüsken Ausdrücken gehaltenen Schreiben Büschings ab, das offenbar Uebereilung und Mißverständniß in die Feder dictirt haben. Die Sympathien des Genannten für Rochow's Werk sind in früheren Jahren die lebhaftesten gewesen und in seiner „Beschreibung meiner Reise von Berlin über Potsdam nach Reckahn unweit Brandenburg, welche ich vom 3. bis 8. Junius 1775 gethan habe", zu erkennen gegeben.

Vereinzelt finden sich auch die Namen Gleims und Campes unter den Briefschreibern oder Empfängern.

Von den im Sinne der Aufklärung wirkenden geistlichen Fürsten der damaligen Zeit war es der humane Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, welcher der ihm congenialen Persönlichkeit Rochow's seine Hochschätzung zollte. —

Wie Manchen aus diesem Kreise von Geistesverwandten und Mitarbeitern sah der Domherr in's Grab sinken! Besonders tief war der Schmerz bei dem Hinscheiden des treuen Bruns; sein Gedächtniß ehrte er durch ein Denkmal im Garten des Reckahner Herrenhauses mit der einfach-schönen Inschrift: „H. J. Bruns. Er war ein Lehrer!"

Stiller und stiller ward es um ihn her; zunehmende Gebrechlichkeit und Schwerhörigkeit trugen außerdem während der letzten zehn Jahre seines Lebens zu immer größerer Isolirung bei. An die Stelle der früheren Thatenlust trat die Resignation, denn wohl mochte er an der Wende des Jahrhunderts ahnen, welchen schweren Prüfungen das Vaterland entgegenging, und daß sein Schulwerk vor andern Aufgaben, die von dem Staate gebieterisch ihre Lösung forderten, einstweilen zurückzutreten haben würde. Aber das feste Bewußtsein, daß der gute Same, den er in rastlosem Schaffen gestreut, dereinst seine Früchte bringen werde, daß sein Lebenswerk „durch viele würdige Männer" in kommenden Friedenszeiten werde weitergeführt werden, verschönte und erhellte ihm die letzten Jahre. Bis an sein Ende beglückte ihn auch die hingebende Liebe seiner Lebensgefährtin, welche 46 Jahre hindurch ihm zur Seite gestanden. Vorahnungen des nahen Scheidens stellten sich im Anfange des Jahres 1805 ein, als die schon seit Langem sich steigernde Brustwassersucht seine Kräfte nahezu erschöpft hatte. Wenige Monate später, am 16. Mai — dem 18. Geburtstage Rückerts und 7 Tage nach Schillers Hintritt — ging er dann ein zum ewigen Frieden.

Mit Eberhard von Rochow's Tode erlosch die älteste Linie der Familie, und seine märkischen Lehngüter gingen auf seine nächsten Vettern Ehrenreich Ernst auf Klettenberg, Botho Wigand auf Trechwitz, Karl Friedrich auf Netaschütz, Friedrich Ludwig auf Plessow und Adolph Friedrich auf Stülpe über. Seine edle Gemahlin folgte ihm 3 Jahre später in die Ewigkeit. —

Zwar stehen heute die Schulen auf den Reckahn'schen Gütern nicht mehr auf der Stufe wie zu Zeiten ihres hochherzigen Reformators, wo sie eine maßgebende Bedeutung weit über die Grenzen Preußens hinaus besaßen. Das segensreiche Vorbild aber, welches Rochow gegeben, hat fortgewirkt, und sicher haben seine Ideen auch auf den großen Schweizer Pestalozzi ihren Einfluß geübt, dessen Ruhm bald seinen Vorläufer überstrahlte. Erst in unsern Tagen ist man den Verdiensten des Letztern wieder gerecht geworden. Der 150. Geburtstag Friedrich Eberhard von Rochows ist am 11. Oktober 1884 von der ganzen Lehrerschaft Berlins in der dortigen Singakademie durch eine erhebende Gedenkfeier begangen worden.

H. Schliack.

Deutsche Adelssagen.

49. Der Junker von Seckendorf.

Von der schönen Kranzsage der Seckendorf berichteten wir bereits in der „ersten Folge" dieser Adelstraditionen. An das uralte Haus der Seckendorfer knüpft aber noch eine zweite Ueberlieferung an, und, wie der „Wendunmuth", I, 67, — wie auch Stockhausens 1698 erschienene „Mira praesagia mortis" beweisen, ist dies genau jene Sage, welche Uhland in seiner allbekannten Ballade auf einen „Junker von Rechberg" bezogen hat. Sonst ist des Dichters Darstellung, wie von Uhland nicht anders zu erwarten, ziemlich treu und durchaus volksthümlich. Auch der Seckendorfer aber vergißt in der Kapelle auf der Todtenbahre, während er Einem des Geschlechtes von Erlikom (Thurgau) auflauert, die Stahlhandschuhe und sieht zurückkehrend, wie eine geisterhafte Gestalt dieselben aufgezogen hat. Auch er begegnet dem „wilden Heere", dem „Todtenzuge", welcher zu Wodan reitet, und spricht den letzten Knecht an, welcher ein lediges, weißes Roß führt. Auf seine Frage, wem das Thier angehöre, vernimmt er betroffen seinen eigenen Namen. Nachdenklich geworden, wird der Junker dann ein „Conversbruder" im Kloster Maulbronn. Doch der Erlikomer läßt nicht von seiner Feindschaft ab: er sucht den Seckendorfer allüberall und trifft ihn gerade ein Jahr nach jener Erscheinung auf einem Zimmerplatze unfern von Maulbronn, auf welchem der einst so stolze Junker — Späne liest. Wüthend dringt er auf den Laienbruder ein; der Seckendorfer will entfliehen; er findet endlich auch ein weißes Bauernroß unfern von der Stätte weidend; allein, indem er dem Kloster zusprengt, trifft ihn der Bolzen des Erlikomers zu Tode. Die Abtei Maulbronn vermag ihm keinen Schutz mehr, sondern nur noch den Frieden des Grabes zu gewähren.

Eine ähnliche Sage geht ferner von einem Sohne des schwäbischen Adelshauses der „Schreiber", aus welchem ein Minnesänger entsprossen ist. Schweickardt der Schreiber zieht sich, nachdem er dem „Wuetesheere" begegnet ist, in die Abtei Salmannsweiler zurück; aber er nimmt sein Rößlein mit und läßt dasselbe neben dem Kloster weiden. Daran erkennt sein Gegner seinen Aufenthalt; und als Schweickardt „der Schreiber" genau ein Jahr nach der Erscheinung des wilden Heeres sich mit dem Abte einst im grünen Hage ergeht, wird ihm aus dem Hinterhalte der tödtende Pfeil in die Brust gesendet. —

Bei der Fülle des herrschenden Aberglaubens muß es ehedem gar oft wie ein Alp auf den Seelen unsrer Vorfahren gelegen haben. Da fand dann der Trost, welchen die mittelalterliche Kirche in freilich sehr veräußerlichten Formen anbot, gar willige Annahme. Wohl uns! Unbewölkt strahlt uns die Sonne des Christenthums; wir glauben an keine „mira praesagia mortis" mehr, und freier hebt sich unsere Brust im Vertrauen auf Gottes allmächtigen Schutz. Todesfurcht aber hat der Deutsche nie gekannt, und wenn so wilde Junker, wie der Rechberger und der Seckendorfer in's Kloster gingen: es geschah nur, weil ihnen das Gewissen schlug. Ein Seckendorf, — demüthig Späne auflesend! Dieses kulturgeschichtliche Bild steht nicht vereinzelt da: die Demuth vor Gott, in welche Formen sie sich auch immer kleide, ist ein theures Erbe deutschen Adels.

50. Die Grafen von Castell oder Kastel

in der Oberpfalz werden nach herkömmlicher Weise von deutschen Gaugrafen, und zwar von denen des „Iffgaues" abgeleitet; später erwarben sie Besitzthümer auch im Folkfelde und in der bayrischen Oberpfalz. Das Casteller „Lehenbuch" aber, im Jahre 1617 aufgerichtet durch Friedericum Sagittarium", erzählt, daß „Herzog" Ernst von Castell durch eine Wasserfluth aus seinem Vaterlande Meotide (aus Dänisch-Seeland) vertrieben und im Jahre 975 vom Kaiser Otto II. in der sumpf- und wasserreichen Gegend von Castell im „Norigau" sammt seinen Mannen angesiedelt worden sei. —

Wenn es feststeht, daß die Schweizer der Urcantone aus Skandinavien gekommen sind, so erscheint auch diese oberpfälzische Sage durchaus glaublich; sie wird übrigens durch einen bedeutungsvollen Umstand noch unterstützt. Der große Forscher der Oberpfalz, der Herr von Schönwerth, sagt einmal:

„Eine Ahnung der alten Seßhaftigkeit an der Ostsee, eine Rückerinnerung an die ferne Heimat spricht sich selbst noch heute in der reichen Mythe der Oberpfalz von „Wasserriesen" und „Wasserzwergen", von „Meerfrauen" und von „zerstörenden Fluthen" aus." —

In der That muß die kritische Forschung es lernen, die Ueberlieferung ein wenig vorsichtiger zu behandeln. Die volksthümliche Sage hat stets einen Grund, — die gemachte freilich nie.

Doch hören wir weiter von den Grafen von Castell!

Auf einen derselben, auf Graf Gebhard, wird die erste Anlage der Stadt Sulzbach zurückgeführt. An einem frischen Bache, am Fuße eines Berges, traf er einst auf einen Rudel Wildschweine. Das Wohlbehagen der Borstenthiere in dem Bächlein machte ihn auf die Vortrefflichkeit des Wassers aufmerksam, und droben bot sich seinem Auge eine köstliche Fernsicht dar. D'rum gründete er dort oben die Burg Sulzbach, — künftiger Fürstengeschlechter unscheinbare Wiege.

Das berühmte Haus Castell besitzt endlich noch eine düstere Sage aus dem Bauernkriege. Die „Unterländer" (d. h. die unterfränkischen Bauern) hatten gegenüber der Stadt Haßfurt bei'm Kloster Mariaburghausen ein Lager aufgeschlagen, und ein Graf von Castell, ein ritterlicher Jüngling, war mit dreien Edelleuten unversehens mitten unter die Empörer gerathen. Diese vier Männer aber trugen Zwilchkittel; sie wurden deshalb nicht sogleich erkannt und vorerst auch nicht weiter belästigt. Inmitten des wilden Gelages der Bauern aber wurde ein Weib herbeigeschleppt, welches einen Knaben am Arme führte. Der junge Graf sah von fern die langen, blonden Locken; da rief er schreckensbleich: „Mein Gott, es ist ein Castell!" Er hatte seinen jüngeren Bruder mit dessen Wärterin erkannt. Im nächsten Augenblicke fielen die wüthenden Bauern über die Frau her; die vier Jünglinge aber durchbrachen ihren Haufen und schlugen d'rein, daß die Funken stoben. Sofort richteten sich nun die Waffen der Aufständischen gegen sie; bald waren sie trotz des ritterlichsten Widerstandes überwältigt und erschlagen. Der Main nahm ihre grauenvoll zerhauenen, blutüberströmten Leichen mit hinweg. Ein mitleidiges Bäuerlein aber hatte unterdessen den Knaben und seine Pflegerin gerettet. So ward zwar das alte Haus Castell gebrochen und vernichtet; in dem geretteten Knaben aber blühte ein neues gleichnamiges Geschlecht aus alter Wurzel wieder auf. —

Noch ist die Geschichte des Hauses Castell nicht gründlich geschrieben. Wie es indessen scheint, hat es mehrere Geschlechter dieses Namens gegeben, nämlich:

zuerst die von Castel im Aargau, — im Wappen einen rothen Löwen auf Silber oder Gold führend,

sodann die von Castel in Schwaben, — Wappen: ein rothes Hirschgeweih auf Silber, —

und endlich die von Castell in der Oberpfalz, deren Schild uns unbekannt ist.

Die beiden ersteren Familien gehören dem niederen Adel an und mögen vielleicht eines Stammes sein; jene Grafen von Castell oder Kastel aber in der Oberpfalz sind unzweifelhaft ein Geschlecht des hohen deutschen Adels und haben mit den vorgenannten Castel's nicht das Mindeste gemein. Man hat in der neuesten Zeit die alte Ueberlieferung von der Einwanderung aus der „Terra Meotide" allerdings vielfach angefochten und hat diesen oberpfälzischen Castell's einen andern, noch glorreicheren Ursprung beigeleg, indem man sie von den Babenbergern ableitete. Doch das steht fest, daß die Grafen von Castell in der Oberpfalz bereits sehr früh erloschen. Im Jahre 1103 stifteten Graf Friedrich von Castell und sein Sohn Otto gemeinschaftlich mit den Grafen von Sulzbach das Benediktiner-Kloster Kastel in der heutigen gleichnamigen Landgerichtsstadt nordwestlich von Regensburg. Schon im Jahre 1105 aber waren beide Grafen verschieden; die Salier, die Babenberger, die Staufer waren ihre Erben. Diese alten Grafen ruhen in Kastel in der Oberpfalz in jenem von ihnen gestifteten Kloster; — auch Seifried Schweppermann wurde hier anno 1337 begraben.

Es ist also ein Zeitraum von nicht weniger als 420 Jahren, welcher diese alten, hohen Herren von den Tagen des Bauernkrieges scheidet! Dennoch ist die Sage bedeutsam.

Denn später kamen die heut' noch blühenden schwäbischen Castel zu Reichthum und Ansehen. Gern mögen sie an die Erinnerungen angeknüpft haben, welche das erlauchte Haus in der Oberpfalz hinterlassen hatte, und wenn sie selbst solches nicht thaten, so that es das Volk für sie. Es bildeten sich daher jene Sagen von einem alten und neuen Hause Castell, und später, als die Greuel des Bauernkrieges selbst zur Sage wurden, da fand man dann in jener Ueberlieferung die Lösung dieses Räthsels von den alten und den neuen Grafen von Castell.

Wichtig aber bleibt, nachdem wir die Ungeschichtlichkeit der Erzählung aus dem Bauernkriege erwiesen haben, jene zuerst erwähnte Wandersage. Ein volles Licht wird freilich über die vorgeschichtlichen Wanderungen der Germanen wohl niemals verbreitet werden. Hat aber jene oben angeführte Sage aus dem Bauernkriege auch keinen geschichtlichen Werth, so ist sie dennoch charakteristisch genug und verdiente es wohl, einmal mit Geschick poetisch verwendet zu werden. —

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

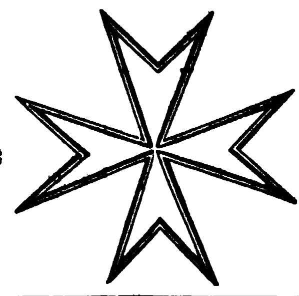
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 17. Juli 1889. **Nr. 29.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	57			
	Zugang pro " "	23			
		80			
	Abgang " " "	32			
	Bleibt Bestand	48	48	1 517	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	110			
	Zugang pro " "	73			
		183			
	Abgang " " "	81			
	Bleibt Bestand	102	102	3 366	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	74			
	Zugang pro " "	31			
		105			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	101	101	2 771	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	27			
	Zugang pro " "	16			
		43			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	22	22	629	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	30			
	Zugang pro " "	10			
		40			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	21	21	834	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	25			
	Zugang pro " "	15			
		40			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	17	17	527	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	30			
	Zugang pro " "	18			
		48			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	30	30	848	43
	zu übertragen		341	10 492	475
	Uebertrag		341	10 492	475
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	13			
	Zugang pro " "	11			
		24			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	14	14	435	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	48			
	Zugang pro " "	17			
		65			
	Abgang " " "	25			
	Bleibt Bestand	40	40	1 305	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	18			
	Zugang pro " "	13			
		31			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	14	14	549	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	39			
	Zugang pro " "	22			
		61			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	35	35	1 163	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	38			
	Zugang pro " "	32			
		70			
	Abgang " " "	42			
	Bleibt Bestand	28	28	971	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	22			
	Zugang pro " "	16			
		38			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	21	21	603	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	21			
	Zugang pro " "	27			
		48			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	25	25	723	40
	zu übertragen		518	16 241	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		518	16 241	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	68			
	Zugang pro . .	53			
		121			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	80	80	2 031	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	21			
	Zugang pro . .	13			
		34			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	26	26	733	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	50			
	Zugang pro . .	25			
		75			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	51	51	1 579	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	16			
	Zugang pro . .	13			
		29			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	10	10	468	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	16			
	Zugang pro . .	19			
		35			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	21	21	580	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	10			
	Zugang pro . .	12			
		22			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	17	17	430	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	20			
	Zugang pro . .	32			
		52			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	20	20	582	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	17			
	Zugang pro . .	21			
		38			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	18	18	563	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	10			
	Zugang pro . .	—			
		10			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	10	10	300	18
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	17			
	Zugang pro . .	15			
		32			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	17	17	447	19
	zu übertragen		788	23 954	1 275
	Uebertrag		788	23 954	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	12			
	Zugang pro . .	10			
		22			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	14	14	375	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	12			
	Zugang pro . .	19			
		31			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	12	12	306	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	—			
	Zugang pro . .	3			
		3			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	1	1	41	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	2			
	Zugang pro . .	4			
		6			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	2	2	85	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	31			
	Zugang pro . .	—			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	930	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	16			
	Zugang pro . .	15			
		31			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	19	19	563	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	3			
	Zugang pro . .	3			
		6			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	4	4	105	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	23			
	Zugang pro . .	29			
		52			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	20	20	691	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	26			
	Zugang pro . .	7			
		33			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	26	26	758	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	81			
	Zugang pro . .	80			
		161			
	Abgang . . .	81			
	Bleibt Bestand	80	80	2 466	86
	zu übertragen		997	30 274	1 604

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		997	30 274	1 604
35.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	24			
	Zugang pro " "	6			
		30			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	18	18	631	20
36.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	1			
	Zugang pro " "	7			
		8			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	7	7	100	38
37.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	33			
	Zugang pro " "	14			
		47			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	35	35	952	36
38.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	10			
	Zugang pro " "	5			
		15			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	8	8	222	24
39.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juni 1889 .	24			
	Zugang pro " "	7			
		31			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	22	22	629	20
	Zusammen		1 087	32 808	1 742

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni c. beträgt 744, davon sind gestorben 43
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 74
geheilt 627
wie vor 744.

40. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Mai 1889** . . . . 40 Kranke.
Zugang pro **Mai 1889** . . . . 39 "
79 Kranke.

Davon sind
gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 13
geheilt 21
37 "

Bleibt Bestand am **1. Juni 1889:** . . . . . 42 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 19 orientalische Christen, 9 Muhamedaner, 6 Drusen und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1889 beträgt 1532.

Poliklinisch wurden 30 Personen behandelt.

Im „Frauenheim" Achtum.

Wenn zur Zeit 21 Arbeiterkolonien für Männer in Deutschland bestehen, so ist gewiß schon hier und da die Frage aufgetaucht: Wo sollen die arbeitslosen Frauen Beschäftigung finden? — Ja, wo sollen sie hin, die oft unter den traurigsten Verhältnissen brotlos gewordenen Weiber, wenn sie keine Arbeit, kein Brot, kein Haus, kein Heim finden können, oder wo sollen sie hin, die von ihren dem Trunke ergebenen Männern verlassenen Ehefrauen, die, oft ganz allein in der Welt dastehend, völlig verarmt und ohne jeglichen Halt immer tiefer gesunken, auf der Landstraße sich umhertreiben? Sollten darunter nicht etliche sein, die sich bessern wollen? Wo soll man mit denjenigen Corrigendinnen und weiblichen Strafgefangenen hin, die, wenn sie entlassen werden, keine Arbeit, kein Haus, keine Gelegenheit finden, sich aus ihrem Elend herauszuarbeiten? Sollten unter den Hunderten, die alljährlich aus den Gefängnissen entlassen werden, nicht etliche sein, die ihres Sündenlebens satt und müde sind und gerne Zuflucht und Arbeit suchen? Will man mitleidlos sagen, was ja das Billigste ist: „Die sind überhaupt nicht zu bessern, die muß man auf die Straße setzen, bis sie wieder eingesperrt werden?" — Sind diese arbeits-, obdach- und heimatslosen Frauen und Mädchen nicht viel hilfsbedürftiger und unglücklicher daran, als die heruntergekommenen Männer? Wer kann sie in sein Haus nehmen so wie sie sind, wer nimmt sie auf?

Diesen wahrhaft großen Nothstand hatte der jetzige Seelsorger an der Correctionsanstalt zu Himmelsthür, Pastor Isermeyer zu Hildesheim, nach Uebernahme dieses Seelsorgeramts bald erkannt, mancher Nothschrei solcher unglücklichen, hilflosen Geschöpfe war ihm in's Herz gedrungen, und bald stand es bei ihm fest: hier muß geholfen werden, schleunigst geholfen werden. Der Weg war auch bald gefunden. Gleichwie für die Männer eine Arbeitercolonie in Kästorf errichtet ist, so mußte für die Frauen ein Asyl errichtet werden, für Arbeitslose ein Heim, wo sie Unterkunft und Arbeit finden, für entlassene Gefangene eine Uebergangsstation in die Freiheit. In der dem genannten Prediger eigenen rührigen und energischen Weise errichtete er gerade da, wo die Noth und die Gefahr der obdachlos gewordenen entlassenen Gefangenen am größten ist, fast vor der Thür der Correctionsanstalt ein Arbeiterinnenasyl, das Frauenheim in Achtum, wo Arbeit-, Obdach- und Heimatlose des weiblichen Geschlechts ohne Unterschied des Alters, der Vergangenheit und des Bekenntnisses Arbeit finden, um von dort in einen Dienst oder Arbeitsstellung zu treten; die hauptsächlichste Bedingung sollte Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit sein.

In aller Stille und mit größter Bescheidenheit ist das Werk vor etlichen Jahren begonnen, aber schon hat es sich unter reichem Gottessegen entwickelt, so

daß die Leitung bereits in die Hände eines Comite's gelegt werden mußte.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, das Asyl zu besuchen und dasselbe genauer kennen zu lernen; das, was ich dort sah, ist jedenfalls geeignet, auch weitere Kreise zu interessiren; und manche freundliche Leserin wird gewiß gerne hören, wie es im Heim für die Elendesten und Aermsten ihres Geschlechts zugeht.

Das Asyl erreichte ich von Hildesheim aus auf guter Fahrstraße in etwa $^3/_4$ Stunden, dasselbe liegt am Ausgange des Dorfes Achtum. Ein kleines bescheidenes Anbauerhaus ist zu dem Asyle gemiethet und baulich eingerichtet. Ein kleiner Garten und ein Stück Ackerland gehören zu demselben.

Die Aufsicht, Erziehung der Asylistinnen, die Leitung der Morgen- und Abendandachten und die Eintheilung und Beaufsichtigung der Arbeiten ruht in den Händen der Oberin, einer sehr freundlichen und energischen Dame. Unter freundlicher Führung derselben sah ich die Einrichtungen und zwar zunächst den Hauptarbeitsraum, — die Waschküche. Hier waren 6 Asylistinnen mit der Wäsche für das Militär beschäftigt. Mit einer Ausnahme waren es jugendliche Gestalten, die frisch und freudig ihre Arbeit verrichteten. Ihrem anwesenden Pastor, welcher die spezielle Seelsorge hat und wöchentlich eine Bibelstunde im Asyl hält, kamen sie mit sichtlicher Verehrung und Dankbarkeit entgegen; auch merkte man, daß das Verhältniß zur Oberin ein recht herzliches war. Von der Waschküche aus betraten wir die Plättestube, auch hier wurde tüchtig geschafft, und sah ich nur freudige, zufriedene Gesichter. In der Wohnstube, deren Wände mit schönen Bildern von Ludwig Richter geschmückt sind, waren 4 Asylistinnen mit Näh- und Stickereiarbeiten beschäftigt. Die Stickerin, eine ältere Person, hatte kürzlich eine schwere Operation überstanden und konnte nun wieder ihre saubere Arbeit verrichten. Eine fünfte war krank; und es machte einen sehr angenehmen Eindruck, wie die Uebrigen um diese besorgt und bemüht waren, sie zu pflegen. In einem Nebenzimmer sah ich 2 Asylistinnen auf der Nähmaschine fleißig arbeiten. Andere waren im Hofe und auf dem Felde beschäftigt, im Ganzen beherbergte das Asyl 19 Pfleglinge.

Im oberen Geschoß befindet sich ein Zimmer für die Oberin, die Schlafräume, 2 Kleiderkammern und 1 Vorrathsraum. Alles ist klein und höchst einfach; aber die größte Zierde, peinlichste Sauberkeit und Ordnungsliebe, fehlt nirgends, man sieht sofort, daß hier eine tüchtige und umsichtige Leitung geübt wird.

Die Speiseküche ist recht klein, doch ist eine Erweiterung derselben nicht zu ermöglichen, so erwünscht dieselbe auch ist. Der Hausboden ist als Trockenraum für die Wäsche eingerichtet.

Im Anbau befindet sich der kleine Viehstall, welcher einen Ponny, mehrere Ziegen und Schweine beherbergte, die recht gut genährt waren, so daß auch in ökonomischer Beziehung das Asyl sich als gut versorgt erwies.

Jeder Winkel des Asyls ist benutzt, und man möchte hier und da etwas mehr Raum erwünschen, aber die geringen Mittel ließen eine Ausdehnung nicht zu.

Ueber dem ganzen Hause ruhte tiefer Frieden, alles machte den Eindruck einer großen, glücklichen Familie. Den Segen des Familienlebens sollen die Asylistinnen hier kennen lernen, und für die Familie sollen sie wieder gewonnen werden. Die besten Erfolge hat das Asyl in dieser Beziehung aufzuweisen. 5 Asylistinnen sind zu ihren Angehörigen gegangen und 10 sind in den Dienst gebracht, von denen die dankbarsten Briefe vorliegen. Eine schreibt dem Pastor Isermeyer von ihrer Stelle aus: „Ich hab's hier so gut, nirgends kann ich es besser haben, wie danke ich Ihnen! Von meinem Lohne sollen Sie in diesem Herbst 15 Mark haben, das soll für meine Mitschwestern sein; es sind noch so viele, die sich bessern wollen. Wo wäre ich jetzt, wenn" — u. s. w. —

Wohl hat es hier und da an einer trüben Erfahrung nicht gefehlt. Aber diese werden bei solchem Werke nie ausbleiben, sie dürfen nicht entmuthigen, rüstig weiterzuarbeiten, wo ein so sichtlicher Segen dasselbe begleitet. Fällt auch wohl eine ab, vielleicht kommt sie über kurz oder lang zurück, wenn die Saat, die in dem Asyl gesäet ist, still keimt und erst in späterer Zeit aufgeht und reif wird.

Die Vesperstunde war herangenaht und versammelte die Oberin mit ihren Pfleglingen um den Kaffeetisch. Ich hatte Gelegenheit, ein stiller Beobachter dieser Kaffeegesellschaft zu sein. Nachdem die Oberin das Tischgebet gesprochen, nahm die Gesellschaft ihre Plätze ein. Eine fröhliche, aber ernste Unterhaltung, von der Oberin eingeleitet, verkürzte die Zeit; und ich bedauerte aufrichtig, als die Hausglocke nach $^1/_2$ Stunde zum Aufbruch mahnte. Frisch und freudig gingen die Pfleglinge des Asyls an ihre Arbeit. Ganz herzlich wünsche ich, manche freundliche Leserin möchte einmal Gelegenheit haben, diese Aermsten ihres Geschlechts ein Stündchen zu beobachten, wie sie so fleißig und fröhlich schaffen, wie sie so gern wieder aufstehen möchten, und wie sie dankbar sind, daß sie nun ein Heim gefunden, das sie als Kinder dieses Hauses stolz „unser Haus" nennen.

Möge das Asyl in bisheriger Weise zum Segen der Hilfsbedürftigen des weiblichen Geschlechts sich weiter entwickeln und das Interesse für dieses Werk der christlichen Barmherzigkeit auch in den weitesten Kreisen zunehmen. (Blätter für das Armenwesen.)

Das Elisabeth-Krankenhaus in Berlin

zählte nach dem vor Kurzem veröffentlichten 55. Jahresberichte, am 1. Januar 1889 116 Schwestern gegen 106 im Vorjahre; 6 Schwestern wurden am Jahresfeste der Anstalt eingesegnet; kurz vorher feierte eine Schwester, die auch gegenwärtig noch getreulich ihrem

aufopfernden Berufe obliegt, ihr 25jähriges Diakonissen=Jubiläum. In Folge eines Lungenleidens wurde eine Schwester, welche als Leiterin der Gemeindepflege in Zeitz thätig gewesen war und sich daselbst durch ihre Tüchtigkeit und Hingebung in allen Kreisen besondere Achtung und Anerkennung erworben hatte, durch den Tod abgerufen. — 8 Lehrpflegerinnen wurden dem Hause vom Johanniter=Orden gesendet, von denen einige auch nach vollendeter Ausbildung den Schwestern willkommene Hilfe leisteten. Aus ihrer Zahl wie auch aus der der Pensionärinnen ist dem Hause ein erfreulicher Zuwachs an Probeschwestern geworden.

Die zahlreichen Stationen der Mutteranstalt, unter denen sich auch das Asyl des Johanniter=Ordens für unbemittelte Badegäste in Oeynhausen befindet, haben eine Vermehrung dadurch erfahren, daß die Station Schönwald in Schlesien, die bis dahin von einer dritten Schwester von Festenberg aus versorgt wurde, zwei Schwestern für Gemeinde= und Kinderpflege erhielt, während eine fünfte Schwester in die Epileptischen=Anstalt Pniel bei Potsdam und eine dritte Schwester für den Winter zur Gemeindepflege nach Gardelegen gesandt wurde.

Im Elisabeth=Krankenhause selbst wurden im Laufe des Berichtsjahres 1828 Kranke an 54 139 Verpflegungstagen behandelt; es starben 301 Kranke, d. i. 16,4 pCt. Der Krankenbestand am einzelnen Tage war im Durchschnitt 147; er sank am 16. Juli auf 104; der höchste Bestand wurde am 22. November mit 171 Kranken erreicht. Der Durchschnittsaufenthalt jedes Kranken betrug 29 Tage.

Aus dem Freibettenfonds konnten, Dank der Liebe seitens der Freunde der Anstalt, im letztvergangenen Jahre 118 Kranke verpflegt werden, halb frei in 565 Tagen, ganz frei in 4708 Tagen.

Privatpflege wurde geübt in 6 Familien mit 70 Tagpflegen, 77 Nachtwachen und 30 Tag= und Nachtpflegen.

Die Poliklinik wurde von den im Hause wohnenden beiden Aerzten in gewohnter Weise an den Wochentagen zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags abgehalten.

Die Jahreseinnahme belief sich auf 165 816 Mk. 46 Pf., gegenüber einer Ausgabe von 165 607 Mk. 96 Pf.

Der Weihnachtsverkauf hatte dem Hause wieder die beträchtliche Summe von 3225 Mk. eingebracht.

In dem Curatorium der Anstalt ist durch den am 19. Januar d. J. erfolgten Heimgang des seit Jahren als Vorstandsdame eifrig thätig gewesenen Fräuleins von Alvensleben eine schmerzliche Lücke entstanden.

Ferner hat wegen zunehmender Altersschwäche der langjährige Vorsitzende des Curatoriums, Generalsuperintendent Dr. Büchsel, sein Amt bei der Anstalt niedergelegt, ist jedoch als Ehren=Präsident, in Anerkennung seiner verdienstvollen treuen Thätigkeit, in Verbindung mit dem Hause verblieben. Zu seinem Nachfolger im Vorsitze des Curatoriums ist von demselben einstimmig der Generalsuperintendent Braun gewählt worden, der auch die Wahl angenommen hat.

Die Victoria-National-Invaliden-Stiftung.

Der Geschäftsbericht der Victoria=National=Invaliden=Stiftung für 1889 weist folgendes Resultat auf:

Bei der Centralverwaltung sind insgesammt 1426 Unterstützungsgesuche eingegangen, von denen 341 abgewiesen wurden, weil die Bittsteller nicht Invaliden des Jahres 1866 waren, 230 blieben unberücksichtigt wegen mangelnder Hilfsbedürftigkeit, 85 wurden an die Zweigvereine zur Erledigung abgegeben, 770 Gesuche, welche insgesammt 1113 Personen betrafen, berücksichtigt.

Es erhielten 667 Invaliden und Hinterbliebene laufende Unterstützung in Höhe von 86 128 Mk., 420 Invaliden und Hinterbliebene einmalige Unterstützungen im Betrage von 17 633 Mk., 14 Invaliden Kur= und Badekosten=Beihilfen mit zusammen 933 Mk. und 12 Invaliden neue künstliche Glieder.

Unter Hinzurechnung von 13 331 Mk. Subventionen an Zweigvereine ergiebt sich für die Centralverwaltung eine Gesammtsumme der Aufwendungen von 119 492 Mk. Im Vergleich zum Vorjahre haben sich die Aufwendungen um 8854 Mk., im Vergleich zum Jahre 1876/77, in welchem die Ausgaben die größte Höhe erreichten, um 103 696 Mk. vermindert. Die Gesammtausgabe der Centralstiftung betrug 129 425 Mk., die Gesammteinnahme 73 638 Mk., darunter 50 302 Mk. an Zinsen, 3228 Mk. an Beiträgen, 15 103 Mk. an Vermächtnissen, 403 Mk. an Geschenken und 937 Mk. an Einnahmen von den Zweigvereinen. Die Centralstiftung erforderte somit einen Zuschuß von 55 786 Mk., infolgedessen sich der Bestand von 1 280 300 Mk. auf 1 224 514 Mk. verringerte.

Von den 106 Zweigvereinen wurden im letzten Jahre 473 Invaliden und 492 Hinterbliebene, zusammen 965 Personen, mit 51 907 Mk. unterstützt, gegen das Vorjahr 176 Personen mit 8907 Mk. weniger.

Die Verwaltung der Zweigvereine und die sonstigen Ausgaben erforderten 6489 Mk., die Gesammteinnahme betrug 58 847 Mk., das Vermögen steigerte sich von 593 978 Mk. auf 594 429 Mk.

Seit dem Bestehen der Stiftung sind allein von der Centralverwaltung 4 247 106 Mk. verausgabt worden.

Berliner Kirchennoth und Bestrebungen zu ihrer Abhilfe.

Auf den in jüngster Zeit versammelten Berliner Kreissynoden kam bei den Berichten über die kirchlichen und sittlichen Zustände auch der Mangel an Kirchen und Geistlichen in den großen Vorstadtgemeinden zur Sprache, und der Ruf nach Abhilfe dieses schreienden kirchlichen Nothstandes wurde wieder laut. Zwar sind in neuester Zeit zwei neue Kirchen erbaut worden, die Dankeskirche auf dem Wedding aus Liebesgaben und die Heilig=Kreuzkirche, und der Kapellenverein ist seit vier Jahren bemüht, zur Beseitigung

der Kirchennoth in Berlin mitzuwirken, und hat bereits am 16. Juni 1888 den Grundstein zu einer neuen Kirche, der Gedächtniskirche, im Norden Berlins gelegt. Aber alle diese Bemühungen halten nicht gleichen Schritt mit der Zunahme der Noth, und wenn letztere gemildert werden soll, so muß die Erbauung von Kirchen und Theilung der Riesengemeinden in umfassenderer Weise und in kürzerer Zeit geschehen, entsprechend der Forderung der Herren Generalsuperintendenten von Berlin, in den nächsten Jahren dreizehn Kirchen zu bauen. Bekanntlich hat es sich auch der im vorigen Jahre gegründete Evangelisch-kirchliche Hilfsverein zur Aufgabe gemacht, den kirchlichen Nothständen in den großen Städten abhelfend entgegenzutreten, und wenn derselbe auch seine Thätigkeit nicht speciell darauf richtet, Kirchen in Berlin zu bauen, so steht er doch solchen Bestrebungen und auch denen, Berlin mit Geistlichen zu versorgen, fördernd zur Seite.

In einer Audienz, welche eine Deputation dieses Vereins vor seiner am 22. Mai d. J. stattgehabten Sitzung bei Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, der hohen Protectorin desselben, hatte, übergaben die Delegirten aus der Rheinprovinz Allerhöchstderselben die Summe von 20000 Mk., als Ertrag einer eben begonnenen Collecte, welche die Generalversammlung des rheinischen Zweigvereins am 8. Mai in Köln zur Errichtung einer Kirche in Berlin beschlossen hat, und nun machte in der Sitzung der Oberhofmeister Ihrer Majestät, Freiherr von Mirbach, die Mittheilung, daß Ihre Majestät die Kaiserin, hocherfreut über die Ueberbringung des Beitrages aus Rheinland, sich bereit erklärt hat, die gleiche Summe dem Vereine zu überweisen.

Vom deutschen katholischen Palästina-Verein.

Vor einigen Jahren wurde der deutsche katholische Palästinaverein gegründet mit der zweifachen Aufgabe, besondere Pilgerhäuser zu errichten, um jenen katholischen Deutschen, welche die heiligen Stätten besuchen, Aufnahme und Verpflegung zu verschaffen, damit sie nicht mehr auf die katholischen Klöster im heiligen Lande mit ihrem französischen und deutschfeindlichen Geist angewiesen sind, ferner um eine deutsche katholische Colonisation in Palästina zu versuchen. Bisher hat der Verein zwei Pilgerhäuser, in Jerusalem und Caifa, errichtet, welche unter dem Schutze des Deutschen Reichs stehen und zugleich Krankenpflege üben. Gegenwärtig ist ein drittes Pilgerhaus am See Genezareth im Bau begriffen, vermuthlich an der Stelle, wo einst Kapernaum stand. Gleichzeitig hat der Verein in Caifa in unmittelbarer Nähe der deutschen Templergemeinde eine Baustelle erworben, dem Anschein nach, um so die Erfahrungen der deutschen Landsleute zu gewinnen. Obwohl auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses stehend, bethätigen die deutschen Templergemeinden, wie aus ihrem Organ ersichtlich, dem deutschen katholischen Palästina-Verein freundliches Entgegenkommen. (Reichs- u. Staatsanz.)

Literatur.

Organisations-Plan der freiwilligen Krankenpflege im Kriege für das Königreich Bayern. München. 1889. 8. 144 SS.

Im Schooße des Bayerischen Landes-Hilfsvereins ist das obige vortreffliche, den freiwilligen Sanitätsdienst nach allen Richtungen hin regelnde Instructionsbuch ausgearbeitet worden. Aus der nachstehenden kurzen Angabe des in VII Abschnitte mit 52 Paragraphen zerfallenden Werkchens, zu dem 14 Beilagen gehören, wird allein schon der Reichthum seines Inhalts, der sich selbstverständlich streng an alle gesetzlichen Vorschriften anschließt, ersichtlich sein.

I. Allgemeines, betrifft die Berechtigung und Zulassung zur Unterstützung des Kriegs-Sanitätsdienstes, die Aufgabe und Bereitstellung der freiwilligen Krankenpflege. — II. Oberste Leitung der freiwilligen Krankenpflege: Militär-Inspecteur, dessen Vertreter, Bayerisches Landes-Comité. — III. Delegirte der freiwilligen Krankenpflege, deren Aufgabe, Zutheilung, Auswahl, Ernennung, Personal-Verhältnisse, ihr Hilfs-Personal. — IV. Personal der freiwilligen Krankenpflege, Auswahl und Annahme, Gerichtsbarkeit und Disciplinarverhältniß, Bekleidung, Gebühren u. s. w. — V. Unterstützung des Sanitätsdienstes bei der Feldarmee, Bereitstellung der Delegirten und des Personals. A. Lazarethwesen und Personal: Lazareth-Detachements. B. Transport- und Begleitdienst. Etappen-Personal: Organisation der Krankenvertheilung, mobile Transport-, Begleit-, Lazarethzüge, freiwillige Sanitäts-Colonnen. C. Depotwesen. Depot-Personal: Organisation, Sammeln und Weiterbeförderung, Depots. — VI. Unterstützung des Sanitätsdienstes bei der Besatzungs-Armee. Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege im Inlande. A. Lazareth-Wesen, Personal: Reserve-, Vereins-, Ordens-Lazarethe, Privatpflegestätten, Lazareth-Personal. B. Transport- und Begleit-Dienst. Transport-Personal im Inlande. C. Depotwesen und -Personal im Inlande, Lieferungen der freiwilligen Krankenpflege, Verwendung der nicht verbrauchten Bestände. — VII. Sonstige Festsetzungen. Das Central- und das Bayerische Nachweise-Bureau u. s. w. — Die Beilagen bestehen in Formularen für alle zu führenden Bücher, Journale, Register, zu machenden Meldungen u. s. w.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein ähnliches Instructionsbuch auch für die übrige deutsche Armee ausgearbeitet würde. (Kriegerheil.)

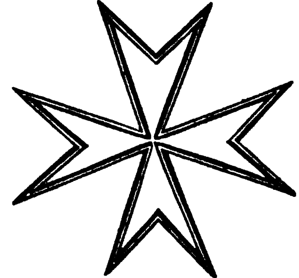
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 24. Juli 1889. **Nr. 30.**

1. Theodor Venz von Blankenburg, Landschaftsrath, auf Strippow bei Hohenfelde in Pommern, Rechtsritter seit 1876, † zu Strippow 12. Juli 1889.
2. Wolf Siegfried Carl von Lüttichau, Königlich Sächsischer Wirklicher Geheimer Rath, Oberhofmeister und Kammerherr, auf Ulbersdorf bei Schandau, Rechtsritter seit 1869, † zu Ulbersdorf 17. Juli 1889.
3. Ludolf Friedrich Ferdinand Graf von Alvensleben, Wirklicher Geheimer Rath und Mitglied des Herrenhauses, auf Erxleben, Kreis Neuhaldensleben, Ehrenritter seit 1844, † zu Erxleben 11. Juli 1889.

Für das Hospiz des Johanniter-Ordens in Jerusalem

ist, da das bisherige Statut und die Hausordnung desselben sich mit der im Laufe der Zeit bei der Verwaltung gebildeten Praxis in manchen Punkten nicht mehr deckten, vom Durchlauchtigsten Herrenmeister, auf Vorschlag des Curatoriums des Hospizes, ein neues Statut gegeben, auch vom Curatorium selbst eine neue Hausordnung für das Hospiz festgesetzt worden. Beide Schriftstücke theilen wir nachstehend mit:

Statut
für das
Hospiz der Balley Brandenburg des evangelischen Zweiges des Johanniter-Ordens in Jerusalem.

Entstehung der Anstalt.

Das Hospiz der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Jerusalem wurde im Jahre 1851 durch die Preußische Regierung aus den Geldern des s. g. Jerusalemer Collectenfonds gegründet und zwar zunächst in der Absicht, Reisenden, welche die Ausgaben eines Aufenthalts in Jerusalem sonst nicht würden haben bestreiten können, die Möglichkeit zu gewähren, ohne Sorge um ihre Existenz sich mit der heiligen Stadt und ihrer Umgebung bekannt zu machen.

Mit der Zeit stellte sich für Reisende aus höheren Ständen und von höheren Lebensansprüchen, welche auf unentgeltliche Verpflegung nicht angewiesen sein wollen, ein Bedürfniß der Benutzung der Anstalt heraus, welchem die Preußische Regierung Rechnung trug.

Dieselbe überließ indessen das Hospiz im Jahre 1856 miethsweise und im Jahre 1863 eigenthümlich der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, für deren Rechnung dasselbe, seinem Gründungszwecke entsprechend, seit dem Jahre 1856 unterhalten wird.

Berechtigung zur Aufnahme.

§ 1.

Zur Aufnahme im Hospize berechtigt sind zunächst Deutsche protestantischer Confession.

Nichtdeutschen Protestanten und Deutschen von andern Confessionen ist gleichwohl die Benutzung des Hospizes, soweit der Raum sie gestattet, unverweigert. Personen, welche weder der deutschen Nation noch der protestantischen Confession angehören, kann nur ausnahmsweise der Aufenthalt im Hospize gestattet werden.

§ 2.

Die Erlaubniß zur Aufnahme ist bei dem Vorsitzenden des Curatoriums, oder in dessen Abwesenheit direct bei dem Hausvater des Hospizes nachzusuchen, welcher dann bei dem Stellvertreter des Vorsitzenden die definitive Genehmigung einholt.

Der Vorsitzende kann dem Hausvater unter Vorbehalt des jederzeitigen Widerrufs die Befugniß ertheilen, Gäste ohne vorherige Anfrage aufzunehmen, wenn deren Aufnahme Bedenken nicht entgegenstehen; jedoch hat derselbe wöchentlich wenigstens einmal dem Vorsitzenden eine Liste der im Hospiz anwesenden, respective der im Laufe der Woche angekommenen und abgereisten Hospizgäste einzureichen unter Angabe des Datums der Ankunft respective der Abreise.

Dauer des Aufenthalts im Hospize.

§ 3.

Die Dauer des Aufenthalts im Hospize ist auf 15 Tage festgesetzt. Eine Ausnahme von dieser Regel ist nur Geistlichen, Künstlern und wissenschaftlichen Reisenden gestattet und muß die Erlaubniß dazu bei

dem Vorsitzenden des Curatoriums oder dessen Stellvertreter durch Vermittelung des Hausvaters nachgesucht werden.

Verpflegung und Wohnung der Hospizgäste.

§ 4.

Die auf die Wohlthätigkeit der Anstalt ganz angewiesenen Reisenden (Gäste 2. Klasse) erhalten während ihres Aufenthalts in derselben unentgeltliche Verpflegung und Wohnung in dem gemeinschaftlichen Schlafsaale.

Das Nähere dieserhalb, ebenso über die Wohnung und Verpflegung der Reisenden, die den höheren Ständen angehören (Gäste 1. Klasse) bestimmt die Hausordnung.

§ 5.

Die den höheren Ständen angehörenden Hospizgäste haben die unentgeltliche Benutzung der ihnen angewiesenen Räumlichkeit und des darin befindlichen Mobiliars. Dagegen haben sie für die von ihnen benutzte Zimmer- und Bettwäsche, sowie für ihre Beköstigung, die dafür vom Curatorium festgesetzten Beträge zu vergüten, welche in jedem Zimmer auf einem dort befindlichen, mit der Unterschrift der Mitglieder des Curatoriums versehenen Aushange zu ersehen sind.

Vom Curatorium.

§ 6.

An der Spitze des Hospizes steht das von der Balley Brandenburg eingesetzte Curatorium, dessen Vorsitzender der Kaiserlich Deutsche Consul, respective der von der Kaiserlich Deutschen Regierung ausdrücklich als Verweser des Kaiserlichen Consulats bestellte Beamte ist. In solchen Fällen, wo der mit der Leitung des Kaiserlichen Consulates betraute Consul oder Beamte vorübergehend von seinem Amtssitze abwesend oder verhindert ist, ohne daß ein Stellvertreter für ihn ausdrücklich von der Kaiserlichen Regierung bestellt worden ist, übernimmt der jedesmalige evangelische Geistliche in Jerusalem den Vorsitz und übt die Befugnisse des Vorsitzenden aus.

Sollte die Balley Brandenburg eines ihrer Mitglieder mit Vollmacht nach Jerusalem entsenden, so tritt dasselbe als Mitglied in das Curatorium ein und führt in demselben den Vorsitz.

Die weiteren Befugnisse eines solchen Ordens-Mitgliedes bestimmt die ihm ertheilte Vollmacht.

§ 7.

Scheidet von den übrigen Mitgliedern des Curatoriums eines derselben aus, so wählt das Curatorium eine andere dazu geeignete Persönlichkeit, welche der Balley Brandenburg zur Bestätigung namhaft gemacht wird.

§ 8.

Die Balley Brandenburg behält sich vor, nach ihrem Ermessen das aus 5 Mitgliedern bestehende Curatorium zu verstärken, auch die Mitglieder desselben von ihrer Function zu entbinden.

§ 9.

Dem Curatorium liegt die Pflicht ob, auf Erreichung des Zwecks des Hospizes hinzuwirken. Dasselbe leitet unter der Oberaufsicht der Balley Brandenburg die gesammte Verwaltung der Anstalt.

Es vermittelt die Geldangelegenheiten des Hospizes und empfängt die zur Unterhaltung desselben nöthigen Gelder, zu Händen des Vorsitzenden, auf dessen Antrag aus der Balley-Kasse, zahlt dem Hausvater die für die Unterhaltung des Hospizes nöthigen Gelder, prüft und dechargirt die von demselben vierteljährlich zu legende Rechnung nach Revision seiner Kasse, revidirt die letztere auch nach Umständen außerordentlich und legt selbst mit bündigen Belägen alljährlich — in der bisherigen Form — Rechnung.

Die Prüfung der Rechnungen des Hausvaters und die Revision seiner Kasse geschieht regelmäßig im Laufe der ersten beiden Wochen jedes Vierteljahres durch 2 von dem Curatorium unter seinen Mitgliedern für die Dauer eines Jahres zu wählende Revisoren. Auf den Bericht dieser Revisoren hin wird sodann in der darauf baldmöglichst anzuberaumenden regelmäßigen Vierteljahrssitzung in der bisherigen Form durch Unterschrift der Revisoren als solchen, sowie der übrigen anwesenden Mitglieder des Curatoriums unter die jedesmalige Monatsrechnung im Buche des Hausvaters dem Letzteren Decharge ertheilt.

Jedem Mitgliede des Curatoriums steht selbstverständlich das Recht zu, von den Einrichtungen im Hospize Kenntniß zu nehmen und vom Hausvater Auskunft zu fordern, sowie nöthigenfalls darüber in den Sitzungen des Curatoriums Vortrag zu halten.

§ 10.

Das Curatorium ist die nächste vorgesetzte Behörde des Hausvaters.

§ 11.

Das Curatorium beschließt, vorbehaltlich der in dieser Beziehung dem Hausvater beigelegten Befugnisse (§ 16) über alle, die Verwaltung des Hauses betreffenden An- und Verkäufe von Vorräthen, Inventarien-Stücken und Utensilien, sowie über alle Reparaturen an dem Hospizgebäude und den Inventarien-Stücken, wobei es zu außerordentlichen und ungewöhnlichen Aufwendungen die Bewilligung der Balley Brandenburg einzuholen hat und bestimmt die Höhe der von den (in § 5 genannten) Hospizgästen 1. Klasse zu vergütigenden Beträge für Verpflegung und Wäsche.

§ 12.

Das Curatorium vertritt das Hospiz nach Außen, sowohl Behörden als Privatpersonen gegenüber und ist zu Rechtsgeschäften aller Art, soweit solche die Verwaltung der Anstalt angehen, namentlich unter dieser Voraussetzung, zum Empfange von Sachen und Geldern, sowie zur Quittungsleistung darüber, zur Führung von Prozessen mit der Ermächtigung einen Bevollmächtigten zu ernennen, zur Herbeiführung

eines schiedsrichterlichen Ausspruches und zum Abschluß von Vergleichen befugt.

Diese Rechtsgeschäfte werden von dem Vorsitzenden des Curatoriums oder seinem Stellvertreter und einem Mitgliede des Curatoriums gültig vorgenommen. Gleichergestalt werden die über die Rechtsgeschäfte auszustellenden Urkunden gültig unterzeichnet.

§ 13.

Das Curatorium wird durch den Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter zusammenberufen. Seine Beschlüsse, bei welchen mindestens drei Mitglieder einschließlich des Vorsitzenden oder seines Stellvertreters mitwirken müssen, faßt es nach einfacher Stimmenmehrheit; bei Gleichheit der Stimmen entscheidet die des Vorsitzenden.

Ueber die Gegenstände der Verhandlung wird ein Protocoll aufgenommen und von den anwesenden Mitgliedern des Curatoriums vollzogen. Abschrift dieses Protocolls wird mit nächster Post vom Vorsitzenden, der überhaupt die Correspondenz mit der Balley Brandenburg führt, dieser übersandt.

Vom Hausvater.

§ 14.

Das Hausvateramt wird Seitens der Balley Brandenburg dem dazu berufenen Bruder einer Deutschen evangelischen Diakonenanstalt, oder einer anderen dazu geeigneten Persönlichkeit übertragen. Sollte eine vorübergehende Uebertragung des Amtes nothwendig werden, so ist das Curatorium hierzu befugt; doch ist in solchem Falle sofort hierüber an die Balley Brandenburg zu berichten, welche über die definitive Uebertragung des Amtes zu entscheiden hat.

§ 15.

Der Hausvater leitet die Anstalt nach der vom Curatorium festgestellten Hausordnung.

Die gesammte ökonomische Verwaltung des Hospizes ist demselben unter Aufsicht des Curatoriums übertragen.

Derselbe ist in den Sitzungen des Curatoriums mit berathender Stimme gegenwärtig, ausgenommen in denen, welche ihn selbst betreffen.

Er empfängt die zur Verwaltung des Hospizes nöthigen Gelder von dem Vorsitzenden des Curatoriums, hat darüber genau Buch zu führen und zu Beginn eines jeden Vierteljahres dem Curatorium, respective den Revisoren, unter Beifügung bündiger Beläge und Vorzeigung des Kassenbestandes, Rechnung zu legen, sowie seine Kasse auf Erfordern des Vorsitzenden des Curatoriums, oder der Revisoren, jederzeit zur außerordentlichen Revision zu stellen.

Der Hausvater hat sich, soweit thunlich, als Beläge für seine Ausgaben Quittungen ausstellen zu lassen; falls sich solche nicht beschaffen lassen, sowie für kleinere Ausgaben, genügt bei der vierteljährlichen Abrechnung eine schriftliche Erklärung des Hausvaters, dahin lautend, daß die aufgeführten Summen thatsächlich zu den angegebenen Zwecken verausgabt wurden.

§ 16.

Ankäufe jeder Art, Ergänzungen des Inventars und Reparaturen (§ 11) hat der Hausvater nach vorgängiger Genehmigung des Curatoriums zu veranlassen; festgestellte, fortlaufende, sowie kleine Ausgaben dieserhalb, macht er selbständig.

Der Hausvater hat hierbei vor jeder Ausgabe die Nothwendigkeit respective Zweckmäßigkeit derselben gewissenhaft zu prüfen; er ist für alle Ausgaben dem Curatorium gegenüber verantwortlich und hat auf Erfordern demselben die Nothwendigkeit respective Zweckmäßigkeit nachzuweisen.

§ 17.

Das Dienstpersonal des Hospizes steht unter der Disciplin des Hausvaters, der dasselbe vorbehaltlich der Genehmigung des Curatoriums anzunehmen und auch wieder zu entlassen hat.

§ 18.

Der Hausvater ist verpflichtet, für Ordnung und Reinlichkeit im Hospize zu sorgen und den Hospizgästen, den ihm dieserhalb gegebenen Vorschriften vollkommen entsprechende Verpflegung zu gewähren, auch die mit seinem Amte verbundenen Schreibereien, als Inventarien, Listen, Buch- und Rechnungsführung 2c. auszuführen.

§ 19.

Dem Hausvater ist bekannt, daß das Hospiz in christlichem Geiste und zu christlichen Zwecken begründet ist. Es wird daher von ihm erwartet, daß er in demselben Geiste das ihm anvertraute Amt verwalte in Treue und Gehorsam, im Glauben und in selbstverleugnender Liebe gegen Jedermann.

Die täglichen Hausandachten, in welchen außer den Hausgenossen die Hospizgäste Theil nehmen dürfen, werden für gewöhnlich vom Hausvater abgehalten.

An den Mahlzeiten der Hospizgäste hat er Theil zu nehmen und dabei ein kurzes lautes Tischgebet zu sprechen.

§ 20.

Abänderungen dieses Statuts bleiben ausschließlich der Balley Brandenburg vorbehalten.

Das unter dem 13. November 1865 gegebene Statut wird hierdurch außer Kraft gesetzt.

Berlin, den 30. Juni 1889.

Der Herrenmeister
der Balley Brandenburg des
Johanniter-Ordens
(L. S.) Albrecht, Prinz von Preußen.

Hausordnung.

1. Aufnahme der Gäste.

§ 1.

Die Erlaubniß zur Aufnahme ist bei dem Hausvater des Hospizes nachzusuchen, welcher bei der Aufnahme nach den im § 1 der Statuten aufgestellten Gesichtspunkten zu verfahren hat.

§ 2.

Der Hausvater ist berechtigt, sich die Legitimationspapiere der Hospizgäste vorzeigen zu lassen, bei den Gästen der nicht bezahlenden Klasse ist er hierzu verpflichtet.

§ 3.

Reisenden der bezahlenden Klasse, welche bei ihrer Ankunft im Hotel, oder in einem anderen Hospize abgestiegen sind, kann die Uebersiedelung in das Johanniter-Hospiz gestattet werden. Dagegen sind Reisende, welche, nachdem sie bereits die Mildthätigkeit eines andern Hospizes in Anspruch genommen haben, auch noch die unentgeltliche Verpflegung im Johanniter-Hospize genießen wollen, zurückzuweisen.

2. Die Zimmer.

§ 4.

Fünf Zimmer sind für die Hospizgäste der zahlenden Klasse reservirt.

Ein bestimmtes großes Zimmer bildet die gemeinschaftliche Wohnung der unentgeltlich verpflegten Gäste.

§ 5.

In jedem Zimmer können soviel Gäste einquartiert werden, als Betten darin aufgestellt sind. Kein Reisender hat das Recht, die alleinige Benutzung eines Zimmers zu fordern; doch wird der Hausvater auf ihm in geziemender Weise vorgetragene Wünsche möglichst Rücksicht nehmen.

§ 6.

Für die Reinhaltung der Zimmer hat der Hausvater Sorge zu tragen. Von den Gästen wird erwartet, daß sie diese Arbeit nicht überflüssig erschweren. Fahrlässige Beschädigung des Mobiliars seitens der Gäste, verpflichtet dieselben zum Schadenersatz. Sollte sich ein Gast aber einer muthwilligen oder böswilligen Beschädigung schuldig machen, so hat er außerdem auf Anordnung des Hausvaters das Hospiz zu verlassen.

Die unentgeltlich verpflegten Reisenden sind gehalten, des Morgens nach dem Aufstehen ihre Betten mittelst Umdrehens der Matratzen selbst zu machen, sowie überhaupt auf Ordnung und Reinhaltung des Zimmers zu achten.

Sollte einer derselben den hierauf bezüglichen Weisungen des Hausvaters nicht Folge leisten, so ist derselbe berechtigt, nach vorheriger Verwarnung dem Zuwiderhandelnden den ferneren Aufenthalt im Hospiz zu untersagen.

3. Die Verpflegung.

§ 7.

Die Hospizgäste erhalten Wohnung, Beleuchtung, reinliches Bett und Beköstigung, welche in Frühstück, Mittagessen und Abendbrot besteht.

Es wird gereicht:

I. als Frühstück:
   1. für die zahlenden Gäste:
      Kaffee mit Brot und Butter, oder Honig oder Eiern.
   2. für die nichtzahlenden Gäste:
      Kaffee mit Brot.

II. als Mittagessen:
   1. für die zahlenden Gäste:
      Suppe, Reis, Gemüse, eine Fleischspeise (Braten), Wein und Nachspeise.
   2. für die nichtzahlenden Gäste:
      Suppe, Reis, Gemüse, Fleisch und ein Glas Wein.

III. als Abendbrot:
   1. für die zahlenden Gäste:
      eine Eierspeise, Fleisch mit Beilage, Brot mit Butter respective Käse und Thee (Wein nur gegen Extrabezahlung).
   2. für die nichtzahlenden Gäste:
      Thee mit Brot, nach dem Ermessen des Hausvaters auch Eier oder Fleisch.

In Bezug auf die vorstehenden aufgeführten Gerichte ist der Hausvater berechtigt, nach eigenem Ermessen Aenderungen eintreten zu lassen, unter Berücksichtigung der Marktpreise und dessen, was die Saison gerade bietet.

Sollten die Hospizgäste noch extra gegen Bezahlung besondere Speisen oder Getränke wünschen, so wird ihnen anheimgegeben, sich deshalb mit dem Hausvater ins Einvernehmen zu setzen.

§ 8.

Die Speisezeiten sind folgende:

Frühstück Morgens zwischen 7 und 8 Uhr,
Mittagessen 1 Uhr,
Abendbrot 7 Uhr.

Der Beginn der Mahlzeiten wird durch Läuten angekündigt. Der Hausvater ist nicht verpflichtet, auf die Gäste zu warten, welche nicht rechtzeitig erscheinen und ihnen nachträglich zu serviren, doch ist er berechtigt, nach eigenem Ermessen für alle oder einzelne Gäste ausnahmsweise auf besonderen rechtzeitig ihm vorgetragenen Wunsch hin, die Speisestunde zu verlegen.

§ 9.

Die Mahlzeiten sind gemeinsame und finden in den dazu bestimmten Räumlichkeiten statt. Der Hausvater ist nicht verpflichtet, den Gästen in ihren Zimmern serviren zu lassen, doch hat er die Befugniß, in besonderen Fällen (wie bei Unwohlsein) dies zu thun, wenn sich dadurch keine Unzuträglichkeiten ergeben, worüber er nach billigem Ermessen zu entscheiden hat.

4. Das Verhältniß zwischen dem Hausvater und den Gästen.

§ 10.

Sämmtliche Hospizgäste werden darauf aufmerksam gemacht, daß der Hausvater nicht ein Diener, sondern ein seinen eigenen Vorgesetzten gegenüber verantwortlicher Beamter ist, welchem Befehle zu ertheilen den Gästen nicht zusteht. Wie dem Hausvater nicht nur die sorgfältige Beobachtung aller seiner Obliegenheiten gegenüber den Gästen, sondern auch gefällige Zuvorkommenheit zur Pflicht gemacht worden ist, so wird

auch von den Hospizgästen eine bescheidene und nicht anmaßende Aufführung erwartet.

Im Falle groben Anstoß erregenden Betragens eines Gastes, ekelerregender Gewohnheiten, Berauschung oder dergleichen mehr, hat der Hausvater das Recht, und im Wiederholungsfalle die Verpflichtung, für die Entfernung des Betreffenden aus dem Hospize Sorge zu tragen.

§ 11.

Gäste der nichtzahlenden Klasse dürfen nach dem Abendbrote ohne Erlaubniß des Hausvaters das Hospiz nicht verlassen; Licht ist im Schlafsaal dieser Klasse nur bis Abends 9½ Uhr gestattet.

5. Die Dauer des Aufenthaltes.

§ 12.

Die Dauer des Aufenthaltes ist statutenmäßig auf 15 Tage festgesetzt. Bei der Aufnahme von solchen Reisenden, welche die unentgeltliche Verpflegung wünschen, wird vorausgesetzt, daß dieselben den Vorschriften der Hausordnung und den Anordnungen des Hausvaters Folge leisten und nicht durch ungebührliches Betragen sich der ihnen gewährten Vergünstigung unwürdig zeigen. Zuwiderhandelnde können jederzeit, auch vor Ablauf der 15 Tage aus dem Hospize entfernt werden, da ihnen ein Recht auf freies Unterkommen und Verpflegung im Johanniter-Hospize absolut nicht zusteht. — Nach Ablauf der 15 Tage haben unentgeltlich verpflegte Gäste unbedingt das Hospiz zu verlassen und dürfen ein zweites Mal nicht aufgenommen werden.

Von den Gästen der bezahlenden Klasse kann nach Maßgabe der Statuten Geistlichen, Künstlern und Reisenden, welche wissenschaftliche Zwecke verfolgen, respective durch Bild und Schrift zur Kenntniß des heiligen Landes beitragen wollen, ein längerer Aufenthalt, als die festgesetzten 15 Tage bewilligt werden, desgleichen ausnahmsweise auch anderen, wenn durch ihr Verbleiben nicht später Ankommenden, welche zur Aufnahme berechtigt sind, der Platz weggenommen wird. Zur Aufnahme im Hospize sind statutenmäßig zunächst und vor allen Anderen Deutsche protestantischer Confession berechtigt.

§ 13.

In Jerusalem domicilirte Personen oder Familien können selbstverständlich nicht im Hospize aufgenommen werden; hiermit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß Personen, welche sich dauernd oder vorübergehend in Jerusalem niederlassen wollen, nach ihrer Ankunft hierselbst während der statutenmäßig festgesetzten Zeit im Hospiz aufgenommen werden können; auch können Personen, welche in anderen Orten Palästina's wohnen und sonst die Bedingungen, unter welchen die Aufnahme zulässig ist, erfüllen, wie etwa in Palästina ansässige evangelische Geistliche, bei vorübergehendem Aufenthalt in Jerusalem im Hospize aufgenommen werden.

§ 14.

Der von den zahlenden Gästen zu leistende Verpflegungssatz wird vom Curatorium festgesetzt und durch Aushang bekannt gemacht. Er beträgt zur Zeit 5 Frcs. pro Tag.

§ 15.

Es wird täglich und zwar in der Regel vom Hausvater Morgens ½8 Uhr und eventuell auch Abends 9 Uhr eine Hausandacht abgehalten. Die Hospizgäste sind zur Theilnahme eingeladen. Vor Beginn der Mahlzeiten spricht der Hausvater ein kurzes lautes Tischgebet.

Deutsche Adelssagen.

51. Die Freiherren von Callenberg haben dem Boden der Niederlausitz die Spuren ihres Daseins tief eingeprägt. Noch gedenkt man zu Luckau jenes sächsischen Obristen Kurt Reinicke von Callenberg, welcher das ehrwürdige Schloß bei dieser Stadt, die Burg des deutschen Kaisers Heinrich II. und den Erbsitz der aus Italien eingewanderten Passerini im Jahre 1644 sprengen ließ. Sagen von den Callenberg's aber haften besonders an dem Schlosse Muskau.

Kurt Reinicke von Callenberg war mit der Burggräfin Ursula Katharina zu Dohna vermählt. Er soll es gewesen sein, der während seines „fröhlichen und glücklichen Brautstandes" zu Muskau die schöne Sitte eingeführt hat, daß jedes verlobte Paar am Morgen des Hochzeitstages auf die Feldmark hinausgehen mußte, um dort zwei Eichen dicht neben einander zu pflanzen. Es war dies eine Art von Orakel; denn je nachdem die Bäume wuchsen und gediehen oder verkümmerten und eingingen, glaubte man, erstarke oder schwinde auch das Glück derjenigen, welche die Stämme gepflanzt hatten. Noch findet man viele solcher Doppeleichen auf den Fluren von Muskau. Täuscht uns die Erinnerung nicht, so steht z. B. eine solche auch vor der großen Freitreppe, welche zum Schloßhofe hinaufführt. Neben dieser freundlichen Sage nun aber auch eine düstere! — Ursula Katharina zu Dohna hatte ihrem Gemahle ein liebliches, gottesfürchtiges Töchterlein, Namens Katharina Eleonore, geschenkt; allein dies hoffnungsvolle Fräulein verstarb im Jahre 1662 an der Grenze des Kindes- und des jungfräulichen Alters. Kurz ehe sie verschied, richtete sie sich noch einmal auf ihrem Lager auf und fragte: „Wo verblieb nur die weiße Taube, welche um mein Bett flog?" — Niemand hatte eine Taube bemerkt; — Niemand wußte ihr Antwort zu geben. Das Mägdlein aber neigte das Haupt wieder zur Ruhe und entschlief sanft und selig. Seit dieser Zeit zeigt sich, wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprößling der herrschaftlichen Familie sterben soll, im Sterbezimmer eine weiße Taube.

Seit 1662 hat Schloß Muskau oft die Besitzer gewechselt. Die Grafen und Fürsten Pückler beerbten die Callenberg; den Pücklern folgte Prinz Friedrich

der Niederlande, und diesem die Grafen Arnim. Wir wissen nicht, ob sich die Sage von der Taube bis heut' erhalten hat. Bei ihrer schlichten Poesie aber bedürfen beide Ueberlieferungen keiner weiteren Besprechung. Merkwürdig ist nur, daß zu Muskau, mitten im Lande der Wenden, solche ächt germanischen Mären uns zutönen. Denn die Wurzeln beider Sagen sind deutsch: die eine dieser Ueberlieferungen geht auf die Vorstellungen vom Lebensbaume, die andere auf den Glauben an Todesboten und Todesvorzeichen zurück. Die weiße Taube ist selbst schon die von der Erde Weh' befreite jungfräuliche Seele.

52. Die Sagen des Schlesischen Hauses Czettritz

knüpfen sich an die Burg Czeschhaus. Unfern von ihr liegt der sogenannte „Liskateich.“ Auch hier ist die Melusinensage oder, wenn man will, die Märe „von dem Staufenberger und der Meerfei“ localisirt. Die „Jungfrau vom See“ hat sich dem Burgherrn zu eigen gegeben: aber er darf sie im Bade nicht belauschen; der Ritter bricht jedoch das Gebot, und nun ist ihm nicht allein die Geliebte entrissen; nein, er selbst muß nach dreien Tagen sterben.

Solche Adelssagen sind sehr wichtig; denn sie geben Auskunft über den Ursprung des Geschlechtes, welches sie betreffen. Bei schlesischen und brandenburgischen Familien entscheidet bekanntlich der slavische Name noch nichts. Das Wappen der Czettritz, das Büffelhaupt, kann ebensogut slavisch, wie germanisch sein. Die Sage von der Quellnymphe aber ist deutsch.

Und deutschen Humor athmet auch eine zweite Sage von Schloß Czeschhaus! Im Jahre 1634 wurde Nicolaus von Czettritz, ein eifriger Parteigänger des Katholicismus, in Czeschhaus von den Schweden belagert. Er hielt sich lange; aber er mußte sich endlich doch ergeben. Der schwedische Offizier aber war höchst ergrimmt und gestand dem Burgherrn keine andere Bedingungen zu als Leben für die Besatzung, — Tod für ihn selber. Da legten die Leute von Czeschhaus dann den vornehmen Edelherrn in einen Schweinetrog, bedeckten ihn mit alten Kleidern und Lumpen und brachten ihn auf diese Weise bis nach Hohenfriedberg. Der Herr von Czettritz war vorher ein stolzer, harter Herr gewesen; jetzt wurde er ein milder Mann. Auf einem Berge bei Hohenfriedberg aber ließ er zum Danke für seine Rettung eine Kapelle erbauen, welche noch heute steht.

Die Volks-Kaffee- und Speisehallen-Gesellschaft zu Berlin.

Bekanntlich ist in Berlin im Anfange dieses Jahres unter dem Vorsitze des Reichstagsabgeordneten Grafen v. Doenhoff-Friedrichstein ein Verein zusammengetreten, welcher unter dem obigen Namen sich die Aufgabe gestellt hat, den minder begüterten Einwohnern in dazu besonders eingerichteten, freundlich ausgestatteten Localen Speise und Trank preiswürdig, gut, schmack- und nahrhaft zu bieten.

Am 27. Januar konnte die Gesellschaft ihre erste Halle, Niederwallstraße 31, eröffnen.

Wenn anfänglich mit nur einer Halle vorgegangen wurde, so waltete dabei die Ansicht ob, zunächst praktisch den Beweis zu führen, daß die in anderen Städten, speciell in Hamburg, für den Betrieb solcher Kaffee- und Speisehallen erprobten Verwaltungsgrundsätze gestatten, das in Aussicht genommene Ziel auch hier zu erreichen. Dieses Ziel ist dahin gesteckt, daß bei Lieferung von Speisen und Getränken in tadelloser Güte zu sehr billigen Preisen sich die Anstalten nicht nur selbst erhalten, sondern auch eine mäßige Verzinsung des Anlagekapitals gewährt werden soll.

Nachdem nunmehr die Geschäftsergebnisse der ersten Halle für vier volle Betriebsmonate vorliegen, darf dieser Beweis als geführt gelten. Es durfte deshalb an die Erweiterung des Unternehmens durch die Errichtung größerer Hallen gedacht werden. Zu diesem Zwecke hat die Gesellschaft zunächst in der frequenten Neuen Schönhauserstraße ein Grundstück erworben, auf welchem für ihre Zwecke ein Neubau aufgeführt werden soll.

Inzwischen wird im Auge behalten, in anderen Stadttheilen geeignete Locale miethsweise zu erwerben und diese womöglich schon zum kommenden Winter in Betrieb zu stellen.

Wenn für den Betrieb der Halle in der Niederwallstraße die an anderen Orten gemachten Erfahrungen benutzt werden konnten, so ist es doch gelungen, Einiges zu erreichen, was anderen Ortes bisher nicht erreicht worden war. Dieses bezieht sich zunächst auf die Verbindung einer vollständigen Speisewirthschaft, welche schon für 20 ₰ ein aus Suppe, Gemüse und Fleisch bestehendes Mittagessen liefert, mit einer Kaffeehalle, dann aber darauf, daß diejenigen nicht gerade leichten Bestrebungen mit Erfolg gekrönt waren, welche sich von vornherein darauf richteten, das Local von unsauberen und moralisch anstößigen Elementen möglichst freizuhalten.

Die Gesellschaft beschafft sich die für ihre Zwecke erforderlichen Mittel durch Ausgabe von Antheilscheinen à 1000 ℳ, für welche eine Verzinsung bis zu 5 pCt. aus dem Reinertrage in Aussicht gestellt wird. Bei der größeren Ausdehnung, welche die Gesellschaft ihrem Unternehmen nunmehr zu geben entschlossen ist, wäre Zeichnung weiterer Antheilscheine sehr erwünscht und der Schriftführer des Vorstandes, Redacteur Eicken, Wilhelmstraße 32, ist zur Annahme solcher, wie zu jeder gewünschten Auskunft gern bereit. („Post.“)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

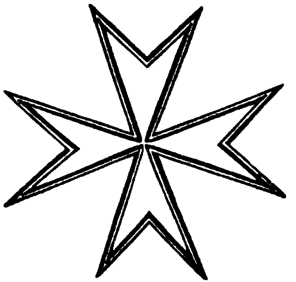
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 31. Juli 1889. **Nr. 31.**

1. Louis von Spies, Hauptmann a. D., Geheimer Regierungs-Rath und Landrath, auf Klein-Prägsden bei Liebstadt, Rechtsritter seit 1869, † zu Klein-Prägsden 19. Juli 1889.
2. Friedrich von Voss, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Ober-Kammerherr, Ober-Jägermeister und Kammer-Präsident, Ehrenritter seit 1847, † zu Neu-Strelitz 20. Juli 1889.
3. August Carl Reinhardt Freiherr von Roeder, Königlich Württembergischer Oberstlieutenant a. D., Ehrenritter seit 1862, † zu Stuttgart 20. Juli 1889.
4. Friedrich Franz von Könemann, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Ober-Ceremonienmeister und Kammerherr, auf Pritzier in Mecklenburg-Schwerin, Ehrenritter seit 1888, † zu Pritzier 23. Juli 1889.

Ein Gang durch das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien.

Lieber Leser, laß mich denken, Du wärest einer meiner guten Freunde, deren Besuch ich mir so oft wünsche, damit sie mit mir genießen möchten, was Beirut Schönes bietet. — Das große Dampfschiff, das Dich übers Mittelmeer hergetragen hat, hat auf Beiruts Rhede geankert, und ich komme mit einer Barke, Dich vom Schiffe abzuholen. Während wir dem Lande zufahren, rühmst Du mir mein liebes Beirut und seinen Libanon, und ich höre Dir gern zu, denn mein Beirut verdient Deinen Preis. Das ist ja in Wahrheit zum Entzücken das Bild, das den Ankömmlung schon auf hoher See empfängt. Du schautest schon von ferne die schneebedeckten Häupter des Libanon. Dann tauchte vor Deinem Blicke unsere Stadt auf im grünen Schmucke ihrer Gärten und Palmen, von den blauverschleierten Vorbergen des Vater Libanon schimmerten Dir freundliche Dörflein und Klöster entgegen. Ja Du konntest behaglich in den Lehnstuhl hingegossen vom Schiffsverdeck aus mit Deinen Augen Schiller's langen „Spaziergang" zurücklegen, ohne Dich durch Laufen zu erhitzen. Zuerst trifft Dein Blick auf die große Handelsstadt inmitten einer reichbebauten Ebene. Wie eigens für sie geschrieben erscheint die Schilderung der Stadt im „Spaziergange", wie wenn Beirut dem Maler in Worten, dem Dichter Modell gestanden hätte.

> Ceres vor Allen
> Bringt des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
> Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
> Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran.

Denn eine große Abtheilung türkischer Dragoner garnisonirt in Beirut.

Und Dein Auge wandert weiter.

> Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
> And're, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab,
> Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
> Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach.

Und endlich taucht Dein Auge in des Libanons wilde Hochschluchten, in seine schneeigten Grate, der Wolkenheimat.

> Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchen das Leben
> Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
> Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne der Felsen,
> Unter den Wurzeln des Baumes bricht er entrüstet sich Bahn.
> Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
> Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.

Aber wir nahen dem Landungsplatze. Dort die alte Thurmruine, welche auf der Klippe ins Meer hineinragt und sich darin spiegelt, zieht noch unsere Blicke an. Ein ehrwürdig Mauerwerk ist es aus alten Zeiten, das wohl schon zur Römerzeit dem ungebetenen Eindringlinge ein von der Wurfmaschine diktirtes Veto zurufen sollte. Jetzt aber verfällt dieser Hafenwächter mehr und mehr mit sich und aller Welt. Ein kleines Leuchtthürmchen steht neben ihm, wie ein Kind neben dem blinden Manne, nur daß es nicht diesem, sondern anderen Leuten den Weg zeigt, den abendlichen Seeweg zur Landungsbrücke.

Unser Boot legt an die Brücke an. Durch Kisten und Ballen, durch Menschengewühl und ebenso lauten

orientalischen Lärm, suchen wir den Weg ans Land. Seit neuster Zeit stehen da Droschken vor der Douane. Wir können fahren. Aber ich schlage dir vor, mein lieber Gast, wir wandern lieber durch die Stadt, denn wandernd gewinnt man vielmehr Eindrücke als im Wagen, der flüchtig an Allem vorbeihuscht. Also vorwärts durch diese hohle Gasse treppauf. Wir haben noch nicht viele Schritte gethan, da haftet dein Auge an einem Schilde, auf welchem nicht, wie auf den meisten übrigen, Französisch sich breit macht; da steht in anheimelndem Deutsch zu lesen: „Deutscher Verein." Ja der hat da oben seine eigene Wohnung, ein Bibliotheks-, ein Lesezimmer und andere Versammlungsräume. Und ich sehe auf Deinem Gesichte geschrieben: „Hier laß uns einen kurzen Halt machen, die See liegt mir noch in den Gliedern." Einverstanden! Wir treten in die große Halle. Sie ist festlich geschmückt. Eine Pinie, weihnachtlich ausgestattet, steht noch dort in der Ecke, an der Wand hängen noch Transparente: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden; das verräth Dir, daß eine Weihnachtsfeier die deutsche Kolonie kürzlich vereinigt hat. Da bringt uns auch der Hausverwalter, ein biederer Württemberger, einen Gefährten für unsere kurze Ruhepause, ein deutsches Glas Bier. Das wird, denke ich, Deinen Magen wieder versöhnen, der auf der Meerfahrt die Fabel des Menenius Agrippa in Scene gesetzt, d. h. gestreikt hatte.

Nun aber weiter, dem Ziele, dem Hospitale zu! Das liegt am andern Ende der Stadt. Wir wandeln durch belebte Straßen, denn wir sind im Handelscentrum. Hier liegen eine lange Reihe von Kamelen in der Straße niedergekauert. Sie sollen rohe Bretter und Balken in das Innere des Landes tragen. Tempora mutantur! Einst ließ Salomo sich das Holz zum Tempelbau vom syrischen Königsbruder Hiram schenken. Da trugen viele Schiffe des Libanons Cederstämme von unserer Küste aus von dannen. Jetzt aber ist der Libanon so holzarm, daß Nutzholz für Beirut und Umgebung von fernen Gestaden durch Schiffe herbeigebracht wird. Die Kamele haben eben ihr Frühstück beendet und kauen nun in gemächlicher Ruhe wieder. Wir schauen aber nicht lange hin, denn es giebt kein häßlicheres Thier als das Kamel mit seinen breit überhängenden Lippen und seinen heimtückischen Augen.

Du schaust an den Laternen empor? Ja das sind wirkliche Gaslaternen. Sie stehen freilich in weiter Entfernung von einander, und man möchte in modificirter Form ihnen zurufen, was meinem etwas umfänglichen Commilitonen vom Hauptmann zugerufen wurde: „Einjähriger, nehmen Sie doch Fühlung; ich brauche so wie so schon 3 Schritte, um Ihre Front abzugehen". Aber wir Beiruter sind doch froh, daß uns des Nachts der Weg beleuchtet wird, wenn auch nur dürftig.

Und nun fühle Dich geehrt, lieber Gast, denn die Straße, welche wir jetzt durchschreiten, heißt die „Preußenstraße". Zwar steht es nicht auf weißer Tafel am Ende der Straße zu lesen wie in der Heimat, denn die orientalischen Städte haben sammt und sonders keine bezeichneten Straßen. Aber im Volksmunde heißt unsere Straße die Preußenstraße. Warum? Laß Dir von diesem mächtigen Gebäude antworten, das hinter der Straßenmauer hervorschaut. Ein dem langen Gebäude wohl angepaßter, massiver Thurm überragt die Mittelfront. Ueber dem Eingang vor dem Thurme liesest Du das schlichte Wort: Mädchenschule. Dahinter verbirgt sich ein großes Waisenhaus, das 130 Mädchen Obdach bietet, und eine höhere Töchterschule mit Pensionat verbunden. Und in beiden Häusern, von Kaiserswerth gegründet, walten „preußische" Diakonissen. Daher der Name. Ich möchte Dich wohl gern hineinführen und durch diese Stätten vaterländischer Barmherzigkeit hindurchgeleiten. Aber Du hast vielleicht schon lange auf den Titel des Aufsatzes geschaut und gedacht: das soll eine Wanderung durchs Hospital sein?"

Also vorwärts! Unsere Straße führt jetzt etwas bergauf. Nun sind wir auf der Höhe des Ras (Vorgebirge) Beirut. Da bleiben wir doch noch ein wenig stehen, zum Verschnaufen. Und sieh, es lohnt sich, über die tiefer liegenden Häuser hinwegzuschauen. Da unten breitet sich das Meer in seiner unabsehbaren Bläue, die mit dem Himmelsblau sich mischt. Und dort am Libanon hinauf ziehen sich weiße glänzende Wölkchen, sie ziehen vom Thale zur Höhe, ihrer luftigen Heimat zu. Mir ist aber, als ob die Schneegipfel sich ein wenig neigten, um Dich zu grüßen, und ich höre sie sprechen: „Gott grüße Dich, lieber Fremder. Woher des Landes? Aus Deutschland? Aus dem Lande, das in selbstloser Liebe meinem Syrien eine Heim- und Heilstätte für Kranke errichtet hat und damit in meinem Boden eine fortlaufende Quelle des Segens gegraben? Mein Segensgruß komme doppelt auf Dein Haupt!"

Wir gehen weiter. Wir sind dem Ziele nahe. Aber noch einmal werden wir aufgehalten. Ein deutscher Landsmann begegnet uns und kommt, mich zu grüßen. „Ins Hospital?" fragt er, „da thuen Sie recht, daß Sie Ihren Gast zuerst dahin führen. Das verdient vor Allem gesehen zu werden. Das ist das schönste Haus in unsrer Stadt. Man möchte sich fast wünschen, einmal krank zu werden, um eine Zeit lang darin wohnen zu können."

Und sieh, da lugt es freundlich schon zu uns herüber aus einem grünen Kranze heraus. Vom hohen Giebelfelde leuchtet uns das weiße Johanniterkreuz entgegen. Und oben bildet den Abschluß in Stein gemeißelt ein mächtiges Bibelbuch, auf welchem der Johanniterhut ruht. Wie lieblich schaut das weiße Kreuz aus dem dunklen Epheu heraus, der bis nach oben gerankt ist und sich um dasselbe herumlegt.

Nun noch einige Schritte und wir stehen vor dem eisernen Doppelthor. Ein breiter Fahrweg führt

hinein, damit Schwerkranke bis vor die Hinterthür des Hospitals gefahren werden können. Der Thürhüter kommt aus seinem Häuschen, uns zu öffnen. Wir gehen nicht wie an einem gleichgültigen Dienstboten an ihm vorüber. Er ist ein ehrenwerther Deutscher, der treuste Diener des Hauses. Nicht nur der Thüre hütet er, sondern auch des Gartens. Und einst bei Begründung des Hospitals hat er auch die Kranken gepflegt als einer der ersten Krankenwärter. Nun hat er für sein Alter diesen stillen Posten am Thore bezogen und pflegt die Blumen und Bäume wie seine Kinder, und es grünt und blüht um ihn herum, wie wenn der Garten es fühlte, daß eine sorgliche Hand ihn hegt. — Ja wohin Du schaust, da wechselt lieblicher Blumengarten mit nützlichen Gemüsebeeten. An den Mauern und Terrassenwänden ranken Schlinggewächse und fruchtbare Weinstöcke. Du bleibst verwundert in dieser Herrlichkeit stehen. Du hast daheim vielleicht ein früheres Bild des Hospitals gesehen. Das zeigt das Haus auf einem Felsplateau, und auf Deinem Bilde war weit und breit kein Baum noch Strauch zu erblicken. Nur die kleinen Kinder des Frühlings, die prächtigen Anemonen, die schnell sterben, als wären sie zu schön und edel für dieser Erde Hitze und Drangsal, und die dauerhaften Disteln, die nichts nach Sommerhitze fragen, waren die einzigen Gäste dieser Wüstenei. Ja es war der weite Platz, auf dem das Hospital gebaut wurde, einst nur ein Steinmeer und verdiente gleich der Erde, bevor diese von der ordnenden Hand ihres Schöpfers erfaßt wurde, die Censur: Es war Alles wüste und leer.

Aber Du schaust noch immer fragend. Wer hat diese Steinwüste in den schönsten Garten Beiruts umgewandelt, der nun Kranken und Gesunden Augenweide und schattige Gänge bietet? Das war die erste langjährige Schwester Sophie, die ließ ein Stückchen nach dem andern terrassiren, die Erde herbeitragen und pflanzte allerlei Bäumlein und heilsame Küchenkräuter. Wenn der Hausesel nicht andere Beschäftigung hatte, dann mußte er in Körben die Erde herbeischaffen und so zur Ausrottung seiner eigenen Lieblingsweide, der Distelfelder, beitragen. Ja als Schwester Sophie Gräff nach Deutschland reiste, um ihr 25jähriges Dienstjubiläum in Kaiserswerth zu feiern, da packte sie allerlei hier unbekannte Pflanzen der Heimat in Töpfe ein und ließ sich die dadurch verursachte Unbequemlichkeit auf der Rückreise nicht verdrießen, um ihren Garten zu verschönern. Mit ihr durch den Garten, ihren Garten zu wandeln, ist sehr interessant. Denn sie weiß von vielen Gewächsen eine ganze Geschichte zu erzählen. Sieh jenes herrliche Exemplar einer hier seltenen Fächerpalme wurde ihr einst als zartes Pflänzlein aus Aegypten mitgebracht als Geburtstagsgeschenk. Nun ist ein großer, schattender Baum daraus geworden. Dort, wo jetzt ein Obstbäumchen seine Jugendtage verträumt, hat einst ein kräftiger Pfirsichbaum gestanden. Er trug seine ersten Früchte, 20 selten große Früchte. Der Schenkgeber hatte zwar gerathen, die Früchte des ersten Jahres unreif abzubrechen, damit der Baum erst noch erstarke. Aber es schien doch zu schade, den Baum seiner Früchte, seines Schmuckes zu berauben. Aber siehe da, im folgenden Winter siechte der fruchtbare Baum dahin. Es war für des Kindes Schultern die Last des Mannes zu schwer gewesen, der Baum hatte sich zu Tode gearbeitet, da er der Früchte Menge zeitigte.

Aber nun empor zum Hause, das auf der Höhe thront. Eine breite Freitreppe führt hinauf, zu deren Linken und Rechten Terrassen sich erstrecken mit Blumenbeeten, Rosensträuchern, Orangenbäumen; und am Boden kriecht eine üppig wuchernde Blattpflanze. „Juden" nennt sie der Gärtner und erklärt auf die erstaunte Frage: „denn die kommen überall davon, die sind das reine Unkraut", womit er natürlich die Blattpflanze meint.

Da kommt uns eine Schwester in den Weg. Natürlich heißt sie Eva, denn eine „Eva" darf in diesem kleinen Paradiese nicht fehlen.

Wir treten mit ihr ein in den Flur des Hauses, der in Kreuzgestalt nach den 4 Mittelwänden hinläuft. Gleich links neben dem „Gotteskasten" öffnet sich eine Thür in ein großes Zimmer mit einfach grauen Wänden und würdig dunkelrothen Borden. Da war früher die Aula, in welcher man sich zum wöchentlichen Gottesdienste versammelte und den Weihnachtsbaum aufrichtete. Von den Wänden schauen Preußens letzte große Könige herab und eine schwarze Marmortafel, in die Wand eingelassen, berichtet von der Gründung des Hospitals.

Wir durchschreiten diesen ernsten Raum und betreten das anstoßende Zimmer der jetzigen vorstehenden Diakonissin Louise Breyner. Sie ist französische Schweizerin von Geburt, aber jetzt vom Scheitel bis zur Sohle eine Deutsche. Schaue Dich um! Da nimmt wohl der geheimnißvolle Christuskopf von Gabriel Max den Ehrenplatz der Wand ein. Aber von allen anderen Wänden, vom Schreibtische her grüßen Dich die verschiedensten Bildnisse der letzten deutschen Kaiser und der Prinzen. Und laß Dir von der Bewohnerin selbst erzählen, wie einst „unser lieber Kronprinz Fritz" durch die Räume des Hospitals wandelte und die Schwestern zu einem Besuche in Berlin einlud; wie Schwester Louise dieser Einladung folgte und auf's freundlichste empfangen, ja auch Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm vorgestellt wurde.

Aber nun durchs Haus! Schwester Louise übernimmt jetzt als berufener Pilote mir die Führung ab. Wir durchwandeln erst die unteren Räume. Wir werfen einen kurzen Blick ins schmale Eßzimmer, das „Refectorium", welches zugleich den Stolz der Hausfrauen enthält, „im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein." Wir sind im materiellen Departement. Denn an das Eßzimmer

schließt sich die Vorrathskammer und die Küche an. Die Küche fertigen wir nicht mit einem flüchtigen Blicke ab, sondern treten ein. Hier waltet die Schwester Bertha. Und Keiner sage mir, die Küche sei nur für einen kulinarisch gerichteten Menschen die Hauptsache, in einem Hospitale gebühre der Apotheke der Ehrenplatz. Nein, Küche und Apotheke gehören in einem Hospital eng zusammen. Darf man die Apotheke mit dem Kriege vergleichen, der gegen den menschlichen Erbfeind geführt wird, so fällt der Küche das aufbauende Werk des Friedens zu. Jene zieht mit „Pulver" und „Kugeln" (Pillen) dem anrückenden, überfallenden Feinde, der Krankheit zu Leibe. Ist ihr aber die Abwehr gelungen, dann tritt die Küche ein, um die nieder getretenen Fluren, die zerstörten Städte und Dörfer friedlich wieder aufzubauen, den ermatteten Körper wieder zu Kräften zu bringen. Wie wichtig ist eine wohlgeordnete Diät für den Genesenden. Und sie hängt von einer fürsorglichen Leitung der Küche ab. Nun blicke um Dich! Wie blitzt und blinkt Alles in unserer geräumigen Küche. Dort in der Ecke steht in ernstem Schwarz seiner Wichtigkeit bewußt breitspurig der deutsche Kochherd mit seinen umfänglichen Reis- und Wasserkesseln. Ja Du solltest nur einmal in eine arabische Küche, etwa die des Militärhospitales eintreten können, um Dich in unserer Küche so behaglich wie in der guten Stube zu fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

53. Hans von Rechenberg auf Windisch-Bohrau,

Freiherr von Schlawa und Wartenberg, auch Herr zu Freistadt, wo er begraben liegt, war ein ebenso tapfrer wie gelehrter und frommer Mann, welches auch sein Briefwechsel mit dem Dr. Martin Luther beweist. Einst aber fand sich auf seinem Schlosse ein „gardender Knecht" ein, der verlangte bei ihm Dienste zu nehmen. Der Rechenberger nahm ihn, wie es seine Art war, mild und freundlich auf, und der Knecht that seine Schuldigkeit auch gern und freudig, sodaß er seinem Herrn sehr lieb ward.

Diesem Knechte nun übergab der Herr von Rechenberg einst ein wichtiges Schreiben, etliche Meilen weit zu bestellen. Der Knecht machte auch Anstalt, abzureiten; allein als der Rechenberger nach Verlauf von einer kleinen Stunde in den Stall kam, fand er den Mann unter den Rossen schlafend. Betroffen und unwillig weckte er ihn auf und fragte ihn nach der ihm übertragenen Bestellung. Da griff der Knecht in den Busen und brachte einen Brief heraus mit den Worten:

„So, gnäd'ger Herr, — dies kommt als Antwort auch zurück!" —

Nicht lange darauf kam Kriegsvolk in die Gegend. Der Rechenberger wollte dasselbe gern beobachten lassen; allein es fand sich Niemand, der dies gewagt hätte. Da erbot sich jener Knecht getrost zu dem gefährlichen Ritte. Er kam zurück und sprach: „O Herr, es hat noch keine Noth!" Der Herr aber sah, daß des Knechtes Taschen vollgestopft waren, und hörte, daß es in denselben klirrte. „Was hast Du da?" fragte er seinen Diener. Siehe da; — der schlaue Knecht hatte allen Rossen der Feinde die halben Hufeisen weggerissen.

Diese und ähnliche Dinge machten, daß der Rechenberger auf diesen Knecht immer aufmerksamer wurde. Eines Tages ließ er ihn vor sich kommen und befragte ihn nach seiner Herkunft. Da erhob sich der sonst so gewöhnliche Mann zu einer überraschenden Würde und sprach in feierlichem Tone:

„Burgherr; der Herr aller Herren hat euch zeigen wollen, wie sehr es ihm wohlgefällt, wenn die Herren hier auf Erden ihre Knechte so gütig und gerecht behandeln, wie ihr thut. Seid gesegnet!"

Und damit verschwand der Knecht und ward nicht mehr gesehen. Es kam aber im Schlesierlande ein Sprüchwort auf: Wenn Einem von unbekannter Hand etwas Liebes und Gutes geschehen war, so sagte man: „Das hat Rechenbergs Knecht gethan!" —

Es war ein gar seltsames, oft aber auch sehr bedenkliches Völklein, welches nach den Ueberlieferungen unseres Volkes mit unseren alten Burgherren an einem Tische saß und vor einem Feuer sich mit ihm wärmte. Denken wir nur an den Gast der Hardenberge, den Zwerg Goldmar, und an den Hausgeist von Schloß Hudemühlen! Dieser Knecht des Herrn von Rechenberg aber ist ohne Zweifel der edelste dieser geheimnißvollen Gäste. Andere Sagen machen freilich auch ihn zu einem Schwarzkünstler oder zu gar noch Schlimmerem: Er zaubert das Leibroß des Edelmanns auf den „Lug' in's Land"; man muß das arme Thier an Seilen herniederlassen; — er befreit seinen Herrn aus irgend einem, sehr unangenehmen „bürgerlichen Gehorsam" und trägt ihn durch die Luft nach Windisch-Bohrau; aber er läßt den Junker unterwegs, da dieser das Wort: „Herr Jesu, hilf!" gesprochen hat, in eine Pfütze fallen, geht dann zur Edelfrau, verkündigt ihr: „Der Herr liegt da und da!" und scheidet auf Nimmerwiedersehen. Solche Erzählungen, deren im Reformationszeitalter eine ganze Menge auftaucht, sind ein Zeichen jener Tage. Erst die reine Lehre vertrieb die letzten Spuren deutschen Heidenthums; denn in dem windschnellen Knechte, der so arm und niedrig erscheint und doch ein Mann von so hoheitsvollem Geiste ist, erkennen wir unschwer den höchsten, heidnischen Gott Wodan wieder, welcher sich gar oft herbeiläßt, den Menschen zu dienen, — ihn, den Knecht Ruprecht, dessen Name den ruhmumglänzten, siegenden Gott bezeichnet. Hochpoetisch aber ist besonders die christliche Deutung der alten Mär', welche wir oben vernahmen.

Der fromme und gütige Rechenberger sowie sein Töchterlein werden überdem von der schlesischen Volks-

sage in eine Beziehung zum „wilden Jäger" gebracht, welche um so merkwürdiger ist, als die Wodanssage sich auch mit dem süddeutschen, einen ähnlich klingenden Namen führen, sonst aber den schlesischen Rechenbergern wildfremden Hause derer von Hohen-Rechberg verbunden hat. Nach schlesischer Mär' ist es des Rechenbergers Tochter, welche von den beiden Brüdern Praun von Zolling zugleich umfreit wird. Da bricht dann Streit aus, und der ältere Praun erschlägt den jüngeren Bruder da, wo zu Großen-Bohrau noch heute das steinerne Memorienkreuz steht. Und nun verschmäht ihn die Braut, und er sprengt in den „Kesselbusch" hinab, setzt über den „großen Stein", der dort liegt; — seines Rosses Hufen drücken sich in dem Granitblocke ab, — und stürzt sich endlich in den Sumpf an der Zollinger Grenze. Jede Nacht aber, wann zu Großen-Bohrau die Glocke zwölf schlägt, steigt er mit Roß und Rüden herauf und zieht mit Jägerrufen durch die Lüfte dahin. Dann weht auf Windischen-Bohrau der Schleier einer weißen Frau zu Thal; halb Zorn, halb Wehmuth ist's, was sich in ihren Zügen lesen läßt, wenn sie dem fortstürmenden Reiter nachblickt. —

Nicht um wohlfeiler Romantik willen sammeln und erzählen wir diese Sagen von schlesischer Erde. Sie ergeben auch einen wissenschaftlichen Gewinn; sie zeugen klar davon, daß Reste der alten germanischen „Silingen" sich auch während der Ueberfluthung Schlesiens durch slavische Stämme erhalten und sich ihren alten Götterdienst sowie ihre alte Göttersage treu bewahrt haben.

54. Ring und Name der Habdanck.

Trotz ihres deutschen Namens „Hab' Dank!" hat die schlesische Adelssippe der Habdanck, so treffliche Ritter von deutsch-höfischer Sitte sie auch zu ihren Sprossen zählt, dennoch immer behauptet, von slavischer Herkunft zu sein. Wie aber der auffallende Name entstanden ist, erzählt uns die Sage in folgender Weise:

Im Jahre 1109 trafen der Kaiser Heinrich V. von Deutschland aus rheinfränkischem Geschlechte und Herzog Boleslaw III. von Großpolen auf einem Felde vor Breslau blutig zusammen. Es blieben der Kämpfer so viele, daß die Leichen nicht beerdigt werden konnten; Hunde und Wölfe nagten noch lange an den Gebeinen, also daß die Wahlstatt den Namen „Hundsfeld" erhielt. Die Schlacht blieb zwar unentschieden; gleichwohl aber war es Boleslaw darum zu thun mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Er sendete daher einen Edelmann zu dem Könige der Deutschen.

Heinrich der Rheinfranke führte diesen Abgesandten in seine Schatzkammer; er zeigte ihm den reichen, goldenen Hort, welchen er noch besaß und sprach dann:

„Ich brauchte Deinem Herrn die Bitte nicht zu gewähren; — Du siehst, meine Schätze gestatten mir noch eine lange Fortsetzung des Kampfes!"

Da ergrimmte der polnische Abgesandte. „Herr König", rief er, „kämpfen wir denn mit Gold und Silber oder mit Stahl und Eisen? — Verachtung dem Golde und diesem gleißenden Horte!" — Weil er aber selbst einen kostbaren, goldenen Ring am Finger trug, so zog der Abgesandte ihn ab und warf ihn in des Königs Truhe, indem er ausrief:

„Aurum adjiciatur auro!" — „Fahre hin, Gold, zum Golde! Wir werden weiterkämpfen müssen!"

Als Herzog Boleslaw erfuhr, wie würdig der Edelmann gehandelt hatte, da sprach er zu ihm: „Hab' Dank!" — Und sind hernach der Ritter und seine Nachkommen die Habdanckii genannt worden.

Die exacte Forschung dürfte wahrscheinlich zu dem entgegengesetzten Resultate wie die Sage gelangen. Wo der Name so deutlich spricht, bedarf es keines weiteren Beweises, und die spätere schlesische Sage ist sehr naiv, wenn sie den Polenherzog ein deutsches „Habe Dank!" aussprechen läßt. Auch die Habdanck gehören jener nicht unbedeutenden Anzahl deutscher Geschlechter an, welche, wie die Hutten, die Rosenberg, die Falken, die Herzberg, als Chapski's, Gruczinski's, Placheckí's, Krzembierski's im Polenlande sich allmählich slavisirten, während auf anderem Gebiete echt slavische Geschlechter, wie z. B. die Edlen von Briesack und von Greifenberg in der Mark, die Lebensformen und die Sprache deutscher Freiherren annahmen.

55. Ritter Sigismund Nieverschrek

oder Nieverschrocken führte jedenfalls einen ebenso eigenthümlichen Namen wie die Habdanck's; er war indessen kein Schlesier, sondern ein Märker, ein sogenannter „Einspänniger", welcher dem Kurfürsten Friedrich II., dem Eisernen, nach ritterlicher Art längere Zeit als Krieger gedient hatte und im Jahre 1458 gegen das Versprechen, ihm Lebenslang gewärtig zu sein, von diesem Fürsten zum Ritter geschlagen worden war. Es waren ihm dabei auf Lebenszeit 20 Gulden jährlicher Einkünfte aus dem Zolle zu Oderberg verschrieben worden. Im Jahre 1460 belehnte ihn der Kurfürst noch mit Hebungen zu Schönow und Buchholz im Lebuser Lande, verkaufte ihm auch den Zoll in der Stadt Mittenwalde und drei Wispel an Pacht aus der Mühle daselbst und zwar wiederkäuflich für 110 Schock böhmischer Groschen; doch sollte, so lange er lebte, eine Ablösung nicht stattfinden. Sigismund Nieverschrak lebte noch im Jahre 1498; er verstarb um die Wende des Jahrhunderts mit Hinterlassung eines Sohnes Hans Nieverschrak und wurde in der Kirche zu Mittenwalde bestattet, in welcher sein Todtenschild noch am Ende des 16. Jahrhunderts erhalten war.

Durch den Rector Hafftitz hat sich von diesem ehrsamen Rittersmann, der ein gar besonderer Gesell gewesen zu sein scheint, eine merkwürdige, sagenhafte Aufzeichnung erhalten. Hafftitz erzählt nämlich das Folgende:

„In diesem Jahre 1498 ist Herr Ludwig von Burgs-

dorf, Bischof zu Lebus, verstorben, und an seine Statt erwählt worden Herr Dietrich von Bülow, Juris utriusque Doctor. Dieser Bischof hat zu Hofe einen Ritter gehabt, mit Namen Sigismund Nieverschrocken, welcher, zu Mittenwalde wohl bekannt, daselbst gestorben, und hänget sein Schild noch in der Kirchen. Derselbe, obgleich klein von Person, ist doch eines großen und kecken Muthes gewesen, daß er Keinem nachgegeben, er sei so groß gewesen, als er gewollt. Derhalben ihn die Anderen am Hofe allezeit geneidet, und als der Bischof einmal vor'm Kamin gesessen, haben sie ihn gebeten, er möchte doch den Sigismund Nieverschrocken einmal zu sich rufen, als wollten ihm Fürstliche Gnaden etwas heimliches sagen, und alsdann sollte er ihn „anschnarchen", und wenn er sich darob entsetzen würde, so hätten sie wohl Ursach', ihn vor verzagt zu schelten. Der fromme Bischof läßt sich bereden, ruft ihn zu sich und „schnarcht ihn", als er ihm das Ohr hinhält, „ganz greulich an". Da schlägt der Nieverschrocken den Bischof mit der Faust in's Gesicht, daß er mit dem Sessel umfällt, und sagt:

„Ich dachte, Du wärest ein Mensch; — so bist Du nun wohl ein Hund worden!"

Gehet also davon. Da nun die anderen Herren und Diener herzulaufen und den Bischof wieder auf die Beine bringen, meinen sie, er werde eine große Ungnade auf ihn werfen. Allein der Bischof ließ den Nieverschrocken wieder fordern und sagte ihm:

„Du sollt hinfort mein vertrauter Diener sein, auf welchen ich mich kühnlich verlassen darf. Denn wenn Du meiner selbst nicht schonest, wirstu meiner Feinde noch viel weniger schonen!"

Hatte ihn also vorher lieb gehabt; hatte ihn aber nachmals noch viel lieber und ist ihm in allen Gnaden gewogen geblieben." —

Die Erzählung ist mehr Zeitbild als Sage; jedenfalls aber eine höchst eigenthümliche Illustration zum Hofleben geistlicher Herren am Ausgange des Mittelalters.

Die Kinderheilanstalt Bethesda zu Sülze im Jahre 1888.

Auch im vorigen Sommer fanden 4 Kurperioden statt, von denen die erste am 18. Mai begann und die letzte am 29. September geschlossen wurde. Die Kurperiode betrug für jedes Kind 4 Wochen, doch konnten einige besonders kranke Kinder eine achtwöchige Badekur durchmachen. Die Erfolge der Kur konnten nach dem Berichte des Anstaltsarztes, Dr. Krage in Sülze, recht günstige genannt werden, es wurden von den Knaben: geheilt 20 pCt., wesentlich gebessert 20 pCt., gebessert 51 pCt., wenig oder nicht gebessert 6 pCt., von den Mädchen: geheilt 24 pCt., wesentlich gebessert 15 pCt., gebessert 50 pCt., wenig oder nicht gebessert 11 pCt. Zur Pflege und Haushaltung hatte das Diakonissenhaus Bethlehem in Ludwigslust 5 Schwestern und 2 Diakonissenschülerinnen entsendet.

Es wurden im Ganzen 226 Kinder aufgenommen, 80 Knaben und 146 Mädchen. Von diesen Kindern kamen aus den Städten 164, und zwar aus Rostock 35, Dömitz 24, Sülze 16, Güstrow 10, Schwerin 8, Waren 7, Wismar 6, Wittenburg 5, Ludwigslust, Teterow, Schwaan, Grabow und dem Flecken Dargun je 4, Doberan, Tessin, Malchin, Laage, Boizenburg je 3, Bützow, Parchim, Gnoien, Hagenow, Marlow und Tribsees je 2, Neustadt, Neustrelitz, Friedland, Hamburg, Krakow, Stavenhagen je 1. Vom platten Lande kamen 62 Kinder. Den vollen Pflegesatz von 45 Mk. zahlten 145 Kinder, 37 Kinder wurden zum ermäßigten Satze von 30—40 Mk., 16 Kinder unter 30 Mk. und 28 Kinder gratis aufgenommen.

Von Seiten des Comités für die Ueberschwemmten in der Elbniederung wurde Sorge getragen, daß 36 Kinder aus den Ueberschwemmungsgebieten bei Dömitz und Boizenburg in Bethesda aufgenommen wurden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Marie gewährte der Anstalt einen Beitrag von 300 Mk., die Ersparniß-Anstalt in Schwerin, die Sparkassen in Rostock und Wismar und die Vorschußanstalt in Ludwigsluft gewährten wieder die Mittel für zusammen 14 Freistellen, so daß außer den oben genannten 28 Kindern noch 14 Kinder umsonst verpflegt werden konnten.

Alle größeren Zeitungen Mecklenburgs haben die Aufrufe der Anstalt und die Bitten um Liebesgaben wiederholt gratis abgedruckt und die Insertionskosten für die veröffentlichten Verzeichnisse der Gaben wesentlich ermäßigt und wollen wir nicht unterlassen, den Zeitungen auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank für die uns geleisteten Dienste auszusprechen.

Eine wesentliche Vergünstigung wird armen Kindern durch die ihnen gewährte Fahrpreisermäßigung zu Theil. Sämmtliche Eisenbahnen bewilligen armen Kindern, welche das Soolbad besuchen sollen, und deren Begleitern die Reise nach Sülze und zurück in der 3. Wagenklasse zum Preise der Militärbillets. Es liegt auf der Hand, daß durch diese Liberalität der Eisenbahnverwaltungen vielen Kindern die Aufnahme ermöglicht, jedenfalls aber sehr erleichtert wird da viele Eltern nicht im Stande wären, bei weiteren Reisen die vollen Reisekosten zu bezahlen, selbst wenn ihnen die Kurkosten erlassen wären.

Ein von uns lange gehegter und oft ausgesprochener Wunsch, durch Capitalzahlungen fest dotirte Freibetten zu besitzen, ist im verflossenen Jahre in Erfüllung gegangen. Herr Rittergutsbesitzer von Gadow auf Gr.-Potrems hat in hochherziger Weise zum Andenken an ein ihm durch plötzlichen Tod entrissenes geliebtes Kind durch Capitalzahlung von 5200 Mk. ein Freibett gestiftet, auf welchem jährlich vier Kinder gratis verpflegt werden sollen. Mit Rücksicht darauf, daß der Sohn des Herrn von Gadow als Schüler des Gymnasiums in Doberan verstorben ist, soll das Freibett vorzugsweise Doberaner Kindern zu Gute kommen.

Möge die Anstalt, wie bisher, so auch künftig von der Liebe und dem Wohlwollen des Landes getragen werden. Sie hat für dies Jahr wieder vier Kurperioden eingerichtet. (Der Bethlehemsbote.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

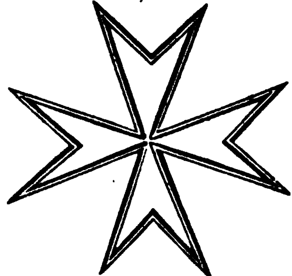
Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 7. August 1889. Nr. 32.

1. Otto Carl Eduard von Schwarzkopf, Regierungs-Rath und Landrath zu Neustadt am Rübenberge, Rechtsritter seit 1886, † zu Gradtken i. Ostpr. 22. Juli 1889.
2. Ludwig Freiherr von Elverfeldt, Rittergutsbesitzer, auf Villigst bei Schwerte in Westfalen, Rechtsritter seit 1872, † zu Villigst 24. Juli 1889.
3. Albert Carl August von Tettenborn und Wolff, Haupt-Ritterschafts-Director, auf Reichenberg bei Wriezen a. d. Oder, Rechtsritter seit 1878, † in Bad Wildungen 29. Juli 1889.

Ein Gang durch das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien.

(Fortsetzung.)

Aber nun weiter, sonst kommen wir wohl in den Geruch, auserlesene Gourmands zu sein. Wir nehmen noch einen vorübergehenden Einblick in die Badezellen, die diesen Hausflügel abschließen. Die Schwestern wüßten uns von Manchem zu erzählen, der Aufnahme ins Hospital begehrte und arm an Gelde kam, aber reich an dem, wogegen die Badewannen ankämpfen.

Wir wenden uns zum anderen Flügel, zu den Krankensälen der Frauen und der Kinder. Schöne große und hohe Räume umpfangen uns, die Kranken liegen oder sitzen auf ihren Betten. Sie sind alle durch die Badestube durchgegangen und sehen nun in der Hauskleidung, wenn auch oft bleich und matt, doch proper aus. Beim Eintritt in die Kinderabtheilung kommen die kleinen Reconvalescenten auf uns zugelaufen und haschen nach unseren Händen, um sie an Stirn und Lippen zu führen. Und aus Kindermund klingt der schöne arabische Gruß zwiefach lieblich: „Dein Tag sei gesegnet!“ Dazu erzählt uns Schwester Louise, wie die Schüler des amerikanischen College ihr kürzlich alles Geld, das sie in ihrer Sonntagsschule zusammengesteuert hatten (ca. 200 Mk.), übergeben haben, damit von diesem Gelde das Pflegegeld für kranke Kinder unbemittelter Eltern bestritten werde. In dieser Abtheilung schaltet Schwester Eva, der wir schon begegneten, und sucht dem durch der Stammmutter Sünde in die Welt eingedrungenen Uebel durch treue Krankenpflege an ihrem Theile zu steuern. Bisweilen kommen mit den Kindern die gesunden Mütter ins Hospital. Eines Tages erscheint eine Mutter mit ihrem kleinen Sohne, der Steinleiden hat. Als die leitende Schwester von der Mutter etwas Pflegegeld im Voraus fordert, erklärt diese: „Ich besitze keinen Para (Pfennig). Aber ich will mich schwarz anmalen lassen und Deine Sclavin werden, um abzuverdienen, was Du meinem Sohne Gutes thust.“ Endlich rückt sie aber doch mit einigen türkischen Thalern heraus. So blieb sie also mit ihrem kleinen Prinzen in der Frauenstube. Er war, wie es fast die Regel ist im Morgenlande, wirklich ein „Prinz“, dem seine Mutter wie eine Sclavin diente. Er setzte, nöthigenfalls mit wildem Schreien, immer seinen Trotzkopf durch. Da rief einmal eine Schwester der schwachen Mutter zu: „Aber so nimm doch den Stock! Dein Sohn muß Dir gehorchen!“ „Bitte“, antwortete der mütterliche Tugendspiegel, „bitte, nimm den Stock und schlage mich, aber verlange nicht, daß ich meinen Sohn schlage. Er ist ja mein einziger.“

Höher geht's meistens im Leben freilich auch beschwerlicher. Wir steigen auch höher, die bequeme Treppe empor, die uns ohne Beschwerde ins obere Stockwerk führt. Da wo die Treppe halbwegs um einen ganzen Winkel umbiegt, steht des Hauses guter Tyrann, eine alte, solide Schlaguhr mit verdeckten Gewichten. Links und rechts davon steht in goldenen Buchstaben ein Spruch deutsch und arabisch geschrieben: „Gehet hin auf das Gebirge und holet Holz und bauet das Haus; das soll mir angenehm sein und will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr. (Hagg. 1, 8.)“ Du ahnst, lieber Gefährte, was der Sinn dieses Spruches ist; er will die Begründung dieses Hospitals auf einen göttlichen Befehl zurück-

führen. Aber Du denkst vielleicht, zu solcher Begründung sollten sich doch andere Worte der heiligen Schrift finden lassen außer diesem abgelegenen Haggaiworte. Etwa des Heilandes Befehl: „Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen" (Matth. 10, 8) oder des Welterrichters Entscheid: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet" (Matth. 25, 36). Aber laß Dir die Geschichte dieses unseres Hausspruches erzählen, und Du wirst seinen Vollsinn verstehen. Als 1860 der blutige Fanatismus der Drusen über Syrien unsägliches Elend gebracht hatte, da hallte ein großer Nothschrei durch alle Lande Europas. Die Franzosen antworteten darauf mit der Sendung eines Heeres, dessen einzige namhafte That, wie die öffentliche Meinung boshaft behauptet, in einer Inschrift bestand, welche die Heerführer prahlerisch am historischen Hundsfluß neben die alt egyptischen und assyrischen Inschriften in den Felsen meißeln ließen. Deutschland aber gab eine andere Antwort. Es sandte Diakonissen und gründete ein Waisenhaus Zoar, „eine Stadt, darein man fliehen mag und sich erretten (1. Mos. 19, 19—23). Und der Johanniterorden sandte einige Ritter mit einem Arzte aus, um ein Hospital zu errichten. Erst eröffneten sie in Akka, der alten Johanniterveste, ein Lazareth, das dann nach der Hauptstadt Syriens, nach unserm Beirut überführt wurde. Als jene hochherzigen Ritter, welche sich anfangs selbst der Krankenpflege mit unterzogen, sich von Triest einschifften, noch ungewiß in ihren Gedanken, was geschehen sollte, schlugen sie wie alltäglich die Tageslosungen der Brüdergemeinde auf und lasen den Haggaispruch. Und sie sahen darin — nicht wahr, lieber Gefährte, mit vollstem Recht — einen unmittelbaren Befehl Gottes und zogen mit froher Gewißheit ihre Straße, wie die Waisen aus dem Morgenlande, als sie auf dem Wege nach Bethlehem den Stern wieder sahen. Nun erinnert dieser Spruch Jeden, der seine Bedeutung kennt, daran, daß unser Hospital auch ein Gotteshaus ist, da Ihm gedient wird in Liebe an den ärmsten unter seinen Menschenkindern und also „Seine Ehre verkündigt wird."

Wir sind im oberen Stockwerk angelangt. Der Corridor zeigt natürlich dieselbe Gliederung wie im Erdgeschoß. Wir folgen zuerst dem kurzen Arme nach der Hauptfront zu. Es zieht uns dahin, denn es ist ein lauschiges Plätzchen im Grünen. Da gedeihen die sonnenscheuen Farrenkräuter und andere Blattpflanzen beim Nordostlicht in üppigster Dankbarkeit. Aber Dein Auge verweilt nicht bei der kleinen Pflanzenwelt, es sucht durchs Fenster die große draußen, es schweift über des Gartens Baumwipfel hinaus das immer aufs Neue entzückende Bild des Meeres und Gebirges. Drohend nahe steht der grimmige, greise Libanon mit schloweißem Haar bei Beirut, der schönen, die in ihrem Garten ruht. Wie wenn er vom Anblick seines jugendschönen Weibes jeden Fremden abhalten wollte, der vom Lande her nahen möchte, hat der eifersüchtige Gatte sich breit in den Weg gestellt, so daß sein Fuß von Meer zu Meer reicht und Beiruts Garten vom Lande völlig absperrt. Aber der Alte vom Berge hat nicht gerechnet mit der List der Frenchi. Sie kommen von der See her, die Fremden. Dort wehen allerlei Wimpeln von den Dampfern und Seglern, die vor Beirut ankern. Und sie senden Beirut ihre Gaben, um die Schöne zu schmücken und ihre „klingende" Gunst zu erwerben.

Doch ehe wir von dem träumerischen Eckchen mit dankbarem Vivat, crescat, floreat uns trennen, werfen wir durch die Glasscheiben noch einen Blick in das Innere dreier Bücherschränke, die an der einen Seitenwand in Reih und Glied stehen. Sie enthalten die Hausbibliothek. Wenn Du die Titel überfliegst, magst Du merken, welch' Sprachengewirre unter den Kranken herrscht. Aber Du siehst zugleich in diesen Schränken das „goldene Zeitalter" verwirklicht, in welchem die Streitaxt des Krieges vergraben ist. Denn Du schaust in friedlichem Beieinander Deutsche und Franzosen, Russen und Polen, Engländer und Italiener, Griechen und Armenier, Araber und Hebräer. Die einst an Babels Thurm sich feindlich trennten, sie liegen sich hier brüderlich in den Armen, resp. Einbanddecken.

Nun dreh Dich um. An der Gegenwand prangen eine Reihe deutscher Kaiser, in ihrer Mitte der entschlafene Wilhelm I., der Siegreiche. Als er gestorben war, wurde sein Bild hier schwarz umhängt. Eines Tages steht davor einer der Kranken, neigt sich wiederholt ehrfurchtsvoll und bekreuzt sich. Der Krankenwärter kommt dazu und fragt den Kranken: „Warum thust Du das? Was denkst Du Dir?" „Soll ich nicht zu ihm beten", lautete die Antwort, „ist dieser nicht Jesus, der Messias?" „Nein, das ist der melek prussya, der gestorben ist." „Nun", schließt der Beter, „dann schadet mein Irrthum nichts; habe ich doch — und damit zeigt er auf das Bild hin — Monate lang sein Brod gegessen."

Wir ziehen weiter. Eine neue Schwester, in deren Revier wir jetzt kommen, schließt sich uns an, Schwester Anna, eine Berlinerin. Wir sind auf der Station der Männer und betreten zuerst den großen Saal der Wundkranken. Gleich in der Ecke schaut uns ein tiefgebräuntes, wetterhartes Gesicht fragend an. Ein Beduine ist es, weit hinter Damaskus stehen die Zelte seines Stammes. Der freie Sohn der Wüste, ans Herrschen gewöhnt, wollte auch hier Schwestern und Pfleger tyrannisiren. Als er aber merkte, daß ihm dies vorbei gelang, als die Reiffe (Oberschwester) ihn einmal zur Strafe einen Tag lang nicht besuchte, da schlug er ganz um. Aus dem Herrscher wurde ein Diener, und als er wieder aufstehen durfte, half er mit niedrigsten Dienstleistungen seinen Mitkranken. Und unter dem Christbaum hättest Du ihn sehen sollen, wie da sein Antlitz leuchtete!

Dort liegt ein heulender Derwisch mit großen Wunden auf der Brust. Die Schwester rühmt uns seine große Geduld, wie er hier trotz heftiger Schmerzen gar nicht ans „Heulen" denkt. Hat er sich die Wunden selbst geschlagen beim rasenden Tanze? Er sieht mit seinen kindlich blöden Augen gar nicht darnach aus, daß er sich in solche Furie versetzen könnte.

Wir treten in das gegenüberliegende Zimmer mit einer gewissen Reserve, wohl gar mit Gruseln ein, denn es ist der Operationssaal. Da trifft unser Blick sofort dort im Glasschranke auf blitzende Messer und andere Marterinstrumente, die doch zum Heile der kranken Menschheit dienen. Nicht wahr, zu diesem Tische in der Mitte des Saales möchten wir uns nicht laden lassen, und der HErr bewahre uns in Gnaden vor dem Rufe: „Auf den Tisch." Horch, ist es nicht, als käme dort aus der Ecke von jenem kleinen Prokrustesbette her Wimmern, Zähneknirschen und gepreßtes Schreien, oder dringt es aus dem anstoßenden kleineren Wundkrankenzimmer herüber? Komm, da drinnen ist's fürchterlich, laß uns weiter ziehen.

Es öffnet sich uns wieder ein großer Saal, darin liegen die Aermsten, die Innerlichkranken. Wie sauber sehen sie aus in ihren blau gestreiften Jacken und weißen Mützen. Die Eingeborenen sind durch das beständige Tarbuschtragen so verwöhnt, daß sie auch im Zimmer wenigstens eine kleine Kappe tragen müssen. Aber wie elend sind so manche Gestalten! Schon lange nehmen sie allerlei Medizinen, und es will nicht besser werden. Der anhaltende Schmerz hat Mancheinem einen Leidenszug ins Gesicht gegraben, der unser ganzes Mitleid heischt. Dort schaut ein ganz abgezehrtes Gesicht aus der Decke. Ein Indier ist es, mit dem nur Zeichensprache geredet werden kann, da er nichts als Hindostan versteht. Er hält sich streng an seine Kastengebote im Essen und Trinken. Aber er wird's nicht lange mehr nöthig haben, lesen wir aus seinen tiefliegenden Augen. Ach, daß man den armen Kranken ein allmächtiges Jesuswort zurufen könnte: „Stehe auf und wandle!" Aber unendlich wichtiger ist ja die Genesung der Seele. Wie geringfügig, nicht des Vergleiches werth, ruft Paulus, ist dieser Zeit Leiden gegenüber der Herrlichkeit, die an den Erlösten soll geoffenbart werden. Wohl dem, welcher leibliche Krankheit mit ihrer ernsten Einladung zur stillen Einkehr sich zur Genesung der Seele gereichen läßt. Dem wird die schmerzliche Krankheit ein Gewinn, den er nimmer missen möchte; ja er wird die Krankheit, ob sie auch zum Tode ist, wenn aus ihr ihm ein inneres Leben, das Leben seligen Glaubens erblüht ist.

Wir scheiden von den armen Kranken mit dem herzlichen Gebetswunsche: Der HErr helfe Euch, beides an Leib und Seele.

Die amerikanischen Aerzte, die unsere Kranken besorgen, sind auch nicht bloß auf des Leibes Heilung bedacht, sondern suchen ebenso den Seelen die Prüfungen des göttlichen Wortes zu erschließen. Alle Sonntag-Nachmittage sammelt der vorstehende Arzt, Dr. Post, die Kranken in einem Saale und legt ihnen ein Wort der Schrift aus auf Arabisch. Dabei sucht er dem schwachen Verständnisse der meisten Kranken durch recht einfache faßliche Rede beizukommen. Und die Kranken sitzen da mit gespannter Aufmerksamkeit, wie ich es selbst beobachtet, und wenn ihnen ein Wort des Doktors besonders einleuchtend ist, nicken sie mit dem Kopfe, geben auch in orientalisch lebhafter Weise ihre laute Zustimmung. Zu diesen Gottesdiensten kommen die Kinder des Waisenhauses und singen zu Anfang und Beschluß des Gottesdienstes arabische Christenlieder.

Selbstverständlich ist den Geistlichen aller Confessionen der Zutritt zu den Kranken ihres Glaubens jederzeit frei. — Da war eine Maronitin über 2 Jahre im Hospitale. Sie litt an Wassersucht, 50 Mal wurde ihr das Wasser genommen. Erst lange nach ihrem Eintritte ins Haus besuchte sie ihr Priester. Sie empfing ihn mit Vorwürfen. „Warum bleibst Du so lange fort? Schon länger als ein halb Jahr habe ich den Heiland nicht in den Leib bekommen (— wörtlich aus dem Arabischen übersetzt; sie meinte, das heilige Abendmahl nicht genossen —). Aber das schadet nichts", fuhr sie fort. „Ein Jahr im Hospitale zugebracht ist hinreichend, mir die Vergebung aller meiner Sünden auszuwirken. Und überhaupt, sollte ich sterben ohne heiliges Abendmahl, so kommen doch alle meine Sünden auf Dein Haupt." (Ganz biblisch gedacht.)

Wir besichtigen nun noch eine Reihe von Zimmern, die für bemittelte Privatkranke bestimmt sind. Im kleinsten derselben lag kürzlich ein österreichischer Arbeiter. Am Sonntag Abend war er in einer Hauptstraße Beiruts von einem Muhamedaner angefallen worden und hatte eine tiefe Stichwunde im Rücken davon getragen. An derselben Stelle der Straße, an der er zusammenbrach, war eine Stunde vorher ein syrischer Christ erstochen worden. Die Mörder wurden eingefangen. Aber sie sind Moslems. Was wird ihnen geschehen? Man wird sie in eine Geldbuße nehmen und laufen lassen. Ja wäre der Mörder ein Christ und der Ermordete ein Moslem, dann hieße es: „Ja Bauer, das ist etwas Anderes." Als man den Gouverneur Beiruts darüber zur Rede stellte, daß in letzter Zeit Mord und Todtschlag in unserer Stadt zunehme, entgegnete dieser sorgsame Landesvater: „Was wollen Sie? In Paris kommen noch viel mehr Morde vor als in Beirut."

Im gleichen Zimmer lag vorigen Herbst ein junger Württemberger, ein deutsches Muttersöhnchen, ein Seitenstück zum arabischen im Unterstock. Trotz dringenden Abrathens war er zu Fuß von Beirut nach Damaskus, Baalbek, an den Cedern vorbei nach Tripolis gegangen in der Sommerhitze. Von diesem Hafenplatze nördlich von Beirut war er in einer

Segelbarke hierher zurückgekehrt und brachte Dissenterie und Typhus zugleich mit ins Hospital. Wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod. Als es endlich mit ihm zur Genesung kam, da segnete er das deutsche Hospital, das ihn Tag und Nacht getreulich verpflegt hatte. Ob er dadurch Etwas fürs weitere Leben und auch für die Ewigkeit gelernt hat?

Nicht selten stellen sich auch deutsche Handwerksburschen in unserm Hospitale ein. Die meisten von ihnen sind echte Orientbummler. Von einem gastfreien Kloster ziehen sie zum andern, von Unterstützungsverein zu Unterstützungsverein. Aber diese Fußtouren im heißen Klima haben große Strapatzen im Gefolge und bringen den Reisenden viel Fieber. Neulich kam Einer hierher, der von Smyrna aus ganz Kleinasien und Syrien durchwandert hatte. Unterwegs war ihm sein Gefährte gestorben in einem elenden Chan, eltern- und geschwisterlos, verdorben, gestorben. —

Ehe wir uns wieder nach unten begeben, thun wir noch einen Tritt hinaus auf das flache Dach des angebauten Betsaales. Da sitzen, wenn die Sonne sinkt, die Reconvalescenten auf eine Matte niedergekauert in der landesüblichen Positur, welche den Menschen selbst als einen Stuhl ohne Füße erscheinen läßt. Dazu plauschen sie und drehen sich wohl auch ein Cigarettchen von Libanontabak, so eins, das nur „in Feld, Wald und Wiesen“ geschmaucht werden darf.

Nun noch empor zur obersten Dachterrasse. Zwar ist das Haus mit Ziegeln gedekt, aber über dem Giebel der Hauptfront ist ein kleines Stück flaches Dach. Dort steht die Fahnenstange, an welcher allsonntäglich und zu Kaisers Geburtstag die Johanniterflagge gehißt wird. Die schmale, steile Treppe, die hinauf führt, hält schon mehr den Vergleich mit der Lebensscala aus. Verzeih, lieber Gast, daß ich Deinen Beinen zum Schluß diese Akrobatenleistung zumuthe. Aber Du wirst mir's oben danken; wenn sich Dein Auge in das volle Panorama verliert, wird die Mißmuthsfalte sich schnell glätten. Und Du stimmst mir zu, daß solch ein Bild nicht beschrieben werden kann. Es würde zu viel einbüßen unter der Feder, wäre sie auch in veritable Postentinte getaucht.

So hätten wir denn das Haus inspicirt vom obersten Dachboden bis zum tiefsten Keller, von dessem labenden Inhalte ein Glas wohlverdienter Lohn für unsern langen Gang sein soll. Als das Haus fundirt wurde, da dachte man auch an einen Keller. Aber die arabischen Maurermeister waren ganz erstaunt über diese Zumuthung. Noch nie in ihrem Leben hatte man so etwas von ihnen verlangt, denn in ganz Syrien kannte man keine Keller. Man kannte dafür auch kein „Feuerwasser“ oder wie es die Südseebewohner wesentlich richtiger benennen „Todeswasser“, das allmählich dem Orient den Ruhm absoluter Nüchternheit zu entreißen droht.

Wir lassen uns indessen in einer der 6 Lauben nieder und rasten ein wenig. Die Schwestern setzen uns von dem im Hause bereiteten, darum traubenechten Libanonwein vor, und wir lassen uns jetzt, lieber Gast, auch von Dir etwas aus der Heimat erzählen, nachdem Du so lange „die Ohren der Willigkeit“ unserem Geplauder geliehen hast.

Jetzt noch einmal frischen Muth gefaßt, denn wir haben noch die „Vorwerke“, die Nebengebäude zu besichtigen.

Das nächstgelegene ist der Betsaal, der durch einen Kreuzbogen mit dem Hause verbunden ist. Das ursprünglich für die deutschen Bibelstunden und andere festliche Versammlungen bestimmte Zimmer im Hause erwies sich bei vielen Gelegenheiten als zu beschränkt. Da klopfte Dr. Post bei seinen amerikanischen Freunden an und sammelte 4000 Mk. Mit diesem Gelde erbaute er uns einen schönen Betsaal, den der Orden würdig ausstattete. Beim Eintritt strahlt uns vom gegenüber liegenden gothischen Fenster ein farbenprächtiges Glasgemälde an und hält uns gleich eine Ansprache über Jesus, den guten Hirten. Denn Ihn stellt das Bild vor, wie Er das Verlorene sucht, ein wiedergefundenes Schäflein auf Seinen Schultern trägt. Darunter steht deutsch und arabisch die göttliche Liebeslockung: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.“

Hier sammelt sich nun, hauptsächlich die Diakonissengemeinde, allwöchentlich des Abends zu einer Bibelstunde, „zur grünen Aue“ des guten Hirten. Aber besonders festlich schaut der Betsaal drein zu Weihnachten, wenn der Libanon in schuldender Dankbarkeit eine Ceder oder eine würdige Cypresse als Jahrestribut zur Bescherungsfeier gesandt hat. Laß Dich in Gedanken zur letzten Feier zurückführen.

Die wesentlichen Vorbereitungen haben sich in der Stille vollzogen: Schwester Louise hat ihre Bittgänge zu der europäischen Gesellschaft Beiruts vollendet und ist von diesem Feldzuge gegen die Portemonnais und Kaufläden mit reicher Siegesbeute heimgekehrt. Denn sie versteht trotz einem Epaminondas die Taktik der „keil“-förmigen Schlachtordnung auf diesem weit schwierigeren Gebiete. Wo sind wohl die Menschen schwieriger als am Geldbeutel?

Die Geschenke, in welche sich der gesammelte Mammon verwandelt hat, sind zu ihrer passivischen Bestimmung bereit. Es kann beschert werden! Am Nachmittage des ersten Weihnachtstages werden alle Kranken, soweit sie irgend transportabel sind, in den Betsaal gebracht. Wie wunderbar erscheint ihnen wohl Alles, was sie da sehen und hören. Geht es doch den meisten wie uns in schwach erinnerlichen Kinderjahren, da uns der Weihnachtsbaum zum ersten Male leuchtete! Der Baum in der Mitte des Saales prangt aber auch in seltener Schönheit. Es kann ja nicht alle Jahre wie voriges Jahr eine bis zur hohen Decke reichende Ceder sein. Wir mußten uns dieses

Mal mit einer breitzweigigen Cypresse begnügen, welche übrigens in ihrem Bau unserer deutschen Tanne und Fichte am nächsten kommt und mit ihrem dunkeln nadelartigem Grün selbst das Auge eines Thüringerwaldkindes in einiger Entfernung täuscht. Unser Nadelbaum, die Pinie, verliert, ins Zimmer gestellt, alle Schönheit. Amerikanische und englische Damen haben unsere Cypresse mit bunten Papierblumen, Zuckersachen und dergl. ausgeputzt, und nun strahlt er in einem Lichtermeer. Daneben stehen zwei „Feuerwehrleute", die einzige Art, die der Orient kennt. Zwei Diener haben wassergefüllte Schwämme an Rohrstäben, um — man hat schon schlimme Erfahrungen gemacht — jeden „Waldbrand" im Keime zu ersticken. Unter dem Baume liegen noch von einem Tuche bedeckt die praktischen Geschenke für die Kranken: Kleidungsstücke, Wäsche, Schuhe und dergl., für die Kinder auch eine Puppe in arabischem Nationalkostüm und eine Peitsche für die Knaben. Denn in diesen Stücken sind die Wünsche der Kinder wohl in einer internationalen Uebereinstimmung. Sieh nur hin, wie die Augen der kleinen und der großen Kranken leuchten, die auf orientalischen Stühlen, d. h. ohne Stühle auf Strohmatten gekauert, die eine Hälfte des Saales einnehmen. Auf der andern Seite aber siehst Du auserlesenen Besuch, meist die freundlichen Spender der Gaben aus der deutsch-schweizerischen, amerikanischen und englischen Gesellschaft Beiruts, Männlein und Fräulein, Alte und Junge. Welch' letzteren der Baum besonders in die Augen sticht, „denn so einen großen glänzenden haben wir zu Hause nicht." Das Waisenhaus hat wieder seine besten Sängerinnen gesandt, die mit ihren frischen deutschen und arabischen Liedern die Feier begleiten, gleichsam zum Zettel der Rede den bunten Einschlag der Melodie geben. Ein deutsches Gebet eröffnet die Feier. Wer ist es, der so dringlich Gottes Segen zur Feier erbetet hat? Ja schau ihn Dir an, während die Kinder ein Lied anstimmen. Er verdient Deinen Blick nicht nur, weil er ein langjähriges, treues Mitglied unseres Hospitalcuratoriums ist. Du siehst in ihm Einen aus jener „Wolke von Märtyrern" („Hause Zeugen" bei Luther Hebr. 12, 1). Herr Staiger hat als Missionar in Abessynien und Theodorich, besser gesagt Wütherich, lange Jahre in grausamem Gefängniß, oft in Ketten geschmachtet und mußte jeden Tag ein qualvolles Ende seines Lebens durch Folter befürchten. Er könnte Dir erzählen von unsäglichen Greuelscenen, die er mit anschauen mußte. Aber der Gesang schweigt, wir müssen jetzt der Rede zuhören, der arabischen, welche der sprachgewandte Dr. Post an die Kranken richtet. Du hast es schon gemerkt, er hat nicht bloß den menschlichen Körper zum Objekte seiner ärztlichen Studien gemacht, sondern hat auch in der Seelenkunde sich reiche Kenntnisse gesammelt. Er weiß, was für Leute er vor sich hat und redet darum sehr begreiflich zu ihnen. „Ich sehe es Euch allen an, Ihr freuet Euch sehr. Ihr schaut auf diese Körbe voll Orangen und Mischmisch*) voll Nüsse und Süßigkeiten.**) Ja, die werden Euch bald wohl schmecken. Und wie gut wird Dir, Chalil, diese Jacke stehen, Dir, Ibrahim, jener Tarbusch, Dir, Labibeh, jene nagelneuen Pantoffeln. Aber halt, ehe Ihr die Gaben hinnehmt, denkt einmal nach und gebt nur Antwort. Wer schenkt Euch alle diese guten Sachen? frage ich Euch. Ihr sprecht: das sind gute Menschen, das sind die heiligen Schwestern, die uns das Alles hierher gebracht haben. Ja, aber ich frage Euch weiter: Warum sind denn diese Leute so gut, daß sie auch an Euch Kranke denken? Sind sie etwa Eure Verwandten? Dann wollte ich mich nicht wundern? Aber nein, sie sind Euch ganz fremd, Ihr kennt nicht einmal ihre Namen. Warum begehren Euch diese Fremden eine Freude zu machen? Ihr wißt keine Antwort? Nun so hört zu! Seht, diese fremden Leute freuen sich darüber, daß ihnen ein Heiland geboren ist, der ihnen ihre Sünden vergiebt und sie selig macht. Und ihre Freude darüber ist so groß, daß sie auch anderen wieder eine Freude machen möchten, auch Euch. Eure Wohlthäter sind Diener des Heilandes, des himmlischen Königs Jesus Christus. Nun versteht Ihr, denke ich, wenn ich Euch anders sage, wenn ich sage, der Heiland Jesus sendet Euch durch seine Diener auf Erden diese Gaben, daß Ihr Euch freuen sollt. Und der Heiland will Euch gern noch mehr als dieses Alles schenken, Er will Euch auch selig machen, wenn Ihr wollt. Das wäre erst ein Segen und eine Freude, wenn Ihr Euch das auch von Ihm schenken ließet und nun auch Seine gehorsamen Diener auf Erden würdet."

Auf daß aber auch die übrigen Festgäste, die ja nur theilweise das Arabische verstehen, nicht leer ausgehen, wird ihnen noch eine englische und eine deutsche Ansprache gehalten.

Was dann von der reichen Weihnachtstafel noch abfällt, das wird an einem späteren Tage in Gestalt von Reissäcken ꝛc. armen, gebrechlichen Leuten beschert und ihnen dazu von einem arabischen Lehrer noch ein Gotteswort mit auf den Weg gegeben.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

56. Der starke Küssow.

Eine der schönsten Sagen der Mark Brandenburg ist die Mär' von dem „getreuen Rodinger". Im Februar 1425 war Prenzlau, die Hauptstadt der Uckermark, von den Pommern erobert worden; die pommersche Partei unter den Bürgern, an deren Spitze die Bürgermeister Klaus Beltz und Zabel

*) Getrocknete Aprikosen.

**) Der Araber liebt gleich den Kindern und den Geistlichen die süßen Gerichte; darnach wäre das Sprüchwort zu erweitern: les enfants et les religieux aiment les douceurs.

Grieben standen, hatte im Einverständnisse mit einem pommerschen Edelmanne, Namens Klaus Köppen, welcher sich, als Knecht verkleidet, zum Wächter des Blindower Thores hatte anwerben lassen, den Herzogen Kasimir und Otto von Pommern=Stettin eine Mauerpforte geöffnet. Allein die Stadt Prenzlau blieb nur anderthalb Jahre lang in pommerschem Besitze. Herzog Otto hatte es sogleich mit den Prenzlauern verdorben; denn als er in dem „schwarzen Kloster" der Stadt die Huldigung der Bürger entgegennahm, hatte er ihnen gesagt:

„Wahrlich, Ihr wäret werth, daß Ihr übel behandelt würdet, soviel Ihr Eurer seid! Denn hättet Ihr Euch als biedere Männer gezeigt, und wäret Ihr nicht verzagte Memmen gewesen, so hätten wir Eure Stadt nimmer ohne Euren Willen gewinnen können."

Da waren die Prenzlauer, welche der Meinung waren, sich um Pommern gar sehr verdient gemacht zu haben, äußerst bestürzt. Von ihrem Gesichtsausdrucke kam das Sprüchwort auf: „Er sieht aus, als wenn er Prenzlau verrathen hätte."

Durch List war die Stadt an Pommern gekommen; durch List fiel sie auch wieder an Brandenburg. Ein Prenzlauer Rathmann, Namens Rodinger, war dermalen Obrister der Stadtknechte und ein guter Brandenburger. Als nun im August 1426 der Markgraf Johann der Alchymist wiederum vor Prenzlau stand, steckte der Rodinger über der kleinen Pforte der Stadtmauer am Uckersee eine Leuchte aus, ging dann dem Hohenzollernprinzen entgegen und führte ihn auf einer Furth des Wassers dem durch das Licht bezeichneten Pförtlein in dunkler Nacht entgegen. Er selbst, der starke Mann, trug den gepanzerten Markgrafen. Als er dem Ziele bereits ziemlich nahe gekommen war, schienen ihn indeß die Kräfte zu verlassen; er wankte und wäre auf dem schlüpfrigen Pfade beinahe umgesunken. Da sprach der Markgraf das berühmte Wort zu ihm: „Steh' fest, mein Mann, und wanke nicht; Du trägst die Mark Brandenburg auf Deinen Schultern!",

und dieses Wort stärkte den getreuen Rodinger derart, daß er mit Aufbietung seiner letzten Kraft den Markgrafen bis zur Wasserpforte hinbrachte. Die Wiedereroberung der Stadt gelang.

Oft ist seitdem in gefahrvollen Zeitläuften das Wort erklungen: „Steh' fest, mein Mann, und wanke nicht; Du trägst die Mark Brandenburg auf Deinen Schultern!", und stets hat dieses Wort einen begeisterten Widerhall in den Herzen gefunden. Die Losung in ihrer ernsten, auch die letzte Kraft zum Dienste des Vaterlandes herausfordernden Bedeutung wird bleiben wohl für alle Zeit.

Allein wie steht es um die geschichtliche Wahrheit des Vorganges? — Ist es möglich, einen Geharnischten durch den Ukersee zu tragen? — Wir müssen die Frage, wenigstens nach der heutigen Beschaffenheit des Wassers, entschieden verneinen. Noch stutziger aber werden wir, wenn wir sehen, daß nicht einmal der Name des Rodingers geschichtlich gesichert ist; denn der berühmte märkische Dichter und Satiriker Georg Rollenhagen bezieht in seinem „Froschmäuseler" diese Erzählung auf einen seiner eigenen Vorfahren und läßt dieselbe etwa ein Jahrhundert früher stattfinden. Er äußert nämlich mit Bezug auf den Frosch „Paulsback", welcher, die Maus „Bröselbieb" auf den Rücken tragend, im Wasser untertaucht, das Folgende:

„So that nicht Markwarb Rollenhagen,
Als er Markgraf Ludwig wollt' tragen
Durch die Uker bei Nacht in die Stadt,
Die von Pribislaw ihren Namen hat.
Der Herr sprach ohne Unterlaß,
Wie er ihm auf den Achseln saß:
„Steh' fest, mein Mann; es wird sonst arg;
Du trägst die Brandenburger Mark!" —
Er trug ihn sicher, leis' und wohl,
Wie man sein'n Herrn wol tragen soll,
Daß es der Pommer nicht erführ'.
Der b'lagert hat die Thor' und Thür.
Bis daß der Markgraf die Leut' ermahnt
Und dann den Feind trieb aus dem Land." —

Also selbst der Name des Helden ist streitig.

Noch bedenklicher aber erscheint uns die Erzählung, wenn wir vernehmen, daß fast das Gleiche von einem pommerschen Edelmanne erzählt wird. Es handelt sich dabei um die im Jahre 1476 vor Pyritz ausgefochtenen Kämpfe, und die Helden der Geschichte sind der Herzog Boguslaw X. von Pommern und ein pommerscher Edelmann, des Geschlechtes von Küssow. Kantzow erzählt:

„Die Pommern besorgeten, daß sie die Stadt Pyritz vor den Markgräflichen nicht möchten halten, und hielten einen Rath, wie sie Herzog Bugslaffen aus ihr wegbrächten. Nun war unter ihnen ein Küssow; derselbe wohnete nicht weit von dort. Der war im Pommerschen Bruche wohl bekannt und fand Wege, daß er den Herzogen durch den Teich bei dem Jungfrauenkloster trug, und brachte ihn von dannen mit aller Mühe und Gefahr durch das Plönische Bruch, daß er also davon kam."

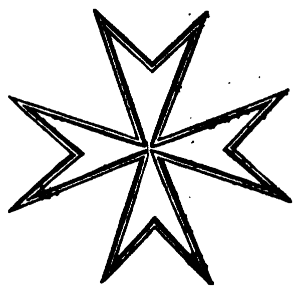
Angesichts dieser Nachrichten wird die Thatsächlichkeit der Begebenheit vor Prenzlau uns allerdings sehr zweifelhaft. Auf die Kraft und Wirkung des Wortes: „Steh' fest, mein Mann!" aber haben, Gott Lob!, diese kritischen Bedenken, welche die That des Rodingers in das Reich der Sage verweisen, nicht den mindesten Einfluß.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 14. August 1889. Nr. 33.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Lieutenant der Reserve des 3. Garde-Ulanen-Regiments, Kammerjunker und Majoratsbesitzer Christoph von Pressentin genannt von Rautter, auf Willkamm bei Skandau in Ostpreußen,

„ Rittmeister der Reserve des Litthauischen Ulanen-Regiments Nr. 12 Waldemar von Glasow, auf Lokehnen, Kreis Heiligenbeil,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des Kürassier-Regiments Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3 Albrecht von Glasow, auf Balga, Kreis Heiligenbeil,

„ Rittergutsbesitzer Reinhard Ludwig Weitzel von Mudersbach, auf Osterwein bei Osterode in Ostpreußen,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Kürassier-Regiment Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3 Hans Freiherrn von Sauerma,

„ Hauptmann à la suite des Schlesischen Füsilier-Regiments Nr. 38, commandirt als Lehrer zur Kriegs-Akademie, Max von Wedell,

„ Hauptmann a. D. Georg Kuhlwein von Rathenow, auf Wutschdorf, Kreis Schwiebus,

„ Rittergutsbesitzer Heinrich von Treskow, auf Dahlwitz bei Hoppegarten in der Mark,

„ Hofmarschall Max Grafen von Pückler, zu Berlin,

„ Second-Lieutenant der Reserve des Westfälischen Dragoner-Regiments Nr. 7 und Majoratsbesitzer Waldemar von Jena-Nettelbeck, auf Nettelbeck in der Ostpriegnitz,

„ Gesandten z. D. Ernst von Braunschweig zu Berlin,

„ Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer von Zastrow, auf Palzig bei Züllichau i. d. Neumark,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Husaren-Regiment von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3 Hans von Goetzen,

den Rittergutsbesitzer Fedor von Zobeltitz, zu Berlin,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Kürassier-Regiment Fritz von Voß,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Schützen-Bataillon Paul von Dassel,

„ Rittmeister a. D. Carl von Braunschweig, auf Moltow bei Groß-Jestin in Pommern,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment Freiherr von Derfflinger (Neumärkischen) Nr. 3 Eduard von Hagen,

„ Rittmeister a. D. Werner von Holtzendorff, auf Falkenburg bei Cordeshagen in Pommern,

„ Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirten Paul von Borcke, auf Rienow bei Labes in Pommern,

„ Landrath Carl von Davier, auf Gutenwerder bei Znin, Provinz Posen,

„ Landrath Dr. jur. Leo Freiherrn v. Lützow, zu Ostrowo, Regier.-Bez. Posen,

„ Rittergutsbesitzer Emil Hermann Alexander von Stiegler, auf Sobotka, Regier.-Bez. Posen,

„ Geheimen Regierungsrath und Vorsitzenden der Provinzialständischen Verwaltungs-Commission der Provinz Posen Dr. jur. Arthur Adolf Grafen von Posadowsky-Wehner, zu Posen,

„ Ober-Regierungsrath Otto von Gruben, zu Bromberg,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Courbière (2. Posenschen) Nr. 19 Curt von Landwüst,

„ Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Carl Grafen von Rittberg, auf Polanowitz bei Pitschen in Schlesien,

„ Hauptmann im 2. Garde-Landwehr-Regiment und Rittergutsbesitzer Gebhard Rudolf von Byern, auf Deutsch Jägel bei Schreibendorf in Schlesien,

„ Major z. D. von Loesen, zu Görlitz,

den Rittmeister und Escadron-Chef im Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1 Fabian Burggrafen und Grafen zu Dohna,
„ Landrath Georg Adam Sylvius von Heydebrand und der Lasa, zu Breslau,
„ Major und etatsmäßigen Stabsoffizier im Ulanen-Regiment von Katzler (Schlesischen) Nr. 2 Leonhard Freiherrn von und zu Egloffstein,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11 Gotthardt von Dresky,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1 Heinrich Freiherrn von Schuckmann,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Thüringischen Ulanen-Regiment Nr. 6 Johannes von Dewitz genannt von Krebs,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Braunschweigischen Husaren-Regiment Nr. 17 Erik von der Marwitz,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Braunschweigischen Husaren-Regiment Nr. 17 Richard von Koppy,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 4. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 72 Freiherrn von Troschke,
„ Oberst und Commandeur des 1. Hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 13 von Wurmb,
„ Major a. D. Julius Freiherrn von Eckardstein, zu Oldenburg,
„ Lieutenant a. D. Kurt von Bülow, zu Hannover,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15 Oscar von Stuckrad,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Westfälischen Ulanen-Regiment Nr. 5 von Engelcken,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälischen) Nr. 55 Hermann von Viebahn,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Westfälischen Jäger-Bataillon Nr. 7 Bodo von Oheimb,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Westfälischen Dragoner-Regiment Nr. 7 von Gustedt I.,
„ Hauptmann im 4. Garde-Regiment zu Fuß und Adjutanten der 31. Division Alexander von Linsingen,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Württembergischen Dragoner-Regiment Nr. 26 Eduard Freiherrn von Crailsheim-Rügland,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Ulanen-Regiment König Wilhelm (2. Württembergischen) Nr. 20 Erwin Freiherrn Seutter von Lötzen,
„ Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn und Intendanten des Hoftheaters und der Hofkapelle Carl Freiherrn von Ledebur, zu Schwerin,
den Freiherrn Albrecht von Maltzahn, zu Ivenack bei Stavenhagen in Mecklenburg,
„ Grafen Hermann von Bernstorff, auf Dreylützow bei Wittenburg in Mecklenburg,
„ Herzoglich Sachsen-Meiningenschen Kammerherrn Friedrich Freiherrn von Stein zu Nord und Ostheim, auf Wehrda, Kreis Hünfeld,
„ Premier-Lieutenant a. D. Georg von Mosch, zu Darmstadt,
„ Major und Bataillons-Commandeur im 1. Königlich Sächsischen (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100 von Stieglitz,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Königlich Sächsischen (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100 Georg von Criegern,
„ Königlich Sächsischen Rittmeister z. D. Egon Grafen von Rex, zu Schloß Zehista bei Pirna,
„ Gutsbesitzer Georg Paul Heinrich von Winckler, zu Dresden,
„ Königlich Bayerischen Rittmeister à la suite Gottlieb Freiherrn von Süßkind, auf Dennenlohe bei Wassertrüdingen in Bayern,
„ Hauptmann a. D. von François, zu Baden-Baden,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Lützow (1. Rheinischen) Nr. 25 Friedrich von Jagwitz,
„ Großherzoglich Badischen Referendär bei dem Staatsministerium Dr. jur. Udo Freiherrn von La Roche Edlen Herrn von Starkenfels genannt von Bulée, zu Karlsruhe,
„ Kaiserlich Russischen Hofrath a. D. Alphons Freiherrn von Buxhöweden, auf Schloß Leal bei Rewal in Ehstland,
„ Kaiserlich Russischen Botschafts-Secretair Constantin von Knorring, zu Berlin,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 25. Juni d. J. stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens theilen wir hier das Nachstehende mit:

1. Nachdem der Durchlauchtigste Herrenmeister das Gebet gehalten und demnächst das Capitel für eröffnet erklärt hatte, bat der Ordens-Canzler vor Eintritt in die Tagesordnung hervorheben zu dürfen, daß der gestrige Tag (24. Juni) für den Johanniter-Orden von besonderer Bedeutung sei. — Vor 25 Jahren, am 24. Juni 1864, habe der Durchlauchtigste Herrenmeister in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg den Ritterschlag und die Investitur erhalten, nachdem Höchstderselbe wenige Tage zuvor, am 17. Juni 1864, zum Ehrenritter des Johanniter-Ordens ernannt worden war. —

Der Orden danke Gott, in Seiner Königlichen Hoheit einen Ritter gewonnen zu haben, der das Wohl des Ordens stets so treu im Herzen getragen und der nunmehr seit 6 Jahren als Herrenmeister die Regierung des Ordens mit vollster Hingabe und großem Erfolge geführt habe. Der Orden bitte Gott, ihm noch lange den Durchlauchtigsten Herrenmeister in voller Kraft und Gesundheit erhalten zu wollen.

Im Namen des Ordens und des Capitels sprach der Canzler Seiner Königlichen Hoheit auch bei dieser Gelegenheit den Dank aus für Seine segensreiche Regierung und alles Gute, was Höchstderselbe für den Orden gethan.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister dankte dem Ordens-Canzler für diese Worte und dem Capitel für diesen Beweis treuer Gesinnung. Er sei sich bewußt, daß wenn manches, was schon bei Wiederbelebung des Ordens geplant war, unter seiner Regierung und auf seine Anregung hin erreicht worden, er das mit der Unterstützung des Ordens-Capitels verdanke.

Gern wiederhole er auch heute das Versprechen, stets mit ganzer Kraft für den Orden wirken, sich der Regierung desselben widmen zu wollen. —

2. Die Westfälische Genossenschaft des Ordens hat im Bade Lippspringe zwei Häuser eigenthümlich erworben und solche als Asyle für unbemittelte Badegäste — gleichwie sie in Oeynhausen schon ein solches besitzt, das großen Segen bringt — eingerichtet und bereits dem Gebrauche übergeben.

   Als Beihilfe zu den Kauf- und Einrichtungskosten dieser Asyle bewilligte das Capitel der Westfälischen Genossenschaft eine Beihilfe von 15 000 Mk., ebenso für die Zeit vom 1. Juli 1889 bis dahin 1890, 300 Mk., zur Gewährung freier Verpflegung unbemittelter Kranker in diesen Asylen.

3. Der Württembergischen Genossenschaft des Ordens, welche in Schwäbisch-Hall ein Kinder-Krankenhaus zu 16 Betten erbauen will, wurden die Kosten dafür und für die innere Einrichtung mit 40 000 Mk. vom Capitel aus der Ordens-Kasse bedingungsweise gewährt, damit dies Haus, welches im Garten des Diakonissenhauses zu Schwäbisch-Hall errichtet werden soll, nicht ein bloßer Annex derselben werde, sondern die Johanniter-Thätigkeit dauernd zum Ausdruck bringe.

4. Nachdem nunmehr die Pläne und der Kostenanschlag für das von der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens in Heiligenstadt zu gründende Krankenhaus, dessen Kosten sich auf 75 000 Mk. belaufen werden, gefertigt und genehmigt worden sind, hat der Commendator Prinz Hugo von Schoenburg-Waldenburg, der Genossenschaft, statt der vom Capitel bereits früher in Aussicht gestellten Beihilfe von 20 000 Mk. zu diesem Baue, eine solche von 25 000 Mk. zu bewilligen, was vom Capitel genehmigt wurde.

5. Dem Paul-Gerhardt-Stifte in Berlin gewährte der Durchlauchtigste Herrenmeister aus Höchstseinem persönlichen Johanniter-Dispositions-Fonds, als Beihilfe zu den großen Kosten des Neubaues seines Anstaltsgebäudes, eine Unterstützung von 1 000 Mk.

6. Der Antrag des Commendators Grafen Friedrich zu Solms-Laubach wegen Aenderung des officiellen Namens seiner Genossenschaft: „Genossenschaft von Johanniter-Rittern im Großherzogthum Hessen", in: „Hessische Genossenschaft von Johanniter-Rittern" und die dadurch bedingten Aenderungen der Statuten, wobei zugleich auch sonstige Abänderungen derselben angenommen worden sind, erlangte, nach dem dafür vorgelegten neuen Statuten-Entwurfe, die Genehmigung des Capitels.*)

6. Der Ordens-Werkmeister theilte über das Institut der dienenden Schwestern des Ordens und dessen weitere Entwickelung mit, daß 32 neue Lehrpflegerinnen seit dem letzten Capitel am 25. Januar d. J. angenommen worden seien. 180 Patente für dienende Schwestern sind bisher ausgefertigt und 7 derselben zurückgegeben worden. Fünf dienende Schwestern sind zum Diakonissendienst übergetreten; drei von den dienenden Schwestern haben sich verheirathet, sind aber dienende Schwestern des Ordens geblieben. Eine dienende Schwester ist auf zwei Jahre zur Ausübung der Krankenpflege nach Zanzibar gegangen.

7. Commendator Graf von Bismarck-Bohlen theilte mit, daß die Pommersche Genossenschaft des Ordens beschlossen habe, das Siechenhaus „Martin-Stift" in Greifswald als Ordenshaus zu übernehmen. Er werde demnächst die Herbeiführung der Landesherrlichen Genehmigung dieserhalb bei dem Durchlauchtigsten Herrenmeister erbitten.

   Die Kosten der Unterhaltung dieses Siechenhauses tragen die Johanniter-Ritter in Neuvorpommern.

Ein Gang durch das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien.

(Schluß.)

Wir kehren von diesem Ausfluge in die Weihnachtszeit zur Gegenwart zurück und wandern zu den weiteren Vorwerken. Dort die ausgespannten Leinen verrathen uns, daß „der Hausfrauen Festtag", daß Waschtag ist. An den Waschraum stößt ein ein-

*) Diese neuen Statuten der „Hessischen Genossenschaft von Johanniter-Rittern" sind in Nr. 28 dieses Blattes vom 10. Juli d. J. bereits publicirt worden.

stöckiges solides Sandsteingebäude. Darin weilen die, welche auf lebenslängliche Verpflegung im Hospital abonnirt sind. Aber, wie, fragen mich Deine Augen, ist das Hospital auch für solche zugleich ein Feierabendhaus? Erlauben das die Statuten? Ja was fragen wir nach Statuten; sind doch diese lebenslänglichen Pensionäre für unser Hospital durchaus unentbehrlich! Horch, da giebt eben einer dieser Lebenslänglichen auch seine Zustimmung mit einem vornehmlichen „Ja, Yah"; das ist unseres braven Hausesels liebliches Organ. Und „Muh, muh", so tönt es aus dem benachbarten Raume. Das klingt ja ganz chinesisch, wenn nicht klein Hänschen „kindlich Gemüth" auch hier „weiter sieht" mit seinem Weisheitsspruche: „Muh, muh, muh, so spricht die Kuh. Sie giebt uns Milch und Butter. Wir geben ihr das Futter." Bist Du jetzt mit unserer Statutenumgehung einverstanden?

Wir lassen die Lebenslänglichen ungestört in der tiefen Ruhe ihres An- und Fürsichseins, denn Denker brauchen Ruhe, und man findet ja ganz abgesehen von der breiten Denkerstirn und von der Milch meist gar nicht frommen Denkungsart bei der Kuh allerlei philosophische Charaktermerkmale. Wer will darum der alten Egypter spotten, wenn sie ihren heiligen Kühen königliche Grabstätten bereiteten?

Aber an dem kleinen dort angebauten Eckstübchen gehen wir nicht vorüber. Nur ein schmales Fensterchen giebt ihm Licht, denn wer darin wohnt, braucht kein irdisches Licht mehr. Es ist das Todtenkämmerlein. Ein Pfefferbaum breitet seine palmenartigen Blattrispen über das stille Stübchen. „In seinen Zweigen spürest Du kaum einen Hauch. Warte nur, balde, balde ruhst Du auch!" Oder scheust Du den Tod im Ernste? Nein, nur die der Welt angehören, erschrecken vor Allem, was sie an den Tod erinnert. Aber nicht wahr, lieber Gefährte, wir fürchten uns nicht vor dieser Erinnerung an unsern eigenen Tod. Wir seufzen nicht: „Ach wie so bald verhallet der Reigen. Ach wie so bald in trauerndes Schweigen wandelt sich alle die Fröhlichkeit." Wir wissen ja, daß unser Erlöser lebt. Kann uns doch kein Tod nicht tödten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöthen.

Noch einige Schritte vorwärts, da lugt aus dem Grün ein schmuckes Häuschen hervor. Es blinkt und blankt, wie wenn eben erst Maurer und Tüncher und Ziegeldecker den Rücken gekehrt hätten. Und dem ist auch so. Noch vor nicht vielen Monden trieben da Kartoffeln ihr vom Pessimisten Hartmann hochgepriesenes dunkel-bewußtloses, glückseliges Keimleben, wo sich jetzt unser kleines Isolirhaus erhebt. Eine breite Flügelthür, mit dem Johanniterkreuz im Mittelfelde, führt uns in einen minimalen Vorraum, von dem aus 3 Thüren in 2 Krankenzimmer und in die Pflegerstube sich öffnen. Noch waren die Wände nicht ganz trocken, da mußte sich ein Zimmer schon aufthun für einen englischen Kapitän, einen wetterfesten Seemann, dem das Stilleliegen gar nicht behagen wollte. Aus Persiens Golf war sein Schiff mit Tumbak, dem persischen Tabak für die Wasserpfeifen, mit Datteln und Teppichen ausgefahren, um seine Waaren der schönen Beirut anzubieten. Im Rothen Meere, dieser Gluthölle, wurde der Kapitän von einem Insekt gestochen, und zu dieser Wunde gesellte sich eine bedenkliche Rose. Im Isolirhäuschen wurde dem Kapitän seine Rose abgenommen, wofür seltsamer Weise er, der Geber, dankte. Während er sich auf seinem Lager wälzte, voll Verlangen nach der freien Meeresluft, fuhr sein Schiff weiter nach England und versank im Sturme an der Themsemündung. —

Schon sind 2 andere Kranke, die der Isolirung bedurften, in unser Häuschen eingezogen, und beweisen, wie nöthig der Bau des Hauses war.

Jetzt kehren wir um. Nur noch der Klinik, die am andern Ende des Grundstückes gelegen ist, nahe am Hauptthore, sind wir noch einen Besuch schuldig. Auf dem Wege laß Dir noch den arabischen Diener des Hospitals vorstellen, der uns das Isolirhaus aufgeschlossen hat. Er ist Muhamedaner, aber er bewahrheitet die leider traurige Behauptung, daß die Moslems ehrlicher, aufrichtiger und treuer seien als die meisten der syrischen Christen. Ja er ist ein treuer und geschickter Diener des Hauses seit vielen Jahren, zu Allem willig mit fröhlichem Gesichte, ein Factotum im besten Sinne des Wortes, wie ich ein solches Dir und Deinem Hause wünsche. Unser Chalil, so heißt er, hat auch einen wesentlichen Antheil an dem soliden und billigen Bau des Isolirhauses, zu welchem er die Arbeiter und das Material besorgte. Sein voller Name lautet Chalil ibn Osman Saade, Sohn des Osm. S., so nennt er sich in gebührender kindlicher Erfurcht und Dankbarkeit. Alle Welt aber nennt ihn nicht ibn, sondern abu Osman, Vater des Osm., denn Chalil hat seinem Erstgeborenen des Vaters Vornamen gegeben. Und einen Sohn — eine Tochter kommt nicht in Betracht — zu haben, gilt im Orient noch viel mehr, verleiht dem arabischen Vater einen ungleich strahlenderen Nimbus, als wenn in Deutschland ein Vater seinen Erstgeborenen „hocherfreut" in die Zeitung setzen läßt. Darum glaubt man hier zu Lande Jemand nicht höher ehren zu können, als wenn man ihn „Vater seines ältesten Sohnes" ruft. Ja selbst einem Junggesellen giebt man den Abutitel; man nennt ihn z. B. abu Iskander, wodurch er sich, wenn er nun Ehemann und Vater wirklich wird, meist verpflichtet, seinem Sprossen den urgirten Namen beizulegen, ihn Iskander zu nennen. Ordentlich spaßhaft wird vollends die Sache, wenn Einem die Vaterschaft zwar abgeht, dafür aber ein hervorragender Schnurrbart wächst. Dann kann er der Vaterehre doch nicht entgehen; man wird ihn sicherlich abu Schwerib nennen (Vater des Schnurrbartes).

Vergiß nicht, Dir diesen nahezu 2 Meter langen Wasserbehälter aus gebranntem klingenden Thon anschauen. Das ist ein alter Sarkophag, den man beim Grundgraben des Hospitals gefunden hat. Es ist eins jener Meisterwerke der alten Töpferkunst, die in solcher Vollkommenheit herzustellen der heutigen Töpferzunft unmöglich ist.

Und dort vor dem Waschhause steht noch solch ein stummer Zeuge alter Zeiten. Dieser zweite Sarkophag ist aus einer mächtigen Sandsteinquader gemeiselt, so lang und geräumig, daß ich meine 1,8 m bequem darin strecken kann. Auch dieses wohl erhaltene Stück Alterthum, das jetzt zum Brunnentrog dient, wurde auf dem Hospitalsgrunde gefunden. Es war zugedeckt mit einer Marmorplatte, die nunmehr auf der Terrasse seitlich vom Hospitale unter einer riesigen weißgeränderten Aloë eine Ruhebank bildet. Es muß gewiß ein kleineres Exemplar gewesen sein, bei welchem Moritz Busch der glorreiche Vers einfiel: Dies ist die bittere Aloë; setzt' man sich drauf, so thut es weh. Unsere Alos ist so hoch, daß man sich beim besten Willen nur darunter setzen kann.

Wir schreiten weiter, zur Abwechselung passiren wir einmal die Rückseite des Betsaales. Da sproßt ein zukünftiger Palmenhain. Ein Pinienwäldchen dort nach Westen zu hat schon bessere Fortschritte gemacht; seine Stämme sind schon zur Mannshöhe gediehen und haben schon ein Picknick erlebt einem scheidenden Doctor zu Ehren.

Vorbei am Hauptgebäude, dessen Rückwand rothblühende Passionsranken bedecken, vorbei an einigen breitästigen Johannisbrodbäumen, welche ihre seltsamen Fruchtblüthen direkt aus der Rinde des Stammes und der dickeren Zweige treiben und ein Heer fleißig summender Bienen anziehen. Da unten im kleinen Thale, hinter der Bananenpflanzung mit ihren malerischen Riesenblättern und aromatischen Früchten, ist der Hühnerhof eingezäunt. Vor einiger Zeit sprang zwischen dem Federvieh eine kleine, zierliche Antilope umher. Aber das Geschöpf der Wildniß wollte trotz seiner civilisirten Umgebung und seiner eigenen bildungsfähigsten Jugendperiode keine gebildeten Manieren annehmen, sondern ging mit seinen spitzen Hörnern einem jeden Besucher des Hühnerhofes zu Leibe. Da riß endlich den sanftmüthigen Schwestern der Faden der Geduld und damit der Antilope der Faden des Lebens.

Wir nahen der Klinik. Röthlich schaut sie aus der Bäume Grün, als wollte sie das Werk drinnen in ihren Mauern andeuten, das so oft Blut fordert. Aber sieh, da über uns im Spaliere circulirt ein anderes Blut, das Blut der Trauben. Ich wollte wohl, Du könntest eine der dunkelblauen Trauben pflücken, die mit ihrem Erdbeeraroma den sommerlichen Besucher zum Naschen reizen. Aber es ist jetzt noch keine Traubenzeit. Doch dort von den goldig schimmernden Apfelsinen können wir uns einige pflücken und auf frischer That verspeisen; eine letzte Erfrischung auf dem Wege.

Die Klinik ist wie alltäglich geöffnet. Heute hat gerade Dr. Post, der gesuchteste Operateur unsrer Stadt, die Poliklinik. Da stehen und lagern viele Menschenkinder mit ihren Bresthaftigkeiten um das Haus herum, bis an sie die Reihe kommt. Wir gehen durch die Menge hindurch und treten ins Haus. Rechts blicken wir durch einen großen Schalter in die Apotheke. Diesem Arsenal des Pulvers und der Pillenkugeln steht Schwester Henriette vor, die Ostpreußens Föhren mit des Südens Palmen vertauscht hat und das Arabische nun ebenso geläufig „snakt", wie ihr heimatliches Plattdeutsch. Links öffnet sich der Warteraum, durch welchen wir in das Klinikzimmer selbst gelangen. Inmitten seiner syrischen Studenten waltet hier Dr. Post. Denn die Studenten der amerikanischen medicinischen Hochschule machen hier ihre praktischen Curse durch in Beobachtung der vielen Krankheiten, die den menschlichen Körper quälen.

Wie viel verschulden aber die leichtsinnigen Menschen selbst an ihren Leiden! Der Doctor führt uns eine Frau zu, die ein Kind auf dem Arme trägt. Er hebt den Schleier, der den Kopf des armen Kindes bedeckt, und wir schauern zusammen über den Anblick, der sich uns bietet. Das eine Auge des beklagenswerthen Geschöpfes ist fast aus dem Kopfe getrieben, sodaß der Schleier daran anklebte. Vor einigen Monaten wäre die Entzündung des Auges wahrscheinlich schnell zu heben gewesen. Aber die unverständige Mutter lief erst zu allen Tanten und Basen, ein Hausmittel nach dem andern wurde probirt, eins sinnloser und abergläubischer als das andere. Dabei wurde das kranke Auge nie gewaschen, denn Nichts, meint man allgemein im Orient, ist den Augen schädlicher als reines Wasser. Erst als der Schaden unheilbar war, kam das Weib zu unsrer Klinik. „Saftige Feigen möchte man den Leuten geben," meint die erzürnte Schwester Louise, „aber hinter die Ohren".

Wir sind am Ende unseres Rundganges. Soll ich Dir nun, lieber Leser, Adieu sagen? Soll Dich diese letzte grelle Disharmonie zum Thore hinausgeleiten? Nein, laß uns zum Schluß noch ein wenig den Garten durchwandeln, damit wir nicht mit dem Eindrucke menschlichen Leichtsinns und Unverstandes, sondern mit der Empfindung des göttlichen Verstandes in den Werken seiner reichen Natur von dannen gehen. Viel lieber noch als durch den sichtbaren Garten ums Hospital herum, möchte ich Dich durch einen anderen Garten führen, einen unsichtbaren, dessen Segensblüthen von dem Barmherzigkeitswerke des Hospitales getrieben und gezeitigt werden. Ich möchte gern mit Dir die Segensspuren wandeln, die vom Hospitale ausgehen.

Aber die sind eben unsichtbar, im geheimen Herzenswinkel von dannen ziehender Menschenkinder. Von den 65 Betten des Hospitals sind meist wenige leer.

Das letzte Jahr wies 11953 Krankentage auf, eine Zahl die in manchen Jahren schon bis zu 20000 gestiegen ist. Poliklinische Consultationen wurden im verflossenen Jahre 8390 ertheilt, und frühere Jahre haben's zu 14000 gebracht.

Und wenn auch hier das Wort: „Undank ist der Welt Lohn" oft seine traurige Bestätigung findet, so ist doch der Segen christlicher Liebe ein Zeugniß auch über die Undankbaren. Der armenische Erzbischof in Jerusalem, der einst in unserm Hospitale pflegende Liebe fand, kommt nie durch Beirut, ohne unser Hospital aufzusuchen zum Ausdrucke seiner Dankbarkeit. Aber der meiste Segen, der von hier ausgegangen, bleibt verborgen. Und so kann ich nur Dich und mich vertrösten auf die schöne Ewigkeit, da wir die Hochschule der Geschichte beziehen sollen. Dort werden wir ganz anders die Geschichte studiren, dort werden wir die Segenshände in jedem vollendeten Menschenleben schauen, dort wird auch der Segen der Liebesarbeit unseres Hospitales sich vor uns ausbreiten, und wir werden mit unnennbarem Entzücken durch diesen blühenden Garten Gottes wandeln, durch diesen paradiesischen Garten unseres Hospitals. Da wird in immer neuem Freudenerstaunen unsere Seele aufjauchzen. Ja was wird das allein schon für eine Freude sein!

So reiche ich Dir, lieber Leser, die Hand mit dem französischen Gruße Adieu, der ein gar schöner Gruß ist. „Gott befohlen, zu Gott" enthält dieser Gruß zugleich. Zu Gott! Ja dahin wollen wir wandeln in Demuth und Glauben, der in der Liebe thätig ist, auf daß wir uns einst vor Gottes Throne treffen und leiblich die Hände reichen mögen. Adieu!

Otto Fritze.

Deutsche Adelssagen.

57. Der Junker von Falkenberg.

In der ältesten, bis jetzt nachgewiesenen ihrer Formen gehört auch die weltbekannte Sage von dem „fliegenden Holländer" dem Kreise der deutschen Adelssagen an.

In Niedersachsen, so heißt es, lebte einst ein deutscher Edelmann, des Geschlechtes von Falkenberg; der erschlug, von wilder Eifersucht geblendet, seine Braut und seinen Bruder. Vom Fluche seiner That getrieben, eilte er dann nach Norden, dem deutschen Meere, der Nordsee, zu. An deren Gestade fand er ein gespenstiges Boot, welches seiner harrte; denn: „Exspectamus te!", — also lautete der Gruß des unheimlichen Bootführers an den schuldbeladenen Edelmann. Der Junker von Falkenberg stieg ein; das Boot setzte ab und brachte ihn an Bord eines höllischen Fahrzeuges. Hier fand der Edelmann seinen guten und seinen bösen Geist; die beiden würfelten um seine Seele, und der Böse gewann. So treibt nunmehr das Fahrzeug schon seit mehr denn 400 Jahren immer auf der See, dem Norden zu, ohne einen Mann am Ruder, unabhängig von Wind und Seegang. Der Rumpf ist grau; dunkel die Segel, falb die Flagge; des Nachts aber leuchten höllische Flammen von den Tops. Auf dem Bugspriet sitzt der Klabautermann. Verloren ist jedwedes Schiff, welches dem Herrn von Falkenberg begegnet; nimmer kommt der Seemann nach Hause, welcher diesem gespenstigen Kapitäne in's Weiße der Augen geschaut hat. So Marinepfarrer Heims. —

Ein Geschlecht der Falkenberg ist allerdings an verschiedenen Orten des Niedersachsenlandes nachweisbar. Die vorliegende Form der Sage aber mag sich in dem Jahrhunderte der „Vitalienbrüder" herausgebildet haben, als viele deutsche Junker aus den Küstenländern — Seeräuber geworden waren. Die Wurzeln der Ueberlieferung vom „fliegenden Holländer" liegen indessen noch viel tiefer; sie gehen bis auf den Brauch der seeanwohnenden germanischen Stämme zurück, die Todten in einem angezündeten Fahrzeuge auf's Meer hinaus treiben zu lassen. Schon Prokop, der Geschichtsschreiber des gothischen Krieges, spricht von einem „Todtenschiffe", welches in „fliegender Eile" von der batavischen Küste nach Britannien, dem Lande der Seelen, hinüberfährt. Ein Geisterschiff führte auch die Seele des guten Königs Dagobert hinweg; ein anderes gespenstiges Fahrzeug aber brachte nach der mönchischen Sage den Major domus Karl Martell, welcher geistliches Gut säkularisirt hatte, in die Hölle auf der Insel Stromboli. Ott' Heinrich, der Pfalzgraf bei Rheine, begegnete bei seiner Jerusalemsfahrt bekanntlich auch dem „Enderle von Ketsch."

Wohl mochte man mit Recht in jener Zeit, als Gothland, Bornholm, der Zingst und der Darß, Falster und Moen, ja selbst Helgoland und Wangeroge, vor Allem aber die ostfriesische Küste von verzweifelten deutschen Junkern wimmelten, in dem Führer des todbringenden Gespensterschiffes einen deutschen Edelmann erkennen: das Symbol hatte in gewissem Sinne reale Wahrheit. Allein die Deutschen wurden ruhiger und verloren nach und nach die Lust zum Seeraube ganz und gar. Da traten dann auch wirkliche „fliegende Holländer" an die Stelle des Junkers von Falkenberg; die Sage ging auf die berühmten Seehelden van der Decken, Bernhard Focke, van Straten und endlich auch auf van Diemen über.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

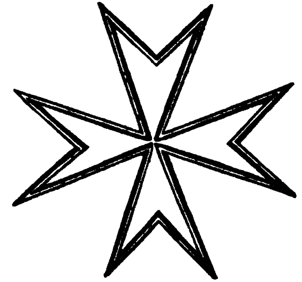
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 21. August 1889. Nr. 34.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	47			
	Zugang pro " "	42			
		89			
	Abgang " " "	38			
	Bleibt Bestand	51	51	1 570	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	102			
	Zugang pro " "	60			
		162			
	Abgang " " "	72			
	Bleibt Bestand	90	90	3 224	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	101			
	Zugang pro " "	60			
		161			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	140	140	4 346	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	22			
	Zugang pro " "	19			
		41			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	26	26	852	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	21			
	Zugang pro " "	29			
		50			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	38	38	1 019	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	17			
	Zugang pro " "	20			
		37			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	21	21	591	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	30			
	Zugang pro " "	18			
		48			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	31	31	896	43
	zu übertragen		397	12 498	475
	Uebertrag		397	12 498	475
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	15			
	Zugang pro " "	20			
		35			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	15	15	561	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	39			
	Zugang pro " "	20			
		59			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	42	42	1 239	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	14			
	Zugang pro " "	14			
		28			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	17	17	539	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	35			
	Zugang pro " "	22			
		57			
	Abgang " " "	29			
	Bleibt Bestand	28	28	1 007	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	28			
	Zugang pro " "	43			
		71			
	Abgang " " "	31			
	Bleibt Bestand	40	40	1 022	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	21			
	Zugang pro " "	16			
		37			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	20	20	694	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	25			
	Zugang pro " "	32			
		57			
	Abgang " " "	32			
	Bleibt Bestand	25	25	818	40
	zu übertragen		584	18 378	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		584	18 378	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	80			
	Zugang pro	43			
		123			
	Abgang	48			
	Bleibt Bestand	75	75	2 374	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	26			
	Zugang pro	17			
		43			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	26	26	811	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	50			
	Zugang pro	25			
		75			
	Abgang	28			
	Bleibt Bestand	47	47	1 593	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	10			
	Zugang pro	19			
		29			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	16	16	370	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	20			
	Zugang pro	18			
		38			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	17	17	617	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	17			
	Zugang pro	5			
		22			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	8	8	377	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	20			
	Zugang pro	58			
		78			
	Abgang	41			
	Bleibt Bestand	32	32	1 046	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	18			
	Zugang pro	15			
		33			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	14	14	460	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1889	10			
	Zugang pro	—			
		10			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	8	8	263	18
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	17			
	Zugang pro	9			
		26			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	11	11	448	19
	zu übertragen		838	26 737	1 275
	Uebertrag		838	26 737	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	14			
	Zugang pro	12			
		26			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	11	11	368	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	12			
	Zugang pro	23			
		35			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	15	15	408	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	1			
	Zugang pro	5			
		6			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	5	5	96	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	2			
	Zugang pro	5			
		7			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	4	4	143	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1889	31			
	Zugang pro	—			
		31			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	30	30	947	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	19			
	Zugang pro	20			
		39			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	22	22	664	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	4			
	Zugang pro	8			
		12			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	5	5	155	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	20			
	Zugang pro	30			
		50			
	Abgang	29			
	Bleibt Bestand	21	21	639	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	26			
	Zugang pro	15			
		41			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	31	31	980	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juli 1889	80			
	Zugang pro	71			
		151			
	Abgang	68			
	Bleibt Bestand	83	83	2 550	86
	zu übertragen		1 065	33 687	1 604

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 065	33 687	1 604
35.	**Lippspringe:***)				
	Bestand am 15. Mai 1889	—			
	Zugang pro Mai, Juni u. Juli	94			
		94			
	Abgang	54			
	Bleibt Bestand	40	40	2 724	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	18			
	Zugang pro " "	10			
		28			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	16	16	547	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	7			
	Zugang pro " "	7			
		14			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	3	3	161	38
38.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	35			
	Zugang pro " "	22			
		57			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	30	30	973	36
39.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	8			
	Zugang pro " "	12			
		20			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	11	11	357	28
40.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juli 1889 .	22			
	Zugang pro " "	6			
		28			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	16	16	595	20
	Zusammen		1 181	39 044	1 787

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli c. beträgt 838, davon sind gestorben 57
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 94
geheilt 687
wie vor 838.

41. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Juni 1889** . . . . 42 Kranke.
Zugang pro **Juni 1889** . . . . 44 "
86 Kranke.

Davon sind
gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 12
geheilt 26
40 "

Bleibt Bestand am **1. Juli 1889:** . . . . 46 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 12 orientalische Christen, 3 Muhamedaner, 22 Drusen und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1889 beträgt 1033.

Poliklinisch wurden 752 Personen behandelt.

*) Am 15. Mai d. J. neu eröffnet.

1. Friedrich Wilhelm Hermann von Kameke, General der Infanterie z. D., Rechtsritter seit 1876, † zu Berlin 6. August 1889.
2. Christoph von der Decken, Forstmeister a. D., Ehrenritter seit 1865, † zu Nustrow bei Tessin in Mecklenburg 4. August 1889.
3. Wilhelm Julius von Hellermann, Landrath a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Cartzin bei Brückenkrug in Pommern, Ehrenritter seit 1860, † 10. August 1889.
4. Otto von Luck, Major a. D., Ehrenritter seit 1872, † zu Wiesbaden 15. August 1889.

Das Asyl des Johanniter-Ordens für unbemittelte Badegäste zu Lippspringe in Westfalen.

Die Westfälische Genossenschaft des Johanniter-Ordens gründete im Jahre 1878 zu Oeynhausen ein Asyl für unbemittelte Badegäste. Diese Anstalt, welche ursprünglich nur 28 Betten enthielt, erwies sich so segensreich, daß sie erweitert werden mußte und zur Zeit 86 Krankenbetten hat, die während der ganzen Badesaison stets belegt sind. —

Um nun auch den vielen, zumeist brustkranken, unbemittelten Personen, welche zur Heilung oder Linderung ihres Leidens das Bad Lippspringe besuchen, die gleiche Wohlthat zu Theil werden zu lassen, hat die Westfälische Genossenschaft daselbst zwei Grundstücke eigenthümlich erworben und wohl eingerichtet, bereits am 15. Mai d. J. dem Gebrauche übergeben.

Die Pflege in beiden Häusern, von denen das eine mit 21 Betten für Kranke aus den besseren Ständen, das andere mit 20 Betten für Kranke der unteren Stände bestimmt ist, wird von je 3 Diakonissen aus dem Diakonissen-Mutterhause in Bielefeld ausgeübt, außerdem wohnt eine Diakonissin im Asyle, welche sich der im Orte wohnenden Kranken annimmt.

Der Curator des Asyls ist der Rechtsritter des Johanniter-Ordens: Ehren-Amtmann und Rittergutsbesitzer von Bockum-Dolffs, auf Haus Sassendorf.

In der Zeit vom 15. Mai bis 31. Juli d. J. sind in beiden Häusern zusammen 94 Kranke in 2724 Tagen verpflegt worden.

Die Höhe der zu zahlenden Vergütigung beträgt in dem Hause für bessere Stände pro Tag 3 Mk. 50 Pf. in den unteren Zimmern und 2 Mk. 50 Pf. in den Zimmern 2 Treppen hoch. In dem Hause für die unteren Stände 1 Mk. 50 Pf. —

Möge die Westfälische Genossenschaft, deren Mittel beschränkt sind, recht bald in die erfreuliche Lage kommen, mittellosen Patienten ganz unentgeltlich, oder doch zu ermäßigten Sätzen Aufnahme gewähren zu können, zu welchem Zwecke augenblicklich nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Fonds disponibel ist.

Die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth
hat ihren 52. Jahresbericht, die Zeit vom 1. März 1888 bis 28. Februar 1889 umfassend, veröffentlicht.*)

Dieser umfangreichen und eingehenden Arbeit entnehmen wir das Nachstehende:

„Was vor Jahren uns nur wie ein Traum erschien", so beginnt der Bericht, „steht heute in schöner Wirklichkeit vor unseren Augen da. Nachdem wir 52 Jahre lang in den mit der Zeit unzureichend gewordenen alten Krankenhaus-Räumen in unserer den Rheinüberschwemmungen stets ausgesetzten Stadt den unverdienten Segen Gottes reichlich erfahren und mit Augen geschaut haben, wie er von diesen einfachen, bescheidenen Räumen aus sowohl unser Werk als die ganze evangelische Diakonissensache weit und kräftig ausgebreitet hat, preisen wir ihn nun mit demüthigem Danke, daß er außerhalb Kaiserswerths auf dem Fronberge unsern Kranken ein neue Stätte geschaffen hat, wo dieselben weder von den Wassern des Rheins, noch von dem Geräusch der engen Straßen gestört werden und in aller Ruhe des Himmels Luft und Licht in vollem Maße genießen können. Am 9. und 10. November v. J. sind unsere erwachsenen Kranken, Männer und Frauen, und Ende April d. J. unsere kranken Kinder, Knaben und Mädchen, in die für sie bestimmten neuen Räume eingezogen.

Ende Februar mußte bei einer in unserer Gegend herrschenden Masern-Epidemie auch das neu erbaute Isolirhaus für ansteckende Kranke auf dem Fronberg in Gebrauch genommen werden und ist bereits als eine rechte Wohlthat empfunden worden. Am 20. November v. J. hat der Oberhirte unserer Provinz, Herr General-Superintendent Dr. Bauer die einfache, aber sehr würdige Kapelle im Hauptkrankenhause eingeweiht. Sonntag um Sonntag ist seitdem in ihr unsern vielen Kranken der verkündigt, welcher gesagt hat: „Ich bin der Herr, dein Arzt."

Nach Westen vorgeschoben, erhebt sich in der Mitte zwischen den beiden Krankenhäusern für Erwachsene und für Kinder das Verwaltungs- und Wirthschaftsgebäude, von welchem durch einen bedeckten Gang die Speisen, Wäsche, Arzeneien u. s. w. den Kranken gebracht werden. Dort speisen und schlafen auch, der Krankenluft entrückt, die in den verschiedenen Häusern arbeitenden Diakonissen und Probeschwestern, da während der Mahlzeiten und der Nacht nur so viele Schwestern bei den Kranken sich aufhalten, als für deren Pflege nothwendig sind. Wir hoffen, daß diese Einrichtung eine sehr heilsame Einwirkung auf die Frische und Kraft der Schwestern ausüben wird. Auch die Pensionärinnen und Lehrschwestern des Johanniter-Ordens, welche sich bei uns für die Krankenpflege ausbilden, haben ihre Zimmer im Verwaltungsgebäude.

Freilich ist durch diese nothwendigen Neubauten und deren innere Einrichtung unsere Schuldenlast auf die hohe Summe von rund 250 000 Mk. gestiegen, wie der nachfolgende Rechnungsbericht genauer nachweist. Wie wir warm und aufrichtig für alle uns schon widerfahrene Hilfe und Theilnahme danken, bitten wir anderseits alle Freunde der Diakonissensache und unsers armen, elenden Volkes, in ihrer Liebe nicht müde zu werden.

Unser Mutterhaus bleibt wo und wie es war, und ebenso wird für alle Zeiten die alte Einfachheit und Bescheidenheit unter uns ihre Herrschaft behalten. Aber da die hygienischen Anforderungen der Neuzeit gegen früher wesentlich gestiegen sind, auch die vorgesetzten Behörden für die neuen Krankenhäuser und deren innere Ausstattung ganz bestimmte Forderungen stellen, konnten die neuen Gebäude nicht ohne gewissenhafte Rücksichtnahme auf diese geänderten Verhältnisse ausgeführt werden. Auch war es, nachdem Gottes Güte unsere Diakonissenfamilie bis auf mehr als 760 Schwestern hat wachsen lassen, unumgänglich nothwendig, daß wir im Mutterhause Luft bekamen und mehr Raum erhielten. Unsere alten, arbeitsunfähigen Diakonissen, deren Zahl nach und nach auf 20 gestiegen ist, haben nach der Räumung des alten Krankenhauses kurz vor Weihnachten endlich das schon 1854 von dem seligen Pastor D. Fliedner für sie erbaute Feierabendhaus beziehen dürfen. Unmittelbar neben der Kirche, dem Herzen unseres Mutterhauses, haben wir ihnen ein großes Wohnzimmer eingerichtet, von wo aus auch die Schwachen den Gottesdiensten und Betstunden beiwohnen können. Unter ihnen im Erdgeschoß sind Pilgerstuben für die von auswärts zu Gaste kommenden Töchter des Hauses geschaffen, welche abwechselnd so gern einen Sonntag im Mutterhause zubringen, deren Beherbergung aber vordem fast in jedem neuen Falle neue Sorgen verursachte.

Die großen sonnigen Säle mit ihren Nebenzimmern, welche früher von den kranken Frauen und Kindern eingenommen waren, sind theils unsern neu kommenden Probeschwestern, zu Wohn- und Schlafstätten, theils unsern kranken Schwestern eingeräumt. Wir halten es nämlich für richtig, daß auch die kranken Schwestern der Regel nach ihr Heim im Mutterhause haben und nur wenn es in besonderen Fällen für die Art ihrer Krankheit zweckmäßiger erscheint, im neuen Krankenhause auf dem Fronberg verpflegt werden.

Im zweiten Stock des Mutterhauses behalten wir noch einige früher von den kranken Männern und Knaben besetzte Räume frei. Diese hoffen wir bald für arme, unheilbare Siechkranke aller Art einrichten zu können, welche wir leider bis jetzt, trotzdem das Herz bei ihrer Abweisung uns oft bluten wollte, wegen Mangel an Raum nicht aufnehmen konnten. In der Pflege dieser Verlassenen und Elenden, sowie

*) Zweiundfünfzigster Jahresbericht über die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein vom 1. März 1888 bis 28. Februar 1889. Zu haben in der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh. 102 Seiten.

der erkrankten und alt gewordenen Mitschwestern sollen die neuen Probeschwestern in Zukunft zuerst ihr Lieben in Treue und Geduld üben.

Nach diesen eingreifenden Veränderungen im Mutterhause müssen wir aus dem vergangenen Jahr noch ein Ereigniß erwähnen, welches für die ganze evangelische Diakonissensache von Bedeutung ist. Am 12. und 13. September 1888 nämlich wurde bei uns die neunte General-Conferenz der Diakonissen-Mutterhäuser gehalten. Wir hatten die große Freude, 120 Vertreter von 49 selbständigen Diakonissenhäusern unter unserm Dache zu beherbergen. Nicht nur aus allen Gegenden Preußens und Deutschlands, sondern auch aus Oesterreich, der Schweiz, Holland, Rußland, Frankreich, England, Dänemark, Schweden und Norwegen waren die theuren Gäste nach Kaiserswerth geeilt.

Die zur Kaiserswerther Conferenz gehörigen, mehr als 60 Mutterhäuser zählen heute zusammen über 7 200 Schwestern, welche auf mehr als 2 300 Arbeitsfeldern thätig sind. In den letzten vier Jahren ist die Zahl der evangelischen Diakonissen um rund 1 500 und der von ihnen bedienten Arbeitsplätze um 550 gewachsen. Diese nackten Zahlen zwingen zum Dank und zur Freude. Aber ruhen dürfen wir nicht, weder die Mutterhäuser, noch die evangelische Kirche und ihre Gemeinden. Eine der auf der Conferenz behandelten Hauptfragen lautete:

Welche Aufgaben erwachsen den evangelischen Diakonissenhäusern angesichts des Vordringens der römisch-katholischen Schwestern? Wo die römische Kirche zehn Schwestern auf den Kampfplatz der Liebe stellt, können wir kaum eine in's Feld führen. Diese Thatsache kann durch Klagen und Jammern nicht geändert werden. Sie veranlaßte uns Diakonissenleute, uns gegenseitig ehrlich und ernstlich zu ermahnen und zu ermuntern, die Gebrechen, mit denen wir an unserer Person und an unserer Sache noch behaftet sind, zu erkennen und zu heilen. Aber sie zeigte uns auch die Nothwendigkeit, die evangelischen Gemeinden auf's dringendste zu bitten, das Verständniß und die Liebe zur Diakonissensache in immer weiteren Kreisen zu verbreiten, die Mißverständnisse und die Vorurtheile zu beseitigen und die persönliche Opferwilligkeit zu wecken. Die Diakonissenhäuser müssen sich unvermögend erklären, allein die Ehre der evangelischen Kirche gegenüber der römischen im Wettstreit der Liebe zu retten: das muß die evangelische Kirche, das evangelische Volk selbst thun. Namentlich müssen Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, Vettern und Basen williger werden, diejenigen Töchter, Schwestern, Nichten, Anverwandte, welche freiwillig und aus Ueberzeugung in den Diakonissenberuf zu treten begehren, nicht nur ungehindert, sondern mit ihrem Segen in den heiligen Kampf ziehen zu lassen, welchen die Liebe und Barmherzigkeit mit der Noth und dem Elend der Zeit führen muß! —"

Nach diesen mehr allgemeinen Mittheilungen wird im einzelnen in der gewohnten Reihenfolge berichtet über

1. das Diakonissen-Mutterhaus und die mit demselben verbundenen auswärtigen Töchterhäuser und Arbeitsfelder,
2. das Diakonissen-Krankenhaus,
3. das Lehrerinnen-Seminar und dessen Vorschule,
4. die Kleinkinderschule,
5. das Waisenstift,
6. das Asyl und Magdalenenstift,
7. die Heilanstalt für evangelische weibliche Gemüthskranke,
8. das Paul-Gerhardt-Stift,
9. Personalien, Geldverhältnisse, Buchhandel.

Aus dem so reichen Inhalt des Berichts können wir, des Raumes wegen, nur Einzelnes kurz hervorheben und müssen im übrigen auf den Bericht selbst verweisen.

Am 1. März 1889 betrug die Gesammtzahl der Kaiserswerther Schwestern 763 (gegen 734 im Vorjahre), nämlich 587 Diakonissen und 176 Probeschwestern, 91 sind Lehrdiakonissen und 25 Lehrprobeschwestern. Diakonissenschülerinnen zählt Kaiserswerth gegenwärtig 13. — Zwar sind im Laufe des Jahres 69 Probeschwestern neu eingetreten, aber 24 sind aus inneren oder äußeren Gründen wieder ausgeschieden; 24 sind ins Diakonissenamt eingesegnet worden; eine hoffnungsvolle Probeschwester ist nach kurzer Krankheit selig heimgegangen. Außerdem hat Kaiserswerth sieben Diakonissen durch den Tod verloren. — Elf Diakonissen haben die Anstalt verlassen; zwei, um in die Ehe zu treten, zwei, um ihren Angehörigen zu dienen, mehrere, um sich bei den Ihrigen pflegen zu lassen oder aus anderen Gründen. Eine früher in die Ehe getretene Diakonissin kehrte als Wittwe in den Diakonissendienst zurück.

Außer den Probeschwestern sind wiederum mehrere Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens und andere Jungfrauen für die freiwillige Krankenpflege ausgebildet worden, welche nun zum Theil, wo die Kräfte der Diakonissen nicht ausreichen, helfend eintreten.

In den 10 Tochteranstalten in Kaiserswerth selbst arbeiten 98 Schwestern; in 12 Tochteranstalten in Deutschland außerhalb Kaiserswerths 54 Diakonissen; in 11 außerdeutschen Tochteranstalten 65 Diakonissen; in 116 Arbeitsfeldern in der Rheinprovinz außerhalb Kaiserswerths sind 257 Diakonissen thätig. In der Provinz Westfalen werden 42 Arbeitsfelder von 109 Schwestern versehen. In 14 Arbeitsfeldern im übrigen Preußen und Deutschland sind 62 Diakonissen und auf 9 außerdeutschen Arbeitsfeldern 35 Diakonissen thätig. —

Von den ausländischen, insbesondere den morgenländischen Tochterhäusern und Arbeitsfeldern Kaiserswerths heben wir nur das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien hervor. Die betreffende Stelle des Berichts über diese in großem Segen wirkende Anstalt lautet wie folgt:

„Das ebenso schön als zweckmäßig eingerichtete, im Jahre 1866 erbaute und zu Anfang des Jahres 1867 bezogene Johanniter-Krankenhaus, Eigenthum des Johanniter-Ordens und laut eines 1867 seitens desselben mit unserem Mutterhause geschlossenen Vertrages von 5 unserer Schwestern bedient, hat im letzten Jahre 493 Kranke verpflegt; durchschnittlich täglich 33. Die ärztliche Behandlung der Patienten wird von den Professoren der syrisch-medicinischen Facultät ausgeübt, die zugleich amerikanische Missionsärzte sind und deren einer allsonntäglich den Kranken arabischer Zunge eine Erbauungsstunde hält."

„Aus der Arbeit berichtet eine der Schwestern: „Unser eben vollendetes Isolirhaus hat schon einen Kranken beherbergt, nämlich den Capitain eines englischen Kauffahrtei-Schiffes. Derselbe war im persischen Golf von bösartigen Moskitos derart gestochen worden, daß die Rose im Anzuge war. Nach drei Wochen konnte er gesund nach England zurückkehren. Sein Schiff war freilich längst abgefahren; aber wunderbar, gerade dieses hatte unterwegs Schiffbruch erlitten."

„Auch in Areya auf dem Libanon hat der deutsche Christbaum geglänzt. Dort befindet sich bekanntlich unser Salem für die Schwestern im Morgenlande, wo sie sich in frischer Gebirgsluft erholen, wenn die Arbeit in den heißen Städten ihre Gesundheit angegriffen hat. Unsere Schwester A. waltet dort oben jahraus jahrein als treue Hausmutter, zugleich aber ist sie eine rechte Kindertante für die syrische Dorfjugend, und soweit es die Zeit erlaubt, eine Gemeindeschwester für allerlei Noth in den Hütten der Armen. Da konnte es nicht fehlen; zu ihrem Christbaum kamen alt und jung, um die Lieder und Geschichten zu hören, welche die Kinder in der Adventszeit gelernt hatten. Drei syrische Jünglinge aber hatten es sich ausgebeten, durch ihre Leistungen die Feier verherrlichen und dem Danke der Dorfleute Ausdruck zu geben. Sie sangen zwei selbst verfaßte Lieder nach einer selbst verfaßten Melodie. War letztere nun freilich für die Ohren unserer Schwestern auch nicht gerade ein hoher musikalischer Genuß, so hat es doch ihren Herzen wohlgethan, daß Weihnachtsgedanken den Geist der sonst so stumpfen Bevölkerung erfüllt und bewegt haben. Durften sie darin doch ein neues Anzeichen spüren, daß ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist."

Zum Schluß sei hier noch angeführt, daß nach einer dem Berichte beigefügten Zusammenstellung der Einnahme und Ausgabe, die erstere sich auf 389 241 Mk. 54 Pf., letztere auf 487 528 Mk. 69 Pf. stellt, mithin eine Mehrausgabe von 98 287 Mk. 15 Pf. stattgefunden hat. Zum Zweck der Deckung dieses durch die Neubauten auf dem Fronberge verursachten Deficits haben Capitalien aufgenommen werden müssen im Gesammtbetrage von 98 503 Mk. 5 Pf., so daß am 28. Februar 1889 noch in der Kasse verblieben 215 Mk. 90 Pf.

Da zu den genannten Bauten im Rechnungsjahre 1. März 1887/88 an Capitalien aufgenommen worden sind . . . . 155 548 Mk. 84 Pf.,
so ergiebt sich unter Hinzurechnung der vorstehend aufgeführten . . . . . . 98 503 „ 05 „
eine Schuldsumme von . . 254 051 Mk. 89 Pf.,
von der wir von ganzem Herzen wünschen, daß sie im nächsten Jahresberichte wenn nicht ganz, so doch zum größten Theile, als durch die Opferwilligkeit evangelischer Christen getilgt, bezeichnet werden möge.

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift. 3. und 4. Heft. April bis Juni. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung. 1889. —

Inhalt: Abhandlungen. Samaiten und der Deutsche Orden bis zum Frieden am Melno-See. Von Dr. Robert Krumbholtz. Mit einer autographirten Karte. — Die Verbindung des frischen Haffs mit der Ostsee in geschichtlicher Zeit. Von Archivar Dr. Panzer. Mit einem Excurs über Witland und einer Karte. — Hymnologische Miscellen. Von Dr. L. Neubaur. — Drei Briefe Schopenhauers, betreffend die Gesammtausgabe von Kants Werken. Mitgetheilt von Rudolf Reicke. — Vom Binden in Westpreußen. Von A. Treichel. — Forschungen zum Leben des Max von Schenkendorf. Von Oberlehrer Emil Knaake. — Kritiken und Referate. Alterthumsgesellschaft Prussia 1888/89. — Mittheilungen und Anhang. C. G. Mielke's verschollenes lithausches Gesangbuch. Von Johannes Sembrzycki 2c. 2c. —

„Der Deutsche Herold" Berlin, Juli und August 1889. Nr. 7 und 8. Inhalt: Bericht über die Sitzung vom 21. Mai 1889. — Bericht über die Sitzung vom 4. Juni 1889. — Grabdenkmäler Regensburgs. — Stendaler Wappen und Hausmarken. Mit einer Tafel. — In Bayern nicht immatrikulirte Adelsfamilien. — Albrecht Dürers Abstammung und Kunstthätigkeit. — Die Glasmalereien in der Stiftskirche zu Ramesloh bei Lüneburg. Mit einer Tafel. — Erklärung. Dänische Offiziere, welche auf dem Garnison-Friedhof von Rendsburg begraben liegen. — Bücherschau. — Das Handbuch für den deutschen Adel. — Vermischtes. — Anfragen. — Familien-Chronik.

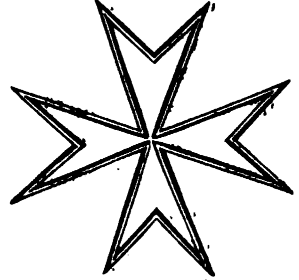
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 28. August 1889. Nr. 35.

1. Vollrath von Krosigk, Wirklicher Geheimer Rath, Kammerherr und Erb-Struchseß im Herzogthum Magdeburg, auf Poplitz bei Alsleben an der Saale, Rechtsritter seit 1867, † zu Poplitz 18. August 1889.
2. Ernst von Bülow, Rittmeister der Reserve des Kurmärkischen Dragoner-Regiments Nr. 14, auf Kuhlen bei Bruel in Mecklenburg, Ehrenritter seit 1886, † zu Kuhlen 10. August 1889.

Die Adelstitel in England.

Wir haben bereits in diesen Blättern eine Uebersicht der historischen Entwickelung des englischen Adels gegeben, wobei indessen die noch jetzt zu Recht bestehenden Titelverhältnisse des britischen Inselreichs unberücksichtigt blieben, und doch sind dieselben in mehr als einer Hinsicht so wesentlich verschieden von denen in Deutschland, der Unterschied der Titel und Stellung unter den eigenen Standesgenossen, ja den Angehörigen der einzelnen Familien selbst ist so groß, die daraus sich ergebenden Versehen, die im Auslande und sogar in England selbst in dieser Beziehung gemacht werden, so über aus zahlreich, daß es angezeigt sein dürfte, dieses Thema einer genaueren Beleuchtung zu unterziehen.

Der erste Peer des ganzen Königreichs ist, nächst den Prinzen des Königlichen Hauses, dem äußern Range nach der Erzbischof von Canterbury. Seine Gemahlin dagegen hat, ebenso wie die der übrigen Bischöfe, gar keinen officiellen Rang oder Titel, und die gegenwärtige Frau des Erzbischofs heißt einfach Mistreß Benson. — Der Erzbischof wird mit My Lord Archbishop oder Yous Grace angeredet und führt seinen Titel „durch göttliche Vorsehung.“ Ihm steht es zu, den König oder die Königin zu krönen, und beide sind, wo sie sich auch aufhalten mögen, überall Speciales domestici parochiani Arch. Cant. und lassen als solche selbstredend alle religiösen Acte der Mitglieder ihres Hauses von jenem vollziehen. Der Erzbischof repräsentirt zugleich die oberste Behörde der englischen Staatskirche und bezieht einen Jahresgehalt von fünfzehntausend Pfund Sterling (gleich dreihunderttausend Mark).

Nächst ihm kommt dem Range nach kraft seines Amtes als der zweite Peer des Landes der Lord High Chancellor oder Lord Großkanzler; der Präsident des Hauses der Peers, der aber zugleich gewisse Functionen unseres Justizministers versieht und außerdem als Präsident des Oberhauses, das in England zugleich die höchste juristische Instanz bildet, auch der oberste Richter des Landes ist. Er hat einen Jahresgehalt von zehntausend Pfund Sterling, einen Sitz im Cabinet und wird mit jedem neuen Ministerium neu ernannt. Weder er noch der Erzbischof von Canterbury brauchen natürlich von adeliger Abkunft zu sein, doch wird dem Lordkanzler allemal bei seinem Amtsantritt der erbliche Adel verliehen, während jener zwar auf Lebenszeit erwählt wird, aber seiner Nachkommenschaft keinerlei Titel vererbt.

Als dritter Peer folgt der Erzbischof von York, der „durch göttliche Gnade“ zu seiner hohen Würde berufen ist. In früheren Jahrhunderten soll derselbe indessen sogar dem Erzbischof von Canterbury den Rang streitig gemacht haben, und es ist uns sogar überliefert, wie derselbe auf einer hohen Staatsversammlung den vermeintlich ihm gebührenden Sitz des obersten Prälaten bereits von seinem Bruder von Canterbury besetzt gefunden, doch mit Nichtachtung von dessen Person, sich gleichwohl auf seinen Sitz niedergelassen habe — d. h. einfach auf den erzbischöflichen Schooß des ehrwürdigen Collegen. Ihm folgen im Range noch heute die Erzbischöfe von Armagh und Dublin, die aber infolge eines Parlamentsactes von 1868 ihres Sitzes im Oberhause verlustig gegangen sind.

Erst jetzt folgt dem Range nach der eigentliche Adel, der in zwei wesentliche Gruppen zerfällt: the greater nobility und the less. Alle diejenigen, die zu dem „höheren“ Adel des vereinigten Königreichs oder Englands gehören, haben einen Sitz im Hause

der Lords. Nicht so ist es mit dem Adel von Schottland und Irland. Ersteres sendet nur sechzehn aus der Mitte der schottischen Edelleute, die von diesen selbst für jedes Parlament gewählt, und Irland achtundzwanzig auf Lebenszeit gewählte Adelige. Doch viele schottische und irländische Adelige haben auch englische Titel, kraft deren sie Sitze im Oberhause haben. So sitzt der schottische Herzog von Buccleugh als englischer Earl of Doncaster und der irländische Herzog von Leinster als englischer Viscount Leinster im Oberhause. Der höhere Adel umfaßt fünf Titel, von denen der des Herzogs oder Duke — von dem lateinischen dux — der hervorragendste ist. Derselbe kommt in England zuerst im Jahre 1337 vor, wo Eduard, der schwarze Prinz, von seinem Vater Eduard III. zum Herzog von Cornwall ernannt wurde, ist also in England lange nicht so alt wie auf dem Continent, ein Umstand, den man damit erklärt, daß die normannischen Könige, die selbst Herzoge der Normandie waren, zögerten, ihren Unterthanen einen Titel zu verleihen, den sie selbst trugen. Außer den sechs Prinzen des Königlichen Hauses, die den Titel gleichfalls führen: den drei Söhnen der Königin, einem Enkel (dem Söhnchen des verstorbenen Prinzen Leopold), sowie ihren Vettern, den Herzogen von Cumberland und Cambridge, giebt es nur achtundzwanzig Herzöge. Sie werden angeredet mit Your Grace oder My Lord Duke. Titel wie Besitzungen vererben sich bei einem Herzog wie bei allen übrigen Edelleuten lediglich auf den ältesten Sohn, der indessen schon bei Lebzeiten des Vaters einen der untergeordneten Titel desselben führt, aber nicht officiell, sondern nur „by courtesy“, d. h. nur aus Höflichkeit erkennt man ihm einen solchen zu. So ist der Marquis of Hartington, der älteste Sohn des Herzogs von Devonshire kein „eigentlicher Marquis“ und hat daher auch bei Lebzeiten seines Vaters keinen Sitz im Oberhause. Die Frau eines Duke heißt Duchess. Die jüngeren Söhne und sämmtliche Töchter eines Herzogs gehen unter dem eigentlichen Familiennamen desselben und haben vor dem Vornamen das Prädicat Lord oder Lady. So hieß der in Dublin ermordete jüngere Sohn des Herzogs von Devonshire, Lord Frederick Cavendish und des Herzogs Tochter heißt Lady Louisa Cavendish. Die Vornamen fortzulassen und einfach von Lord oder Lady Cavendish zu reden, wäre in diesem Falle durchaus ein Versehen. Denn auch sie tragen nur by courtesy ihre Titel, die sie auch nicht auf ihre Kinder vererben.

Der von dem angelsächsischen Marking Reeve (Markgraf) hergeleitete zweithöchste Adelstitel „Marquis“ oder die ältere heute noch officiell gebrauchte Form „Marqueß“ wurde von König Richard II. im Jahre 1386 eingeführt und zuerst auf seinen Günstling Robert de Vere übertragen. Der Marquis giebt es dreiunddreißig und ihnen steht das Prädicat Most honourable zu. Die Frau eines Marquis heißt Marchioneß, und in Bezug auf seine Kinder gelten dieselben Bestimmungen wie bei denen eines Herzogs.

Der dritthöchste Titel leitet sich ursprünglich von dem angelsächsischen „Alderman“ her, eine Bezeichnung, die noch heute für die Vorsteher der Zünfte in Gebrauch, in den ältesten Zeiten aber auch schon in Earl abgekürzt und als Adelstitel bereits von Wilhelm dem Eroberer in Earl umgewandelt worden. Es giebt zweihundertundzehn Träger dieses Adelsgrades. Ein Earl wird mit Right Honourable angeredet, seine Gemahlin heißt Counteß. Der älteste Sohn trägt auch schon bei Lebzeiten des Vaters einen der niedrigeren Titel by courtesy, die übrigen Söhne das Prädicat Honourable vor dem Vornamen und die Töchter noch den Titel Lady.

Als vierter Grad kommt der des Viscount, ein Titel, der von Frankreich entlehnt, erst unter Heinrich VI. im Jahre 1440 in England aufkam. Die Zahl der Viscounts beläuft sich auf sechzig. Auch ein Viscount ist Right Honourable, seine Frau Viscounteß und sämmtliche Söhne und Töchter Honourable.

Dem Range nach wären hier die Bischöfe zu verzeichnen, im ganzen dreißig, von denen aber nur vierundzwanzig Mitglieder des Oberhauses sind. Sie werden alle mit My Lord angeredet, haben ein Jahreseinkommen, das zwischen vier und zehntausend Pfund Sterling variirt und bekleiden auch in gesellschaftlicher Beziehung eine höchst angesehene Stellung, haben aber im übrigen nichts mit dem eigentlichen Adel zu schaffen.

Nächst dem Viscount kommt als letzter Grad des höheren Adels der des Barons, der gleichfalls unter Wilhelm dem Eroberer (1066—1087) in England eingeführt wurde. Barone giebt es zweihundertundsiebzig. Ein Baron ist Right Honourable, seine Frau Lady, Söhne und Töchter ohne Unterschied Honourable. Dieser Titel ist der einzige Grad des englischen Adels, der, wo keine männlichen Nachkommen vorhanden, unter gewissen Umständen auch in weiblicher Linie sich forterbt. Im gewöhnlichen Leben wird derselbe indessen nie gebraucht. Man sagt statt dessen stets Lord, eine Bezeichnung, die — mit Ausnahme des Herzoglichen — auch für alle übrigen Adelstitel ebenso häufig angewandt wird wie diese selbst. So nennt man Männer wie den Marquis of Hartington und den Earl of Rosebery ebenso oft nur Lord Hartington und Lord Rosebery. Doch ist Lord nicht officiell, noch ist es stets gleichbedeutend mit Peer. Denn zunächst ist dieses Wort nicht sowohl ein Titel, als es auf den Stand hinweist: die Mitgliedsberechtigung des Hauses der Lords, zu dem, wie wir gesehen, nicht alle Lords gehören, während auf der andern Seite die Spiritual Peers, die Bischöfe wieder keine Lords sind. Das Wort Lord dient in der Zusammenstellung auch zur Bezeichnung hoher Aemter und Würden, wie Lord-Lieutenant und Lord-Mayor, hat aber in dieser Bedeutung natürlich nichts mit dem Adel zu thun.

Der niedere Adel wird streng genommen, nur von

den **Baronets** gebildet, die indessen nicht bei diesem Titel genannt werden, sondern ein „Sir" vor ihrem Vornamen haben und in der formellen Schriftsprache — zum Unterschied von den Rittern, die gleichfalls Sir heißen — vielleicht noch die Bezeichnung Baronet, regelmäßig dann in der Abkürzung „Bart." hinter ihrem Familiennamen tragen. Man spricht von einem Baronet wohl ohne Hinzufügung seines Namens als „der Baronet", aber niemals als Baronet mit Anführung des Namens. So wäre es höchst unrichtig von dem englischen Botschafter in Berlin, als Baronet Malet zu reden. Ebenso unrichtig ist auch Sir Malet, denn das Sir gehört untrennbar zum Vornamen. Die richtige Bezeichnung ist Sir Edward Malet, und wenn man ihm schreibt, wäre dann noch die Hinzusetzung eines „Bart." erforderlich. Dagegen könnte man, sonderlich wenn es sich darum handelt, die öftere Wiederholung des langen Namens zu vermeiden, von Sr. Excellenz einfach als „Sir Edward" reden, ohne sich dadurch mit demselben auf vertraulichen Fuß zu stellen oder der Würde des Baronets irgendwie zu nahe zu treten. Die Frau eines Baronets ist Lady. So würde die Gemahlin Sir Edwards Lady Malet heißen. Da derselben indessen als der Tochter eines Herzogs der Titel Lady, als zu ihrem Vornamen gehörig, bereits zusteht, so behält sie nun denselben auch als Vermählte in dieser Form bei und nennt sich daher: Lady Ermyntrude Malet. Die Kinder eines Baronets haben gar keinen Titel; nur der älteste Sohn erhält den des Vaters nach dessen Tode. Eingeführt wurde dieser rein englische — beziehungsweise schottische und irländische — Titel, für den es in keinem andern Lande ein Aequivalent giebt, von Jacob I. im Jahre 1611. Ursprünglich war dieser Titel vornehmlich für die titellos ausgehende Nachkommenschaft der jüngeren Söhne des Adels bestimmt, denn es konnte Jedermann, der väterlicherseits einer Adelsfamilie entstammte, unbescholtenen Ruf und daneben ein Jahreseinkommen von nicht weniger als tausend Pfund Sterling besaß, auf Verlangen und gegen Zahlung von zwölfhundert Pfund Sterling diesen Titel erlangen. Von den auf diese Weise eingehenden Geldern wurden Soldaten gehalten, deren Cultivirung den Herrschern aus dem Hause Stuart besonders wichtig war. Doch dieses Recht ist längst hinfällig geworden, und der Baronetstitel wird wie jeder andere Adelstitel eben nur als eine besondere Gunstbezeigung von dem Souverän verliehen.

Nicht zu verwechseln mit dem „Sir" als Baronetstitel ist dasjenige der „**Knights**", welche dieselben drei Buchstaben vor ihrem Vornamen führen. Dieser Titel ist nicht erblich, aber der älteste von allen. Das Wort Knight, von derselben Abstammung wie das deutsche Knecht, das im Mittelalter ja auch etwas höheres bedeutet als heute, entspricht ganz unserem deutschen Ritter mit all seinem Nimbus mittelalterlichen Herrenthums. Schon von Alfred dem Großen ist es uns überliefert, daß er seinen Neffen Athestome zum Ritter schlug, ihm einen mit kostbaren Steinen besetzten Purpurmantel und ein sächsisches Schwert einhändigte. Heinrich II. von England, sowie die Könige David und Malcolm von Schottland sandten sich einander ihre Söhne zu, damit sie sich an fremden Höfen die goldenen Rittersporen verdienen möchten. Heinrich III. aber glaubte in der Erweiterung des Ritterthums ein Mittel gefunden zu haben, seinen nach immer größerer Unabhängigkeit strebenden Baronen das Gegengewicht zu halten, und creirte dieselben nun massenweise. Jedermann, der Ländereien im Werthe von mindestens fünfzehn Pfund Sterling besaß, wurde Ritter „zu dem Ende, daß England ebenso wie Italien durch Ritterschaft gekräftigt werde." Dadurch wurde indessen das Ansehen des ganzen Standes nicht unwesentlich geschädigt, wenn auch diejenigen, die auf diese Weise zur Ritterwürde gelangt, die milites, nicht ganz derselben Ehre gewürdigt wurden, wie die älteren Ritter, die milites gladio cincti, die von dem König zum Ritter geschlagen worden waren. Der Stand gelangte indessen in späteren Zeiten wieder zu größeren Ehren, und der ceremoniöse Ritterschlag von seiten des Souveräns kam wieder in Brauch. So ist uns kaum ein galanterer Act von der Königin Elisabeth überliefert, als die Ertheilung des Ritterschlags von Sir Walter Raleigh, eine Ehrenbezeugung, die allerdings nur der Lohn war für einen Act noch größerer Galanterie. Die Königin hatte eines Tages zu Fuß mit ihrem Gefolge eine Stelle zu passiren, die für den leicht beschuhten Fuß Ihrer Majestät nicht eben einladend erschien. Raleigh, der damals die Ritterwürde noch nicht besaß, gewahrte, daß die Königin zauderte, weiterzuschreiten, und sofort riß er seinen Mantel von der Schulter und breitete ihn zu Füßen seiner Gebieterin aus, die nun darauf trat und ihren Weg fortsetzen konnte, ohne ihren Fuß zu beschmutzen. Sie war aber so gerührt von dieser ritterlichen Hingebung, daß sie an Ort und Stelle Raleigh gebot, vor sie zu treten. Er beugte ein Knie vor seiner Königin, während sie das Schwert eines ihrer Cavaliere ergriff und ihm damit den üblichen Ritterschlag versetzte, indem sie ausrief: „Rise Sir Walter Raleigh!" und als Sir Walter Raleigh stand er auf.

Königin Victoria übte in den letzten Jahren einen ähnlichen Act vor den Augen ihres Volkes aus, der, wenn sie auch nicht selbst sich ganz so unverhofft dazu getrieben fühlen mochte, dem Publikum jedenfalls in dem Moment recht unerwartet kommen mußte. Es war bei Gelegenheit der Eröffnung der Schifffahrtsausstellung in Liverpool, die vornehmlich durch die eifrigen Bemühungen und die Municifenz des Lord-Mayors der Stadt zu Stande gekommen war, daß die Königin, die der Feier selbst beiwohnte, gegen Ende derselben den Mayor zu sich beschied und ihm coram publico den Ritterschlag ertheilte.

Die Gattin eines Ritters hat gleich den anderen adeligen Frauen den Titel „Lady", seine Kinder aber unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Benennung in nichts von den bürgerlichen Unterthanen der Königin.

Auch die Bezeichnung Esquire oder abgekürzt Esqre., die ebenso wie Bart. hinter dem Namen und nur in der Schriftsprache gebräuchlich ist, von dem lateinischen scutifer abstammend, gebührte ursprünglich nur den Schildträgern von Fürsten und Rittern. Genau genommen kommt er heute nur den „ältesten Söhnen der jüngern Söhne des höheren Adels", den Söhnen der Baronets und den ältesten Söhnen der Ritter und außerdem Offizieren und allen, die einen Universitätsgrad besitzen zu. In Wirklichkeit aber wird dieser Titel in noch verschwenderischer Weise verwandt, als wir Deutschen etwa mit dem „Hochwohlgeboren" um uns werfen. Man hängt ihn also dem Namen jedermanns an, den man für einen Gentleman hält, ja mehr noch auch den Namen solcher, von denen wir wähnen könnten, daß sie sich selbst dafür halten möchten. Doch dürfen wir dann, wie die Ausländer so vielfach thun, nicht auch noch einen Mr. vor den Namen setzen.

Selbstredend ist es, daß dieser Titel der untitulirten grundbesitzenden Gentry zukommt. Bekanntlich zerfällt die Gentry in die titulirte und die nicht titulirte, von denen die erstere aus den Baronets und Knights gebildet wird und dem hohen Adel gegenüber als die lesser nobility bezeichnet wird. Allein weder der Baronet noch der Knight hat jemals, außer seinem Titel und dem Vortritt in der Rangliste, das geringste Privileg vor dem alten Squire oder untitulirten Gentleman voraus gehabt; sie bildeten vielmehr und bilden immer noch zusammen die Gentry, die nur für das Unterhaus wahlberechtigt und wählbar, während die nobility durch Gesetz zum Oberhause berufen ist.

Damit wären wir nun allerdings zu den entferntesten Ausläufen der Geburtstitel — und selbst darüber hinausgekommen und doch auch wieder nicht weiter als zu dem Titel, der alles ausmacht, wozu zahlreiche Großsöhne von Herzogen, Söhne schon von Baronets ein Anrecht haben. Damit soll nun aber die Betrachtung der Adelsverzweigungen mit all ihren verwickelten Rangabstufungen keineswegs als erschöpft gelten, die, in noch genaueren Einzelheiten angeführt, nur von geringem Interesse sein dürften. Mit welch peinlicher Genauigkeit aber all diese Details geregelt sind, dafür seien nur noch einige Beispiele, die zugleich ihrer Absonderlichkeit halber an sich in die Augen springen, angeführt. So führen, wie wir gesehen die Töchter eines Viscounts nur das Prädicat Honourable vor ihrem Vornamen, stehen aber gleichwohl im Range über den Frauen der Baronets und Knights, obschon diese den Titel Lady führen. Die Tochter eines Herzogs steht im Range über der Frau eines Viscounts. Heirathet sie nun einen Viscount, so steigt sie damit zu dem Rang ihres Gemahls herab; heirathet sie aber einen Baronet oder selbst einen untitulirten Gentleman, so behält sie ihren ursprünglichen Rang als Herzogstochter bei. Es finden nämlich in England fast täglich Verbindungen zwischen den Töchtern der Nobility und den untitulirten Gentlemen sowie umgekehrt statt, ohne daß dabei an ein Meßalliance gedacht werden könnte. Denn obwohl die Adelstitel in England nicht minder angesehen sind, als im übrigen Europa, so ist doch dort gute Geburt nicht nothwendig an Titel geknüpft und die Stammbäume der alten Land-Gentry reichen in der Regel weiter zurück als die der Nobility. Schlimm steht die Sache, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, wer von den folgenden drei Personen den Vorrang hat: ein Herzogssohn, der Mitglied des Unterhauses ist, ein Viscount oder der Speaker (Präsident) des Unterhauses. Auf Grund des Geburtsrechtes steht der erste über dem zweiten und der zweite über dem dritten, aber kraft jenes Amtes der dritte wieder über dem ersten und nach dem zweiten. Der Sohn des Herzogs würde selbstverständlich seinem Speaker nachstehen, aber sollte er seinen Platz dem Viscount oder dieser wieder den seinigen dem Speaker opfern? Etikette würde das erstere verlangen, aber ein gewisser Etikettenbruch wäre doch in solchen Fällen unvermeidlich. Dergleichen Unzulänglichkeiten lassen sich aber bei den bestgeregelten Verhältnissen wohl kaum ganz vermeiden.

Frauen- und Kinderarbeit in Nordamerika.

Früher war in Deutschland der Glaube verbreitet, die Frauen hätten es viel besser in Amerika als in Europa, sie brauchten nicht zu arbeiten und könnten alle Tage herrlich und in Freuden leben, während die Männer alle Lasten des Lebens trügen. Bei den reichen Amerikanerinnen trifft dieses zum Theil noch zu: der Mann arbeitet, und die Frau thut garnichts, braucht wenigstens nichts zu thun. Von diesen Damen wollen wir heute nicht sprechen; es giebt unter ihnen, wie in Deutschland, hochherzige Frauen, die ihren Reichthum zu den edelsten Zwecken verwenden und ein thatenreiches Dasein führen; und es giebt unter ihnen, gerade wie in Deutschland, unglückliche Kleiderpuppen, die an nichts anderes denken, als an ihre Vergnügungen, ihre Kleider, ihr Wohlleben. Sie sind sehr zu beklagen, da sie das Beste im Menschenleben, Arbeit und Pflichttreue, nicht kennen und von Gottes Geboten keine Ahnung haben. — Aber es giebt viele Frauen in Amerika, deren Leben ein mühsames, arbeitsvolles ist, — so mühsam und arbeitsvoll, daß sich jetzt unter ihnen eine große Unzufriedenheit zu erkennen giebt. Den Frauen stehen hier, wie man sagt, alle Berufszweige offen. Sie können Aerzte, Rechtsanwälte, Prediger werden, es sind aber nur wenige, die diese den Männern von Rechtswegen bestimmten Berufswege einschlagen. Die Meisten, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen wollen, werden Lehrerinnen. Es giebt an den öffentlichen Schulen dreimal so viel Lehrerinnen als Lehrer.

Sie werden schlecht bezahlt und müssen in heißen, vollen Zimmern tagein, tagaus unterrichten. Dennoch ist der Zudrang zu den Lehrerinnenstellen ein sehr großer, und es giebt mehr Lehrerinnen als Stellen. Am größten aber ist der Zudrang zu den Fabriken und Läden. Die Amerikanerin hält es für eine Schande, zu dienen. Das überläßt sie den Irländerinnen und Deutschen. Sie selbst findet es schöner, jeden Tag zwölf Stunden in einem überheizten, überfüllten Zimmer zu sitzen und für Geld zu nähen, Putz zu machen, oder Federn zu kräuseln. Andere wieder stehen zwölf Stunden im Laden und versuchen auf diese Weise ihren Unterhalt zu verdienen. Ihr Verdienst ist aber durch die stetig wachsende Concurrenz immer kleiner geworden, zu viele drängen sich zu diesen Beschäftigungen. Seit einiger Zeit beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit der Frauenfrage. Eine große Zeitung sendet weibliche Berichterstatterinnen, als Fabrikmädchen verkleidet, in die Fabriken; eine andre bringt lange, erschütternde Erzählungen über das Elend der Arbeiterinnen unter der Ueberschrift: „Weiße Sklaven!“ Darin wird geschildert, in welcher schrecklichen Luft die armen Mädchen arbeiten müssen, welchen Unsittlichkeiten sie ausgesetzt sind, wie ihre Gesundheit von dem Stillesitzen leidet, und endlich wie elend ihr Verdienst ist. Es wird nachgewiesen, daß Laden- und Fabrikmädchen höchstens $2^1/_2$—5 Dollars in der Woche verdienen können, daß sie davon 2—3 Dollars für Wohnung und Essen ausgeben müssen, daß sie niemals etwas zurückzulegen vermögen. Wenn sie also krank werden, sind sie verloren, falls sie keine Angehörige haben, die für sie sorgen. Die Frage liegt nun sehr nahe, weshalb diese Mädchen denn durchaus in die Läden und Fabriken wollen, anstatt einen Dienst anzunehmen. Die Antwort ist dieselbe wie in Deutschland: sie wollen ihre freien Abende, ihren freien Sonntag haben. Wozu diese Freiheit benutzt wird, weiß man, und die Polizeiberichte enthalten manche traurige Geschichte, die nur zu deutlich beweist, daß die freien Abende der Fabrikmädchen kein Segen für sie gewesen. Die Unsittlichkeit ist hier sehr groß; ihrer Versuchung erliegen Tausende. — Wer hier in Ehren Ersparnisse machen will, der muß sich zum Dienen entschließen. Die Deutschen und Irländerinnen wissen dies sehr gut. Sie stellen hier die Dienstmädchen, und wenn sie sich nicht von den Thorheiten der großen Stadt zu sehr blenden lassen, können sie sich eine sehr gute Summe erübrigen; denn die Dienstbotenlöhne sind hier sehr hoch. Ein gutes, ehrliches Mädchen kann viel verdienen, vorausgesetzt, daß sie nicht unverschämt gegen ihre Herrschaften ist und sich einbildet, in diesem freien Lande könne man sich Freiheiten herausnehmen. Gerade die Amerikaner lassen sich gar nichts gefallen in dieser Beziehung. — Jetzt kommen sehr viele deutsche Mädchen nach Amerika in der Absicht, in den Fabriken zu arbeiten und nicht zu dienen. Ihnen muß sehr abgerathen werden, hierüber zu kommen. Es ist absolut unmöglich, als Fabrikarbeiterin und Ladenmädchen genug zu verdienen. Anders steht es mit den Köchinnen, Kinder- und Hausmädchen. Viele amerikanische Familien nehmen nur deutsche Mädchen; diese können, wenn sie fleißig und treu sind, immer noch einen Dienst bekommen, obgleich auch hier das Angebot groß ist. Ob aber New-York und Amerika für alle deutsche Mädchen ein Paradies ist, soll dahingestellt sein. Eine amerikanische Dame suchte voriges Jahr durch die Zeitung ein deutsches Mädchen, welches gegen freie Reise und zehn Dollars Lohn monatlich nach Deutschland gehen und unterwegs sie und ihre Kinder pflegen sollte. Zu dieser Stelle meldeten sich 82 Deutsche in New-York, und die Dame erhielt noch über hundert Briefe aus dem Lande: alle wollten wieder in die Heimath. Dieselbe Dame suchte dieses Jahr auf demselben Wege ein Dienstmädchen für die nämliche Reise. Es meldeten sich mehr als hundert persönlich bei ihr, und sie erhielt 90 schriftliche Anerbietungen. Unter diesen Deutschen befanden sich Lehrerinnen und Klavierkünstlerinnen, Damen, die sich das Leben in Amerika ganz anders vorgestellt hatten und bitter enttäuscht waren. — Einige Mädchen, die in Deutschland keinen Mann bekommen, denken auch, sie könnten sich in Amerika verheirathen. Es giebt hier auch manche deutsche Handwerker und im Westen Landleute, die sich nach einer Lebensgefährtin sehnen. Vor einigen Wochen bekam die deutsche Gesellschaft einen Brief von einem Farmer aus dem Westen, der gern eine deutsche Frau haben wollte. Er schrieb: „Geld thue ich nicht wünschen, aber Gutheit, Zufriedenheit, Liebe und eine sich *zähmende Zunge.*“ — Die Zeitungen veröffentlichten diesen Brief und meinten, eine Frau mit diesen Eigenschaften würde nicht nach Amerika zu gehen brauchen, um sich einen Mann zu verschaffen. Jedenfalls müßte sie dann als leuchtendes Beispiel in New-York bleiben und dürfe nicht nach Iowa gehen. Es haben sich aber eine ganze Menge deutscher Mädchen, im festen Glauben an ihre guten Eigenschaften, gemeldet. Ob der Farmer die Frau bekommen, die er sich wünschte, wird nicht berichtet. — Neulich ward ein deutsch-amerikanisches Blatt von einem deutschen Mädchen aus Hamburg gefragt, was sie thun müsse, um in Amerika ihr Glück zu machen? Die Antwort lautete: „*Sie müssen arbeiten, arbeiten und zum dritten Male arbeiten.* Wenn Sie fleißig sind, wenn Sie sparsam sind, wenn Sie sich nicht leicht entmuthigen lassen, dann kommen Sie nur herüber; sonst bleiben Sie drüben!“

Sehr interessant sind auch die statistischen Angaben, welche das „Ver. Staaten-Arbeitsbüreau“ über Frauenarbeit und Kinderarbeit liefert. Diese amtlichen Angaben thun im Einzelnen dar, wie mit grauenhafter Schnelligkeit die Beschäftigung von Frauen und Kindern die der Männer in den verschiedenen Industrie-Branchen verdrängt. So sind von den 114 152 im

Schuhmachergeschäft arbeitenden Personen 38605 Frauen, resp. Mädchen und Kinder; im Teppichgeschäft sind von 20371 Angestellten nur 10104 Männer, also nicht einmal die Hälfte. In der Baumwollen-Industrie sind von 162542 Arbeitern 111794, also fast zwei Drittel der Totalsumme, Frauen und Kinder, und zwar von diesen letzteren mehr als die Hälfte — 13813 ist die genaue Zahl — noch nicht dreizehn Jahre alt. In der Strumpf- und Strickwaaren-Fabrikation sind 7517 Männer angestellt und dreimal so viel Frauen und Kinder, nämlich 21368; und in den Webereien gehören von 43473 im ganzen beschäftigte Personen zum weiblichen Geschlecht und zu den Kindern 25208. In der Seidenfabrikation sind von 31336 Arbeitern 21962 Frauen und Kinder; in der Wollenwaaren-Industrie arbeiten 45058 Männer und 39564 Frauen und Kinder, und bei der Anfertigung von gewirkten Waaren 6335 Männer und 12368 Arbeiterinnen und Kinder. (Nachbar.)

Der Berliner Zweig des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins

hat bereits Ende vorigen Monats in der ersten Sitzung nach seiner definitiven Constituirung mit der Vertheilung der vorher eingegangenen, nicht unbeträchtlichen Geldmittel seine Thätigkeit begonnen. Für die Grundsätze der Verwendung fand ein doppelter Antrag der vorbereitenden Commission Zustimmung: einmal — von den zur Verfügung stehenden 200000 Mk. eventuell nur über die Hälfte zu disponiren, um für die weiter reichenden, aber augenblicklich noch der Vorberathung unterliegenden Ziele des Vereins ausreichende Mittel übrig zu behalten; sodann — für das andere Mal die schon durch den Namen des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins gezogenen Grenzen thunlichst weit zu ziehen und auch solchen humanen Unternehmungen Zuwendungen nicht zu versagen, welche zu den specifisch kirchlichen Zwecken des Vereins nur in mittelbarer Beziehung stehen. Demgemäß fanden besondere Berücksichtigung Anstalten zur Ausbildung von Berufsarbeitern der Gemeinde-Armen- und Krankenpflege: das Johannesstift bei Berlin, das männliche Arbeiter der inneren Mission, Gemeindehelfer rc. ausbildet, und der Berliner Ortsverein des Oberlin-Diakonissenhauses, der die Berliner Gemeinde mit Kleinkinderschul- und Gemeindeschwestern versorgt, mit je 10000 Mk. Dem Paul-Gerhardt-Stift (Diakonissenhaus in der Müllerstraße) wurden zum Zwecke unentgeltlicher Ausübung der Krankenpflege in armen Berliner Gemeinden 20000 Mk. überwiesen. Unter den Anstalten zur Bewahrung Gefährdeter oder zur Rettung Gefallener kamen in Betracht die Pflege entlassener Strafgefangenen seitens der hiesigen Stadtmission mit 20000 Mk., die Anstalten des Pastors Behrend für die aus dem Frauen-Gefängniß Entlassenen „Bethabara" mit 3000 Mk., das Mariannenhaus für sittlich gefährdete oder gefallene Mädchen mit 5000 Mk., das Magdalenen-Asyl für die der Prostitution Anheimgefallenen, das im Augenblick einer energisch-finanziellen Unterstützung dringend bedarf, mit 15000 Mk. Endlich wurde einer soeben in der Entwickelung begriffenen Heimstätte für die in den Kliniken entbundenen und nur zu oft dem Elend und der Verführung anheimfallenden Mädchen 10000 Mk. überwiesen, und dem Verein der Berliner Kleinkinderschule, deren Arbeit vor allem den Kindern aus dem Volke zu Gute kommt, eine Beihilfe von 1000 Mk. gewährt. Als fernere Ziele, welche bereits in Berathung genommen, aber zur Spruchreife noch nicht gelangt sind, mögen genannt werden die Frage nach Beschaffung von Localen zu regelmäßigen Gottesdiensten für die Gemeinden mit unzureichenden Gotteshäusern, weiter die ausreichende Vermittelung unentgeltlicher Krankenpflege durch Diakonissen in den Häusern der Armen. In beiden Fällen wird ohne Aufwendung bedeutenderer Mittel nichts zu erreichen sein. So ist denn ein verheißender Anfang gemacht worden, zu dem lediglich die Opferwilligkeit Berlins die Mittel dargeboten hat. Möge dieselbe auch in der Zukunft nicht erlahmen! Der Vorstand besteht im Augenblick aus den Herren Generalsuperintendent Dr. Brückner als Vorsitzenden, Generalsuperintendent Braun, stellvertretender Vorsitzender, Reichsbankpräsident v. Dechend, Schatzmeister, Rechtsanwalt Dr. Stein, Schriftführer, und den Herren Geheimen Legationsrath Dr. Aegidi, Generalmajor v. Bülow, Consistorialrath Dryander, Director Holtz, Bankdirector Koch, sowie den aus dem Centralverbande des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins Delegirten Propst Dr. Freiherr v. d. Goltz und Oberhofmeister der Kaiserin Freiherr von Mirbach.

Interessante Mittheilungen über die Besserung der Gesundheitsverhältnisse unserer Armee

seit den letzten 20 Jahren machte am 3. d. Mts., bei Gelegenheit der Stiftungsfeier der militärärztlichen Bildungsanstalten, der Generalstabsarzt Dr. v. Coler. In dem Zeitraum von 1868 bis 1887 ist die Zahl der Erkrankungen auf 1000 Mann der Kopfstärke berechnet von 1496 auf 804, d. h. um 46 pCt. gesunken. Die Sterbeziffer verringerte sich in gleichem Zeitraum von 6,9 auf 3,7 pCt., also um die Hälfte. Die Zahl der Typhuskranken — und der Typhus ist bekanntlich der Gradmesser der hygienischen Verhältnisse eines Heeres — ging von 10,9 auf 4,4 pCt. zurück und der Verlust des Heeres durch diese Krankheit verringerte sich von 2,1 pCt. auf 0,32 pCt., sank also auf $^1/_7$. Durch den niedrigeren Krankenzugang werden jährlich über 200000 Behandlungstage gespart, die verringerte Gesammtkrankenziffer aber bedeutet nach der Kopfstärke von 1887 berechnet, einen Gewinn von 1564 Mann, die jährlich dem Heere, dem Staate und ihren Familien mehr erhalten werden.

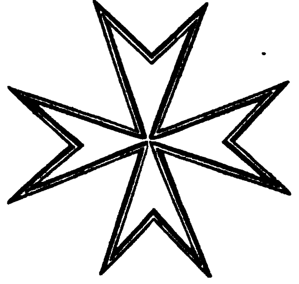
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von E. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 4. September 1889. **Nr. 36.**

1. **August Freiherr von Ende**, Oberpräsident a. D., Rechtsritter seit 1874, † zu Weißer Hirsch bei Dresden 28. August 1889.
2. **Günther Freiherr Senfft von Pilsach**, Oberstlieutenant und Brigadier der 6. Gendarmerie-Brigade, Ehrenritter seit 1884, † zu Sandow 20. August 1889.
3. **Otto Philipp Reinhold de l'Homme de Courbière**, Rittmeister a. D., auf Sanskow bei Stolp in Pommern, Ehrenritter seit 1869, † zu Sanskow 27. August 1889.

Schloß Neurode.

In allen Gemarkungen Deutschlands begegnen uns Städte, deren Bewohner von dem Volkshumore gradezu geächtet sind. Wie die köstlichen „Schildbürger-Mären" bezeugen, sagt man den Einwohnern derselben alles nur Mögliche nach, um ihre geistige Begabung im denkbar schlechtesten Lichte erscheinen zu lassen. Nicht selten entspinnen sich daraus „Fehden", welche auf Kirchweihen und Jahrmärkten blutig ausgefochten werden; nicht selten aber wird der Spott auch — gutmüthig ertragen.

Dies letztere Verfahren beobachten klüglicher Weise die Einwohner des kleinen Tuchmacherstädtchens Neurode im schönen, reichgesegneten Schlesierlande. Neurode liegt am nordwestlichen Ende der Grafschaft Glatz, an einem Abhange des Walditzthales. Wo nur Neuroder erscheinen, da ertönt auch das Spottlied:

„Wos hon se fer 'ne Orgel uba,
Duba zu Neurude?
De Orgel is vo Faderkiela,
Der Gänseherte muß se spiela, —
Duba zu Neurude."

Nun, — die Neuroder hören 's; doch sie lächeln und schweigen, vorausgesetzt, daß es nicht gar zu arg kommt und die Verse vom „Organisten" und dem „Seiler" ihres Städtleins übergangen werden.

Neurode die Stadt selbst hat freilich nichts zu bieten. „Bergig gelegen, mit engen, winkligen und finsteren Straßen, aus nur unansehnlichen, ja oft auch ärmlichen Gebäuden bestehend, hat sie nur Eins: es ist die anmuthige, landschaftliche Umgebung, welche dies Städtebild schmückt. Eine Geschichte fehlt dem Orte selbstverständlich gänzlich; nur der entwurzelte Baum des Stadtwappens weist noch heute auf das 13. Jahrhundert zurück, in welchem die von den Piasten herbeigerufenen deutschen Ansiedler den Urwald hier auf den Höhen des Eulengebirges mit unverdrossenem Sinne in schwerer Mühsal „gerodet" haben. Die Burggrafen von Donyn, d. h. von Dohna, wurden dann im 15. Jahrhunderte die heut' noch unvergessenen Wohlthäter der kleinen Sachsenstadt im Piastenlande, indem die Brüder Heinrich und Wenzlaw von Dohna im Jahre 1416 die Tuchmacherei nach Neurode übertrugen und dem Gewerke einen Innungsbrief mit jenen genauen, peinlich strengen Bestimmungen ertheilten, auf deren getreuer Befolgung die Blüthe dieses Industriezweiges in Deutschland einst beruht hat. Sowohl der Kaiser Karl VI. wie der große König Friedrich II. haben die Tuchmacher von Neurode väterlich geschützt: neben dem Bergbau auf Kohlen, welchen die neueste Zeit erst eingeführt hat, nährt die Tuchmacherei die Neuroder auch noch heute. Ueber den Höhen von Silberberg geht die Sonne auf; — hinter denen von Braunau versinkt sie; aber nicht nur, so lange der Tag währt, sondern noch tief bis in die Nacht hinein rasseln in Neurode die Webstühle, fliegen die Schifflein, schießen die Fäden herüber, hinüber. —

Doch nur vom Schlosse zu Neurode wollten wir ein wenig hier berichten! Wir überschreiten die Brücke der Walditz, auf deren Mittelpfeiler der h. Nepomuck anspruchsvoll dem schlichten Crucifixus gegenübersteht. Zur Rechten gewahren wir einen Complex verschiedenartiger, aber meist nur einfacher Baulichkeiten, hinter welchen eine recht profan dareinschauende Kirche aufragt. Es ist der alte „ummauerte Hof" zu Neurode, der alte Sitz der Dohna. —

Wie wir schon andeuteten: es ist Segen von ihm ausgegangen, so lange das edle Geschlecht hier geweilt

hat. Im Jahre 1468 schon fiel indessen die Herrschaft Neurode an die Krone Böhmen zurück, und der damalige Träger der letzteren, der Utraquist Georg Podiebrad, verlieh sie dem Edlen Georg Stillfried von Rattonitz. Dieser Stillfried'schen Zeit von Neurode gehört eine sehr eigenthümliche Sage, — nein, sagen wir lieber: ein sehr eigenthümliches Vorkommniß an.

Wir erzählen dasselbe hier zunächst nach der im Jahre 1625 zu Leipzig erschienenen „Glatzischen Chronik" von G. Ch. Aelurius. Dieselbe berichtet:

„Im Jahre 1540 hat sich zu Neurode bei Glatz eine wunderliche Historia zugetragen. Es hat nämlich dieses Gut ein gewisser George von Stillfried besessen, welcher mit einer Rosina von Schaffgotsch auf Hedwigsdorf vermählt war. Derselbige hatte etliche Gäste auf das sogenannte festum Pantaleonis oder Knochblauchsfest*) gebeten und Alles stattlich darauf zugerüstet. Allein die Gäste blieben länger aus, als er gedacht. Da ward der Junker, so zu fluchen gewöhnt war, wüthig und sagte im Zorn:

„Ei, so kommen alle Teufel aus der Höllen, wenn kein Mensch kommen will!" —

Darauf gehet er in die Kirchen zur Predigt. Während letzterer aber kommen viel frembde, seltsame Gäste in den Hof geritten und befehlen dem Knechte, er solle hin nach dem Junker gehen und ihm sagen, er möge heimkehren; die Gäste, so er gebeten, seien gekommen. Der Knecht zeigt es dem Junker auch an; dem aber wird Angst und bange; denn er erinnert sich seiner üblen Rede und fragt darauf den Pfarrer, was er thun soll. Der Pfarrer räth ihm, er solle mit seinem Gesinde alsbald aus dem Hofe weichen. Dies ordnet der Junker an; doch indem Alle, Knechte und Mägde, davoneilen, vergessen sie des kleinen Kindes, welches in der Wiegen schläft. Die Teufel aber fangen an zu fressen, zu saufen, zu schreien und in allerlei seltsamen Gestalten, als Löwen, Bären, Katzen, Wölfe, zum Fenster hinauszusehen und das Gebratene, die Fische und Anderes höhnisch zu weisen, so daß es der Junker, der Pfarr' und die Nachbaren sehen. Indem, so fällt es dem Junker ein, und er fragt: „Wo ist das Kind?" — Kaum aber hat er das Wort ausgeredet, siehe, da tritt ein langer, schwarzer, häßlicher Geist zum Fenster und trägt höhnisch das Kind auf den Armen. Der gute Knab', der Junker, weiß nicht, wohin er sich für Angst und Schrecken, seines lieben Kindes wegen, hinwenden soll, — hatte jedennoch einen alten, getreuen Knecht bei sich; den fragte er, was nun zu thun. Sagt der getreue Knecht: „Junker, ich will mich dem lieben Gott empfehlen, will im Namen des Herrn hingahn und sehen, ob ich mit Hilfe Gottes dem Teufel das Kind abnehmen mag." — Der Junker ist damit wohl zufrieden. D'rauf läßt sich der Knecht vom Pfarrer segnen und über sich beten, gehet in das Haus bis vor das Gemach, drinnen die üblen Teufel waren, knieet nieder, betet abermals und befielcht sich dem Schutze des Allerhöchsten, machet hernacher die Thüre auf und siehet da beysammen einen ganzen Haufen Teufel. Die sitzen, stehen, gehen, kreuchen und schreien: „Hui! Hui!" Was willtu hier? Was willtu machen?" — Der Knecht, schwitzend und schweigend, doch aber auf Gottes Hilfe bauend, gehet getrost auf den Teufel zu, so das Kind trug, und spricht ihn ernstiglich also an: „Höre, du Teufel, — gieb mir das Kind!" — „Nein", antwortet darauf der Teufel, „das thu' ich nimmer; das Kind ist mein; gehe hin zu deinem schlimmen Junker und sage ihm, er möge selbst herkommen, das Kind sich zu holen." War aber ein vielgetreuer Knecht, der das gethan, und darum sprach er:

„Teufel, — bin jetzo in meinem Berufe, darinnen mich Gott gesetzt, und weiß, was ich drinnen thue, daß dies Gotte, meinem Vater, angenehm. Deshalb nehme ich jetzo im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes dieses Kind von dir und bringe es seinem Vater wieder. D'rauf greift er zu, reißet das Kind vom Arme des Teufels, und obwohl die anderen Teufel gegrunzt, gemurrt, geschrieen und gedräuet haben, ihn in Stücken zu reißen, so ist er dennoch unbeschädigt von dannen gegangen und hat das Kind seinem Herrn wiederumb zugestellet."

Wir würden es nicht wagen, diese seltsame Geschichte vom Schlosse Neurode grade an diesem Orte vorzutragen, wenn wir nicht auch zugleich vermöchten, deren Auflösung und Erklärung zu geben. Mehrere Jahre später waren aus Veranlassung der St. Pantaleons-Collation wiederumb viele Gäste auf dem Schlosse von Neurode versammelt. Bei'm Becher kam die Rede auch auf bewußten Teufelsspuk, worauf der Burgherr in ein tiefes, schwermüthiges Sinnen versank. Da aber brach Heinrich Stillfried, der Aeltere, erbgesessen auf dem nahen Dorfe Steina, plötzlich in ein lautes Lachen aus, in welches mehrere der Tischgenossen dermaßen einstimmten, daß der ganze Saal zu beben schien. Verwundert und ob des ärgerlichen Possens schier zürnend, blickte der Burgherr um sich. Da sprach Herr Heinrich der Aeltere zu ihm:

„Nun siehe Jürgen! Zu gutem Zwecke nur haben wir Alle, Deine Vettern und Freunde, uns vereinigt, um Dir Dein gotteslästerliches Fluchen abzugewöhnen. Deshalben kamen wir in Masken des bösen Feindes und seines Ingesindes, um Dir Dein Liebstes zu nehmen und Dich auf neue Wege zu leiten. Jetzt hat sich Dein Sinn geändert; — bist ein ernster Junker 'worden; — jetzt kannst also wissen, wie Alles zugegangen. Frevle und fluche nicht mehr!" —

Die Sage berichtet, daß Georg Stillfried ob dieser Enthüllung zwar ein wenig betroffen und beschämt gewesen sei, daß er gleichwohl aber die gotteslästerliche Gewöhnung des Fluchens gänzlich abgelegt habe.

*) Am Tage des Martyrers Pantaleon hatten sämmtliche Tuchmacher des Abendlandes ihre festliche „Collation".

Ein prächtiges Sittenbild also aus jener Zeit! Der fluchende Junker, — die protestantischen Edelleute der Grafschaft, die ihm das Fluchen abgewöhnen wollen, — der Glaube an den Teufelsspuk und die Belehrung durch den Geschlechtsältesten versetzen uns auf's Lebhafteste in die Zeit der Reformation und in ihre Cultur.

Der große Saal im Schlosse Neurode aber hat noch lange Zeit darnach „der Teufelssaal" geheißen, dieweilen sich in ihm sothanes Abenteuer zugetragen. Die Stillfriede von Rattonitz haben nun zwar nimmermehr wieder geflucht; gleichwohl haben sie ihr Besitzthum Neurode endlich doch verloren. Die Art und Weise aber, in welcher dies geschehen ist, gereicht ihnen zur höchsten Ehre.

Es war im Jahre 1812. Der preußische Adel fühlte es vor Allen, daß dem Vaterlande nur zwei Wege offen standen: zu dulden und in Schimpf und Schande unterzugehen oder — zu handeln und den Ausgang in des allmächt'gen Gottes Hände zu befehlen. Der Freiherr Friedrich Stillfried auf Neurode wollte handeln. Deshalb verkaufte er der Ahnen Gut sammt Schloß und Stadt und Teufelssaal dem Grafen von Magnis. So wichen die Stillfriede, welche sich von dem Przemysliden Stoymir ableiteten und mit einer glücklichen Heirath in das Haus Dohna auch die Herrschaft Neurode mit ihren 32 Dörfern gewonnen hatten, den schwedisch-gothischen Reichsgrafen von Magnis, welche, gleich den Heroen der Vorzeit, ihr Geschlecht in genealogischem „Fernfluge" bis auf den Helden Magni, den Sohn des Gottes oder Königs Thor, zurückzuführen liebten.

Mit dem Gelde, welches er durch den Verkauf seiner Herrschaft Neurode an den Grafen Anton Alexander von Magnis gewonnen hatte, rüstete Freiherr Friedrich Stillfried nunmehr seine Freiwilligen aus. Die Stillfriede waren mittlerweile wieder zum Katholicismus zurückgekehrt; gleichwohl sendete Freiherr Friedrich auch seine Leute zu der erhebenden Feier nach Rogau hin, zu welcher Theodor Körner sein unvergeßliches Lied:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit ernstem Sinn zusammen,"

gedichtet hatte.

Um des Vaterlandes, um des preußischen Namens und um der preußischen Ehre willen also haben die Stillfriede sich des Neuroder Schlosses entäußert, auf welchem der Mummenschanz des Jahres 1540 stattgefunden und Jürgen Stillfried einst das Fluchen verlernt hatte. Dergleichen wahrhaft adlige Opfer sind viele gefallen; — das Volk hat sie vergessen, und die Geschichtsschreibung gedenkt ihrer gleichfalls nicht mehr. D'rum möge hier auf dieselben hingewiesen sein.

In unsern Tagen befindet sich im Schlosse zu Neurode die Verwaltung der gräflich Magnis'schen Kohlenbergwerke. Steinbecks „Geschichte des schlesischen Bergbaues" gewährt die merkwürdigsten Aufschlüsse darüber, wie sich der Ertrag derselben im Laufe der Zeiten gehoben hat. Um so höher ist das Opfer der Stillfried zu veranschlagen. Indeß, es hat dem alten, böhmischen Adelsgeschlechte auch in neuerer Zeit nicht an reichem Segen gefehlt. Durch den hohen Geist und die edle Pietät, mit welcher ein Sprosse dieses Hauses die Denkmäler des erlauchten Hauses Hohenzollern gesammelt und beschrieben, hat er ein bleibend' Monument auch dem Namen „Stillfried" gesetzt. O. S.

Die Lutherkanzel in der St. Andreaskirche zu Eisleben.

Es war um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, als, predigend wandernd, Benediktiner von Hersfeld in Hessen auch nach der Markt- und Zollstätte Eisleben kamen. Ein nach Osten vorspringender Hügel erschien ihnen geeignet, ein umfangreicheres Gotteshaus zu errichten; die alte kleine Kapelle, ein Plankenbau, genügte den Bedürfnissen des verkehrsreichen Ortes nicht mehr. So entstand die Kirche des heiligen Andreas zu Eisleben, eine schlicht-ernste romanische Basilika. Sie stand in ihren ernsten, einfachen Formen bis zum 14. Jahrhundert, machte dann aber einem gothischen Neubaue Platz.

Nicht, daß derselbe den Juwelen kirchlicher Baukunst zuzuzählen wäre; wohl aber enthält „St. Andreas zu Eisleben" ein erinnerungsreiches Kunstwerk. Es ist dies die sogenannte „Lutherkanzel."

Wie die Formen des Schnitzwerkes beweisen, gehört dasselbe dem 15. Jahrhunderte an. Die Kanzel gleicht dem entfalteten Kelch einer Blume, sie wird indessen nicht, wie üblich, durch eine Säule gestützt, sondern springt, auf einer Console ruhend, unmittelbar aus dem starken, achteckigen Gewölbepfeiler hervor. In ihrem Grundrisse bildet sie ein Sechseck, von welchem vier Seiten frei hervortreten; die fünfte wird von der Treppe, die sechste von dem Pfeiler gebildet. Jene vier Seiten sind mit Apostelbildern geschmückt, welche auf grauem Grunde mit schwarzen, rothen und weißen Farben ausgeführt sind. Der leichtgebaute Schalldeckel zeigt in seinen ursprünglichen Theilen zierliches gothisches Maßwerk in trefflicher Vergoldung, welches aber leider durch einen sehr geschmacklosen Barockaufsatz stark beeinträchtigt wird. Die Wange der sehr steil ansteigenden Kanzeltreppe enthält weiße und graue Arabesken auf blauem Grunde.

Auf der Rückwand des Kunstwerkes ist die Jungfrau Maria dargestellt; sie steht auf der Mondsichel und trägt auf dem rechten Arme das Jesuskind. Den Obertheil ihres Körpers umgiebt eine faltige, schwarzgraue Umhüllung, so daß das goldige, mit dunklen Arabesken verzierte Kleid nur an der Brust, unter den Aermeln und am Saume hervorsieht. Das goldene Haar Maria's fällt in Locken auf ihre Schultern nieder; über ihrem Haupte halten zwei Engel eine Krone. Das Jesuskind hat einen Apfel in der Hand; einen andern, etwas größeren zeigt ihm Maria. Grade diese Darstellung — der Apfel ist als Reichs-

apfel aufzufassen, — ist ein Beweis für den Ursprung des Kunstwerks: „Maria mit dem Reichsapfel“ war ein beliebter Vorwurf für die Maler des 15. Jahrhunderts. Links von diesem Bilde befindet sich ein zweites; ein Engel spielt knieend die Harfe. Unter diesem letzteren Gemälde ist eine sehr alterthümliche, vierfache Sanduhr angebracht, nach welcher der Geistliche die Dauer seiner Predigt genau bemessen konnte.

Der kostbarste Schmuck der Kanzel aber ist ihr Behang: ein prächtiges Werk deutscher Frauenarbeit. „Er besteht aus rothem Sammet mit erhabenen, wundervoll gestickten Bildern und Arabesken. In neun Feldern begegnen wir folgenden, an ihren Attributen leicht erkennbaren Heiligen:

1. St. Barbara mit Kelch und Hostie, St. Thekla mit dem Pfeile und St. Scholastika;
2. St. Nikolaus und St. Martinus, — dabei die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande;
3. St. Petrus, St. Thaddäus und St. Jakobus dem Jüngeren mit der Muschel;
4. St. Cäcilia, St. Paulus, St. Apollonia, — dabei die Krönung St. Maria's;
5. St. Thomas, St. Bartholomäus, St. Jakobus dem Aelteren;
6. St. Andreas, St. Agathe, — St. Thekla und die Krönung St. Mariens noch einmal;
7. St. Katharina, St. Agnes, — St. Cäcilia noch einmal;
8. St. Gertrud, — St. Barbara, St. Augustinus und St. Maria mit dem Jesuskinde noch einmal;
9. St. Matthäus; — St. Jakobus der Aeltere und St. Bartholomäus sind wiederholt.

Prüfers „Archiv für kirchliche Kunst“ hat mit Recht auf die wahrhaft künstlerische Ausführung dieser erhabenen Stickereien hingewiesen. Die Nasen der Köpfe bestehen aus zierlich-kleinen Holzstückchen; ihre Augen wurden einst durch Diamanten gebildet, welche wahrscheinlich im 30jährigen Kriege, vielleicht auch schon 1547, von fremdem Kriegsvolke gestohlen worden sind.

Es fragt sich nun: „Welch' kunstgeübte Hand hat diese herrlichen Stickereien gefertigt?“ Eine unanfechtbare Ueberlieferung sagt nun zwar, daß eine Gräfin von Mansfeld die Meisterin dieses Werkes gewesen sei. Welche indessen? — Man wird nur zu wählen haben zwischen der Gräfin Anna, der Gemahlin Albrechts VII., des eifrigen Förderers der Reformation, und der Gräfin Dorothea, der Gattin Ernst's II. Entscheiden möchten wir uns für die letztere Dame, eine geborene Gräfin Solms, und zwar aus dem Grunde, weil diese edle Frau eine lebhafte Freundin heiterer Farben war. So z. B. verordnete sie noch in ihrer letzten Krankheit, man solle sie in einem rothen Sterbehemde bestatten. Ohne Zweifel dachte sie dabei an den Vers:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.“

Jetzt ist der von der Gräfin gestiftete Behang abgenommen und unter Glas gelegt worden, — mit Fug und Recht!

Es ist indeß nicht nur der künstlerische Werth dieser Lutherkanzel, welcher sie so bedeutsam macht. Welch' reiche, geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich nicht an diesen „Predigtstuhl!“ —

Man darf nicht glauben, daß Luthers Landsleute in der Grafschaft Mansfeld dem Reformator nach seinem ersten, kühnen Auftreten sofort einmüthig zugestimmt hätten. Im Gegentheil: es hat noch in den 20ger und 30ger Jahren des 16. Jahrhunderts manch' ein Eiferer für die alte Lehre auf die Kanzel von St. Andreas geschlagen. Nur nach hartem Kampfe errangen der ehemalige Augustiner Kaspar Güttel und das Eislebener Stadtkind, M. Johannes Schnitter, gewöhnlich Agricola genannt, der spätere, streitbare Generalsuperintendent der Mark, den Sieg. Graf Hoyer von Mansfeld blieb im Gegensatze zu den Grafen Albrecht und Ernst bei dem römischen Dogma; er berief deshalb einen gewaltigen Polemiker der alten Lehre zum Geistlichen an St. Andreas. Es war dies Herr George Wizel; derselbe gab erst im Jahre 1538 den weiteren Kampf auf.

Am 14. Februar 1546 stand Doctor Luther selbst zum letzten Male auf diesem „Predigtstuhle“. Die Grafen von Mansfeld hatten ihn bekanntlich zur Schlichtung persönlicher Streitigkeiten nach Eisleben berufen. Wenige Tage darauf bahrte man einen der größten Söhne Deutschlands vor dem Altare zu St. Andreas auf.

Von da ab hieß die alte Kanzel des 15. Jahrhunderts die „Lutherkanzel“. Es wurde bestimmt, daß eine zweite Kanzel erbaut und die Lutherkanzel nur dreimal im Jahre:

am 10. November,
am 18. Februar, sowie
am Sonntage Septuagesimä

bestiegen werden sollte. In neuerer Zeit hat man indessen wohl gefühlt, wie wenig dieser „Reliquiendienst“ dem Geiste Luthers angemessen ist. Die zweite Kanzel ist daher weggerissen, die Lutherkanzel wieder in Stand gesetzt worden. Wohl ist es merkwürdig, daß dieses Denkmal der Reformation so ausgesprochen römisch-katholischen Schmuck trägt; allein die Kirche ist ja eine, heilige, allgemeine, wie wechselnd auch ihre Erscheinungs- und Kultusformen sind.

Die Berliner Sanitätswachen.

Bis zum Jahre 1871 hatte Berlin, abgesehen von den öffentlichen Krankenhäusern und Kliniken, keinerlei Einrichtungen, welche darauf abzielten, dem hilfesuchenden Publikum jederzeit die sofortige Erlangung ärztlicher Hilfe zu ermöglichen. Es konnten solche Einrichtungen auch unter gewöhnlichen Verhältnissen füglich für mehr oder weniger entbehrlich gelten, da einestheils schwer erkrankte Personen,

nöthigenfalls durch Vermittlung der Revierpolizei, jederzeit Aufnahme in einem der Krankenhäuser finden konnten, anderentheils eine genügend große Zahl von frei practizirenden Aerzten vorhanden und jeder Arzt gesetzlich verpflichtet war, einem an ihn ergehenden Rufe Folge zu leisten. Diese Sachlage erlitt um das Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre eine wesentliche Aenderung insofern, als sich um jene Zeit fast in allen Theilen der Stadt Klagen zu erheben begannen über den Mangel ärztlicher Hilfe, namentlich zur Nachtzeit. Die sich mehrenden Beschwerden über diesen Uebelstand hatten den Erfolg, daß theils durch die Presse, theils durch Vorträge in Vereinen oder Versammlungen die öffentliche Aufmerksamkeit auf denselben gelenkt wurde. Aber die unmittelbare Anregung zu einem ersten Versuch der Schaffung einer solchen Einrichtung ging von Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta aus. In dem edlen, nur für das Wohl der leidenden Menschheit schlagenden Herzen der hohen Frau entstand der Gedanke, die segensreiche Thätigkeit des „Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger", nachdem der Krieg von 1870/71 beendigt war, auch im Frieden der leidenden Menschheit nutzbar zu machen. Auf die Anregung der Kaiserin hin schuf der genannte Verein zunächst im Mai 1872 zwei Sanitätswachen, in der Kurstraße 34 und der Joachimstraße 4, und im folgenden Jahre zwei weitere, in der Schönhauser Allee 27 und Unter den Linden 64. Diese ersten Sanitätswachen hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und gingen zum Theil wieder ein. Da das Interesse für derartige Institute aber weitere Kreise ergriffen hatte, so entstanden wieder neue, und um das Jahr 1884 gab es 8 Sanitätswachen bezw. organisirte Aerzte-Nachweise; zu diesen traten im Laufe der Zeit neue hinzu, sodaß ihre Zahl sich im Jahre 1888 auf 15 bezifferte, welche derartig über die ganze Stadt vertheilt sind, daß nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Theil von Berlin keiner bestimmten Sanitätswache zugehört.

Die Einrichtung der Sanitätswachen ist zu bekannt, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchten; von größerem Interesse ist die Frage: Wie werden die zur Erhaltung der Wachen erforderlichen Mittel aufgebracht? Während die älteste Wache in der Brüderstraße fast ausschließlich durch feste laufende Beiträge bestimmter Personen erhalten wird, die zum Theil gar nicht innerhalb des Wirkungskreises der Wache wohnen und dieselbe jedenfalls niemals in Anspruch nehmen, ist eine Reihe der in den ärmeren Vorstadtvierteln belegenen Wachen in der Hauptsache auf Hauscollecten und laufende Beiträge solcher Einwohner der betreffenden Bezirke angewiesen, welche sich durch die Zahlung eines laufenden, bei den verschiedenen Wachen verschieden hoch bemessenen Beitrags den Vortheil sichern, in jedem besonderen Krankheitsfalle die erste ärztliche Hilfe (bei Nacht) unentgeltlich zu haben. Dazwischen giebt es Wachen, welche auf Hauscollecten verzichten können, aber zum wesentlichen Theil auf die Beiträge der Mitglieder angewiesen sind, wozu dann noch jährliche Beiträge verschiedener Vereine kommen. Immerhin besteht eine gewisse Uebereinstimmung insofern, als der größere Theil der Sanitätswachen folgende Einnahmequellen gemeinsam hat; Hauscollecten, laufende Beiträge der Mitglieder, Honorar für ärztliche Hilfsleistung, freiwillige Zuwendungen (in erster Linie von Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta), Erträge aus Veranstaltungen von Concerten u. dergl. und Unterstützungen der Stadt. Bezüglich des Honorars für ärztliche Hilfsleistungen ist zu bemerken, daß ihren Statuten gemäß sämmtliche Privat-Sanitätswachen ihre Hilfe grundsätzlich nicht von der Zahlung eines Honorars abhängig machen dürfen; ebenso wenig soll von Unbemittelten nachträglich ein Honorar eingefordert werden. Im Interesse der Erhaltung der Wachen ist es jedoch nothwendig, daß von denjenigen Hilfesuchenden, welche hierzu in der Lage sind, die Zahlung des taxmäßigen Honorars gefordert wird; insbesondere geschieht dies bei den Angehörigen der Gewerks- und Orts-Krankenkassen, für welche in solchen Fällen die betreffende Kasse einzutreten hat.

Bezüglich der freiwilligen Zuwendungen muß erwähnt werden, daß Ihre Majestät die Kaiserin Augusta seit Jahren alljährlich dem Polizei-Präsidenten 1000 Mk. für die Sanitätswachen zur Verfügung gestellt hat, welche auf Grund der von allen Wachen an das Polizei-Präsidium zu erstattenden Jahresberichte nach dem Grade der Bedürftigkeit der einzelnen Wachen zur Vertheilung kommen.

Auch die städtischen Behörden haben seit Jahren ihre Aufmerksamkeit den Privat-Sanitätswachen zugewendet. Zwar ist der von einigen Stadtverordneten gestellte Antrag, die Sanitätswachen in städtische Verwaltung zu nehmen, von der Stadtverordneten-Versammlung abgelehnt worden, doch hat diese Körperschaft den Magistrat vermocht, seit zwei Jahren die Summe von 10 000 Mk. in den Stadthaushaltsetat einzustellen, aus welcher zweckmäßig eingerichtete bedürftige Sanitätswachen unterstützt werden sollen, und es sind auch thatsächlich von den pro 1887/88 ausgeworfenen 10 000 Mk. Unterstützungen von zusammen 5500 Mk. und von der pro 1888/89 ausgeworfenen Summe 5800 Mk. an diejenigen Wachen, welche einen bezüglichen Antrag gestellt hatten, bewilligt worden. Durch diese Unterstützungen der Stadt sind die Sanitätswachen vor finanzieller Verlegenheit geschützt.

Was nun die Leistungen der gesammten Wachen anbetrifft, so ergiebt ein Vergleich mit den Wiener Rettungsstationen, daß diese in den Jahren 1885 und 1886 nur zusammen 1364 bezw. 2137 Hilfeleistungen zu verzeichnen haben, während diese Zahl sich bei 10 Berliner Sanitätswachen auf durchschnittlich jährlich 8429 beläuft, worunter allein 3964 Fälle

von äußeren Krankheiten und Verletzungen und 342 Fälle von erster Hilfe bei gefährlichen Entbindungen sind. Bei einer durchschnittlichen Jahresausgabe von 25 394 Mk. 59 Pf. für 7 Wachen beläuft sich der jährliche Ausgabe-Etat aller 15 Wachen auf mindestens 40—50 000 Mk.

Seit dem 24. Mai 1887 sind sämmtliche Berliner Sanitätswachen zu der sog. „Sanitätswachen-Vereinigung" verbunden.

Vorstehende Angaben entnehmen wir dem bei Jul. Springer, Berlin, erschienenen Buch: „Die Berliner Sanitätswachen", welches über Entstehung, Zweck und Stand dieser gemeinnützigen Institute Auskunft giebt. Preis 60 Pf. (Reichs- und Staats-Anzeiger.)

Trinkerheilanstalten.

Die von dem Brandenburgischen Provinzialverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke begründete Trinkerheilanstalt Klein-Drenzig bei Guben ist am 1. August d. J. eröffnet worden. Aufnahmegesuche sind an den Schriftführer des Vereins, Pastor Reiche (Berlin W., Derfflingerstraße 22a) zu richten, von welchem auch die Aufnahmebedingungen bezogen werden können.

Die Trinkerheilanstalt Sophienhof bei Tessin in Mecklenburg ist im Jahre 1882 durch Pastor Rinck und Herrn J. von Oertzen in Hamburg gegründet worden. Die Einrichtung der Anstalt ist eine sehr einfache: ein großer Saal bietet den Schlafraum für die zwölf Alylisten, ein anderer wird als Eßsaal und Gesellschaftsraum benutzt. Daneben ist die Wohnung des Hausvaters. Klassenunterschiede giebt es in Sophienhof nicht. Nach dem Verlassen der Schlafstelle am Morgen hat jeder Asylist sein Bett zu ordnen und das Schlaflokal reinigen zu helfen. Zur bestimmten Zeit Morgens und Abends sammeln sich alle zur gemeinsamen Andacht, welche in Gesang, Vorlesung und Betrachtung eines Schriftabschnittes besteht. Nach dem Frühstück geht's zur Garten- und Feldarbeit. Gerade diese Beschäftigung, die einzige von der Anstalt gebotene, ist ein Hauptmittel zur Gesundung des zerrütteten Körperzustandes. Auch wer nie schwere körperliche Arbeit gethan, ist bei kräftiger Nahrung dazu im Stande. Wird es ihm anfangs auch schwer, nach sechs bis acht Wochen hat er sich daran gewöhnt. Die Hälfte der bisherigen Zöglinge gehörte den höheren Ständen an, Gelehrte, Kaufleute 2c.; sie alle haben es bewiesen, daß sie diese Arbeit thun konnten. Wo nur der Wille da ist und die Sehnsucht aus der Knechtschaft des furchtbaren Lasters herauszukommen, nimmt man auch Schweres gern auf sich, und der Erfolg ist dann um so nachhaltiger, wenn man auch den Demüthigungsweg nicht scheut. Wer sich dieser Arbeit nicht unterziehen will, muß von der Aufnahme ausgeschlossen werden.

Wer Mitglied der Anstalt werden will, muß aus freiem Entschluß in die Anstalt eintreten. Wir halten es für verkehrt, einem Trinker solchen Entschluß aufzudrängen. Man mache ihn brüderlich darauf aufmerksam, daß es noch Rettung für ihn giebt, verweise ihn auf unsere Anstalt und stelle ihm die Statuten derselben zu, lasse ihn dann aber selbst den Entschluß fassen. Insbesondere werden Geistliche auf Trinker in ihren Gemeinden einen Einfluß üben können. Jeder Eintretende muß sich verpflichten, mindestens ein Jahr in der Anstalt zu bleiben. Eine kürzere Zeit genügt nicht zu seiner Rettung. Er soll ferner nicht über 45 Jahre alt und im allgemeinen körperlich gesund sein, damit er zu der obenerwähnten körperlichen Arbeit fähig sei.

Wer der Anstalt einen Trinker schickt, der sorge rechtzeitig dafür, daß derselbe nach seinem Austritt sofort in eine geordnete Arbeit eintreten kann. Das ist nicht weniger wichtig als der Aufenthalt in der Anstalt selbst, damit nicht durch Müßiggang das Laster wieder seinen Anfang nehme. Und Keiner denke, in Zukunft wolle er Maß halten im Genuß geistiger Getränke. Er muß mit Gottes Hilfe in dem Entschlusse fest werden, niemals wieder einen Tropfen Branntwein zu trinken.

Mit Freude und Dank darf die Anstalt auf den Erfolg ihrer bisherigen Arbeit blicken. Die Hälfte der bisher Entlassenen, mit denen sie im brieflichen Verkehr steht, ist als geheilt zu betrachten.

Das jährliche Pflegegeld beträgt 150 Mk. und ist dasselbe an Herrn J. von Oertzen, Hamburg, Valentinskamp 16, vorauszubezahlen. Der Genannte sendet auch die Statuten und nimmt Anmeldungen zur Aufnahme entgegen.

Auch für Ost- und Westpreußen wird die Begründung von Trinkerheilanstalten vorbereitet.

(Fl. B. d. Rauhen Hauses.)

Literatur.

Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben von Pf. C. Kayser in Karlsruhe. Verlag des Ev. Schriftenvereins daselbst. Jahrgang 1889 Heft 6 enthält: Zur 25. Jahresversammlung. — Rede beim Jahresfest des bad. Landesvereins für innere Mission von Stadtpfarrer Aug. Eisenlohr in Gernsbach. — Jahresbericht der Südwestdeutschen Conferenz für innere Mission: Bericht des geschäftsführenden Ausschusses und der einzelnen Zweige. — Oberhessischer Landesverein für innere Mission. — Thesen über Wicherns Grundgedanken über innere Mission und ihre Verwirklichung in der Gegenwart. Von Generalsup. D. W. Baur. — Nachrichten: Kleine Rundschau. Stadtmission in Hamburg. — Literatur der inneren Mission. — Allgemeine Literatur.

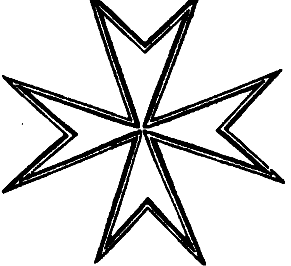
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 11. September 1889. Nr. 37.

1. Wilhelm Graf von Pourtalès, Ehrenritter seit 1846, † zu Greng bei Murten in der Schweiz 1. September 1889.
2. Louis Friedrich Wilhelm Julius Graf von Platen-Hallermund, Königlich Sächsischer Wirklicher Geheimer Rath und General-Director der Königlich Sächsischen musikalischen Kapelle und des Hoftheaters, Ehrenritter seit 1850, † zu Dresden 1. September 1889.

Die Bürgergilden des Mittelalters.

Unabhängig vom Städtewesen waren die Brüderschaften zum Rechtsschutz und zur Erhaltung der Freiheit unter den gemeinen Freien entstanden. In den Städten nun, zumal in den alten Bischofsstädten hatten sich vielfach ganze Gemeinden solcher Freien erhalten. Wie ihre Genossen auf dem Lande aber sahen auch sie Freiheit, Vermögen und Handel dem Uebermuth benachbarter Großen, willkürlichen Uebergriffen des Bischofs oder Burggrafen, kühnen Handstreichen von Räubern oder — wie in den Städten, die aus Ansiedlungen von Kaufleuten in fremden Ländern hervorgingen — Ueberfällen der oft noch barbarischen Anwohner ausgesetzt. Dazu kam häufig ein Gefühl der Unsicherheit im Innern; und so mußte hier vor Allem eine Vereinigung der kleinen Freien in Schutzgilden*) eintreten. Denn abgesehen von den ihrer Freiheit und ihrem Wohlstande drohenden Gefahren hatten diese freien Stadtbewohner noch besondere Veranlassung zur Eingehung solcher Verbrüderungen. Dieselben waren altfreie Grundbesitzer hauptsächlich von städtischen Grundstücken, wenn auch theilweise von umliegenden Ländereien; die meisten darunter trieben Handel und manche wohl auch Gewerbe; doch ist der städtische Grundbesitz das Hauptmerkmal jener ältesten Bürger, und an ihn sehen wir überall mit den ersten Regungen des Stadtlebens das volle städtische Bürgerrecht geknüpft. Während nun die Abwehr jener Gefahren gemeinsame Schutzmaßregeln nothwendig machte, erhöhte der Besitz auf ein und demselben Gebiete von geringem Umfange, ja innerhalb derselben Stadtmauern, sowie die gleichartige Erwerbsthätigkeit die Gemeinsamkeit der Interessen, und das enge Zusammenwohnen erleichterte den Abschluß von Bündnissen. Naturgemäß vereinigte sich daher überall die Gesammtheit der Vollbürger, d. h. der Eigenthümer von städtischen Grundstücken von gewissem Werthe, die civitas, in einer Gilde, convivium conjuratum; Stadtgemeinde und Gilde wurden gewissermaßen identisch und, was Gilderecht war, wurde auch zeitweise Stadtrecht.

Doch nicht gleich zu Anfang hatten die Gilden diesen politisch-schutzrechtlichen Charakter, vielmehr waren die ersten städtischen Genossenschaften religiöse Vereine, aus denen die späteren geistlichen Bruderschaften sich entwickelten, mit Vereinigung im Gebete und guten Werken als Zweck. Als die christlichen Gemeinden zusammentraten, legten alle ihre Mitglieder zum Zwecke von guten Werken je nach Kräften in eine gemeinsame Kasse. Mit der Ausbreitung des Christenthums erkaltete jene Liebesthätigkeit in ihrer Allgemeinheit, die Beiträge hörten auf oder wurden in regelmäßige unfreiwillige Abgaben verwandelt und es entstanden besondere Absonderungen der Eifrigen in Bruderschaften. Sie bestanden das ganze

*) Waitz hat in seiner Verfassungsgeschichte die Entstehung der Gilden bei den alten germanischen Völkerschaften auf die Familie, die Sippe, zurückgeführt, da Gilde ursprünglich das aus gemeinschaftlichen Beiträgen gehaltene Opfermahl bedeutet. Aber sowohl Wilda, der Hauptschriftsteller über das Gildewesen im Mittelalter, als auch Hartwig, der über die Entstehung derselben Untersuchungen anstellte, können in der Familie der alten Germanen und ihren Opfergelagen etwas von dem Wesen der Gilden entdecken. „Von dem brüderlichen Aneinanderschließen in engere Kreise, das sich auf mannigfache Weise in gegenseitiger Hilfeleistung und Beistand ausspreche,“ fände sich keine Spur. Auch wir pflichten dieser Ansicht bei und können erst in den aus der christlichen Kirche hervorgegangenen Vereinen die ersten Spuren der späteren Gilden entdecken und haben diese zum Ausgangspunkte unserer Betrachtung genommen.

Mittelalter hindurch wesentlich unverändert in großer Zahl in allen Ländern katholischer Religion, wie sie zum Theil auch heute dort noch vorhanden sind. Da sie jedoch in politischer Hinsicht kein Interesse bieten, so kommen sie hier nur soweit in Frage, als aus ihnen die späteren Bürgergilden hervorgegangen sind.

Die ältesten urkundlichen Nachrichten über Gilden besitzen wir aus England. Es sind dies drei Gildestatuten. Nach Hartwig*) fällt die Abfassung von sämmtlichen in den Anfang des 11. Jahrhunderts. Für die eine dieser Gilden bleibt an der Richtigkeit dieser Altersbestimmung gar kein Zweifel. Sie wurde von Orcy, einem Freunde Kanuts des Großen, zur Ehre Gottes und des heiligen Petrus zu Abbotsbury gegründet und mit Gütern reich begabt. Als ihr Zweck erscheint nach ihren Statuten vor Allem Unterstützung und Pflege des kranken Gildebruders, Begrabung des Leichnams des gestorbenen und die Abhaltung von Gottesdiensten und Verrichtung von Gebeten für seine Seele. Alljährlich vereinigte sich dann am Feste des heiligen Petrus die Genossenschaft zu gemeinsamem Gottesdienst zu Ehren ihres Schutzpatrons. An diesen knüpfte sich ein gemeinschaftliches Gelage, und damit auch die Armen ihren Antheil an der Festfreude hatten, erhielten sie Almosen an dem Festtage und die Gildebrüder mußten zu diesem Zweck am Vorabend Beiträge von Broden liefern „gut gesiebt und ausgebacken". Zu dem gemeinsamen Mahle durften nur mit Bewilligung des Verwalters und der Proviantmeister Gäste eingeführt werden. Beleidigungen des einen Bruders durch den andern in feindseliger Gesinnung wurden von Gildewegen bestraft und mußten auch gegenüber dem Beleidigten gesühnt werden. Strenge bestraft wurde auch der, welcher ein Amt übernommen, demselben aber nicht gehörig oblag.

Ganz denselben Charakter zeigen die gleichfalls erhaltenen Statuten der Gilde zu Exeter; nur tritt vielleicht hier die Vereinigung zum Gottesdienst und Gebet mehr als Zweck der Genossenschaft hervor, als bei den vorigen, dreimal im Jahre versammeln sich die Gildebrüder zu gemeinsamem Gottesdienste für das Heil der lebenden und der gestorbenen Genossen. Auch hier knüpfen sich jedesmal daran gemeinsame Mahle. Im Falle des Todes eines jeden einzelnen Bruders ist jeder Genosse noch zu besonderen Andachten für dessen Seelenheil verpflichtet. Außerdem bethätigt sich die gegenseitige Sorge der Gildebrüder jedoch auch durch Geldbeiträge im Todesfall und durch Unterstützung des Bruders, der auf Reisen geht, sowie der durch Hausbrand Beschädigten. Strafen sind festgesetzt für Beleidigungen der Gildebrüder unter einander, sowie für Nichterfüllung der Gildepflichten.

Einen ganz anderen Hauptzweck als die eben angeführten zeigen die Statuten der Gilde zu Cambridge. Haben die ersteren einen mehr religiösen Charakter, so bilden die letzteren schon mehr einen Uebergang zu weltlich-politischem Zweck der späteren Bürgergilden. Bereits in dem Eide, den jedes Mitglied auf die Reliquien des Gildepatrons zu schwören hatte, schworen sie einander treue Brüderschaft nicht nur in religiösen, sondern auch in weltlichen Dingen, und wenn die Statuten dem Gildebruder auch dieselbe Unterstützung in Krankheits- und Todesfall sicherten, wie die Statuten von Exeter und Abbotsbury, und gleich diesen Anordnungen in Bezug auf Almosen, Gottesdienst und Gelage enthielten, so sind all' diese Bestimmungen doch unbedeutend im Vergleich mit den Maßregeln zum Schutze der Gildegenossen gegenüber von Verbrechern, ja gegenüber den üblen Folgen des eigenen Unrechts. Als oberster Grundsatz gilt: „Alle sollen es tragen, wenn Einer sich vergeht, und Alle Gleiches dulden." Zu seiner Durchführung besteht eine vollkommen ausgebildete Organisation. Bedarf der Gildebruder der Hilfe seiner Genossen gegen Gewalt, so hat ihm der zunächst wohnende Unterbeamte der Gilde zu Hilfe zu eilen; versäumt er dies, so verfällt er in Strafe, und ebenso der Leiter der Gesellschaft, sofern er diese Hilfeleistung vernachlässigt. Wird ein Gildebruder bestohlen, so hat die ganze Gilde ihm zur Sühne seitens des Gesetzübertreters zu verhelfen. Ebenso soll jeder Gildebruder helfen, wenn ein Genosse selbst die Tödtung eines Menschen zu sühnen hat. Dies gilt jedoch nur, im Falle sich die Tödtung rechtfertigen läßt; hatte er keinen entschuldbaren Anlaß dazu, war er z. B. nicht im Streite dazu gereizt worden, hatte er keine ihn obliegende Rachepflicht zu üben, sondern erschlug er ihn aus Frevelmuth, so muß er die Folgen seiner That selbst tragen. Tödtet ein Gildebruder einen andern, so hat er vor Allem mit den Verwandten des Getödteten sich zu versöhnen, dann aber auch acht Pfund an die Angehörigen von dessen weiterer Familie, an die Genossen der Gilde zu entrichten, widrigenfalls er von ihr ausgeschlossen und den Gildegenossen jeder freundschaftliche Verkehr mit ihm verboten wird. Wie die Tödtung, so wird auch die Beleidigung eines Gildebruders durch den anderen strenge geahndet. Die Solidarität der Gesellschaft zeigt sich sogar gegenüber von Gewalt und Vermögensnachtheilen, die Einer durch den Knecht eines Andern erleidet; der Herr des Knechtes haftet für diesen und wird von der Gesellschaft zum Ersatze angehalten. Als leitendes Princip aber hat jedes Mitglied zu beschwören, stets den zu unterstützen, auf dessen Seite das Recht sei.

So mannigfach nun die Bestimmungen der Statuten dieser drei Gilden sind, so durchdringt sie doch alle ein leitender Grundgedanke: das brüderliche Aneinanderschließen in enge, theilweise sogar beschworene Vereine zwischen Mann und Mann zu gegenseitiger Hilfeleistung und Beistand. Dieses, ihr eigentliches Wesen, findet

*) Untersuchungen über die ersten Anfänge des Gildewesens in den von Waitz herausgegebenen Forschungen zur deutschen Geschichte. 1860. I. S. 136.

sich in allen Gilden jeder Zeit wieder, von diesen ersten ausführlicher bekannten an bis auf die Gilden des späteren Mittelalters.

Viel weiter vorgeschritten schon zeigt sich die Entwickelung der Gilden in den Judicia civitatis Lundoniae, den Statuten der Londoner Gilde, die zur Zeit des Königs Aethelstan niedergeschrieben sind. Danach scheinen sich die Gilden in und um London zu einer Gilde vereinigt und gemeinschaftliche Anordnungen zur besseren Erhaltung des Friedens, zur Unterdrückung der Frevelthaten, namentlich der Diebstähle und des Uebermuths, der durch mächtige Familien geübt wurde, sowie zur strengen Ausführung der von dem Könige zu diesem Zwecke gegebenen Verordnungen getroffen zu haben. Besonders eingehend sind die Bestimmungen zum Schutze gegen den Diebstahl; ja man hat deshalb nicht mit Unrecht diese Gilden Versicherungsgesellschaften gegen Diebstahl genannt. Nicht nur waren die Mitglieder zur Verfolgung und Aufspürung des Diebes sogar in anderen Marken verpflichtet, sondern der Beschädigte erhielt auch aus der gemeinschaftlichen Kasse Ersatz für seinen Verlust. Besonders bemerkenswerth aber ist, daß die getroffenen Verabredungen und die darauf beruhende Verpflichtung nicht nur die Mitglieder der Gilden banden, sondern auch alle in dem Gebiete, in dem sie bestanden, wohnenden Nichtgildegenossen, welche zu dem Zwecke in Zehntschaften unter der Vorsteherschaft der Gildebrüder vereinigt waren. Alle Monate versammelten sich die Gildegenossen zu Gelagen, bei denen dann auch die gemeinschaftlichen Interessen, die Beobachtung der getroffenen Satzungen und dergleichen untersucht und berathen wurden. Die übrig gebliebenen Speisen wurden unter die Armen vertheilt. Beim Tode eines Mitgliedes mußte jeder Gildegenosse ein feines Brod für das Seelenheil des Verstorbenen darbringen und fünfzig Psalmen singen oder binnen Monatsfrist singen lassen. Alle Theilnehmer an diesem Bunde sollten wie die Mitglieder einer Gilde in einer Freundschaft und einer Feindschaft sein, und jede Beleidigung als eine gemeinschaftliche rächen. Vielleicht war The English Knighten Gild eine dieser vereinigten Gilden. Eine identische Zwecke verfolgende Gilde, die der Thane von Canterbury, stand damals bereits an der Spitze der Stadt, während zwei andere daneben bestanden. Auch von einer Gildehalle zu Dower, die auf eine Friedegilde schließen läßt, wird berichtet, und etwas spätere Bestätigungsurkunden erwähnen häufig noch viele andere Gilden als längst vorhanden.

Wir sehen aus diesen Bestimmungen der Londoner Gildestatuten, daß das Rechtsschutzsystem durch die Gilde ein gesetzliches geworden. Als eigentliche Rechtsschutzgenossenschaften gliedern sich die Gilden in den Staatsorganismus ein. Aber während so bei den Angelsachsen die Organisation im 8., 9. und 10. Jahrhundert nicht nur bereits vollständig ausgebildet und wahrscheinlich auch schon weit ausgebreitet war, sondern auch bereits in der Gesetzgebung nicht nur anerkannt, sondern ihre Bestimmungen nachgebildet oder doch bekräftigt wurden, während sie dort bereits solches Ansehen genossen, daß ihre Verabredungen auch für Nichtgildegenossen maßgebend waren, und sich schon Stadtverfassungen aus ihnen entwickelten, sehen wir sie auf dem Continente von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit überall verboten und verfolgt. Eine Reihe von Capitularien Karls des Großen und seiner Nachfolger schreitet gegen alle Arten von Verbindungen oder Einigungen ein, namentlich gegen die durch gegenseitige Eidesleistungen bekräftigten. Nicht blos diejenigen, welche geradezu unrechtmäßige Zwecke verfolgen, werden mit Geißeln, Aufschlitzen der Nasen, Verbannung und andern ähnlichen Strafen bedroht, sondern auch diejenigen, deren Aufgabe der Schutz gegen Raub und andere Gewaltthätigkeiten ist. Nur zu gegenseitiger Unterstützung bei Brand, Schiffbruch oder dergleichen sollten sie geduldet werden und auch da nicht mit eidlicher Verpflichtung der Mitglieder. Unter Ludwig dem Frommen finden sich in Flandern und den übrigen Seedistricten Gilden sogar unter den Unfreien, und ihre Herren werden unter Drohung, selbst bestraft zu werden, aufgefordert, sie zu unterdrücken. Auch die Geistlichen hatten ihre Gildeversammlungen, wie aus den Capitularien des Erzbischofs Hincmar von Rheims hervorgeht. Die bei ihren Gelagen stattfindenden ausgelassenen Sitten und heidnischen Gebräuche, gleichwie die Beitreibung der Beitrags- und Strafgelder, welche wohl, wie in den Londoner und Cambridger Statuten auf die Uebertretung der Satzungen gesetzt waren, gaben ihm Anlaß zu heftigen Klagen.

Unzweifelhaft ist, daß diese Gildonien des fränkischen Reichs dieselben sind, wie die der Angelsachsen, wie die von London und Cambridge. Die entwickelte Verfassungsform des letzteren erscheint nur als Folge der späteren Zeit, aus der uns die Urkunden über sie erhalten sind, sowie der Freiheit von jenen Beschränkungen, welche ihr Gedeihen auf dem Festlande verkümmern mußten. Wie die Vereine selbst aber socialen und politischen Veränderungen ihre Entstehung verdanken, so liegt wohl auch der Grund dieser Verbote in politischen und socialen Rücksichten. Alle Arten des Gildewesens sind stets in Zeiten des Uebergangs entstanden, und auch als die oben besprochenen Gilden sich bildeten, waren England wie das fränkische Reich in einer solchen Zeit des Uebergangs.

Karls des Großen mächtiges Streben nach Herstellung eines Einheitsstaates gestaltete alle bestehenden Verhältnisse um. Besonders hatte seine Gesetzgebung die Verminderung des Standes der Altfreien in bedeutendem Maaße zur Folge. Die Freien von Rang und großem Besitze fühlten sich mächtig genug zu eigenem Schutze und fanden, wie stets die Starken, ihren Vortheil mehr bei einem System der gegen-

seitigen Befehdung, d. h. der freien Concurrenz unter einander, als bei Association und gegenseitiger Verbürgung. Die weniger Mächtigen aber, die kleinen Freien, suchten, wie immer die Schwachen, ihren Schutz in engem Zusammenschluß in Vereinen und bildeten zu dem Zwecke die Gilden. Aber nur, wo ein Zusammenwohnen in größerer Zahl ein Zusammenschließen in Vereinen ermöglichte, oder wo sie durch die eigenthümliche natürliche Beschaffenheit ihrer Wohnsitze gegen die Verfolgung ihrer Bedrücker gesichert waren, vermochten damals die Altfreien ihre Freiheiten zu behaupten. Obwohl Karl später selbst vergeblich bemüht war, dieser Verminderung der Altfreien, so viel es ohne Verletzung seines Systems möglich war, entgegen zu arbeiten, so hätte doch die Thätigkeit der Gilden Lücken in dasselbe gebrochen.

Hatte nun schon die Gesetzgebung Karls die Vernichtung des Standes der Altfreien angebahnt, so wuchs die Gefahr für letztere noch mehr mit seinem Tode. Nun war kein König stark genug, die gemeine Freiheit gegen die Uebermacht des großen Adels zu schützen. Jetzt besonders mußte die Besorgniß des Verlustes der angeerbten Freiheit, noch mehr aber wohl die allgemeine Unsicherheit, die mit Karl's Tode eintrat, und vor Allem die verheerenden Einfälle der Normannen den Zusammenschluß der Gilden herbeiführen. Daß selbst dann die Verbote gegen die Gilden nicht aufhörten, lag eben darin, daß ihre Tendenz ebenso sehr dem fränkischen Einheitsstaate, als der Herrschaft der einzelnen großen Feudalherren zuwiderlief. Erst als es im Interesse der Fürsten des Continents lag, die Städte gegen die Großen zu begünstigen, gelangten die Gilden auch hier zu größerem Ansehen.

Es scheint, als ob die Engländer von jeher ihrem Rechte, frei und selbständig zu handeln, mehr Geltung zu verschaffen wußten, als die continentalen Völker, denn wie wir gesehen, wußte schon damals die Regierung sich der vom Volke frei geschaffenen Organisation von Gilden trefflich im Interesse der öffentlichen Ordnung zu bedienen. Eine bessere Würdigung der Gilden scheint in Deutschland erst unter Heinrich I. eingetreten zu sein, welcher, um die Städte zu heben, den Gilden befahl, ihre Berathungen, Zusammenkünfte und Gelage in denselben abzuhalten. Dasselbe verordnete für Norwegen fast anderthalb Jahrhunderte später Olaf Kirre, der Gründer von Bergen und Erweiterer mehrerer Städte. Auch ließ er Häuser zu diesem Zwecke, wie z. B. in Throndheim erbauen.

Die ersten derartigen Schutz- oder Bürgergilden waren, wie wir bereits oben erwähnten, in angelsächsischer Zeit in England die Gilden von Dover, die Gilde der Thane zu Canterbury, wohl auch die gilda mercatoria von London, sowie viele andere, über die erst spätere Nachrichten vorhanden sind. Hierher gehören ferner aus etwas späterer Zeit die gilda mercatoria von York, die „große Gilde vom heiligen Johannes von Beverley of the Hanshouse“ zu Beverley, sowie auch die Gilde der heiligen Marie zu Chesterfield. Auch die alten Gebräuche von Winchester enthalten mannigfache Andeutungen eines früheren derartigen Verhältnisses der dortigen Kaufmannsgilde zur Stadtgemeinde und dasselbe gilt von den Ordnungen von Worcester. Eine der in der Sammlung von Toulienn Smith enthaltenen, auf diese Gilde bezüglichen Urkunden enthält die Verleihung von Freiheiten und Gilderecht an die Bürger von Beverley. Aehnlich der Verleihung von Stadtverfassungen an einzelne deutsche Städte, wie z. B. an Lübeck nach dem Stadtrechte von Soest, an Freiburg nach dem von Cöln, und ähnlich der Ertheilung von Gemeinderecht an die Bürger von Rheims „ad modum communiae Landunensis“ (Laon) seitens Ludwigs VII. von Frankreich, gewährt darin Thurstan, Erzbischof von York, den Bürgern von Beverley Gilderecht und „alle Freiheiten mit denselben Gesetzen, welche die Bürger von York in ihrer Stadt haben.“ König Heinrich I., sowie die Nachfolger Thurstans bestätigten die Verleihung; ja eine Urkunde enthält sogar ihre Bestätigung seitens des Papstes Lucius III. Aus dieser Art von Gilden entwickelte sich in England der allgemeine Gebrauch, die Bürger einer Stadt als selbständige Körperschaft anzuerkennen, indem man ihr Gilderecht bestätigte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Diakonissen-Mutterhaus zu Danzig

zählte am Tage ihres Jahresfestes, den 17. März d. J., außer der Frau Oberin: 70 Diakonissen, 49 Novizen und 26 Probeschwestern, im Ganzen 146. Daneben sind im Hause noch meist zwei Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens thätig gewesen, auch sind 10 Schülerinnen aufgenommen, die sich schon vor erreichtem 18. Lebensjahre auf den Diakonissenberuf vorbereiten wollen.

Aufgenommen wurden im Diakonissenhause zu Danzig im Jahre 1888: 921 Kranke, und zwar 44 Kinder, 76 Kranke erster Klasse, 165 Kranke zweiter Klasse und 635 Kranke dritter Klasse. Geheilt konnten 724 entlassen werden, 34 mußten entlassen werden, ohne Genesung gefunden zu haben, 83 sind gestorben, und am Schlusse des Jahres im Bestande verblieben 81 Kranke. — Im Ganzen wurden diesen 921 Kranken 30 768 Verpflegungstage zu Theil; 1634 Tage wurden zu ermäßigten Preisen und 6550 Tage vollkommen freie Pflege gewährt. Außerdem konnten von den im Mutterhause meist reichlich beschäftigten Schwestern noch in 404 Tagen und Nächten Privatpflege außer dem Hause übernommen werden. Diese Privatpflege wurde auch von 15 Außenstationen geübt und zwar an 1257 Tagen und Nächten, so daß hier eine wesentliche Erhöhung der Arbeit gegen das Vorjahr eingetreten ist.

Gemeindepflege ist auf 36 Stationen geübt worden und zwar machten die Schwestern 53 560 Armen- und Krankenbesuche, wobei sie noch 520 Nächte an den Betten der Kranken wachten.

In 20 Kleinkinderschulen sorgen die Schwestern für 1125 Kinder.

Diese, wie die Gemeindeschwestern haben noch die Leitung von 10 Jungfrauen- oder Nähvereinen mit 147 Mitgliedern, auch stehen sie auf 10 Stationen den Strick- und Nähschulen vor, und in 20 Sonntagsschulen werden von den Schwestern allein oder in den ihnen zugetheilten Gruppen 625 Kinder unterrichtet. — 11 Krankenhäuser, von denen eins bisher noch nicht belegt war, stehen unter der Pflege der Danziger Diakonissen und sind in diesen 3637 Kranke in 152 976 Verpflegungstagen versorgt worden; 821 Nächte wurde an den Betten gewacht. — Unter diesen Häusern befindet sich auch die Landesirrenanstalt zu Strelitz, wo 120 Kranke 35 390 Tage verpflegt wurden.

Endlich arbeiten Danziger Schwestern noch in 3 Waisenhäusern mit etwa 110 Kindern und in 3 Armen- und Siechenhäusern mit rund 50 Insassen.

Im Jahre 1888 hat das Danziger Mutterhaus 10 neue Stationen, meist in der Provinz Westpreußen, aber auch in Pommern und der Provinz Sachsen, wohin die dringende Noth rief, übernommen; es sind 9 Gemeindepflegen und das Waisenhaus in Neuteich.

(Aus: „Der Krankendienst.“)

Das Arbeiter-Siechenhaus in Gehland.

In dem Bauerndorf Gehland, Kreis Sensburg, besteht seit circa 5 Jahren ein Siechenhaus und Korbflechtereischule. Diese ist, den Verhältnissen Rechnung tragend, mit Arbeitsstuben verbunden, in denen verschiedenartige Arbeiten gefertigt werden.

Da nur Sieche, verkrüppelte oder altersschwache Leute beschäftigt werden, so muß die Arbeit den Gebrechen der einzelnen Arbeiter angepaßt werden. So werden z. B. außer Korbwaaren aller Art daselbst auch Rohrmatten zu Gypsdecken, sowie Strauchbesen und dergleichen gefertigt.

Seit einem Jahre besitzt das Siechenhaus in Gehland ein eigenes Grundstück, bestehend aus circa 2½ Morgen Land, einem kleinen Wohnhause, Stallung und einem Schuppen. In dem Stall- und Scheunengelaß bergen wir das Rohmaterial u. s. w. Das Land wird zum Weiden- und Kartoffelanbau genutzt; die Kartoffeln behalten die ärmsten der Insassen. Die Lehrlinge erlernen die Behandlung der Weide, und hoffe ich auf diese Art das Interesse für die Weidenkultur auch bei den Bauern und Grundbesitzern der Umgegend zu wecken. — In dem Häuschen befinden sich 3 Arbeitsstuben, ein kleines Büreau und ein kleiner Laden. Wie sehr der Raum ausgenutzt wird, geht wohl aus Folgendem hervor. Trotz der beschränkten Räumlichkeit gewähren wir einer einseitig gelähmten circa 40jährigen Frau, einem 24jährigen Mädchen, welches durch Amputation ein Bein verloren hat, zeitweise auch einem blinden Manne, ferner einem halbinvaliden, ehemaligen Soldaten, welcher an Muskellähmung leidet, und schließlich einem Waisenknaben, welcher in Folge großer Entbehrungen sehr geschwächt ist, Obdach und Arbeit. Diese Leute gehören zum Theil ferneren Ortschaften, sogar andern Kreisen an. Unzählige Bittgesuche elender Menschen um Aufnahme in der Korbflechterei laufen unausgesetzt ein und können, so schmerzlich es ist, nicht berücksichtigt werden.

Die Lehrlinge und Gesellen, deren Lohn nicht unbedeutend ist, sind die Miternährer der Ortsarmen und Krüppel. Als solche Lehrlinge werden ebenfalls nur schwächliche, mit irgend einem Leiden behaftete Knaben, resp. Männer aufgenommen, also solche, deren Zustand die schwere Feld- oder Waldarbeit unmöglich macht. Jeder Lehrling erhält pro Tag 30 Pf., ebenso auch die Ortsarmen; letztere verdienen bei Accordarbeiten bis zu 60 Pf. pro Tag. Die Lehrlinge erhalten je nach ihrer Geschicklichkeit und Führung nach Ablauf eines halben oder eines ganzen Jahres eine Lohnzulage, die zu gewähren ich mir aber stets vorbehalte. Die Gesellen erhalten einen Tagelohn von 50 Pf. bis zu 1 Mk., je nach der Länge der Tage.

Wenn der für die Anstalt erbetene Zuschuß bewilligt wird, werden die Wohn- und Arbeitsräume so vergrößert, daß ich wohl allen berechtigten Anträgen entfernt gelegener Ortschaften des Kreises Sensburg gerecht werden kann. Es würde damit eine Art Siechen-Arbeitshaus entstehen, das gerade in diesem armen Kreise durchaus nothwendig ist und sehr segensreich wirken kann.

Die bisherigen Aufnahme-Bedingungen haben sich bewährt und werden beibehalten. Diese sind in den Grundzügen folgende:

a) Arbeitsunfähigkeit für schwere Feld-, Wald- oder Hütte-Arbeiten.
b) Ein vom Heimatsort zu beschaffendes Bett mit Zubehör, oder wenn das nicht zu erreichen, Anschaffung desselben durch die Anstalt und allmählicher Abzahlung im Verlauf von 2—3 Jahren, durch die Heimatsortschaft.
c) Zahlt der Heimatsort in den ersten 3—6 Monaten einen Tageszuschuß von 10 Pf.
d) Die Korbflechterei zahlt pro Tag mindestens 30 Pf., je nach Geschicklichkeit des Betreffenden, gewährt Obdach, Heizung und Beleuchtung, auch den Arbeitsunfähigen, ferner Arzt, Apotheke und Pflege.
e) Nur in Folge unwürdigen Betragens und bei eingetretener Vermögensverbesserung wird ein Zurücksenden in die Heimat stattfinden. (Dieser Fall ist noch nie eingetreten.)

Da jeder Sieche mindestens ein Tagelohn von 30 Pf. erhält, so beköstigen sie sich unter einander und essen besser, als die meisten gesunden Arbeiter,

deren Kräfte doch stark angespannt werden, deren Einnahmen zwar höher sind, aber auch für eine zahlreiche Familie mit ausreichen müssen. Schwerlich dürfte in den Arbeiterfamilien pro Kopf täglich 30 Pf. verzehrt werden können.

Bisher herrschte in dem Siechen-Arbeitshaus die größte Zufriedenheit und Dankbarkeit. Mit Gottes Hilfe wird das bei Vergrößerung desselben so bleiben. Nach meiner Beobachtung ist ein wesentlicher Grund der Zufriedenheit der Leute darin zu suchen, daß sie in ihren kleinen, primitiven, nach ihren Begriffen „gemüthlichen" Verhältnissen bleiben.

Diese einfachen Leute haben eine wahre Scheu vor großen schönen Gebäuden, wie es die modernen Siechen- oder Krankenhäuser sind. Meistentheils gehen sie in diese nur widerwillig, auch das absolute Nichtsthun langweilt sie dort. Wenn man sich „zu Hause" fühlen soll, muß auch wenigstens zeitweise ein Zwang aufhören, der in Krankenhäusern nie aufhören kann. — Die Zufriedenheit der Leute hat meines Erachtens mit darin ihren Grund. Sie haben ferner ihr tägliches Brot, beten und arbeiten, sitzen im Warmen, während so viele Andere frieren und betteln müssen.

Seit 3 Jahren besteht für die Wintermonate in dem Bauerndorf Mertinsdorf eine Filiale mit denselben Principien, in welcher fast nur die gröbste, also leichteste Arbeit gefertigt wird. Durch Anfertigung von Kohlen-, Hopfen-, Kartoffelkörben und dergleichen verdienen sich die dortigen Krüppel, also Ortsarmen, genug, um nicht im Winter frieren und hungern zu müssen. Sie erzielen einen Tagelohn von durchschnittlich 50 Pf. pro Tag. Leider reichen die Mittel nicht aus, um das ganze Jahr hindurch diese Filiale in Betrieb zu halten. Mit Schluß der Kartoffelernte im October bis zu der Zeit des Kartoffelsetzens, etwa 1. Mai, wird in der Filiale gearbeitet. Während dieser Zeit, aber leider nur während dieser Zeit, ist das Dorf Mertinsdorf von Ortsarmen befreit, während in Gehland solche überhaupt nicht mehr existiren.

Die Vergrößerung des Siechenhauses soll uns die Möglichkeit geben, sämmtliche Sieche des Kreises Sensburg aufzunehmen. Grf. U. S.

(„Deutscher Frauen-Verband.")

Das Scherflein des Bettlers.

Max Drexel, der bekannte Philadelphiaer Millionär, erzählte kürzlich, wie amerikanische Blätter berichten, in Freundeskreisen die folgende Geschichte: „Ich hatte gerade einen Check, den ich für recht anständig hielt, für die Nothleidenden in Johnstown unterschrieben und schlenderte — um offen zu sein — recht selbstzufrieden die Chestunt-Straße entlang. Vor einem Laden hatte man eine große Glasurne aufgestellt, in welcher Beiträge für die Nothleidenden gesammelt wurden. Ich blieb dort eine Weile stehen, um die Vorübergehenden zu beobachten. Dabei fiel mir ein ärmlich gekleideter Mann im schäbigen Rock mit zerrissenen Schuhen auf, der aufmerksam den Aufruf des Hilfs-Ausschusses und die angeschlagenen letzten Nachrichten aus Johnstown las. Der Mann beobachtete eine Weile, wie Dollars, Quarters und Cents in die Urne fielen, und ging dann sinnend bis an die nächste Ecke. Dort blieb er stehen und fuhr mit beiden Händen gleichzeitig in die beiden Westentaschen. Aber langes Herumfühlen brachte nur ein paar Stückchen Papier, einen kurzen Bleistift und einen Knopf oder zwei zum Vorschein. Mit ängstlicher Miene untersuchte der Mann jetzt gleichzeitig seine beiden Hosentaschen, und plötzlich klärte sich sein Gesicht auf: er hatte aus der linken Tasche ein kleines Geldstück herausgefischt. Im Nu wandte er sich um und wanderte schnellen Schrittes der Urne zu. Unterwegs blieb er noch einen Augenblick stehen und blickte das Geldstück in seiner Hand nachdenklich an; dann schüttelte er sich, als wollte er einen häßlichen, gemeinen Gedanken abschütteln, trat schnell an die Urne, warf das Geldstück hinein und verschwand. Es war eine „Dime" — die letzten zehn Cents, welche der Mann besaß. Sie glauben nicht, wie klein ich mir mit einem Male vorkam. Was war mein Check gegenüber dem Opfer, was dieser Mann gebracht?"

(Frankf. Ztg.)

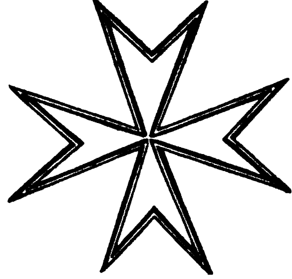
Der Vossischen Zeitung schreibt man aus London: Der Plan, eine Abtheilung für Aussätzige im Anschluß an eines der großen Londoner Hospitäler zu gründen, findet nicht die allgemeine Billigung des ärztlichen Standes. Nicht nur wird betont, daß sich die Seuche viel besser in Indien studiren lasse, sondern es wird auch die Befürchtung ausgesprochen, daß die Gründung einer solchen Klinik in London, Aussätzige aus allen britischen Colonien nach der Reichshauptstadt ziehen möchte, in der Hoffnung, hier Heilung von ihren Leiden zu erlangen. Im Mittelalter hat die Seuche furchtbar auf den britischen Inseln gehaust. Im Zeitraum von 400 Jahren sind in England 112 Hospitäler für Aussätzige gegründet worden. Die Seuche kommt schon vor den Kreuzzügen in England vor, so daß die Annahme, sie sei von den Kreuzfahrern nach Europa eingeschleppt worden, sich nicht als begründet erweist. Zur Zeit Heinrich VIII. kamen aber, Dank der strengen Isolirung der Kranken, nur noch wenige Fälle von Aussatz vor und in Irland wurde der letzte 1775 amtlich festgestellt. Nur in Schottland hielt sich die Seuche bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, am allerlängsten aber auf der Insel Zetland.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

  Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 18. September 1889. Nr. 38.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	51			
	Zugang pro " "	39			
		90			
	Abgang " " "	41			
	Bleibt Bestand	49	49	1 418	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	90			
	Zugang pro " "	56			
		146			
	Abgang " " "	81			
	Bleibt Bestand	65	65	1 735	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. August 1889 .	140			
	Zugang pro " "	9			
		149			
	Abgang " " "	55			
	Bleibt Bestand	94	94	3 151	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	26			
	Zugang pro " "	14			
		40			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	22	22	669	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	38			
	Zugang pro " "	20			
		58			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	36	36	1 135	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	21			
	Zugang pro " "	20			
		41			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	14	14	568	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	28			
	Zugang pro " "	21			
		49			
	Abgang " " "	29			
	Bleibt Bestand	20	20	811	43
	zu übertragen		300	9 487	475
	Uebertrag		300	9 487	475
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	17			
	Zugang pro " "	24			
		41			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	29	29	709	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	42			
	Zugang pro " "	18			
		60			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	44	44	1 272	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	17			
	Zugang pro " "	9			
		26			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	12	12	431	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	28			
	Zugang pro " "	24			
		52			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	33	33	1 030	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	40			
	Zugang pro " "	42			
		82			
	Abgang " " "	36			
	Bleibt Bestand	46	46	1 392	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	20			
	Zugang pro " "	11			
		31			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	14	14	505	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	25			
	Zugang pro " "	20			
		45			
	Abgang " " "	31			
	Bleibt Bestand	14	14	508	40
	zu übertragen		492	15 334	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Septbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro August 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		492	15 334	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	75			
	Zugang pro . .	40			
		115			
	Abgang . . .	48			
	Bleibt Bestand	67	67	2 122	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	23			
	Zugang pro . .	14			
		37			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	18	18	633	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	46			
	Zugang pro . .	20			
		66			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	47	47	1 429	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	16			
	Zugang pro . .	30			
		46			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	27	27	736	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	17			
	Zugang pro . .	11			
		28			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	13	13	484	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	8			
	Zugang pro . .	8			
		16			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	9	9	317	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	32			
	Zugang pro . .	21			
		53			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	21	21	754	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	14			
	Zugang pro . .	12			
		26			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	15	15	366	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1889 .	8			
	Zugang pro . .	—			
		8			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	8	8	248	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	11			
	Zugang pro . .	11			
		22			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	12	12	380	19
	zu übertragen		729	22 753	1 275
	Uebertrag		729	22 753	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	11			
	Zugang pro . .	12			
		23			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	18	18	384	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	15			
	Zugang pro . .	25			
		40			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	15	15	439	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	5			
	Zugang pro . .	1			
		6			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	1	1	110	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	4			
	Zugang pro . .	1			
		5			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	4	4	134	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1889 .	30			
	Zugang pro . .	1			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	935	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	22			
	Zugang pro . .	14			
		36			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	12	12	530	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	5			
	Zugang pro . .	8			
		13			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	9	9	174	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	21			
	Zugang pro . .	19			
		40			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	16	16	602	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	31			
	Zugang pro . .	14			
		45			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	34	34	958	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. August 1889 .	83			
	Zugang pro . .	66			
		149			
	Abgang . . .	91			
	Bleibt Bestand	58	58	2 548	86
	zu übertragen		927	29 567	1 604

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		927	29 567	1 604
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. August 1889	40			
	Zugang pro „ „	33			
		73			
	Abgang „ „	37			
	Bleibt Bestand	36	36	1 313	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. August 1889	16			
	Zugang pro „ „	7			
		23			
	Abgang „ „	10			
	Bleibt Bestand	13	13	467	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. August 1889	3			
	Zugang pro „ „	7			
		10			
	Abgang „ „	3			
	Bleibt Bestand	7	7	141	38
38.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. August 1889	30			
	Zugang pro „ „	20			
		50			
	Abgang „ „	23			
	Bleibt Bestand	27	27	847	36
39.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. August 1889	11			
	Zugang pro „ „	7			
		18			
	Abgang „ „	7			
	Bleibt Bestand	11	11	305	28
40.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. August 1889	16			
	Zugang pro „ „	7			
		23			
	Abgang „ „	5			
	Bleibt Bestand	18	18	522	20
	Zusammen		1 039	33 162	1 787

Der gesammte Abgang an Kranken pro August c. beträgt 836, davon sind gestorben 49
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 133
geheilt 691
wie vor 873.

41. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Juli 1889** . . . . 46 Kranke.
Zugang pro **Juli 1889** . . . . 46 „
92 Kranke

Davon sind
gestorben . . . . —
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 18
geheilt 30
48 „

Bleibt Bestand am **1. August 1889:** . . . 44 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 22 orientalische Christen, 13 Muhamedaner, 3 Drusen und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1889 beträgt 1458.

Poliklinisch wurden 945 Personen behandelt.

---

1. Günther von Bültzingslöwen, Consul z. D., Rechtsritter seit 1888, † zu Berlin 21. August 1889.
2. Ludwig Adolf von Goertzke, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Beuthen, Ehrenritter seit 1863, † zu Berlin 9. September 1889.

Die Bürgergilden des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

In Frankreich bestand dasselbe Verhältniß zwischen Gilde und Stadtgemeinde. In Paris lag die Leitung der Stadt in Händen der mercatores aqual, welche die Municipalkörperschaft bildeten. Im 11. und 12. Jahrhundert erscheinen, besonders im Norden Frankreichs allenthalben Vereinigungen der freien Stadtbewohner, um sich gegen die Ungerechtigkeiten der Mächtigen zu schützen und ihre Rechte besser zu vertheidigen. So errichteten 1070 die Bürger von Mans gegenüber den Bedrückungen Gottfried's von Mayenne einen geschworenen Bund; den sie commune nannten. Dasselbe thaten die von Cambrai 1076, gegenüber ihrem Bischof während dessen Abwesenheit, und als ihn dieser bei seiner Rückkehr nicht anerkannte, verschlossen sie ihm die Thore der Stadt. Gleiches hatte sich bereits 957 dort ereignet. Leicht ließen sich diese Beispiele mehren. Die zahlreichen vom 11. bis 13. Jahrhundert französischen Städten verliehenen Gemeinderechte sind nichts anderes als die durch den König gewährte Anerkennung solcher bereits längere oder kürzere Zeit bestehenden Schutzgilden. Wenn auch nicht auf den eigenen, so waren ihnen die Könige doch meist auf den Territorien des Adels förderlich, dessen Macht sie zu brechen wünschten. Ueberall aber gingen hier wie überall viele, nur kurze Zeit dauernde, vorübergehende Vereinigungen, viele fehlgeschlagene Versuche und ein großer Aufwand von Muth, Großherzigkeit und Thatkraft der bleibenden Errichtung der commune voraus.

So bestätigte auch in Flandern der Graf Philipp 1188 der Stadt Aire in Artois ihre Gesetze und Gewohnheiten, wie sie bereits seine Vorgänger den Bürgern eingeräumt und anerkannt hatten, um diese gegen die Angriffe schlechter Menschen sicher zu stellen. Diese Gewohnheiten waren die der „Amicitia“, der Gilde der Bürger, welche diese auch wohl noch vor der Zeit der ersten Anerkennung zum Schutze gegen die Angriffe von Außen und zur Sicherheit des Friedens im Innern der Stadt errichtet hatten. Was die Amicitia für Aire, waren die sogenannten „Broedscapen“ für die niederländischen Städte, das „Hezlagh“, für Schleswig und wahrscheinlich die Kanutsgilde von Flensburg für dieses. Für Deutschland fehlen fast alle Nachrichten über Gilden aus dem 10. und 11. Jahrhundert, wahrscheinlich in Folge ihres Verschwindens aus der Oeffentlichkeit in Folge der fürst-

lichen und bischöflichen Maßregeln gegen sie; doch läßt das spätere Verhältniß der „höchsten Gilde" zu der Stadt wohl keinen Zweifel, daß auch für eine Gilde der Kern des Städtethums war. Das Räthsel aber, daß viele Städte in Frankreich, wie selbst Paris, und fast auf gleiche Weise in England, London, Municipalverfassung hatten, ohne daß ihnen jemals ein solches Gemeinde- oder Gilderecht ertheilt war, findet darin seine Lösung, daß die Gilden daselbst vorhanden waren, ehe germanisches Municipal- oder Städtewesen sich entwickelt hatte, und dieses sich unvermerkt aus jenem hervorbildete. Dasselbe gilt von den großen Städten Flanderns. Auf London kommen wir gleich unten noch einmal zurück.

Die älteste Nachricht von einer solchen Stadtgilde auf dem Continent, von der zu Schleswig, enthält zugleich ein herrliches Beispiel der kühnen Erfüllung der den Gildebrüdern obliegenden Verpflichtungen. Magnus, der Sohn des Königs Nicolaus von Dänemark, hatte den Herzog Knud Lavard, den Altermann und Beschützer der Schleswiger Gilde, erschlagen. Als König Nicolaus darauf im Jahre 1130 nach Hetheby (Schleswig) kam, riethen ihm, wie eine altdänische Chronik erzählt, seine Begleiter, nicht in die Stadt zu gehen, denn die Bürger übten in ihrer Gilde, Hezlagh genannt, daß Gesetz äußerst streng und duldeten nicht, daß Jemand straflos bliebe, der einem ihrer Genossen Schaden zugefügt oder ihn gar getödtet habe. Der König jedoch verachtete diese Warnung und sagte: „Habe ich vielleicht von diesen Fellbereitern und Schustern etwas zu fürchten?" Kaum aber hatte er die Stadt betreten, so wurden die Thore geschlossen, und auf den Ruf der Gildeglocke stürzten die Bürger zusammen, bemächtigten sich des Königs und tödteten ihn mit Allen, die ihn vertheidigen wollten. Die Gilden erfreuten sich also bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts solchen Ansehens in Dänemark, daß der Landesherr, der Herzog Knud, es nicht verschmähte, ihr Altermann zu werden, und solcher Macht, daß sie es wagen konnten, selbst an einem Könige die Verletzung des Rechts an einem Genossen ihrer großen Gemeinschaft zu rächen.

Die Gilde der Schleswiger hieß Hezlahg, das heißt entweder geschworene Gilde, convivium conjuratum, oder höchste Gilde, summum convivium. Im letzteren Fall bestanden dort also noch andere Gilden neben derselben. Obwohl nämlich Stadtgemeinde und Gilde ursprünglich dieselben Personen umfaßten, so gab die Eigenschaft eines Vollbürgers an sich noch nicht die Genossenschaft der geschworenen Gilde; es war hierzu eine besondere Aufnahme nöthig. Als nun die Städte emporblühten und ihr Wohlstand wuchs, mochten auch unter den Vollbürgern, theils durch das Zurückbleiben Einzelner beim Wettlauf nach Gelderwerb, theils durch neue Ansiedlung meist geringerer Freier der Umgegend, in Bezug auf das Vermögen erheblichere Unterschiede entstehen, die dann wohl auch für die Beschäftigung der Einzelnen von Einfluß waren. Dies führte zu einem Abschließen der alten alleinigen Gilde und neben ihr bildeten sich dann andere zu demselben oder ähnlichen Zwecken. Doch behauptete die älteste Gilde vor den anderen stets einen sehr natürlichen Vorrang und hieß wohl die höhere oder höchste. Allmählich entwickelte sich in den Gilden ganz auf factischem Wege auch eine gewisse Erblichkeit, indem der Sohn gewöhnlich der Verbindung beitrat, der sein Vater angehörte, die Söhne von Gildebrüdern natürlich auch am willigsten aufgenommen, ja in der Folge ihnen selbst die Bedingungen des Eintritts erleichtert wurden. So bildete sich ein gewisser Kreis von Familien, die von Geschlecht zu Geschlecht der höchsten Gilde angehörten und fortdauernd den Stamm derselben ausmachten. Die älteste Gilde blieb nicht mehr gleichbedeutend mit der Bürgerschaft, die Vollbürgergilde wurde zur Altbürgergilde, und nach Ort und Zeit wurde diese Entwickelung mehr oder minder aristokratisch.

In Schleswig umfaßte die Gilde, als König Nicolaus 1130 den Tod fand, wohl noch die gesammte Bürgerschaft; die Chronik spricht wenigstens von den Bürgern im Allgemeinen, die auf den Ruf der Gildeglocke (der Stadtglocke) zusammenströmten. Dagegen findet sich in etwas späterer Zeit, in der vornehmsten aller deutschen Städte, in Cöln, die Leitung der Stadt in den Händen einer höchsten Gilde, nämlich in denen der „Richerzechheit", d. h. Zeche der Reichen, summum convivium. Im 11. Jahrhundert, beim Kampfe der Cölner gegen ihren Bischof Hanno, gab es nur erst eine Gilde, die sämmtliche Bürger umfaßte; von Geschlechtern ist wenigstens damals noch nicht die Rede. Allein bereits zu Ende des 12. Jahrhunderts war daraus ein summum convivium geworden. Das Regiment der Stadt stand ausschließlich bei einer Geschlecteraristokratie, der Richerzechheit, die, bereits übermüthig geworden, einen harten Druck ausübte und die Herrschaft wie ein einträgliches Monopol behandelte. Dies führte im 13. Jahrhundert zu heftigen Aufständen des hier besonders kräftig emporkommenden Handwerkerstandes (vor Allem der Weber), der nicht länger gewillt war, die Lasten des Gemeinwesens allein zu tragen und Antheil an der Verwaltung oder wenigstens Mitaufsicht über den städtischen Haushalt verlangte, zu dem die Altbürger ohnedies das Geringste beisteuerten. Ja mehrmals sehen wir die Weber, wie öfter in jener Zeit, wie z. B. in Lüttich, in Huy, in Basel ꝛc., und ähnlich den früheren Bündnissen der französischen Communes mit den Königen gegenüber dem Adel, sich sogar mit Cölns Bischöfen zum Sturz der Geschlechter verbinden; dieser gelang jedoch erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Gleichzeitig mit der Richerzechheit bestanden zu Cöln noch andere Genossenschaften von Kaufleuten neben derselben; doch fehlen nähere Nachrichten über deren Theilnahme an

der Regierung der Stadt. Auch in andern deutschen Städten, wie in Speier, Straßburg, Frankfurt a. M., in Freiburg, Lübeck, Danzig und Lüneburg, gab es derartige höchste Gilden. Die häufig wiederkehrenden Wiederholungen von Karl's des Großen Verboten der Conjurationen seitens der Städte hassenden Hohenstaufen, bleiben, wie dies beweist, also nur ohnmächtige Versuche, die Gilden zu vernichten; und bei den damaligen Verhältnissen war ihr Bestehen auch eine Nothwendigkeit.

In England, das in der ganzen Entwickelung des Gildewesens allen Ländern voraus war, gab es derartige höchste Gilden wohl schon in angelsächsischer Zeit. Dort behielten nach Lappenberg die Landbesitzer, auf und neben deren Gebiet die Städte erbaut waren, in diesen lange großen Einfluß und bildeten die Aristokratie derselben. So waren die Altermannsschaften in der Stadt Canterbury mit dem Besitz eines veräußerlichen Grundstücks daselbst verknüpft und deren Besitzer mit anderen Grundeigenthümern in der dortigen alten Gilde der Thane vereinigt. Da damals aber dort neben dieser noch zwei andere Gilden bestanden, war diese Gilde der Thane wohl das summum convivium der Stadt.

Mit einer viel höheren Entwickelungsstufe der Gilde hat man aber, wie ich glaube, bereits bei jener schon oben berichteten Vereinigung der Friedegilden Londons zu thun, die sich später ähnlich in Berwick am Tweed und weniger vollkommen auch in den deutschen Städten wiederfindet. Das so viel frühere Eintreten derselben in London kann nicht stören, da ja England überhaupt als das Vaterland der Gilden und vielleicht gerade London als deren Wiege anzusehen ist. Nach urkundlichen Zeugnissen war wenigstens die dortige Stadtverfassung auf eine Gilde gegründet und diente den übrigen englischen Städten erst zum Muster. Nach den judiciis civitatis Londoniae aus der Zeit König Aethelstan's vereinigten sich nun damals die Londoner Friedgilde zu einer Gilde, um desto kräftiger ihre Ziele verfolgen zu können. Diese vereinigte Gilde leitete die Stadt, wie die Thatsache beweist, daß ihre Bestimmungen auch alle Nichtgildemitglieder banden. Grund dieser Vereinigung war vielleicht, daß sich auch hier, wie später in anderen Städten, neben der ursprünglich alleinigen Gilde allmählich noch andere gebildet hatten und Reibungen zwischen der neuen und der alten die Erreichung der Gildezwecke, dem Schutze der Freiheit und des Rechts, Eintrag thaten. Wahrscheinlich war The English Knighten Gild jene ursprüngliche Gilde. Nach der Angabe von Madox*) war der Altermann der Knighten Gild der Altermann der Gilde Mercatoria der City. Auch widerspricht dem nicht Stow's**) Nachricht über die Zeit der Entstehung dieser Gilde, denn wahrscheinlich war es nur eine Bestätigung im Besitze ihrer Ländereien, welche die Gilde vom König Edgar erhielt, da ja ihre Errichtung auch ohne königliches Zuthun stattfinden konnte. Sie besaß eigenthümlich innerhalb und außerhalb der Stadt Land und Gerichtsbarkeit, und ihre Ländereien bildeten nachmals ein Stadtviertel Londons, dessen Namen „Portsoken" schon anzeigt, daß es aus ehemals vor den Thoren der Stadt gelegenem Gebiet hervorgegangen. Es war also eine Gilde ähnlich der der Thane zu Canterbury.

Eine ähnliche Vereinigung ereignete sich drei Jahrhunderte später zu Berwick am Tweed. In den Jahren 1283 und 1284 vereinbarten die dortigen Bürger die Statuten einer Gilde, „damit, wo viele Körperschaften an einem Orte neben einander bestehen, sie Eins werden, von einem Willen und dauernder herzlicher Liebe in ihren Beziehungen zu einander beseelt." Artikel 1 bestimmt deshalb, daß „alle bisher an dem Orte bestehenden besonderen Gilden aufhören sollen" und daß „keine andere Gilde in der Stadt erlaubt werden solle". Alle Gilden sollten dieser einen Gilde die ihnen rechtmäßig gehörigen Güter aushändigen und „Alle sollten sein wie Glieder unter einem Haupte und mit einem Willen, ein Körper stark und treu". Vor Allem zeigt bereits die Abfassung eines Statuts, daß Bürger und Gildebrüder hier identisch waren. Auch enthält dasselbe eine Reihe von Bestimmungen, betreffend die Verwaltung der Stadt, die Marktpolizei und andere Stadtinteressen. Ferner hatten vor der Vereinigung offenbar unter den verschiedenen Gilden der Stadt Reibungen zum Nachtheile der Gesammtheit der Bürger stattgefunden; dies zeigen die einleitenden Worte und die des ersten Artikels. Aus den weiteren Artikeln erhellt, daß nur die Vornehmen unter den Stadtbewohnern, die Kaufleute, Gildebrüder und Bürger waren, während mehrere darauf hinweisen, daß wenigstens eine der vereinigten Gilden eine Friedgilde war, die ursprünglich mit der Bürgerschaft zusammenfiel. Vielleicht umfaßte diese erste Gilde die alten Familien, die ursprünglich Eigenthümer des Grund und Bodens um und in der Stadt waren, wie in Canterbury, und die daneben oder später auch Händel trieben, oder sie nahm mit dem Wachsen der Stadt einen aristokratischen Charakter an, wie dies in vielen deutschen Städten der Fall war, oder sie beschränkte aus andern Gründen die Zahl ihrer Mitglieder. Es entstanden nun neue Gilden, deren Mitglieder in Stand, Ansehen und Reichthum denen der ersten wenig oder gar nicht nachstehen mochten, und die deshalb nach gleichem Antheil am Stadtregiment strebten. Dies führte dann in Berwick zu jener Amalgamation und in den deutschen Städten zur Betheiligung der neuen Gilden am Rath. So in Speier und Frankfurt a. M., so ferner in Lübeck und Straßburg, so wahrscheinlich auch in Cöln. In London wickelte sich dieser Proceß vielleicht bereits im 10. Jahrhundert ab. Die Zulassung dieser neuen Gilden bildete dann den Uebergang von der Gilden- zur

*) Firma burgi S. 30.

**) Stow's Survey of London; edition of 1720. brok II. S. 3 ff.

Communalverfassung der Städte, welche durch das immer stärkere Herandrängen der minderberechtigten Bürger, wo die Geschlechter ihm widerstanden, häufig unter heftigen Stürmen ausgebildet wurde. Die deutsche und belgische Städtegeschichte liefern dafür reichliche Beweise.

Auf eine eigenthümliche Vereinigung der Gilden deutet ein Artikel des Gildestatuts von Malmoe in Dänemark. Danach bestand ein Verband der Gilden verschiedener Orte mit allgemeinen Brüderversammlungen zu Skanör. Vielleicht war ihr Verhältniß analog dem der Vlämischen Hansa oder der deutschen Städtebündnisse oder dem der zu einer allgemeinen schottischen Handelsgilde vereinigten Städte Edinburgh, Stirling, Berwick und Roßburgh.

Betrachten wir nun kurz die Statuten dieser an der Spitze der Städte stehenden Schutzgilden. Das Wesen der Gilde erscheint darin vollkommen unverändert, wie es sich in den oben mitgetheilten Cambridger Statuten darstellte; nur sind die Einrichtungen etwas mehr ausgebildet. Die Gilden erscheinen als eine erweiterte, große Familie, mit dem Zwecke, in allen Nöthen des Lebens den Beistand zu gewähren, welchen der Bruder beim Bruder finden mochte, und folglich auch vor Allem Schutz gegen den ungezügelten Willen des Mächtigen zu verleihen, den er bald mit Gewalt übte, bald vor Gericht selbst mittelst zahlreicher Freundesschaar als Eideshelfer durchzusetzen versuchen mochte. Sie erscheinen aber nicht als Genossenschaften, um ein neues Recht zu gründen, sondern nur, um das bestehende aufrecht zu erhalten, einen in seiner Bildung begriffenen mangelhaften Rechtszustand zu ergänzen und in Gemeinschaft den Nachtheilen eines ohnmächtigen Regiments zu wehren.

Die ausführlichsten Schutzgildestatuten, die irgend ein Land aufzuweisen hat, und die deshalb das vollständigste Bild dieser Genossenschaften geben, sind die dänischen. Die folgenden Angaben beruhen vorzüglich auf ihren Bestimmungen.

War ein Gildebruder von einem Fremden erschlagen worden, so erscheint die Gilde bei der Rache oder bei Eintreibung des Wergeldes als Bundesgenosse seiner Verwandten. Hat aber ein Gildebruder einen Fremden getödtet, so verhilft sie ihm zur Sühne des Todtschlags mittelst des Wergeldes oder zur Rettung durch Flucht, wenn er in Folge des Verbrechens friedlos geworden. Auch bei Erschlagung eines Gildebruders durch einen andern wird die Sache vorzüglich als Angelegenheit der Familie des Erschlagenen behandelt, und nachdem er sich mit dieser versöhnt hat, kann der Schuldige in der Genossenschaft bleiben. Nur bei muthwilligem, absichtlichem Morde erfolgt Ausschluß als Nichtsnutziger und Preisgebung an die Familie des Getödteten. Auch bei Verfolgung der Rechte vor Gericht leisten die Gildebrüder einander den durch die Sitte damaliger Zeit erlaubten Beistand. Ueberall aber gilt als oberster Grundsatz der Gilde, daß sie *nur dem beistehen*, auf dessen Seite das Recht ist. Und wie sehr dieser Grundsatz beobachtet wurde, zeigt das Ansehen, das die Gildebrüder genossen, so daß ihr Zeugniß als vorzugsweise glaubwürdig erscheint, und wo sonst zwölf Eideshelfer erfordert werden, das Zeugniß der halben oder noch geringern Zahl der Gildebrüder genügt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

58. Der Häuptling Omme von Middoge.

Eins der reichsten Dörfer des Jeverlandes ist Tettens. In der schönen und großen dortigen Kirche befindet sich ein hohes, gothisches Sacramentshäuschen, eine durchbrochene Spitzsäule von Stein, auf welcher die Inschrift zu lesen ist:

„Omme, Hoeflinck (Häuptling) to Middoch MCCCCCXXV.“

Der Stifter dieses Kunstwerkes ist ein hervorragender Mann der ostfriesischen Geschichte, allerdings kein rühmlich hervorragender. Denn er verrieth als Drost und Hauptmann zu Jever seine drei Herrinnen Anna, Maria und Dorothea, die hülflosen Töchter des Häuptlings Edo Wiemken des Jüngeren, an den Grafen Edgard von Ostfriesland. Omme van Middoch oder Middoge war ein treuloser und habsüchtiger Mann.

Das hat das Volk des Jeverlandes dann auch im Gedächtniß behalten, und darum hat sich dasselbe von jener Pyramide eine eigenthümliche Sage gebildet. Das Dorf Middoge, so wird erzählt, war früher nach Tettens eingepfarrt. Das aber war dem hochmüthigen Junker zuwider; er wollte in Middoge gern eine eigene Pfarre haben. Als nun die Kirche fertig und der Pfarrer eingesetzt war, so daß das Gotteshaus geweiht werden konnte, befahl der Junker dem Priester, mit der Feier nicht eher anzufangen, als bis er selbst zur Stätte sein werde. Der Priester wartete und wartete: er hatte die Gesänge vor der Predigt schon zum dritten Male wiederholen lassen; aber kein Junker Omme kam. Da betrat er die Kanzel und wollte die Predigt beginnen. In demselben Augenblicke aber schritt auch in der Junker, die Armbrust auf der Schulter, durch das Kirchenportal. Wie er den Prediger auf der Kanzel erblickte, gerieth er in heftigen Zorn; er spannte die Armbrust, legte den Bolzen auf und erschoß seinen Geistlichen, der Alvericus hieß. Später aber ergriff ihn doch Reue, und er stiftete zur Sühne seiner That jene schön gemeißelte Steinpyramide.

Wohl kann man den Häuptling Omme solches Frevels für fähig halten. Allein dann würde ein **Kreuz** hier stehen und nicht ein Sacramenthäuslein. Wahrscheinlich ist die düstere, — die gewaltthätige Vorzeit des Jeverlandes aber trefflich charakterisirende Sage **dadurch** entstanden, daß sich an jener Pyramide auch der Name Alvericus eingemeißelt vorfindet.

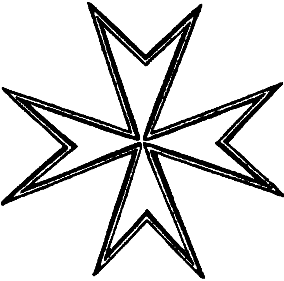
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.




Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 25. September 1889. **Nr. 39.**

1. Christian Friedrich Otto Sylvius von Motz, Rittmeister a. D., Ehrenritter seit 1877, † zu Berlin 13. September 1889.
2. Hans Henning von Arnim, Königlich Sächsischer Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Kriebstein bei Waldheim, Ehrenritter seit 1868, † zu Dresden 16. September 1889.

Die Bürgergilden des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Die Erhaltung und Durchführung der Gildeordnung machte eine eigene Gildegerichtsbarkeit nothwendig, und bei dem nothwendigen Mißtrauen des Bürgers der damaligen Zeit gegen das Gericht des Mächtigeren fielen natürlich in ihr Bereich auch die Streitigkeiten jeglicher Art, die unter den Gildebrüdern seit ihrem Eintritt in die Gilde entstehen mochten. Als Regel kamen nur Streitigkeiten unter Gildebrüdern vor das Forum der Genossenschaft und es war nur Folge der besonderen Stellung einiger Gilden zur Stadtverfassung, wenn auch Andere sich ihrem Gerichte unterwerfen mußten. Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten war die Grenze der Gildegerichtsbarkeit verschieden. Allgemein aber galt, daß die Brüder, ehe sie vor ein anderes Gericht gingen, ihren Fall beim Gildegericht wenigstens zum Sühneversuch vorbringen mußten. Nie aber maßte sich dieses ein Recht über Leib und Leben des Bruders an; nur Schadenersatz oder Buße wurden als Strafe verhängt; die höchste Strafe bestand im Ausschluß aus dem Verbande.

Dieselben Bestimmungen zur Hilfe und Unterstützung der Brüder in jeglicher Noth wie die religiösen Gilden haben auch die Schutzgilden. Die Statuten der Gilden aller Länder sind hierin fast gleichlautend. Geräth der Bruder in Armuth, erleidet er durch Feuer oder Schiffbruch Vermögensverlust, wird er durch Krankheit oder Verstümmelung unfähig zur Arbeit, so leisten die Genossen Beiträge zu seiner Unterstützung. Findet ein Bruder den andern in Lebensgefahr auf dem Meere oder in Gefangenschaft, so ist er verpflichtet, ihn mit Opferung eines Theils seiner Güter zu retten oder loszukaufen; doch erhält er dafür von dem Erretteten selbst oder von der Gemeinheit Ersatz. Häufig reden die englischen Gildestatuten von Darlehen, die dem bedürftigen, gewerbtreibenden Gildebruder gewährt werden sollen, oft unter keiner andern Bedingung als der, sie wiederzugeben, wenn er ihrer nicht mehr bedürfe. Der kranke Bruder ferner findet Pflege und Unterstützung, der todte wird begraben, für sein Seelenheil werden Gebete verrichtet und Gottesdienst gehalten, und nicht selten giebt die Gilde der hinterlassenen armen Tochter die Mitgift. Daß auch Nichtmitglieder, die der Hilfe bedürftig waren, diese fanden, zeigen die zahlreichen Bestimmungen der englischen Gildestatuten über Spenden an Arme, Pilgrime u. s. w.

Gleich allgemein sind die Bestimmungen über Besoldung von Kaplänen der Gilde, über gemeinsamen Gottesdienst und Gebete, sowie über gemeinsame Gelage mit überall gleich wiederkehrenden Strafen wegen Uebertretung der vereinbarten Ordnungen, wegen ungebührlichen Betragens oder wegen Beleidigungen von Gildebrüdern.

An der Spitze der Gilde steht ein Altermann, diesem zur Seite häufig Schaffer, als Gehilfen. Auch sonstige Beamten kommen hie und da noch vor. Ueber die Aufnahme von Mitgliedern entscheidet aber die ganze Genossenschaft selbst; und will ein auf dem Lande Wohnender oder ein Fremder Mitglied der Gilde werden, so muß ein Bürger sich für ihn verbürgen. In einer so eng verbundenen Genossenschaft mußte nämlich die Ehre des Einzelnen gewissermaßen die Ehre der Gesammtheit sein. Reiner Wandel und unbefleckter Ruf mußten als erstes Erforderniß der Mitgliedschaft erscheinen. Sonst nennen die Gildestatuten keine andere Bedingung der Aufnahme. Die Gildestatuten hatte jeder beim Eintritt in die Gilde zu beschwören.

Männer und Weiber konnten Mitglieder der Gilde sein. Letztere waren jedoch regelmäßig Frauen oder Töchter von Gildegenossen. Nur als Ausnahme erwarben in einzelnen Gilden auch Frauen selbständig Gilderecht. Die Frauen nahmen jedoch stets nur an den Vortheilen und Lasten, nie an den Geschäften und Berathungen der Gilde Antheil.

Viele unter den Städten, deren Leitung sich in Händen solcher Gilden befand, besonders die von der See aus zugänglichen, waren von Kaufleuten gegründet worden, welche zur Sicherung des an einem Orte befindlichen Marktes und des damit verbundenen Handels, Plätze, ähnlich den neueren Factoreien in Asien und Afrika, befestigten. Aber wäre es nun auch heutzutage ein unverzeihlicher Irrthum, wollte man auch die übrigen Städte der älteren Zeit schon für das halten, was sie erst später geworden, für ausschließliche Sitze des Handels und Gewerbes, so wäre der Schluß doch ebenso verkehrt, wollte man glauben, der Reichthum der Geschlechter habe ausschließlich in Grundvermögen bestanden. In allen Städten lebte die Masse der angeseheneren Bürger vom Handel; die bürgerlichen Geschlechter waren auch die ältesten Kapitalisten, die als Großhändler, Münzherren, Bankhalter zuerst die Herrschaft des Geldes vorbereiteten und durchführen halfen; nur die politische Bedeutung ihres Standes beruhte nicht auf dem Gelde, sondern auf dem Grundbesitz. Dementsprechend berichtet ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts: „Als die Normannen sich dem Hafen von Tiel nahten, floh die Bevölkerung, die am Wahal wohnte, mit Zurücklassung all ihrer Habe außer des Geldes: denn sie bestand aus Kaufleuten.“ Weiter berichtet er von den gemeinsamen Gelagen derselben, und daß sie nicht nach dem Gesetze, sondern nach eigenem Willen Recht sprächen und behaupteten, der Kaiser habe ihnen urkundlich dies Recht verliehen und bestätigt. Es bestand dort also offenbar eine die Stadt leitende Gilde von Kaufleuten. Der treffliche Markt von Antwerpen wird bereits 837 erwähnt, in welchem Jahre ihn die Normannen den Flammen überlieferten; Gent wird als blühend durch Handel und Fischerei bezeichnet, und dasselbe gilt von einer Reihe anderer belgischer und französischer Städte. In Paris sollen die Magistrate zur Römerzeit nautae geheißen haben, und in Urkunden des 12. Jahrhunderts werden die Ausdrücke burgenses und mercatores oder mercatores per aquam ganz gleichbedeutend gebraucht. Ihre Körperschaft stand an der Spitze der Stadt. Ebenso war es in deutschen Städten. Ueber die Gründung von Freiburg im Breisgau wird berichtet, daß Berthold von Zähringen, als er eine freie Stadt mit cölnischem Rechte gründen wollte, vor Allem eine Anzahl angesehener Kaufleute um sich versammelte und ihnen an dem zum Markte bestimmten Orte Plätze zur Erbauung von Häusern anwies. Aus ihrer Zahl nahm er auch die Consuln der Stadt. Desgleichen wurde Lübeck auf Grund einer freien kaufmännischen Gemeinde errichtet. Wie in diesen Städten war es auch in ihren Vorbildern. In Cöln werden im 11. Jahrhundert die Ausdrücke Bürger und Kaufleute abwechselnd als gleichbedeutend gebraucht. In Speier trieben die bürgerlichen Geschlechter, aus denen der Rath genommen wurde, Handel. Ebenso bestand in Regensburg die erste Bürgerschaft aus Kaufleuten. Für Dänemark bezeichnet schon das dänische Wort für Stadt — Kiöbstad — deren Charakter. Auch die Gilde, welche die Grundlage der Verfassung London's bildete, mag zum großen Theil aus Kaufleuten bestanden haben. Wilda führt dafür an die frühe Bedeutsamkeit des londoner Handels; ferner die Bestimmung der oben erwähnten judicia, daß jeder Kaufmann, der dreimal mit seinem eigenen Vermögen Reisen gemacht, den Rang eines Than haben sollte; endlich die Nachricht, daß bei einer Volksversammlung zu Oxford im Jahre 1036 die Schiffseigenthümer als die vorzüglichsten Bürger Londons erschienen, um den König Hardiknut zu wählen. Kein Zweifel aber bleibt an dem kaufmännischen Charakter der späteren Stadtgilden in England; sie heißen hier geradezu gilda mercatoria, ja oft sind die Worte, in denen der König den Bürgern einer Stadt ihr Gilderecht bestätigt: quod habeant gildam mercatoriam. Auch in Schottland standen gildae mercatoriae an der Spitze der Städte.

Ursprünglich hatten sich die Bürger nur mit Rücksicht auf die Sicherheit nach Außen und die Ruhe im Innern in den Städten in diese Gilde zusammengeschlossen. Da die Gildebrüder jedoch alle oder doch fast alle Handel trieben, wurde die einmal vorhandene Organisation auch alsbald zur weiteren Förderung der gemeinsamen Handelsinteressen verwendet, wie ja die Gilde überhaupt für alle Bedürfnisse Sorge trug, für deren Befriedigung der Familienverband nicht ausreichte, während der Staat noch nicht entwickelt genug war, um sich darum bekümmern zu können. Das Zusammenschließen zum Rechts- und Freiheitsschutz war allein schon das erste Erforderniß für das Gedeihen des Handels und Verkehrs. Vielleicht dürfen auch die Bestimmungen, daß der Gildebruder, der durch Schiffbruch oder sonstiges unverschuldetes Unglück Vermögenseinbuße erlitt, Ersatz erhalten soll, hier angezogen werden. Jedenfalls aber die unverzinslichen Darlehen, die der dürftige Gildebruder zum Betriebe seines Gewerbes erhält, sowie die vom gleichen Geiste der Brüderlichkeit getragene Bestimmung der Gilde von Berwick, daß, wer eine Partie Häringe kauft, dieselben zum Kostenpreis mit den beim Kaufe gegenwärtigen Nachbarn theilen soll. Ferner war es ein besonderes Streben der Gilde, Rechte zu erlangen, die dem Handel förderlich waren, wie Münzrecht, Stapelrecht, Zollfreiheit u. s. w. Auch traf sie gewerbepolizeiliche Bestimmungen — man vergleiche z. B. die Statuten von Berwick oder die der

Dreifaltigkeitsgilde zu Odensee — und Einrichtungen, wie die Verkaufshallen mit ihrer strengen Controle der Waaren, von denen sich eine bereits 1060 zu Valenciennes findet. Von welcher Bedeutung dieselben waren, erhellt daraus, daß die Kaufleute zu Nowgorod, nachdem sie aus andern Orten mehrfach mangelhafte Tuchstücke erhalten hatten, beschlossen, daß nur Tuch aus der Halle zu Brügge in den baltischen Häfen und den Märkten des Ostens angenommen werden solle. Diese Gilden führten auch die Aufsicht über die Handwerker, indem sie vermittelst der ihnen nach Verdrängung der kaiserlichen Vögte oder herrschaftlichen Beamten zugefallenen Gewerbe- und Marktpolizei dieselben in ein Unterthänigkeitsverhältniß herabzudrücken suchten. Je früher überhaupt eine Stadt hauptsächlich Handelsstätte war, desto eher erhielt die Gilde auch den Charakter einer Handelsgilde. Eine Thatsache verdient noch besonders hervorgehoben zu werden: Das Princip nämlich dieser alten Vollbürgergilden war der Freihandel. Jeder Vollbürger hatte das Recht, in seinem Hause beliebig zu kaufen und zu verkaufen. Es entspricht dies einmal dem Umstande, daß die Vollbürgergilde eben die Gilde der Reichen war, dann aber auch dem Principe der Gilde, der vollkommenen Gleichberechtigung der Gildegenossen unter einander. Die von Kaufleuten desselben Landes und derselben Stadt im Auslande begründeten Gilden — vielleicht die ältesten und die Vorbilder aller andern — und die Verbindung derselben unter einander und mit dem Mutterlande, die Hansen, können hier nur erwähnt werden; ein näheres Eingehen würde zu weit führen.

Bestanden diese Gilden nun auch hauptsächlich aus Kaufleuten, so waren doch zu Anfang die Handwerker als solche wohl noch nicht grundsatzmäßig von ihnen ausgeschlossen, sofern sie nur das volle Bürgerrecht der Stadt besaßen, das überall an den Besitz städtischer Grundstücke von gewissem Werthe geknüpft war. Wahrscheinlich gestaltete sich die strenge Sonderung der Kaufleute und des Handwerkerstandes erst allmählich. Ursprünglich handelten die Handwerker wohl auch mit den Rohmaterialien, die sie bearbeiteten. So waren die Londoner Schneider noch zur Zeit Eduard's III. die großen Importeure von Wollentuch in England und noch im 16. Jahrhundert die Bierbrauer zu Hamburg die vorzüglichsten Kornhändler. Das Wachsen des Wohlstandes und der Volksmenge rief aber nothwendig eine größere Arbeitstheilung hervor. Die reich gewordenen Vollbürger trieben blos mehr Handel und das Handwerk blieb lediglich den Armen und Unfreien. Waren die Armen nun ursprünglich schon durch den Mangel des nöthigen Besitzes von vollem Bürgerrecht und von der Gilde ausgeschlossen, so führte, als in Folge Arme und Handwerker gleich bedeutend geworden, dieselbe zu in den dänischen, deutschen und belgischen Gildestatuten wiederkehrenden Bestimmungen, daß Niemand „mit schmutzigen Händen“ oder „mit blauen Nägeln“ oder „der seine Waare auf der Straße ausschrie“ Mitglied der Gilde werden solle, und daß der Handwerker, bevor er in die Gilde aufgenommen werden könne, zuvor seit Jahr und Tag sein Handwerk abgeschworen haben müsse. In die Zeit des bezeichneten Uebergangs fällt wohl auch die Bestimmung des Gildestatuts von Skanör von 1266, daß von nun an kein Bäcker mehr in die Gilde aufgenommen werden solle; vielleicht waren die Bäcker dort früher gleichzeitig Kornhändler. Auf solchen Uebergang deutet auch Art. 25 des Statuts von Berwick, wonach kein Metzger, solange er sein Gewerbe betreibe, sich mit Handel von Häuten und Wolle abgeben solle, es sei denn, er sei bereit, sein Beil abzuschwören. Die Gilde zu Berwick war nämlich eine entschiedene Kaufmannsgilde, und zwar handelten ihre Mitglieder hauptsächlich mit Wolle und Häuten. Früher wurde dieser Handel unzweifelhaft zugleich mit dem Metzgergewerbe betrieben. Nachdem die Handwerker aber von der Gilde ausgeschlossen waren, verbot diese den Metzgern den Betrieb des gildemäßigen Gewerbes. Aehnlich ist es, wenn die alten Gesetze von Gent mit Rücksicht auf die Kaufmannsgilde das Färben von Geweben für Rechnung der Handwerker verbieten.

Aber nicht nur ausgeschlossen war der Handwerker von der Gilde: er wurde von ihr auch beherrscht und bedrückt. Mit der Erlangung der Unabhängigkeit wich nämlich von den Bürgern der alte Geist. Je älter die Gildestatuten, desto günstiger sind sie dem Manne von geringem Stande. Waren die Vollbürger auch bescheiden und wohlwollend gegen die Armen, so lange es galt die Freiheit zu erringen, so machte deren Besitz sie doch übermüthig und hart. Wir haben gesehen, wie diese von äußeren Feinden bedroht, sich in den Städten zu Gilden vereinigt hatten und dann bei weiterer Entwicklung sich abschlossen und das Stadtregiment ausschließlich oder doch vorzugsweise ausübten. Durch den Genuß der Macht aber wurden die Abkömmlinge der alten schlichten Genossen der Schutzgilde stolz, ehrgeizig und tyrannisch. Und je freier und unabhängiger die Bürgerschaft nach Oben geworden war, je weniger sie noch der vereinten Hilfe zur Vertheidigung der erworbenen Freiheiten und zur Erlangung neuer bedurfte, in desto höherem Maaße scheint diese Ausartung stattgefunden zu haben. Wenigstens scheint mir die größere Abhängigkeit von einer einheitlichen Staatsgewalt, in der die Städte in England und Dänemark blieben, als Grund mitgewirkt zu haben, warum wir kein Patriciat hier finden, während die herrschende Klasse in den zu kleinen, beinahe selbständigen Staaten herangewachsenen Städten Belgiens und Deutschlands sich zu einer abgeschlossenen Aristokratie entwickelte. Dieselbe bestand hauptsächlich aus den Abkömmlingen der alten Kaufmannsfamilien, theils aus den Nach-

kommen der adligen Besitzer umliegender Ländereien und der ursprünglich von den Fürsten zur Leitung der Stadt eingesetzten Beamten.

(Schluß folgt.)

Das Hänseln zu St. Goar.

Die Bedeutung des altdeutschen Wortes „Hans" deckt sich mit dem heutigen Sinne von „Genosse"; die „Hansa" ist deshalb die „Genossenschaft", vorzüglich die kaufmännische, der „Hansgraf", z. B. zu Regensburg, ihr Vorsteher und Altermann, das „Hänseln" aber die Handlung der Aufnahme in einen bestimmten Verband. Da nun der poetische Sinn der Altvordern dem symbolischen Vorgange eine weihende Kraft nach jedweder Richtung hin beizulegen sehr geneigt war, so bildeten sich für das „Hänseln" überall fest bestimmte Gebräuche heraus. Nicht etwa nur in bäuerlichen Kreisen — nicht etwa nur in dem „Computatorium", dem Comptoire der hanseatischen Kaufleute zu Bergen —, nicht bloß in adeligen Zechgesellschaften, sondern sogar in dem hochgeweihten Frieden berühmter Klöster.

Ein jeder Mann kennt St. Goar und Goarshausen. In der Mitte zwischen dem letztgenanten Orte und Oberwesel liegt hart am Rheine ein Felsen, welchen man das St. Goarsbett nennt — wohl ein uraltes, heidnisches „Krimhilden-, d. h. Berchthen- oder Holden-Bett", welches durch den Einsiedler St. Goar christlich geweiht sein mag. In einiger Höhe von der Erde befindet sich in diesem Felsen eine Höhlung, in welcher der Heilige einst seine Wohnung gehabt haben soll. In der Gruftkirche zu St. Goar vor dem Altare aber sucht man das Grab des wundermächt'gen Eremiten.

Ein schöner Zug des deutschen Gemüthes aber ist, daß unsere Ahnen des alten, im Sturme furchtbar-groß daherbrausenden und dann doch wieder so mild sich erweisenden Himmelsgottes Wodan nimmer vergessen konnte. Hatten sie auch dem „üblen Teufel" abgesagt — hatten sie selbst der schweren Mühe sich unterzogen, den „Glauben" und das „Vater Unser" zu lernen: dennoch glaubten sie Wodan noch allüberall gegenwärtig zu sehen. In dem graumäntligen Bettler, der über die Haide schlich — in dem geisterhaften Jäger, dessen Rüden in dem nächt'gen Walde bellten, wollten sie ihn wiedererkennen. Wer in die Fremde fuhr, der empfahl sich „Wodans Geleite" noch immer, und um Wodans willen, der einst des Himmels güt'ger Wirth gewesen war und gastlich jeden aufgenommen hatte, der nach der Wanderschaft auf Erden am Thore des Himmels anzuklopfen wagte — ja, der selbst „armen Teufeln" ein Plätzlein gönnte in dem Freudensaale der Götter, übte man mit Freuden G a s t f r e u n d s c h a f t.

Später aber übertrug man die Gastlichkeit Wodans auf einzelne Heilige — auf St. Johannes den Täufer — auf St. Georg — auf St. Maria. Auch St. Goar gehörte zu diesen christlichen Abbildern des heidnischen Gottes. In „St. Goars frommem Namen" erquickten daher seine Nachfolger, d. h. die Aebte seines Klosters, die vorüberziehenden Wanderer mit Wein und Brot. Was ursprünglich nur guter Wille gewesen war, wurde indeß sehr bald zu einer Servitut; der Wanderer glaubte daher allgemach, er habe ein Recht, in St. Goar die hochwillkommene Spende zu verlangen; ja, es bildete sich allmählich eine Ueberlieferung aus, welche keck behauptete, Kaiser Karl der Große habe solches „Recht" für ewige Zeiten eingesetzt und dem Kloster St. Goar deshalb auch eine jährliche Rente von 20 Mark guten Silbers hinterlassen. Aus dem frommen Brauche entstand endlich ein „Trinkrecht". Der Advent des „hospes" war auch den frommen Brüdern von St. Goar eine der „quinque causae bibendi". Kam irgend ein Fremder — ein Fremder namentlich von Range — nach St. Goar, so wurde er, wenn er um Gastfreundschaft bittend an die Klosterpforte angeklopft hatte, in die Zechgenossenschaft der Mönche „h i n e i n g e h ä n s e l t".

Es geschah dies unter folgenden Förmlichkeiten. Zunächst hatte der Fremde sich einen oder zwei Pathen zu erwählen; diese führten ihn sodann nach dem „Weberthore" von St. Goar. Dort, an der Hauptwache, später am Zollhause, war ein Halsband befestigt, welches dem Gaste um den Nacken gelegt ward. Sodann wurde die Frage an ihn gerichtet:

> „Wünscht Ihr in Wasser oder in Wein getaufet zu werden?",

und es stand ihm völlig frei, sich für das Eine oder das Andere zu entscheiden; sein Schicksal aber war je nachdem — ein sehr verschiedenes.

Hatte er nämlich geantwortet: „Mit Wein!", so wurde ein silberner „Humpen" mit Rebensaft gefüllt. So berichtet uns Diethelm im „Rheinischen Antiquarius." Der „H u m p e n" wird indessen wohl nur ein gewöhnlicher „B e c h e r" gewesen sein, denn er war dreimal zu leeren:

1. auf Kaiser Karl den Großen;
2. auf Se. Gnaden den Landesherrn;
3. auf's Haus Hessen-Kassel, auf die Königin von England oder auf die Herrscherin von Schweden — je nachdem der Gast es wollte. Es ging nämlich die Sage, daß eine Gebieterin von Großbritannien oder Schweden den kostbaren Becher einst für's Kloster St. Goar gestiftet habe.

Dann aber kam ein zweiter Becher an die Reihe. Derselbe war ein Geschenk des landgräflichen Hauses Hessen-Rheinfels. S e i n e Inschrift lautete:

> Zu Ehren St. Goars am Rhein,
> Der landgräflichen, verhennse (d. h. verhanseten, vom Hansabunde ausgeschlossenen) Stadt,
> Ist gar wohl und fein,
> Dis Trinckgeschirr gemacht.

Aus diesem zweiten Becher mußten die drei zuvor

ausgebrachten Gesundheiten noch einmal ausgebracht werden.

Doch noch war die Lust der heiteren Tafelrunde nicht gebüßt. Man setzte dem Aufzunehmenden nunmehr eine vergoldete Krone auf und las ihm die Gesetze des „Bacchanten-Ordens“ vor, worauf ihm scherzweise die Fischerei auf dem Lurleiberge und die Jagd auf der Bank im Rheine zu Lehn gegeben wurde. Dann schrieb er sich und seine Taufpathen in das „Hänselbuch“ ein, welches hierdurch mit der Zeit zu einem wahren Lexikon voller Namen, Sprüche und Reime wuchs, und gab eine Beisteuer sowohl in eine ihm am Orte des Gelages vorgehaltene Büchse wie in eine andere, welche sich neben dem oben erwähnten „Halsbande“ zuerst an der Hauptwache und nachmals am Zollhause befand.

Ganz anders aber geschah ihm, wenn er den Hänselnden geantwortet hatte:

„Ihr wollet mich mit Wasser taufen!“

Es wurde ihm alsdann ein Eimer Wasser über sein Haupt gestürzt.

Lang' hatte die fröhliche Kumpanei zu St. Goar bestanden; da kamen die Sansculotten und machten auch ihr ein Ende, wie kurz zuvor der elsässischen Brüderschaft von Hohen-Barr und vielem Andern. Nur das Halsband am Zollhause blieb. Man nannte dasselbe auch wohl das „Bursband“, d. h. das Band der heitern Burse. „Es meinen Einige, daß Karl der Große — Andere, daß seine Enkel, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, und zwar bei ihrer Aussöhnung — noch Andere, daß ‚Karlequnit‘, Kaiser Karl V., dies Halsband gestiftet habe.“ Als der nachmalige „Winterkönig“, Friedrich V., von der Pfalz nach England zog, um seine Gemahlin Elisabeth Stuart heimzuholen, da soll er in Freuden das eiserne Halsband mit einem silbernen Ringe vertauscht haben. Ihn aber hat man später denn doch wegzunehmen sich erkühnt; — er konnte ja „gestohlen“ werden! Der lang' dahingestorbenen Hänselbrüder von St. Goar Ring bestand danach wiederum aus schlichtem Erz.

Auch hier ein wunderliches Umschlagen eines ursprünglich religiösen Brauches in profane Formen. Dennoch — es erfreut, altdeutscher Gastlichkeit zu gedenken. „Herberget gerne!“, spricht der Apostel, und von der edelsten Auffassung des lateinischen „hospes“, welcher der heidnischen Welt oft fast als „hostis“ galt, ist beeinflußt der Orden der Hospitaliter.

O. S.

Heimstätten für Genesende.

Die „Leipziger Zeitung“ schreibt: Wenn den halbgenesenen, noch nicht ganz arbeitsfähigen Kranken irgendwelche Zuwendung seitens der hiesigen Ortskrankenkasse gemacht werden sollte, hatte die letztere stets mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht, daß ihr die Mittel dazu gefehlt hätten, wohl aber war sie durch das Gesetz fast ausschließlich beschränkt auf die Gewährung von Unterstützungen an thatsächlich Kranke.

Durch die Freigebigkeit der Stadt Leipzig gelang es ihr indessen, einige Reconvalescenten zu voller Genesung in das Vogtland senden zu können, wo dieselben in der Wald- und Bergluft ihre Gesundheit theils vollkommen wiedererlangt, theils doch wesentlich gekräftigt haben. Eine große Anzahl der Aufnahmesuchenden mußte aber leider wegen Mangel an geeigneten Unterkunftsstätten abgewiesen werden.

Da faßte ein Arbeitgeber, der nicht nur seinen eignen Arbeitern ein Vater ist, kurzer Hand den Entschluß, die entgegenstehenden Schwierigkeiten mit einmal dadurch zu heben, daß er zwei schöne und zu diesem Zwecke besonders geeignete Güter kaufte und der Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend zur unentgeltlichen Benutzung als Heimstätten für Genesende überwies: das Wätzersche Gut am Gleesberg bei Schneeberg und das Rittergut Förstel bei Schwarzenberg.

Beide Güter besitzen große, geräumige, schloßähnliche Gebäude, umfassen circa 260 Acker an Wald, Wiesen und Feld, wovon allein 100 Acker auf Wald entfallen, und liegen in schöner, gesunder Lage, vor Ost- und Nordwind vollkommen geschützt, ungefähr 500 Meter über dem Meeresspiegel.

Auf dem einen Gute sollen männliche, und auf dem anderen Gute weibliche Genesende untergebracht werden.

Der freigebige Käufer nimmt selbst die nöthigen äußerlichen Instandsetzungen vor und beabsichtigt, später nöthige Umbauten ebenfalls für seine Rechnung ausführen zu lassen. Die Güter sollen das ganze Jahr, also auch im Winter, für ihre Zwecke benutzt werden können.

Die Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen, die in diesen Heimstätten die Gesundheit wieder erlangen sollen, werden gewiß dem edlen Menschenfreunde die dankbarste Gesinnung bewahren.

Knabenhort.

Eine nachahmenswerthe Wohlfahrtseinrichtung für die Fabrikbevölkerung ist Anfang Juni in der Stadt Düren ins Leben getreten. Es ist dies ein sogenannter Knabenhort, welcher die Aufgabe hat, schulpflichtige Knaben unbemittelter Eltern, um sie vor den Gefahren müßigen Umhertreibens zu bewahren, nach den Schulstunden durch geeignete Personen zu beaufsichtigen, nützlich zu beschäftigen und in Verstand und Gemüth anregender Weise zu unterhalten. Der Knabenhort ist eine Stiftung der Erben des verstorbenen Geheimen Commerzien-Rath Cäsar Schöller. Die Anstalt, welche zur Aufnahme von 60 Knaben eingerichtet ist, erhebt sich auf einem in einem gesunden Stadttheil belegenen, circa 40 a großen Terrain. Die äußere Ausstattung und

die innere Einrichtung entsprechen den weitgehendsten Anforderungen. Zum Aufenthalt der Knaben bei ungünstiger Witterung, zur Anfertigung der Schulaufgaben und Ausführung der Handarbeiten dienen zwei große Räume. Für die Bewegung und Beschäftigung im Freien sind ein geräumiger Spielplatz und ein schöner Garten, in welchem jeder Knabe sein besonderes Beet erhält, bestimmt. Zur Unterhaltung und Belehrung stehen eine große Anzahl von Spielen für Knaben jeden Alters und eine reichhaltige Sammlung von Jugendschriften zur Verfügung. Zur Förderung der Reinlichkeit und Gesundheit werden die Knaben im Sommer fleißig ins Bad geführt; außerdem ist eine zweckmäßig eingerichtete Waschvorrichtung im Hause selbst vorhanden. Als Vesperbrot wird Milch und Brot verabreicht.

Die Leitung der Anstalt ist zwei Volksschullehrern, einem evangelischen und einem katholischen übertragen, von welchen einer eine Wohnung im Anstaltsgebäude hat. Beide Lehrer haben auf Kosten der Stifter Behufs ihrer besonderen Ausbildung die Lehrer-Bildungsanstalt für Knaben-Handarbeit in Leipzig besucht. Der eine ist in der Papparbeit und Holzschnitzerei, der andere in der Hobelbankarbeit und ebenfalls in der Holzschnitzerei ausgebildet worden. Inwieweit die Anstalt einem wirklichen Bedürfnisse entgegengekommen ist, läßt sich danach ermessen, daß am Tage der Eröffnung bereits für mehr als 120 Knaben die Aufnahme in dieselbe nachgesucht worden war.

Ueber Beerenwein

als Volksgetränk, namentlich für Arbeiter zum Ersatz des Branntweins, äußert sich Graf Arnim-Muskau in einer empfehlenden Zuschrift an die Schles. Ztg., der wir folgende Stelle entnehmen: Ich habe mir unter der Anleitung der bewährten Firma Fromm in Frankfurt a. M. die Beerenwein-Fabrikation angelegen sein und im vorigen Herbst 6000 Liter Beerenwein (aus Blaubeeren) keltern lassen. Es wurden ganz in derselben Weise, wie bei der Weinbereitung aus Trauben, die Beeren ausgepreßt, und nichts anderes hinzugethan, als $7^1/_2$ kg Zucker auf 100 Liter Saft, eine Zuthat, wie sie bei sauren Weinen gebräuchlich ist, um ihnen, wie es in der Sprache der Wein-Fabrikanten heißt, „Sonne“ zu geben. Nach einjähriger Lagerung ist ein vollkommen ausgegohrenes, reines, abgelagertes, klares Getränk erzielt, das nach Analyse wie Geschmack dem Traubenwein sehr nahe steht. In diesem Getränk dürfte das geeignetste Ersatzmittel für den Branntwein gegeben sein, da es bei seinem natürlichen Alkoholgehalt von 10% stärkend und anregend wirkt und, mit einer geringen Zuthat von Zucker, Zimmt und Nelkenblüthen versehen, einen erwärmenden Glühwein giebt, welcher von dem aus reinem Bordeaux-Wein bereiteten durchaus nicht zu unterscheiden ist. Dazu kommt die Unerheblichkeit der Herstellungskosten, die so gering sind, daß für etwa 20 Pf., also zu etwa einem Drittel des Branntweinpreises, ein Liter Beerenwein hergestellt werden kann. Auch dieser Umstand läßt den heimischen „Mirtyll-Wein“ geeignet erscheinen, einem dringenden Bedürfniß der Bevölkerung nach einem kräftigen, gesunden Getränk abzuhelfen, zumal das leichte Bier keinen vollen Ersatz für den Branntwein zu bieten vermag. So wenig ein reiner Branntwein bei der Arbeit im Winter entbehrt werden kann, so nützlich er bei angestrengter Arbeit auch im Sommer, in kleinen Mengen genossen, sein mag, so wichtig ist es, dem übermäßigen Genuß des oft recht unreinen, meist sehr verdünnten Branntweins zu steuern und ein den Lebensbedürfnissen der ländlichen Bevölkerung entsprechendes Getränk zu beschaffen. Und wie sehr ist der arbeitenden Bevölkerung, welche oft der kräftigen Fleischkost entbehrt, ein Genußmittel zu gönnen, das Körper und Geist nicht untergräbt, sondern anregend und kräftigend wirkt und auch in größeren Massen ohne Schaden genossen werden kann. („Post.“)

Literatur.

Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben von Pf. C. Kayser in Karlsruhe. Verlag des Ev. Schriftenvereins daselbst. Jahrgang 1889, Heft 7/8 enthält: Ansprache von Oberconsistorialrath D. Weiß. — Jahresversammlung der südwestdeutschen Conferenz in Mainz am 25. und 26. Juni. Referat von Pastor Fliedner über Gemeinde-Diakonie. — Discussion hierüber. — Abendgottesdienst. — Vortrag von Generalsuperintendent D. Baur über Wicherns Grundgedanken über innere Mission und ihre Verwirklichung in der Gegenwart. — Diskussion hierüber. — Das Lesebedürfniß des evangelischen Volkes auf den Diözesansynoden dieses Jahres in Baden. Diözesansynode Lörrach — Mosbach — Durlach — Pforzheim — Eppingen — Graben — Müllheim. — Zur Rettung der Gefallenen. Nachrichten: Herberge zur Heimat in Mannheim. — Versammlung von Freunden der inneren Mission in Straßburg. — Literatur der inneren Mission. — Allgemeine Literatur. — Miscellen.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymanns Verlag, Mauerstr. Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

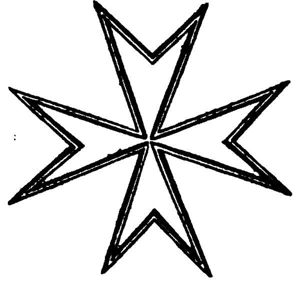
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 2. Oktober 1889. Nr. 40.

Max Freiherr von Eberstein, Generalmajor a. D., auf Genshagen bei Ludwigsfelde, Kreis Teltow, Ehrenritter seit 1879, † zu Genshagen 25. September 1889.

Die Bürgergilden des Mittelalters.

(Schluß.)

Der wachsende Reichthum brachte in die Gefühle und Interessen der Klassen eine stets sich erweiternde Kluft. Reichthum durch Handel erworben und auf den Ankauf von Ländereien, von einträglichen Gerechtsamen und dergleichen verwendet, setzte die Gildegenossen in den Stand, müßig zu gehen, d. h. kein Gewerbe zu betreiben und sich ungestört dem Staatsdienst widmen zu können. Müßiggang wurde nun zur Standes- und Ehrensache erhoben und nur ein Theil trieb noch Großhandel. Ja die Gesetze sogar machen den Gegensatz zwischen dem Patrizier und dem Manne „ohne Herd und Ehre, der von der Arbeit lebt", und der erstere durfte diesen ungestraft ohrfeigen, so er ihm nicht Ehrfurcht bezeigte. Wie immer die herrschenden Klassen wälzten auch diese Patrizier die Hauptlast der Steuern auf die Beherrschten. Häufige Erhöhungen machten diese immer drückender, während die daraus erzielten Einnahmen gleich wie das Stadtvermögen und die Einkünfte, die es abwarf, zum Privatnutzen der Geschlechter verwendet wurden. Dazu kamen noch partheiische Rechtspflege oder deren gänzliche Verweigerung, die schlimmsten Bedrückungen in Folge der Mundmannschaft, ja die Aussicht auf die Entstehung einer neuen Hörigkeit aus derselben. Wie nämlich viele Handwerker nicht in dem mundium des Bischofs oder des Burggrafen standen, so lange diese noch die Herrschaft in den Städten hatten, so bildete sich, nachdem dieselbe auf die Geschlechter gekommen war, ein mundium dieser über die niederen Stände aus, und die den Löwen erlegt hatten, mußten den Wölfen huldigen. Die Mundmannen mußten einen Eid (fidelitas) leisten und Dienste und Abgaben übernehmen, wofür ihnen die Mundherren Schutz und Beistand versprachen. Besonders streng war das Verhältniß zu Straßburg; einige Geschlechter zogen dort auf diese Weise von den Handwerkern eine jährliche Rente von 3—400 Viertel Hafer. Zu Cöln waren die Handwerker beinahe die Unterthanen der Geschlechter. Hätte die Herrschaft der Patrizier längeren Bestand gehabt, so wäre diese Abhängigkeit gewiß erblich geworden.

Nur zu gerechtfertigt erscheint demnach der allgemein tiefe Haß der Beherrschten gegen ihre Bedrücker, nur zu erklärbar der eine Gedanke, der den Handwerker des 13. und 14. Jahrhunderts beseelt: die Vernichtung des Patriciats. Nicht selten unterstützten sie bei diesem Bestreben die Ausartung der Patricier selbst. Das Princip der Association, der brüderlichen Liebe und Einheit der Interessen, unter dem sie frei und stark geworden, mußte die rivalisirenden Mächtigen in all' ihren Bestrebungen beengen, und in freier Concurrenz kämpften in den Städten, wo sich das Patriciat am meisten entwickelte, die Geschlechter um den Vorrang. Ich erinnere nur an die Kämpfe der Overstolzen und Weißen in Cöln, der Zornen und Müllenheimer zu Straßburg, der Sternträger und Papageien zu Basel, an die Streitigkeiten der Auer mit den übrigen Geschlechtern zu Regensburg und die ähnlichen Differenzen unter den Geschlechtern in Speier. Je mehr aber die Interessen der Starken aus einander gingen, desto enger schlossen sich die Schwachen zusammen. Bereits im 13. Jahrhundert entbrennt in all' diesen Städten der heftigste Kampf zwischen den in ihren Zünften auf das Brüderlichste verbundenen Handwerkern und den verhaßten Geschlechtern. Tournai, Gent, Brügge, Brüssel, Löwen, Huy, Lüttich, Cöln, Frankfurt a. M., Speier, Straßburg, Basel, Augsburg, Magdeburg, Halle, und wie die Städte alle heißen, wurden Zeuge ihres wechselnden Glücks. Zu Ende des 14. Jahrhunderts endlich steht der Sieg auf Seiten der Zünfte.

Mit der äußersten Erbitterung war der Kampf geführt worden. So wurden z. B. zu Magdeburg 1301 zehn Altermänner der Handwerkergilden lebendig auf dem Markte verbrannt. So wurden zu Cöln am 21. November 1371, nachdem die Weber die „Weberschlacht“ gegen die Geschlechter verloren hatten, 33 Weber hingerichtet, noch andern Tags Häuser, Kirchen und Klöster durchsucht, alle Aufgespürten ermordet, endlich 1800 derselben mit Weib und Kind verwiesen und ihr Zunfthaus, „ein Pallast“, niedergerissen. Die Ausgewanderten fanden Aufnahme in Aachen, wo sie das Gewerbe beträchtlich hoben. Leicht ließen diese Beispiele sich mehren. So erbittert der Bürgerkrieg aber gewesen, so maßvoll und großmüthig war das Volk in seinem Siege. Seine Idee war die der Gleichheit der politischen Rechte, die der Gerechtigkeit. Trotz allen Hasses gegen ihre Tyrannen wollte die Menge nicht, daß Gewalt ihren Gesetzen das Gepräge gebe; sie wollte keine Bedrückung derer, denen in Folge früherer Verhältnisse ein Recht der Theilnahme an der Stadtregierung zustehen mochte, und die durch Bildung ihr überlegen waren. Es wurden gemischte Behörden gebildet, bestehend aus Patriciern und Handwerkern, ja oft ließ man den ersteren noch den Vortheil einer Stimme. An einigen Orten allerdings zwangen die Handwerker die Patricier, in ihre Zünfte einzutreten, wenn sie an der Stadtleitung Theil nehmen wollten. Allein auch hier erhielten die Großen bald so überwiegenden Einfluß, daß in neuen Gesetzen bestimmt werden mußte, die Kleinen sollten die Hälfte des Zunftraths bilden. Die Handwerker blieben allerdings nirgends dauernd an der Spitze der Stadt. Doch blieb die von ihnen errungene politische Gleichberechtigung im Princip; an die Stelle der alten Gilde trat die Communalverfassung.

In England tritt um dieselbe Zeit in der Stadtverfassung die gleiche Veränderung ein. Die Bestimmung der Bürger von London unter Eduard II., daß Niemand, gleichviel ob Bewohner der Stadt oder nicht, das Bürgerrecht erwerben sollte, es sei denn, er sei Mitglied eines der „trades“ oder „mysteries“, zeigt bereits deutlich das Uebergewicht der Handwerker. Die Vollendung ihres Sieges geht aber aus der Nachricht hervor, daß im 49. Jahre der Regierung Eduard III. von der gesammten Commune der City ein Gesetz erlassen wurde, durch welches das Recht der Wahl aller Würdenträger und Beamten der Stadt, die Parlamentsmitglieder mit eingeschlossen, von den „ward representatives“, d. h. den Vertretern auf Grundlage des städtischen Grundbesitzes, auf die „trading companies“, die Zünfte übertragen wurde. Im folgenden Jahre bereits wird die Zahl der bei dieser Wahl mitwirkenden Zünfte von 32 auf 48 vermehrt. Doch auch hier behielten auf die Dauer die Mitglieder der alten Bürgerschaft die politische Macht in Händen. Als nach der Bestimmung Eduard II. alle Bürger von London den Gewerbsgilden angehören mußten, traten sie wohl, wie im ähnlichen Falle die Geschlechter zu Cöln, hauptsächlich einzelnen vornehmen Zünften bei, aus denen dann die sogenannten zwölf großen Zünfte hervorgingen, und verfolgten unter neuer Gestalt ihre alten politischen und gewerblichen Interessen. Bereits zu Ende der Regierung Eduard III. wird eine Trennung dieser reichern Zünfte von den ärmern bemerkbar, sie erhielten überwiegenden Einfluß im Rathe, und aus jener Zeit datirt die noch heute bestehende Rechtsgewohnheit, aus ihrer Mitte ausschließlich den Bürgermeister von London zu nehmen. Besonders mächtig waren die Grocers, Kaufleute, die davon, daß sie jegliche Art von Waaren ingrossirten, ihren Namen erhielten. Ihrer Mitte gehörten nicht weniger als 16 Elterleute an, und 1385 setzten sie die Wahl Sir Nicholas Brembre's zum Bürgermeister für zwei auf einander folgende Jahre gegenüber der Gesammtheit der Bürger durch. In gewerblicher Hinsicht blieb die Herrschaft für Jahrhunderte dem Principe des kleinen Kapitals. Wenn nun andererseits die öffentliche Macht, das Stadtregiment nach wie vor zum größten Theil in den Händen der ehemaligen Vollbürger, respective deren Gilde blieb, so lag es eben darin, daß sie als reiche unabhängige Leute die meiste Zeit hatten, sich den öffentlichen Dingen zu widmen, die namentlich in den größeren, auch nach Außen hin Verbindungen unterhaltenden Hansestädten die Thätigkeit eines ganzen Menschenlebens ungetheilt erforderten. Es kam hinzu, daß die Rathsstellen ohne oder doch nur mit geringer Besoldung eingesetzt waren, also nur von bemittelten Bürgern bekleidet werden konnten.

Zur Zeit König Heinrich's VI. war der Sieg der Handwerker in England allgemein, denn um diese Zeit begannen, wie Madok*) berichtet, die Könige allgemein die Verfassung und Freiheit der Städte in andern Worten anzuerkennen, als durch Bestätigung ihres Gilderechts: „Sie gewährten den Leuten einer Stadt oder eines Fleckens, daß sie sein sollten eine Communitas perpetua et corporata.“ Die Handwerksgilden, deren Entstehung die alten Stadtbehörden bisher auch hier stets zu verhindern gewußt hatten, gelangten also auch hier um dieselbe Zeit, wie auf dem Continent zum Siege. Genauere Nachrichten über den Uebergang fehlen. Doch fehlte es auch hier nicht an Kämpfen der Handwerker. Dr. Freemann erinnert an die Revolutionen zu London und Bristol, an den Aufstand unter William Fitzosborn, und die Siege der Commune und die rachevollen Reactionen der Altbürger, welche die verschiedenen Phasen des Krieges der Barone bezeichnen. Jedenfalls aber waren diese Kämpfe nicht so allgemein, noch so schwer, wie die ähnlichen der deutschen und belgischen Zünfte gegen das Patriciat. Dieses kam hier gar nicht zu

*) Firma burgi p. 27.

ähnlicher Ausbildung, wohl auch weil, wie bereits angegeben, die Reichen bei der größeren Abhängigkeit der Städte nicht zu solcher selbständigen Herrschaft gelangten, als auch wegen des Mangels jener Abgeschlossenheit des continentalen Adels bei der englischen Aristokratie überhaupt. Auch trug vielleicht größere Freiheit der niederen Klassen, sowie die für England charakteristische, allmähliche, mit der Entwickelung der socialen Machtverhältnisse Schritt haltende Ausbildung der politischen Einrichtungen hier, wie unter analogen Umständen in späterer Zeit, mit bei zur Vermeidung einer blutigen Revolution.

Auch in den dänischen Städten scheint sich eine eigentliche Familienherrschaft aus der Gilde nicht entwickelt zu haben. Die Städte waren hier kleiner, und so erschien im Verhältniß zur gesammten Bevölkerung die Gilde nicht als ein enger Kreis von Familien. Der Handel war weniger bedeutend, und so entstanden zwischen Kaufleuten und Handwerkern nicht so große Unterschiede in Bezug auf Vermögen. Dazu kam die bereits erwähnte geringere Unabhängigkeit der Städte überhaupt. Die Gilden dauerten deshalb hier auch fort bis zur Reformation, die das Gildewesen mächtig erschütterte und den meisten wegen ihres Zusammenhangs mit dem katholischen Gottesdienste den Untergang brachte. Später wurden allerdings zu Flensburg, Kopenhagen und an andern Orten die Gilden noch fortgesetzt oder wieder errichtet. Allein nachdem der politisch-rechtliche wie der kirchlich-religiöse Zweck verschwunden, blieb von ihrem alten Wesen nur mehr das Gesellige. Vogelschießen war eine alte, aus den glorreichen Zeiten der Bürgerschaft, als sie noch gegen Könige zu Felde und diese selbst wegen des an Gildebrüdern begangenen Unrechts zur Rechenschaft zog, überkommene Uebung. Dies wurde nun Hauptzweck. Die alten Kanutsgilden verwandelten sich überall in Schützengilden, Könige traten wohl mitunter als Mitglieder ein, und statt ihre alten Freiheiten und Rechte diesen gegenüber mit dem Bogen zu behaupten, schossen die Nachkommen des Hezlagh von Schleswig in Gemeinschaft mit ihnen Papageien vom Papageienbaume.

Auch in Deutschland sanken diese Gilden, wo sie noch fortbestanden und mitunter, wie z. B. in Frankfurt a. M. die Ganerbschaft Limpurg und die Gesellschaft Frauenstein, noch fortbestehen, — zu derselben politischen Bedeutungslosigkeit herab und es war nur eine schwache Entschädigung für ihre alte Größe, wenn sie, wie die eben genannten beiden Genossenschaften und die Cirkel-Gesellschaft in Lübeck für ihre Mitglieder vom Kaiser die Anerkennung des Adels erhielt. Das Einzige, was ihre Mitgliedschaft, wo sie noch bestehen, an reellen Vortheilen verleiht, ist der Anspruch auf Unterstützung aus den alten Stiftungen unter bestimmten Verhältnissen.

Deutsche Adelssagen.

59. Das Wappen derer von Arras.

Genealogischen Fernflug unternimmt auch die Geschlechtssage der moselländischen Herren von Arras.

Bei Alf ergießt sich der brausende Uesbach in den Moselstrom; er fällt aus einer wildromantischen Felsenschlucht herab, in deren Hintergrunde auf bewaldeter Höhe die Trümmer der Burg Arras thronen. Diese Veste soll schon im 10. Jahrhunderte entstanden sein. Im Jahre 928 war's, und Ruotbert saß auf dem erzbischöflichen Stuhle von Trier, als die Hunnen auch in dies weltabgeschiedene Thal eindrangen. Am Eingange desselben aber stellte sich ihnen ein Köhler mit seinen zwölf Söhnen und dem Landsturme des Uesgaues entgegen, und seiner Tapferkeit gelang es, die Hunnen so lange aufzuhalten, bis der Pfalzgraf Hermann ein Heer gesammelt hatte und die Feinde vom Rücken her überfallen konnte. Bis hierher enthält die Sage keine Unwahrscheinlichkeit. Allein nun kommt der „Ritterschlag" im 10. Jahrhundert und die „Wappenverleihung"! Dem tapfern Köhler wurde die Burg Arras erbaut, auch erhielt er eine „Spitzwecke" in den Schild gesetzt; der Sage nach aber bildet diese Wecke keine „gewöhnliche heraldische Figur"; sie ist vielmehr das Abbild — eines „Hunnenschildes". Merkwürdiger Weise will auch die Spitzwecke im Wappenschilde der Schwerin als eine Waffe erklärt sein, und zwar nicht als eine Schutzwaffe wie die der Arras, sondern als der grifflose Kolben eines Streithammers.

60. Das Hunnenhaupt der Hunoltsteiner.

Unmittelbaren Bezug auf den burgundisch-hunnischen Sagenkreis nimmt merkwürdiger Weise die Geschlechtssage der nunmehrigen Grafen Vogt von Hunoltstein. Sie erblickt den Stammvater dieses Hauses in jenem Helden Hunold, welcher als Mann der Burgundenkönige im ersten Gesange des Nibelungenliedes erwähnt wird. Der Beweis für die vermeinte Thatsächlichkeit dieser Ueberlieferung wird also geführt:

Hier an der Mosel ist die eigentliche Heimat der im Nibelungenliede gepriesenen, am Hofe zu Worms im Königsdienste stehenden Mannen. In nächster Nähe von der Burg der alten Hunoltsteiner, der „Petra Hunoldis" auf dem Hochwalde östlich von Trier, erhebt sich eine Veste, Throneck genannt. Hier befand sich in grauester Vorzeit der Sitz jenes Geschlechtes der Hagen (Dorn), welchem der Rächer Krimhildens entstammte. Sie waren die Waldwärter der burgundischen Könige. Etwas weiter entfernt liegt Malborn, eine uralte Gerichtsstätte derselben mit einem Quell. Durch das tiefe Thal, dabei aber fließt der Thronbach, welcher wiederum an den Namen des Geschlechtes der Hagen von Throneck erinnert. Höher aber im Lande dort im Süden, in der Rheinpfalz, wohnten einst Volkers Nachkommen, die Truchsessen von Alzei. Zum Gedächtnisse des bis in den Tod getreuen Waffenbruders des „grimmen Hagen",

zu Ehren Volkers, des schnellen „heldenkühnen Fidelaere", haben diese Truchsesse von Alzei einst die Fidel des gewaltigen Spielmanns im Wappen geführt. Hunold aber, der Ahnherr der Vogt von Hunoltstein, ist mit Gunther, Gernot und Giselher mitgezogen über die Donau, an deren Strande seinem Freunde Hagen von den „Meerminnen" der unvermeidliche Untergang aller Burgunden mit Ausnahme ihres Kaplans verkündet ward. Auch Hunold hat in Etzels Hallen zu Budapest ritterlich für seine Herren gefochten, bis er blutend und todeswund zusammensank. Gar manchen Kämpen König Etzels hat sein Schwert gefällt; d'rum führen die Hunoltsteiner noch ein Hunnenhaupt auf ihrem Helme.

Die Nibelungensage ist in der That am Ufer der Mosel lokalisirt. Die Wahrheit, daß wenigstens der zweite Theil des großen Epos, der Nibelungen Not, auf geschichtliche Vorgänge zurückdeutet, kann heute nicht mehr angezweifelt werden. Ein Nachhall dieser Ereignisse tritt uns nun auch hier entgegen. Es ist durchaus glaublich, daß jener Felsen auf dem „Hochwald" den Namen des Helden Hunold, Hunwolf, eines „Vernichters der Hunnen", auf die Nachwelt gebracht hat. Da lag es dann allerdings nahe genug, daß jenes Geschlecht, welches sich in späterer Zeit, nachdem die Stürme der Völkerwanderung verrauscht waren, hier ansiedelte, die alte Märe sich zueignete. Die Hunoltsteiner Nachkommen Hunold's, — die Pückler ferne Sprossen des milden, hochsinnigen Rüdiger von Bechlarn, die Esthérhazy Abkömmlinge König Attila's, der Gottesgeißel, selbst: das sind die drei Schößlinge der Nibelungensage, welche bis auf die Gegenwart reichen; denn die Truchsesse von Alzei sind lange ausgestorben.

Das Alliance-Wappen
Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.

Das Wappen ist in streng gothischem Style gehalten. Die beiden gothischen nach unten zugespitzten Schilde, das des Kaisers rechts (vom Beschauer links), das der Kaiserin links sind leicht gegeneinander geneigt. Das erstere zeigt in goldenem Felde den schwarzen, in frühgothischer Form gehaltenen Reichsadler mit rothem Schnabel, rother Zunge und rothen Fängen. Auf seiner Brust ruht der Preußische silberne Königsschild mit dem schwarzen gekrönten Adler, mit goldenem Schnabel, rother Zunge und goldenen Fängen, in den letzteren Scepter und Reichsapfel haltend, die Flügel mit goldenen Kleestängeln besteckt; das silberschwarz quadrirte Hohenzollersche Stammwappen, als Herzschild aufgelegt. Der Preußische Adler ist dem Brauche der Königsfamilie entsprechend in spätgothischer Form beibehalten.

Das zweite Wappen ist das einfache alte Familienwappen des Herzogl. Schleswig-Holstein'schen Hauses, nur die Wappen der Stammlande Oldenburg und Schleswig-Holstein enthaltend, aus der Zeit, wo der Stammvater sämmtlicher noch blühenden Linien des Herzogl. Hauses Christian VIII. Graf von Oldenburg — später als Christian I. König von Dänemark, Norwegen und Schweden — Herzog von Schleswig und Holstein wurde. Der Schild ist geviert: im ersten und vierten Felde (oben rechts und unten links) in Gold übereinander zwei schreitende blaue Löwen — Herzogthum Schleswig; im zweiten und vierten Felde oben links, unten rechts) in Roth das silberne „Nesselblatt" — Herzogthum Holstein. Bei diesem Nesselblatt, welches in den letzten beiden Jahrhunderten vollständig verunstältet und gedankenlos in einzelne Stücke zerrissen worden war — ist die richtige schöne alte Form und seine alte Bedeutung, in welcher es als ausgezackter Schildbeschlag vom 12. bis 17. Jahrhundert erscheint, wieder hergestellt worden. Dem Schilde Schleswig-Holstein ist ein Herzschild in Gold zwei rothe Querbalken — das Stammwappen der Grafen von Oldenburg — aufgelegt.

Das Alliance-Wappen ist von dem aus Goldstoff bestehenden mit kleinen schwarzen Reichsadlern bestickten, mit Hermelin gefütterten Mantel der Kaiserin umgeben, über welchen sich die mit Brillanten und Rubinen besetzte gothische Krone der Kaiserin erhebt.

Die Farben zur Standarte des Stammwappens Oldenburg sind gold-roth, die Farben der Fahne des Herzogl. Holstein'schen Hauses (von oben nach unten) blau, gelb, roth-weiß — Schleswig, Oldenburg, Holstein.

Weitere Veröffentlichungen mit genauen Angaben über das oben beschriebene, sowie über das größere Wappen und die Standarten Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin werden noch in diesem Jahre erfolgen.

Die Wappen Ihrer Majestäten des deutschen Kaisers und der Kaiserin,

ebenso der Reichsadler, die Kaiserlichen Kronen u. s. w. sind neu festgestellt worden und weisen erhebliche Abweichungen, bezw. Richtigstellungen gegen früher auf. Es ist in Folge dessen nothwendig geworden, eine bildliche Darstellung derselben zu veröffentlichen, welche bis auf das kleinste Detail correct ausgeführt ist. Die dazu erforderlichen 13 Blatt sind von dem Königl. Hofgraveur R. Otto in Farben ausgeführt; der Druck und Verlag des Werkes ist der auf heraldischem Gebiet bekannten Firma C. A. Starke, Königl. Hoflieferant in Görlitz, übertragen worden.

Anstalten zur Fürsorge für Genesende.

In der Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Straßburg i. E. hielt am zweiten Sitzungstage der Geheime Medicinalrath Professor Dr. von Ziemssen aus München einen Vortrag über Anstalten zur Für-

sorge für Genesende, aus dem wir das Nachstehende mittheilen:

Redner unterzog den Stand der Reconvalescentenpflege in Frankreich, England und Deutschland bezw. Oesterreich kurzer Betrachtung, aus der hervorging, daß Frankreich und England mit dieser Einrichtung, für welche sich in Deutschland eben erst das öffentliche Interesse zu regen begonnen hat, vorangegangen sind.

In Deutschland besteht die älteste derartige Anstalt in München, demnächst entstand das sogenannte Hospiz Lovisa in Straßburg, ferner die Anstalt in Frankfurt a. M. und endlich kommt Berlin an die Reihe mit dem Hospiz des Johanniter-Ordens in Lichterfelde, sowie mit den Heimstätten für Genesende, welche die Stadt Berlin auf ihren Rieselgütern Blankenburg und Heinersdorf eingerichtet hat.

Die Münchener Anstalt ist 1861 gegründet worden; unter dem Protectorate König Ludwig I. erfuhr sie mehrfache Erweiterungen. Münchener Bürger haben ihr wiederholt hohe Summen zugewendet; gegenwärtig wird ihr in der Peripherie der Stadt ein neues Heim gebaut, in dem 80 bis 100 Betten Platz finden werden. Das Frankfurter Reconvalescentenhaus ist 1869 als eine Zweiganstalt des Heiligengeisthospitals gegründet worden; es steht nur im Sommer im Betriebe. Das Straßburger Reconvalescentenhaus „Lovisa“ ist am 1. Juli 1880 eröffnet worden. Die Reconvalescentenstation des Johanniter-Ordens in einem neben seinem Siechenhause zu Groß-Lichterfelde stehenden neuen Hause wurde 1886 mit vorerst 25 Betten, die ländlichen Heimstätten für Genesende des Magistrats von Berlin auf den Rieselgütern in Heinersdorf und Blankenburg mit 50 Betten für Kranke der Berufskrankenkassen 1887 eröffnet. — Gegenwärtig wird in Nürnberg eine Anstalt mit 24 Betten vom Magistrat errichtet und in Leipzig hat vor Kurzem ein Bürger dieser Stadt, der Fabrikbesitzer Schwabe, zwei schöne und zu diesem Zwecke besonders geeignete Güter im Erzgebirge den Behörden zu gleichem Zwecke geschenkt.*)

Alle diese Heimstätten haben sich als sehr wohlthätig erwiesen und ihre Erfolge fordern dringend zur Vermehrung bezw. zur allgemeineren Verbreitung derselben auf. Vom rein menschlichen Standpunkte ist, wie der Redner ausführte, die Sorge für die Genesenden einfach ein Zweig der öffentlichen Krankenpflege. Aber einerseits gebietet die dauernde Ueberfüllung der Krankenhäuser die möglichst frühzeitige Entlassung der Kranken, andererseits haben die Kranken selbst die Neigung, so rasch wie möglich das Krankenhaus zu verlassen, um wieder dem Erwerbe nachgehen zu können. Dazu kommen andere gewichtige Erwägungen. Das Krankenhaus ist kein sonderlich geeigneter Aufenthalt für Genesende, die dort weder Bewegung noch frische Luft genug haben, namentlich auch leicht Ansteckungen unterliegen. Andererseits sind die häuslichen Verhältnisse der Leute meist noch ungünstiger für die rasche Wiederkehr der Kräfte, so daß also die Verpflegung in besonderen Häusern zweckmäßig erscheint. Der Aufenthalt in solchen pflegt außerdem noch in moralischer Hinsicht günstig zu wirken, da der Mensch gerade dann am empfänglichsten für erwiesene Wohlthaten ist, wenn ihn Krankheit und Leiden geschwächt haben.

Die durch die Heimstätten erzielte Entlastung der Krankenhäuser macht sich auch pecuniär geltend, in so fern die Kosten dort geringer sind als hier. Für den Kopf und Tag betragen die Kosten des Krankenhaus-Aufenthalts nach den Erfahrungen von München und Berlin $2{,}_{50}$ Mk., während man in den Reconvalescentenhäusern ganz wohl mit $1{,}_{75}$—$1{,}_{80}$ Mk. auskommt. In England arbeiten die letzteren sogar noch billiger, bis $1{,}_{33}$ Mk. für Kopf und Tag. Die Heimstätten besitzen weiter den Vorzug, daß sie den Genesenden eine Art von Familienleben bieten und ihnen so die Annehmlichkeiten des Hausstandes bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Aus diesem Grunde soll auch die Einrichtung der Heimstätten diesem Umstande gerecht werden, sie soll nicht kasernenartig oder wirthshausähnlich sein, sondern kleinere Räume zu etwa 4 Betten enthalten.

Zur Aufnahme geeignet sind zunächst die von acuten Krankheiten Genesenden, ferner solche, die Verletzungen, Operationen oder Wochenbett überstanden haben, in zweiter Reihe an chronischen Krankheiten Leidende, wenn dieselben acute Verschlimmerungen erfahren haben, namentlich auch durch Bleichsucht oder Blutarmuth in ihrer Erwerbsfähigkeit geschwächte Frauen und Mädchen. Unbedingt auszuschließen habe man Geisteskranke, Epileptiker, mit ekelerregenden, chirurgischen und Hautleiden Behaftete, Luetiker und Alkoholiker. Betreffs Tuberkuloser verhalte sich Berlin völlig ablehnend, während in München solche Kranke, die akute Zwischenfälle, wie Lungenblutung oder Pleuritis, erlitten haben, Aufnahme finden. Gute sittliche Führung ist in allen Fällen als Vorbedingung der Aufnahme zu verlangen.

Was die Lage der Heimstätten betreffe, so habe eine ländliche, weit von der Stadt entfernte Lage den Nachtheil, daß es den Entlassenen schwerer werde, wieder Beschäftigung zu erlangen. Das große Reconvalescentenhaus von Vincennes habe deshalb neuerdings eine Filiale in Paris selbst errichtet, in welcher die draußen Entlassenen noch zwei Tage verweilen können, um bequemer Arbeit zu suchen. Mit der Zeit werde sich je nach der Lage der Heimstätten die Belegschaft derart ordnen, daß auf den Anstalten in oder unmittelbar bei der Stadt die von acuten Krankheiten Genesenden, in den ländlichen, entfernteren die chronischen Kranken Aufenthalt nehmen.

Nach den gut übereinstimmenden Erfahrungen der bisherigen Anstalten könne man 20—21 Tage als

*) Näheres dieserhalb in Nr. 39 dieses Blattes vom 25. September d. J. S. 235.

durchschnittliche Aufenthaltszeit, 1,75—1,80 als Kosten für Kopf und Tag in Vorschlag bringen bei Anlage von Heimstätten. Zur Bedienung reiche in Berlin eine Schwester, eine Köchin, zwei Mägde und ein Arbeiter für 40 Betten aus, ein Verhältniß, welches sich auch anderwärts wiederhole. Auf 5000 in den Krankenhäusern befindliche reichen 1200—1500 Stellen in der Heimstätte aus; Straßburg hat 60 Betten im Lovisahospiz, welche für die Stadt (jetzt 110000 Einwohner) völlig genügen.

Im Allgemeinen werde die größte Schwierigkeit immer in der Aufbringung der Mittel für Anlage und Unterhaltung der Heimstätten liegen; nach Redners Ansicht sollten Staat und Gemeinde nur fördernd und unterstützend auf die Errichtung dieser Anstalten wirken, wohingegen der Hauptheil der Leistung der Privatwohlthätigkeit, namentlich aber der freien Vereinsthätigkeit zuzuweisen sei. Es biete sich hier den Berufsgenossenschaften, bezw. den Krankenkassen ein äußerst ergiebiges Feld der Wirksamkeit und segensreicher Kapitalsanlage.

Uebrigens habe sich neuerdings in München herausgestellt, daß mit der Zeit die Männer weniger, die Frauen mehr Neigung zeigen, die Heimstätten zu benutzen. Der Hang zur Ungebundenheit bei den Männern, das Bedürfniß familiären Anschlusses bei den Frauen seien wohl genügend zur Erklärung dieser Erscheinung, welche darauf hinweise, daß man künftig mehr Unterkunftsstellen für weibliche Genesende werde zu errichten haben.

Es sprach darauf Bürgermeister Back-Straßburg über die Einrichtungen des Hospiz „Lovisa", einer Heimstätte für Genesende, welche die Stadt Straßburg einer großartigen Stiftung ihres verstorbenen Bürgers Ehrmann verdankt. Aus seinen Mittheilungen ergiebt sich u. a., daß die aus den Krankenhäusern dem Hospiz Zugewiesenen nicht so lange Zeit zur Erholung brauchen, wie die aus der Privatpflege kommenden.

Mehrere andere Anwesende ergriffen noch das Wort zu ähnlichen Mittheilungen, von denen erwähnt sei, daß auch Dortmund, Elberfeld, Mülhausen i. E. und andere Städte die Errichtung von Erholungshäusern für Genesende beabsichtigen.

Ein fünfzigjähriges Diakonissen-Jubiläum.

Aus der im neuesten „Armen- und Krankenfreund" befindlichen Anstalts-Chronik der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein, vom 11. Mai bis 31. August d. J. gehend, theilen wir das Nachstehende mit:

Am Anfang des langen Zeitabschnittes, von dem wir heute zu erzählen haben, rüsteten wir uns zu dem frohen Jubeltag, welcher uns am 30. Mai, dem Himmelfahrtsfest unsres Heilandes, beschieden war. Der festliche Nachmittags-Gottesdienst dieses Tages versammelte vor dem Altar unsrer Kirche 13 Jubelschwestern, während zwei andere der weiten Entfernung wegen diesen Gedenktag der göttlichen Gnade im engeren Kreise ihrer Mitschwestern im Orient begingen. Den Jubilarinnen, ihren Verwandten, den zahlreich herbeigekommenen auswärtigen Diakonissen und unserm ganzen Mutterhause ist an diesem Tage reiche Gottesgnade, hoffentlich zu bleibendem Segen widerfahren.

Schon wieder rüstet sich unsre Diakonissengemeinschaft zu einem Feiertage, wie er uns und der Kirche unsrer Zeit noch nicht beschieden war; am 22. September wird, so Gott will, unsre älteste Diakonissin **Marie Schäfer** den 50. Jahrestag ihrer Einsegnung zum Amt der Barmherzigkeit begehen. Die Feier soll in dem Diakonissenhaus „Bethanien" zu Breslau stattfinden, welchem diese unsre Schwester seit seiner Gründung im Jahre 1851 als Hausmutter und Vorsteherin dienen durfte; ihr Alter verhindert sie, die weite Reise in unser Mutterhaus zu unternehmen, doch soll dasselbe durch einen Geistlichen und seine Vorsteherin bei der Feier vertreten sein. Im Geiste aber werden gewiß alle Freunde der Diakonissensache, welche davon hören, an dieser Freude theilnehmen und dem Herrn der Kirche danken, daß er seiner Magd 50 Jahre lang vergönnt hat, ihm in seinen kranken Gliedern zu dienen.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Berlin, September 1889. Nr. 9. Inhalt: Bericht über die Sitzung vom 18. Juni 1889. — Heraldischer Verein „Zum Kleeblatt." — Das neue Königlich Sächsische Majestätswappen. (Mit Abbildung.) — Stendaler Wappen und Hausmarken. II. (Mit einer Tafel.) — Genealogie in Ungarn 1888. — Das Haus Nassau. — Das Wappen der Familie von Götzen. (Mit Abbildung.) — Berichtigung zu „Dänische Offiziere, welche auf Rendsburger Kirchhöfen begraben liegen." — Bücherschau. — Zur Kunstbeilage. — Anfragen. — Familien-Chronik.

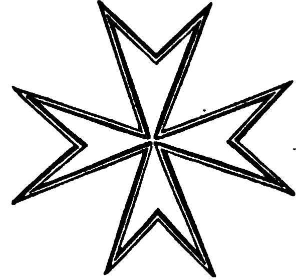
Bethlehems-Kalender. Mecklenburgisches Volksbuch auf das Jahr 1890. Zum Besten des Stifts Bethlehem zu Ludwigslust. Herausgegeben von Johannes Krabbe, Pastor am Stift und an der Gemeinde Bethlehem zu Ludwigslust. 31. Jahrgang. Mit einem Titelbilde und vielen Holzschnitten. Ludwigslust, 1890. Im Selbstverlage des Stifts Bethlehem. Preis 50 Pfennige.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 9. Oktober 1889. Nr. 41.

1. Richard von Meyerinck, Oberjägermeister und Kammerherr, Rechtsritter seit 1864, † zu Wiesbaden 29. September 1889.
2. Friedrich Gotthard Ewald Graf von Pfeil, Hauptmann a. D. und Landschafts-Director, auf Kreisewitz bei Brieg, Rechtsritter seit 1872, † zu Kreisewitz 2. October 1889.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 14. Juli d. J. neu ernannten 64 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Hans von Götzen, Rittmeister und Escadron-Chef im Husaren-Regiment von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3,
2. Paul von Dassel, Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Schützen-Bataillon,
3. Eduard von Hagen, Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment Freiherr von Derfflinger (Neumärkischen) Nr. 3,
4. Leonhard Freiherr von und zu Egloffstein, Major und etatsmäßiger Stabsoffizier im Ulanen-Regiment von Katzler (Schlesischen) Nr. 2,
5. Gotthardt von Dresky, Major im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11,
6. Carl von Wurmb, Oberst und Commandeur des Königs-Ulanen-Regiments (1. Hannoverschen) Nr. 13,
7. Kurt von Bülow, Lieutenant a. D., zu Hannover,
8. Erich von Gustedt I, Rittmeister und Escadron-Chef im Westfälischen Dragoner-Regiment Nr. 7,
9. Carl von François, Hauptmann a. D., zu Baden-Baden,
10. Friedrich von Jagwitz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Lützow (1. Rheinischen) Nr. 25,
11. Alphons Freiherr von Buxhöweden, Kaiserlich Russischer Collegienrath a. D., auf Schloß Leal bei Reval in Ehstland,
12. Constantin von Knorring, Kaiserlich Russischer Botschafts-Secretair, zu Berlin.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Christoph von Pressentin genannt von Rautter, Lieutenant der Reserve des 3. Garde-Ulanen-Regiments, Kammerjunker und Majoratsbesitzer, auf Willkamm bei Skandau in Ostpreußen,
2. Waldemar von Glasow, Rittmeister der Reserve des Litthauischen Ulanen-Regiments Nr. 12, auf Lokehnen bei Wolitnick in Ostpreußen,
3. Albrecht von Glasow, Premier-Lieutenant der Reserve des Cürassier-Regiments Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3 und Gutsbesitzer, auf Balga, Kreis Heiligenbeil,
4. Reinhard Ludwig Weitzel von Mudersbach, Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Osterwein bei Osterode in Ostpreußen,
5. Hans Freiherr von Sauerma, Rittmeister und Escadron-Chef im Cürassier-Regiment Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Max von Wedell, Hauptmann à la suite des Schlesischen Füsilier-Regiments Nr. 38 und Lehrer an der Kriegs-Akademie,
2. Georg Kuhlwein von Rathenow, Hauptmann a. D., auf Wutschdorf, Kreis Züllichau i. d. Neumark,
3. Heinrich von Treskow, Rittergutsbesitzer, auf Dahlwitz bei Hoppegarten i. d. Mark,

4. Waldemar von Jena-Nettelbeck, Second-Lieutenant der Reserve des Westfälischen Dragoner-Reg. Nr. 7 und Majoratsbesitzer, auf Nettelbeck bei Putlitz i. d. Ostpriegnitz,
5. Arthur von Zastrow, Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer, auf Palzig, Kreis Züllichau i. d. Neumark,
6. Theodor Freiherr von Troschke, Hauptmann a. D., zu Berlin.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Ernst von Braunschweig, Gesandter z. D., zu Berlin,
2. Carl von Braunschweig, Rittmeister a. D., auf Moltow bei Groß-Jestin in Pommern,
3. Werner von Holtzendorff, Rittmeister a. D., auf Falkenburg bei Cordeshagen in Pommern,
4. Paul von Borcke, Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirter, auf Rienow bei Labes in Pommern,
5. Johannes von Dewitz genannt von Krebs, Rittmeister und Escadron-Chef im Thüringischen Ulanen-Regiment Nr. 6.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Fedor von Zobeltitz, Rittergutsbesitzer, zu Berlin,
2. Carl von Davier, Lieutenant der Garde-Landwehr und Landrath, auf Venetia bei Znin in Posen,
3. Dr. jur. Leo Freiherr von Luetzow, Landrath, zu Ostrowo,
4. Alexander Emil Hermann von Stiegler, Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer, auf Sobotka, Kreis Pleschen, Provinz Posen,
5. Dr. jur. Arthur Adolf Graf von Posadowsky-Wehner, Geheimer Regierungsrath und Vorsitzender der Provinzialständischen Verwaltungs-Commission der Provinz Posen, zu Posen,
6. Otto von Gruben, Ober-Regierungs-Rath und Abtheilungs-Dirigent, zu Bromberg.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Maximilian Graf von Pückler, Freiherr von Groditz, Hofmarschall Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Rittmeister der Garde-Landwehr-Cavallerie, zu Berlin,
2. Carl Graf von Rittberg, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Polanowitz bei Pitschen in Schlesien,
3. Gebhard Rudolf von Byern, Hauptmann im 2. Garde-Landwehr-Regiment und Rittergutsbesitzer, auf Deutsch-Jägel bei Schreibendorf in Schlesien,
4. Fabian Burggraf und Graf zu Dohna, Rittmeister und Escadron-Chef im Leib-Cürassier-Reg. Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1,
5. Georg Adam Sylvius August von Heydebrand, Landrath, zu Breslau,
6. Heinrich Freiherr von Schuckmann, Rittmeister und Escadron-Chef im Leib-Cürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1,
7. Richard von Koppy, Rittmeister und Escadron-Chef im Braunschweigischen Husaren-Regiment Nr. 17.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Curt von Landwüst, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Courbière (2. Posenschen) Nr. 19,
2. Erik von der Marwitz, Rittmeister und Escadron-Chef im Braunschweig. Husaren-Regiment Nr. 17.

g) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Hermann von Loesen, Major z. D., zu Hannover,
2. Julius Freiherr von Eckardstein, Major a. D., zu Oldenburg im Großherzogthum,
3. Alexander von Linsingen, Major im Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgischen) Nr. 8 und Adjutant beim General-Commando XIV. Armee-Corps.

h) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Oscar von Stuckrad, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15,
2. Hermann von Viebahn, Major aggregirt dem Infanterie-Regiment Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälischen) Nr. 55,
3. Bodo von Oheimb, Hauptmann und Compagnie-Chef im Westfäl. Jäger-Bataillon Nr. 7.

i) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:
Caspar Moritz Wilhelm Richard von Engelcken, Rittmeister und Escadron-Chef im Westfälischen Ulanen-Regiment Nr. 5.

k) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:
1. Eduard Freiherr von Crailsheim-Rügland, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Württemberg. Dragoner-Regiment Nr. 26,
2. Erwin Freiherr Seutter von Lötzen, Rittmeister und Escadron-Chef im Ulanen-Regiment König Wilhelm (2. Württemberg.) Nr. 20,
3. Dr. jur. Udo Freiherr von La Roche Edler Herr von Starkenfels genannt von Vultée, Großherzoglich Badischer Referendär, zu Karlsruhe in Baden.

l) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:
   1. Fritz von Voss, Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Cürassier-Regiment,
   2. Karl Freiherr von Ledebur, Premier-Lieutenant a. D., auch Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr und Hoftheater-Intendant, zu Schwerin in Mecklenb.,
   3. Albrecht Freiherr von Maltzahn, Second-Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3, zu Cummerow, bei Neu-Wolkwitz in Pommern,
   4. Hermann Graf von Bernstorff, Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer, auf Dreilützow bei Wittenburg in Mecklenburg.

m) Der Hessischen Genossenschaft von Johanniter-Rittern:
   1. Friedrich Freiherr von Stein zu Nord- und Ostheim, Herzoglich Sachsen-Meiningenscher Kammerherr und Kreisdeputirter, auf Wehrda bei Neukirchen in Hessen,
   2. Georg von Mosch, Premier-Lieutenant a. D., zu Darmstadt.

n) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:
   1. Georg von Stieglitz, Major und Bataillons-Commandeur im Königlich Sächsischen 1. (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100,
   2. Georg von Criegern, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 1. (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100,
   3. Egon Graf von Rex, Königlich Sächsischer Rittmeister z. D., auf Schloß Zehista bei Pirna,
   4. Georg von Winckler, zu Dresden.

o) Dem Vereine von Johanniter-Rittern im Königreiche Bayern:
   Gottlieb Freiherr von Süsskind, Königlich Bayerischer Rittmeister à la suite, auf Dennenlohe bei Wassertrüdingen in Bayern.

Deutsche Adelssagen.

61. Die Herren von Mandelslohe,

deren gleichnamige Stammburg an der Leine gelegen ist, waren im 14. Jahrhunderte auch die Gebieter auf Schloß Ricklingen, welches jetzt den Herren von Alten zugehörig ist. Wohl sind nun zwar in der neuesten Zeit die bemoosten Trümmer des älteren Schlosses Ricklingen verschwunden; dennoch aber hat sich die sprüchwörtliche Redewendung: „No, ye sint Ricklingen noch nich ower!", das heißt: „Du bist noch nicht zum Ziele gelangt!" erhalten bis auf den heutigen Tag. Dieselbe knüpft an eine Sage des Geschlechtes von Mandelslohe an.

Wenn nämlich die reisigen Kaufleute auf der Straße von Lüneburg nach Osnabrück am Schlosse Ricklingen vorüberfuhren, dann eilten, so heißt es, die Mandelslohe'schen Reisigen von ihrer hohen Warte zu Thal und nahmen, was sie nehmen konnten. Wirklich bestätigt es sich geschichtlich, daß der wilde Dietrich von Mandelslohe auf Schloß Ricklingen einer der gefürchtetsten „Landesschädiger" war, welche Niedersachsen am Schluß des 14. Jahrhunderts plagten. So sah sich z. B. der Rath der Stadt Hannover genöthigt, mit ihm und mit seinem Bruder Henneke von Mandelslohe ein gütliches Abkommen dahin zu treffen, daß er hannoversche Kaufleute in Frieden ziehen ließ; er verpflichtete sich dabei, den beiden Schnapphähnen ein Schutzgeld von 12 Pfund Pfennigen jährlich zu zahlen.

Allein der wilde Dietrich von Mandelslohe nahm gleichwohl ein schlimmes Ende, welches alte Lieder und Sagen in anziehender Weise ausgeschmückt haben.

Nach dem Erlöschen des älteren Lüneburgischen Welfenzweiges war nämlich der thatkräftige Herzog Albrecht von Sachsen mit dem Lande an der Weser, Leine und Aller belehnt worden, und es war der feste Wille dieses Fürsten, die Sicherheit der Straßen, von welcher die herzoglichen Einnahmen nicht zum wenigsten abhängig waren, mit Sorgfalt wiederherzustellen. Da nun gütliche Mahnungen auf Dietrich von Mandelslohe nicht den mindesten Eindruck machten, so rüstete Herzog Albrecht die Heerfahrt gegen das Schloß Ricklingen.

„Auf der Burg ist hohe Zeit! Sie trinken und jubeln und ahnen nichts!" — Also berichteten dem Herzoge die Kundschafter, welche er vorausgesendet hatte, den Zustand von Schloß Ricklingen. Unter dem Schutze der Nacht gelang es ihm daher mit leichter Mühe, die Burg zu umlegen, so daß für den Landesschädiger ein Entkommen nicht mehr möglich war. Das war am andern Morgen ein schlimmes Erwachen für den Junker Dietrich von Mandelslohe und für seine heldenhafte, löwenherzige Tochter Sophie; allein sie wiesen die Aufforderung, sich zu ergeben, mit trotzigem Muthe zurück.

Es war am 28. Juni 1385. Es kam zum Sturme, zu einem wilden Kampfe und zu überreichem Blutvergießen. Die Sage will wissen, daß das Fräulein Sophie von Mandelslohe mit eigener Hand die Steinbliden auf die Feinde gerichtet habe. Sie traf nur allzu sicher: Ein Stein zerschmetterte dem heldenmüthigen Herzoge von Sachsen die Brust; er blieb vor Ricklingen, jähe dahingerafft in voller Manneskraft.

Gleichwohl mußte Dietrich von Mandelslohe am dritten Tage sich ergeben. Das Einzige, was er bei den Verhandlungen für sich und seine Tochter erlangte, war ein freier Abzug. Das Land der Väter hatte er nun für alle Zeit zu meiden. In der Fremde ist er dann mit seiner muthigen Tochter verschollen; nie ist das Schloß zu Ricklingen seinem Geschlechte wieder zurückgegeben worden.

Zum Andenken an den Heldentod des Herzogs von Sachsen aber wurde auf der Burg Ricklingen ein Denkmal errichtet, ein schlichter Sandsteinpfeiler mit dem Bilde des Gekreuzigten. Die Rückseite dieses noch heut' vorhandenen Monumentes trägt die Inschrift:

„Im 1385 Jare, verteyn (14) nacht na paschen (Ostern), da togen de van Luneborg mit örem heren, hertogen Albrecht to sassen, vor de borch to ricklinge uppe de van Mandelse; dar so wart hertoge Albrecht geworwen mit eener blyden, dat se afftogen, un de hertoge Albrecht, de storf darvan."

Später hat man den Stein des Wurfgeschosses mit eisernen Banden an seinem Untersatz befestigt und auf vier Säulen ein Dach über dem Denkmale errichtet. Dies verkündet uns eine zweite Inschrift:

„Auf Befelich und Genedigl. Begeren des Durchlauchtigsten, hochgeborenen Fürsten und Hern, Hern Friedrich Ulrich, Herzogs zu Braunschweig-Lüneborg, meines genedigen Fürsten und Hern, habe ich, Georg von Brieske, Obrist-Lieutenant und Drost zu Schloß Ricklingen, diesen alten Stein wieder renovieren und dieß steinerne Dach mit sammt den Säulen machen lassen, ao. 1617, im September."

Eine dritte Inschrift lautet: „Renov. a. Chr. 1722."

So ist denn der Vorgang ein durchaus historischer, der Sage gehört nur die Gestalt des Edelfräuleins Sophie an.

Heiterer klingen andere Mären des Mandelslohe-schen Geschlechtes aus der Mark Brandenburg, in deren östlichem Theile dies alte, niedersächsische Geschlecht dadurch verpflanzt wurde, daß zwei Vettern von Mandelslohe, beide Barthold genannt, um 1550 die Dienste Geheimer Räthe bei dem Markgrafen Johannes von der Neumark übernahmen. Der jüngere dieser Herren war ein lebensfroher, den Schmuck des Daseins liebender Mann; zu ihm soll Markgraf Hans das mahnende Wort geäußert haben:

„Bartholde, Bartholde! Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags."

Und wie in Niedersachsen das „geflügelte Wort" vom Schlosse Ricklingen auf die von Mandelslohe zurückgeführt wird, so soll auch eine märkische Redewendung diesem Rathe Barthold von Mandelslohe ihren Ursprung verdanken. Das Landvolk an der Oder bezeichnet einen Mann von praktischem Verstande wohl mit dem Worte:

„Er weiß, wo Barthel den Most holt!"

Es hat damit die folgende Bewandtniß.

Wie nachmals König Friedrich Wilhelm I., so liebte es schon Markgraf Hans, sich bei seinen Räthen und Dienern zu Gaste zu laden. Er sah es dann keineswegs ungern, wenn er bei ihnen Küche und Keller besser bestellt fand, als auf dem Schlosse, auf welchem nur sehr frugale Mahlzeiten zugerichtet wurden und Crossener Landwein außer gutem Biere gewöhnlich das alleinige Tafelgetränk bildete. Sehr erfreut war der haushälterische Fürst daher immer, so oft er an der Tafel seines Rathes Barthel von Mandelslohe süßen Most trank. Auf die Frage nach der Herkunft desselben aber hatte Herr Bartholdus stets nur ein vielsagendes Lächeln als Antwort. Endlich aber kam's doch heraus. Herr Barthold, welcher bei Markgraf Hans gewissermaßen die Functionen eines „Introducteur des ambassadeurs" zu versehen hatte, ließ es gar gern geschehen, daß fremde Gesandten, welche der Meinung waren, er vermöchte es, ihnen bei seinem Herrn baldigen Zutritt zu verschaffen, ihm ein Fäßlein süßen Weines als Verehrung darbrachten. In Wahrheit aber redete der Rath kein Wort für sie bei dem Gebieter; — den ihm geschenkten Wein sparte er jedoch für jene Feste auf, bei welchen Markgraf Hans sein Haus beehrte.

„Das nenn' ich wohlfeil wirthschaften!", meinte der weise Herr Johannes, dessen Zartgefühl nicht eben übertrieben war, als er den Sachverhalt erfuhr. „Nun weiß ich doch, wo Barthel den Most holt!" —

Das Aussätzigenasyl in Jerusalem.

In dem letzten Bericht, den im Namen des Localcomités Herr Pastor Schlicht über das Aussätzigenasyl „Jesushilfe" in Jerusalem erstattet hat, ist von besonderen Ereignissen wie Mehrung und Erweiterung des Asyls nichts mitzutheilen gewesen. Die Arbeit ist ihren stillen und gewohnten Gang fortgegangen. Aber an gnädiger Führung und Durchhilfe Gottes hat es nicht gefehlt in den kleineren und größeren Nöthen, wenn auch dieses bis ins Einzelne und bis ins Kleinste gehende Helfen, Heben, Stützen und Zurechtweisen ein solches ist, das den ferner stehenden Freunden des Asyls in einer allverständlichen Weise nicht vorgeführt werden kann. Lob und Dank für alle erfahrene Hilfe im Rückblick auf das Jahr 1888 wird laut und unumwunden ausgesprochen.

Es folgen dann interessante Beobachtungen und Bemerkungen über den Aussatz, besonders über das Verhältniß des heute sich findenden zu dem im Alten Testament beschriebenen. Dieselben gehen aus von dem Hausarzt des Asyls, Herrn Dr. Einsler. Wir geben sie hier wieder nach dem Wortlaut des Berichts.

Die Beschreibungen des Aussatzes 3. Mos. 13 und besonders die dem Priester zur Beurtheilung daselbst an die Hand gegebenen Merkmale stimmen mit den Wahrnehmungen, die wir an dem heutigen Aussatz machen, durchaus nicht überein. An jener Stelle des alten Testaments wird als ein untrügliches Kennzeichen hervorgehoben, daß die kranke Stelle tiefer liegt als die übrige Haut, und daß die Haare, welche die Haut bedecken, auf der kranken Stelle weiß erscheinen. Beides ist an dem heutigen Aussatz durchaus nicht wahrnehmbar. Vielmehr ist die kranke Stelle jederzeit deutlich angeschwollen und erhöht. Die Haare bleiben in ihrer Färbung zunächst unverändert, werden aber dann brüchig und fallen mit dem Erlöschen der Hautthätigkeit und dem Absterben der Haarwurzeln

aus. Wenn im alten Testament wiederholt der Ausdruck vorkommt: „aussätzig wie Schnee", so deutet das doch offenbar darauf hin, daß die Haut der Aussatzkranken auffallend weiß erscheint. Bei dem heutigen Aussatz ist das nicht der Fall. Hingegen ist dem heutigen Aussatz durchaus eigenthümlich und charakteristisch die Unempfindlichkeit der Haut, eine Unempfindlichkeit, die sich auch bis in die tiefern Schichten hinein bemerklich macht, so daß die unter der Haut auftretenden Knoten herausgeschnitten werden können, ohne daß der Kranke Schmerz empfindet. Nur die tiefer liegenden Nervenstämme des Gliedes sind und bleiben empfindungsreich. Von dieser an der heutigen Krankheit so überaus charakteristischen Erscheinung ist 3. Mos. 13 gar nicht die Rede. Endlich ist der heutige Aussatz für unsre ärztliche Kunst schlechthin unheilbar. Im Gesetz des alten Bundes dagegen ist die Heilung offenbar als thatsächlich nicht selten eintretend vorausgesetzt.

Alles das zusammengenommen läßt uns der Ansicht des Dr. Einsler beipflichten, daß der Aussatz im Lauf der Jahrhunderte seine Form offenbar gewandelt hat. Und zwar ist die Krankheit augenscheinlich schlimmer, verheerender geworden. Das finden wir auch einigermaßen bestätigt, wenn wir den einzelnen Krankheitsfall betrachten. Wenn bald im Beginn der Krankheit sorgfältige Reinhaltung und Pflege angewendet wird, so kann für Jahre hinaus ein gewisser Stillstand der Krankheit eintreten, während bei Vernachlässigung, zumal verbunden mit ungenügender Kost, die Krankheit rasch einen verheerenden Verlauf nimmt. Jene oben erwähnten Knoten gehen dann in Eiterung über, die öfters tief greift und sich ausbreitet, so daß bedeutende Substanzverluste bis zur Bloslegung des Knochens erfolgen.

Die geistige Befähigung der Kranken vermindert sich nach Dr. Einsler's Beobachtungen nicht, nur daß bei längerem Leiden sich leicht eine gewisse Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, bisweilen auch Schwermuth einstellt.

Die Frage, ob der Aussatz ansteckend wirkt, scheint noch eine offene zu sein. Es liegen noch nicht genug klar erwiesene Fälle vor, die eine directe Uebertragung beweisen könnten. Indessen sind doch schon mehrmals Personen, die sich im Dienst der Leidenden aufopferten, von der Krankheit ergriffen worden. So las man erst kürzlich in den Zeitungen, daß ein katholischer Priester, der im Aussätzigenhospital auf den Sandwich-Inseln mit großer Selbstverleugnung thätig gewesen war, von dem Aussatz befallen wurde, einige Jahre daran litt und jetzt in Folge der Krankheit gestorben ist.

Ziemlich erwiesen hingegen scheint, daß die Krankheit **erblich** ist. Nicht zwar in dem Sinn, daß alle Nachkommen eines Aussätzigen auch aussätzig werden **müßten**. Wohl aber so, daß die Anlage erblich ist, daß aber diese Anlage nur unter gewissen von außen hinzutretenden Veranlassungen zur wirklichen Krankheit wird.

Jedenfalls kann, sollte man meinen, consequente Absonderung der Erkrankten im Beginn der Krankheit und streng durchgeführte Trennung der Geschlechter allmählich zur völligen Ausrottung der Krankheit führen. Und eben dazu soll unter Gottes Leitung und Segen auch unser Asyl dienen.

Es folgt dann der Bericht des Herrn Pastor Schlicht, der an das Pauluswort: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden", anknüpft. Eine Verminderung des Pflegepersonals ist versuchsweise eingetreten, so daß jetzt außer den Hauseltern und dem Evangelisten nur 2 Pflegerinnen und ein Hausdiener in der Anstalt arbeiten. Das Jahr begann mit einem Bestand von 21 Aussätzigen. 5 wurden im Laufe des Jahres neu aufgenommen, 2 davon kehrten bald in ihre alten Verhältnisse zurück, 2 von den Insassen verließen außerdem das Haus und 3 endlich starben im Laufe des Jahres, nachdem sie 20, 13 und 6 Jahre die Wohlthat des Asyls genossen hatten. Es verblieb somit am Schluß des Jahres ein Bestand von 19 Kranken, und zwar waren dies 13 Männer und 6 Frauen, ihrer Religion nach 8 Christen und 11 Muhamedaner. Ein besonderer Fall wird noch erwähnt, der den ganzen Jammer der Krankheit und ihrer Folgen aufdeckt, ohne daß er zu den seltenen Fällen gehört. Unter den neu Aufgenommenen ist auch eine Frau von etwa 35 Jahren, seit 2 Jahren ist sie mit dem Aussatz behaftet. Sie ist die Mutter von 2 unmündigen Kindern von 3 und 5 Jahren. Die Mutter hat sie und ihren Mann mit dem zunehmenden Offenbarwerden des Aussatzes verlassen müssen. Die Familie ist zerrissen wie durch den Tod, und doch ist die Mutter nicht todt, sondern muß **lebend** entsagen.

Obwohl kein Aussätziger wegen schlechten Betragens aus dem Asyl zu entlassen war, so suchten doch 2 freiwillig die Entlassung nach längerem Aufenthalt in der Anstalt. Ein unruhiger Geist, der längere Zeit sich im Asyl nicht gezeigt hatte, scheint jetzt wieder über die Insassen gekommen zu sein. Wenn sie es auch noch so gut haben und noch so wenig in ihrer persönlichen Freiheit beschränkt werden, so können sie doch plötzlich verlangen, die Anstalt zu verlassen. Der Araber ist eben wie ein Kind, er kann jahrelang eine Wohlthat, auch mit Dank, empfangen und dann doch einer augenblicklichen Laune folgend in der eigensinnigsten Weise, allen Vorstellungen unzugänglich, seinen augenblicklichen Willen durchsetzen. Bald fällt ihm ein, das Betteln am Wege sei doch schöner und gewinnbringender, bald bekommt er auch Heirathsgedanken, bald lockt die Feigen- und Traubenzeit, wo alles in den Weinbergen wohnt und sich gütlich thut. Ist dann die Laune vorüber und drückt das Elend wieder fühlbarer, so kommen sie wohl wieder mit der Bitte, aufgenommen zu werden. Aber auch an Erfahrungen anderer Art hat es nicht gefehlt.

Schließlich wird noch eine Sache äußerer Art er-

wähnt, die aber von Wichtigkeit für den Bestand des Asyls ist. Es ist die rechtliche Ordnung der Besitzfrage. Gegen Ende des Jahres 1888 wurden die einleitenden Schritte gethan. Im Namen des Localcomités führte Herr Joh. Frutiger in Jerusalem als Bevollmächtigter der Unitäts-Aeltesten-Conferenz die Sache mit der türkischen Regierung. Diese zeigte Wohlwollen und Entgegenkommen, so daß nun diese Angelegenheit geordnet ist und die Originale der türkischen Besitztitel bereits bei der Expedition des Unitäts-Vorsteher-Collegiums in Herrnhut sicher untergebracht sind. Sie lauten, Grundstück und Gebäude umfassend, auf den jedesmaligen Präses der Unitäts-Direction. („Armen- und Krankenfreund".)

Für die hauswirthschaftliche Ausbildung der Fabrikarbeiterinnen

sind in den letzten Jahren auch von Seiten einiger industriellen Unternehmungen Einrichtungen getroffen worden.

Die soeben erschienenen „Jahresberichte der königlich preußischen Gewerberäthe" machen mehrere derartige Veranstaltungen namhaft, die größtentheils erst im letzten Berichtsjahre (1888) entstanden sind, allerdings nur in den Inspectionsbezirken Breslau-Liegnitz, Münster-Minden, Aachen-Trier und Düsseldorf. In allen diesen Bezirken, mit Ausnahme des Düsseldorfer, wo mehrere einige Jahre alte Anstalten bestehen, handelt es sich aber erst um Anfänge.

In Freiburg (Schlesien) ist im Vorjahre ein „Heimathaus" für Fabrikarbeiterinnen errichtet worden, das 200 Arbeiterinnen ein freundliches Heim mit vollständiger Beköstigung zu bieten vermag. Um die aufgenommenen Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen auszubilden, sollen einige derselben je einen Monat unter Fortbezahlung ihres Lohnes in der Hauswirthschaft beschäftigt und unterwiesen werden. Die letzteren Einrichtungen hatten bei Abfassung des Berichts noch nicht feste Gestalt gewonnen.

In Bielefeld hat die Ravensberger Spinnerei, die 1538 Personen beschäftigt, darunter viele Arbeiterinnen aus Ostpreußen, seit mehreren Jahren ein großes Logirhaus für Arbeiterinnen eröffnet, in welchem im verflossenen Jahre die Einrichtung getroffen wurde, daß wöchentlich abwechselnd eine Anzahl Mädchen unter Fortbezug ihres Lohnes und unter Entbindung von der Arbeit in der Fabrik, in allen häuslichen Arbeiten unentgeltlich unterrichtet werden.

Die Webereien zu Ochtrup und Epe unterhalten seit dem Jahre 1884 eine Handarbeitschule, in welcher Fabrikmädchen im Alter von 15—19 Jahren Abends von 6—7 Uhr unentgeltlich Aufnahme und Belehrung finden. Der Unterricht erstreckt sich auf Nähen, Stricken und Ausbessern.

Eine größere Ausdehnung haben die Einrichtungen für die hauswirthschaftliche Ausbildung für die Fabrikarbeiterinnen im Düsseldorfer Bezirke erlangt. Hier besteht eine Reihe von Haushaltungsschulen, die von den Fabrikbesitzern unterhalten werden. Der Bericht bemerkt, daß die Fürsorge für die wirthschaftliche Ausbildung der Arbeiterinnen im Berichtsjahre mehr in den Vordergrund getreten ist, daß die Näh-, Flick- und Strickschulen im Zunehmen begriffen sind, daß es einzelne Arbeitgeber als eine Ehrensache betrachten, für ihre Arbeiterinnen derartige Einrichtungen zu treffen, daß in der Regel auf die Erweiterung der Handarbeitsschulen zu vollständigen Haushaltungsschulen hingearbeitet wird, daß besonders Volksküchen Gelegenheit bieten, eine größere Zahl von Mädchen in der Kochkunst und Hausarbeit auszubilden. Besonders wichtig ist nach den Beobachtungen des Berichterstatters im Düsseldorfer Bezirke die Heranziehung von Lehrerinnen, die aus dem Arbeiterstande hervorgegangen sind, und die Mitwirkung von gebildeten Frauen, ohne daß den Einrichtungen der Charakter von Wohlthätigkeitsanstalten aufgedrückt wird.

Auch im Inspectionsbezirk Aachen-Trier ist im Anschluß an eine Fabrikspeiseanstalt die Einrichtung getroffen, daß junge Mädchen zum Erlernen des Kochens wochenweise der Köchin unter Fortzahlung des Lohnes zugetheilt werden. Es wird eine solche Ueberweisung an die Küche als Lohn für gute Führung betrachtet.

In allen übrigen Bezirken ist leider von ähnlichen Einrichtungen nirgends die Rede. Die Zehntausende von Fabrikarbeiterinnen, von denen ein erheblicher Procentsatz im fremden Hause Wohnung und Kost nehmen muß, und somit zu hauswirthschaftlichen Verrichtungen auch nicht einmal gelegentlich herangezogen wird, sind in ihrer Ausbildung fürs Haus auf sich selbst angewiesen. Allerdings besteht auch eine Reihe von Haushaltungsschulen, die von Gemeinden und Vereinen ins Leben gerufen sind, z. B. in Herne, Lübeck, Ludwigshafen, Straßburg, Aachen, Braunschweig, Breslau, Darmstadt, Kassel, Pforzheim, Posen, Hannover, Frankfurt a. M., Köln u. a. O. Die Errichtung weiterer Anstalten ist eine Nothwendigkeit, der sich die betreffenden Kreise schon im eigenen Interesse nicht länger entziehen können. Mit jedem Jahre rücken neue Tausende von Arbeiterinnen in die Fabriken ein und werden damit dem Hauswesen entfrembet. Um so dankenswerther ist es, daß sich private und öffentliche Thätigkeit die Hand reichen, um auch diesen Mädchen eine Ausbildung zu bieten, deren sie als Leiterinnen eines Hausstandes nicht entbehren können.

Die moralische und wirthschaftliche Fortentwickelung der arbeitenden Klassen liegt zum größten Theile in den Händen der Frau, und sie für diese große Aufgabe tüchtig zu machen, ist eine der dringendsten volkspädagogischen Pflichten. (Vossische Zeitung.)

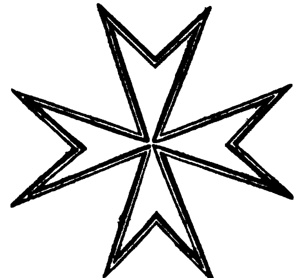
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 16. Oktober 1889. **Nr. 42.**

1. **Georg Richard von Roy**, Landschafts-Director a. D., auf Wierzbiczany bei Argenau, Rechtsritter seit 1880, † zu Berlin 7. October 1889.
2. **Waldemar von der Hagen**, Landrath, auf Stöllen bei Rhinow in Pommern, Ehrenritter seit 1883, † zu Stöllen 6. October 1889.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

dem Geheimen Hofrath Herrlich, Vorsteher des Büreaus des Johanniter-Ordens, den Königlichen Kronen-Orden zweiter Klasse mit der Zahl 50 zu verleihen.

Die Pageninstitute am Hofe von Frankreich.

Das Institut der Pagen am Hofe der Könige von Frankreich hatte die Bestimmung, die Traditionen des alten Ritterthums fortzupflanzen. Von welchem Werthe waren nicht diese schönen Stiftungen, wo die Sprößlinge des Adels inmitten des Hofes Heldenmuth und Aufopferung für ihren Herrscher schöpften! Und wie ausgedehnt waren die Hilfsquellen, die sie für die Erziehung des Adels boten! Noch 1786, also kurz vor der Revolution, zählte man in Versailles Hundert und Achtundfunfzig Pagen, ohne die der Prinzen von Geblüt, die in Paris ihr Domicil hatten.

Zuerst waren da die Kammerpagen, deren es in jenen letzten Zeiten acht gab. Ihr Dienst, der sich auf das Innere des Schlosses beschränkte, verlangte weder Größe noch Stärke, und die Folge davon war, daß schon mit dem Alter von neun Jahren die Aufnahme gestattet war. Zwei Gouverneure und ein Hofmeister waren mit der Erziehung derselben beauftragt, und Dank der kleinen Anzahl der Zöglinge war diese eine viel bessere als die, welche die Pagen des großen Marstalls erhielten, die viel zu wünschen übrig ließ.

Ehemals waren es die ersten Edelleute der Kammer gewesen, die die Aufsicht über die Pagen geführt hatten; jeder von ihnen hatte sechs unter sich, die nur während eines Jahres Dienst thaten. Aber im Jahre 1784 kam man zu der Einsicht, daß diese Art des Dienstes mehr als einen Uebelstand hatte, sowohl in Rücksicht auf die Erziehung, als in Ansehung der Ausgaben. Man reducirte die Zahl dieser Pagen von vier und zwanzig auf acht, aber man erklärte ihren Dienst in Permanenz, und anstatt sie früher in den Hotels der ersten Kammerherren, denen sie attachirt waren, unterzubringen, wies man ihnen eine besondere Wohnung in der Rue d'Orangerie an.

Um unter die Zahl der Pagen aufgenommen zu werden, mußte man wenigstens einen Adel von zweihundert Jahren nachweisen und ein Jahrgeld von 600 Livres haben, die für die vorkommenden kleinen Ausgaben bestimmt waren. Damit waren die Eltern aller Sorge entledigt: Kleidung, Nahrung, Unterricht, Pflege in Krankheitsfällen, alles wurde mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit gestellt.

Ein einzelner Anzug eines Kammerpagen kostete 1500 Livres; er bestand aus carmesinfarbenem Sammet und war auf allen Nähten mit Gold gestickt. Der Hut war mit einem Federbusch geschmückt und mit breiter spanischer Spitze besetzt. Sie hatten außerdem einen geringeren Anzug von rothem Tuch mit Gold- und Silbertressen besetzt.

Der Dienst der Kammerpagen bestand darin, beim großen Lever des Königs zu assistiren, ihn zur Messe zu begleiten, ihm bei der Rückkehr von der Jagd zu leuchten und bei seinem Schlafengehen zugegen zu sein, um ihm die Pantoffeln zu reichen.

Die Sucht des Kardinals von Brienne zu reformiren, verschonte auch nicht die Pagen. Vierzig Pagen des kleinen Marstalls und die beiden Jagdpagen verschwanden in Versailles von der Bildfläche, bis die Revolution in der Folge auch die andern Anstalten dieser Art zerstörte. Es blieb nur noch der große Marstall intact, der seine funfzig Pagen hinfort mit dem ganzen Hofdienst belastet fand, selbst mit dem der Kammerpagen, die ungeachtet ihrer kleinen Anzahl nicht diesem Umsturz entgingen; so jung sie

waren wurden sie dem Pageninstitut des großen Marstalls incorprirt.

Es ist nicht leicht, eine Vorstellung von dieser tobenden Gemeinschaft zu erregen und die Art und Weise des Regiments zu schildern, das dort herrschend war. Die Autorität der Aelteren über die Neulinge machte es zu einer Art Oligarchie; aber die Härte dieser Autorität, der strenge Gehorsam, den man ihr erzeigen mußte, näherte sie dem Despotismus, während die Zügellosigkeit, die unter den Mitgliedern dieser kleinen Gesellschaft herrschte, und der geringe Respect, den sie dem Gouverneur bewies, den Anblick einer Republik, oder vielmehr einer vollständigen Anarchie gewährten. Auch war die Erziehung trotz der zahlreichen Lehrer und Professoren, die dabei angestellt waren, gleich Null. Unglücklich Derjenige, der nicht selbst die Lust zum Lernen mitbrachte! Er ging daraus hervor als ein guter Tänzer, ein guter Soldat und ein guter Reiter; aber er nahm ziemlich lockere Sitten und große Unwissenheit mit hinweg. Was ein wenig diesen Schaden auszugleichen vermochte, war die ausgezeichnete und allen Schlägen des Geschicks gewachsene Bildung des Charakters, die aus der strengen Erziehung resultirte, welche die Neulinge von den älteren Pagen empfingen.

Es sei hier zuerst der schönen Wohnräume gedacht, die für die Pagen bestimmt waren, sodann ihres Dienstes und endlich der Sitten und Gebräuche ihrer Interieurs, die, obwohl niemals niedergeschrieben, nichts destoweniger durch Gesetze geordnet waren, die heiliger gehalten wurden, als wenn sie in Stein und Erz eingegraben gewesen wären, weil sie von der auf die Alten seit undenklichen Zeiten von Generation zu Generation übertragenen Autorität getragen wurden.

Die ganze linke Seite des großen Marstalls war zur Wohnung der Pagen bestimmt. Im Erdgeschoß befand sich eine sehr hübsche Capelle, ein großer Saal für Waffenübungen, die Bureaus, die Küchen und der Eßsaal, worin sich zwei Billards befanden. Dieser letzte Raum, ungeheuer groß, aber ziemlich dunkel, dessen Deckengewölbe auf vier Pfeilern ruhte, wurde durch Lampen erhellt. Die Pagen speisten an vier Tischen vertheilt und die Kost ließ nichts zu wünschen übrig; für die letztere sowie für die Beleuchtung und die Feuerung der vier Oefen des Saals zahlte der König an den Haushofmeister nicht weniger als achtzig Tausend Franken, eine für damalige Zeit sehr beträchtliche Summe.

In der ersten Etage befinden sich zu beiden Seiten einer langen Galerie die fünfzig Zimmer vertheilt, welche die Pagen inne hatten, alle gelb lackirt und gleichförmig möblirt. Da diese Zimmer nur bis zur Hälfte der Höhe der Etage gingen, so erstreckte sich oberhalb derselben eine Art von Galerie, die wie die Logen im Schauspielhause vertheilt waren und als Geräthkammern dienten. Vier große Oefen waren an den äußersten Enden der Galerie vertheilt und ihre Röhren, die oberhalb der Zimmer entlang liefen, versorgten dieselben mit genügender Wärme. Am Ende der Galerie befand sich ein großer wohl geheizter Saal, der zum Arbeiten diente. Die beiden Untergouverneure, der Hofmeister und der Almosenier hatten ihre Gemächer in der Mansarden-Etage, wo sich auch die Leinewandkammer befand. Der Gouverneur bewohnte den Pavillon, der nach dem Place d'armes hinausging. Dort war auch die Bibliothek aufgestellt, die täglich zwei Stunden geöffnet war, um Bücher zu wechseln und Zeitungen zu lesen. Man fand daselbst auch eine Sammlung von Landkarten vor, sowie hölzerne Modelle, um darnach zu zeichnen, und physikalische Instrumente.

Die Pagen des großen Marstalls hatten als Uniform die Livree des Königs, d. h. blaue Kleider mit Borten von carmoisin- und weißfarbener Seide besetzt. Aber achtzehn unter ihnen, nach Auswahl des Großstallmeisters von Frankreich, zum reitenden Dienst bestimmt, hatten blaue mit goldenen Tressen besetzte Röcke und rothe Westen und Beinkleider. Die Taschen, quer oder in der Länge geschnitten, unterschieden den großen und kleinen Marstall.

Früher hatte der große Marstall keinen anderen Dienst, als den König bei der Rückkehr von der Jagd zu leuchten und ihn zur Messe zu geleiten; und der erste Page hatte außerdem die Obliegenheit, ihm den rechten Steigbügel zu halten, wenn er zu Pferde stieg. Aber seit der Aufhebung des kleinen Marstalls hatten die Pagen des großen auch ihren Dienst übernehmen müssen. Zwei von ihnen waren stets im Gefolge der Prinzessinnen, wenn sie ausgingen, mit einem dritten von den Goldbetreßten, die man Surtout benannte, um die Schleppen von deren Roben zu tragen; fuhren die Prinzessinnen aus, so begleiteten sie dieselben zu Pferde.

Ging der König auf die Jagd, so mußten sich alle Surtouts auf dem Sammelplatz (Rendevous) anfinden. Sie zogen dann ihre Uniform aus und vertauschten sie mit kurzen blauen Zwillichjacken und Ledergamaschen, und hielten sich, Jeder mit einer Flinte versehen, hinter dem Fürsten, der, nachdem er abgeschossen, eine andere Schußwaffe ergriff, während die erste von Hand zu Hand ging, bis sie zum Büchsenmeister gelangte, der sie von neuem lud. Während dessen ließ der erste Page das erlegte Wild aufheben und führte darüber genau Buch auf kleinen dazu bestimmten Tafeln; sobald die Jagd vorbei war, begab er sich damit in das Cabinet des Königs, der ihn mit der Vertheilung beauftragte. Was dann noch übrig blieb, gehörte ihm. Man kann sich denken, wie angenehm diese Stellung war; denn außer dem Vorzuge, den sie gewährte, mit dem Könige allein zu arbeiten, wie ein kleiner Minister, so blieb auch dem ersten Pagen von den Wilderträgen ein Erkleckliches übrig; da der König bei jeder Jagd vier bis fünf Hundert Stück erlegte. Man vertheilte bei diesen

Gelegenheiten auch zwölf Flaschen Champagnerwein unter die Pagen.

An den großen Ceremonientagen stiegen die Pagen auf den mit nur zwei Pferden bespannten Wagen und zwar stellten sich zwei Kammerpagen und zwei aus den Marställen zwischen den Kutscher und den Wagen, indem sie das Gesicht dem letzteren zuwandten, nur mit einem Fuß auf einem schmalen Tritt des Federwerks stehend, den man Portepages nannte. Zwölf Pagen des großen Marstalls dagegen stiegen auf den hinteren Wagentritt. Am Ostermontage und am Frohnleichnahmstage war es Herkommen, daß der König nur zwei Pferde vor seinem Wagen hatte. Da der letztere aber sehr schwer und dazu mit nicht weniger als fünfundzwanzig Personen beladen war, so bedurfte es dazu eigener sehr starker normännischer Pferde, die die Last mit Leichtigkeit zu ziehen vermochten. Es gab deren im königlichen Marstall fünf, die nur an diesen beiden Tagen gebraucht wurden.

Wenn der König oder die Prinzen von Jemandem eine Auskunft wünschten oder einen Glückwunsch zu einem Familienereigniß auszurichten hatten, so bedienten sie sich eines Pagen, gefolgt von einem Stallbedienten, um diese Aufträge zu erledigen.

In der Armee wurden die Pagen im Kriege den Adjutanten des Königs attachirt und lernten so, dem Mittelpunkt des Oberbefehls nahe gerückt, wie sie selbst eines Tages zu commandiren hatten. Sie trugen dem Monarchen auch die Waffen nach, so lange es Gebrauch blieb, sich eines Brustharnisches zu bedienen. Jeder Page hatte bei seinem Abgange nach drei oder vier Jahren das Recht, sich in einer beliebigen Waffengattung eine Unterlieutenantsstelle zu erwählen; und die ersten Kammerpagen des Königs und die Pagen des Marstalls der Königin erhielten eine Cavallerie-Compagnie und einen Degen.

Die Hierarchie der Pagen in ihrer Häuslichkeit zerfiel in drei Grade: 1. Die Alten (les anciens), welche unbeschränkte Macht über die Neuen bis zu Ende des zweiten Jahres hatten. 2. Die des zweiten Jahres (les seconde-année), eine Art Mischlinge, sémis genannt, die nicht mehr commandirt wurden und sich bei den Neuen Gehorsam verschaffen konnten, aber bei dem geringsten Vergehen gegen die alten Herren (les seigneurs anciens) unter die Traufe kamen, d. h. sie wurden von den Neuen in eine im Eßsaal befindliche große Marmorwanne gesetzt, wo aus acht Hähnen ein reichliches Sturzbad sich über sie ergoß. Das erste Jahr verstrich im Noviciat der Neuheit (noviciat de la nouveauté), eine Probezeit, wie sie nicht härter gedacht werden kann. Der unbedingteste und passivste Gehorsam war die vornehmste Eigenschaft eines Neulings, und viele junge Leute, die, aus der Provinz kommend, wenig von diesem Princip wußten, wurden in einer Weise empfangen, daß sie bald gründlich davon überzeugt waren. Ein Neuling hatte nichts, was ihm gehörte, mußte stets bereit sein, auf das leiseste Zeichen zu gehorchen und selbst den Absichten seines Alten entgegenkommen, das geringste seiner Vergehen, selbst ein unfreiwilliges, wurde sofort bestraft, sei es durch Arreste, die genauer eingehalten wurden, als die vom Gouverneur verfügten, sei es durch Abschrift einer Anzahl von Seiten aus der deutschen Grammatik, sei es endlich durch körperliche Züchtigung, nach dem Gegenstande, womit sie ertheilt wurde, savales (Pantoffelhiebe) benannt. Denn keine der in den höheren Lehranstalten gebrauchten Benennungen waren hier üblich. Die Worte sortoirs (Ausgänge), Refectorien, Classen &c. waren geflissentlich durch Corridore, Arbeitssäle (salle d'étude) &c. ersetzt, sich ihrer dennoch bedienen zu wollen, hieß seine Ruhe aufs Spiel setzen; und ein Neuling, der seinen „Cameraden" seinen „Compagnon" genannt hätte, würde diesen Namen als Uebernamen während seiner Dienstzeit behalten haben.

Viele Leute tadelten diese Strenge der Alten gegen die Neulinge; man sah sie als eine Barbarei an. Sie wurde in der That, zumal in früheren Zeiten aufs Aeußerste getrieben; aber mit Mäßigung ausgeübt, war sie nichtsdestoweniger von guter Wirkung; denn niemals ist ein Page in ein Regiment getreten, ohne alsbald von Allen gerne gesehen und geliebt worden zu sein. Ueberdies existirte die Nouveauté seit langer Zeit; sie war von allen Chefs gekannt und gutgeheißen, viele derselben waren selbst früher Pagen gewesen und hatten demgemäß diese Schule durchgemacht. Die Prüfungen, denen man die Neulinge unterwarf, überstiegen früher in der That Alles, was die Freimaurerei an Schrecklichem zu bieten hatte. Herr von La Bige, Stallmeister bei der Reitbahn während der letzten Zeiten Ludwigs XVI., und der die Pagenlaufbahn fünfzig Jahre früher durchgemacht, trug noch an seinem Körper die Spuren eines glühenden Sporen, mit dem man ihn gebrannt hatte. Es sei ferne, dergleichen Grausamkeiten zu billigen, was aber unglaublich erscheint, ist der Umstand, daß ein Alter und ein Neuling, wenn sie sich später auf gleichem Fuße in der Welt begegneten, trotzdem meistens die besten Freunde waren.

In den letzten Zeiten des Pageninstituts beschränkte sich die Nouveauté auf unbedingten Gehorsam und eine Unterordnung im Range den Alten gegenüber, wie sie die Anciennetät stets mit sich führt.

Die große Freiheit, deren man im großen Marstall genoß, die geringen Studien, die man dort machte der Geist der Unabhängigkeit, der sich von Generation zu Generation fortpflanzte, dies Alles trug dazu bei, die Führung der jungen Leute sehr wenig sittsam zu gestalten. Das Gefängniß, die sonstigen Strafen waren alle nur von momentaner Wirkung: der Corpsgeist blieb nach wie vor ungebeugt und es hätte einer großen und nachdrücklichen Strenge bedurft, um hier eine Aenderung zu schaffen. Drei Stunden Unterricht am Morgen und zwei am Nachmittage, das war die

einzige Zeit, wo sie nicht in die Stadt gehen konnten; außerhalb derselben durften sie bis zum Abendessen, um 9½ Uhr, ausbleiben. Man kann sich denken, welche Unordnungen, welche Abirrungen aus solcher Freiheit hervorgingen.

Man las die Messe jeden Tag in der Kapelle; und zwei Kapuziner aus dem Kloster von Meudon waren mit den Predigten, sowie mit der Leitung der Gewissen der gesammten Pagenschaft betraut. — Wie es mit diesen Gewissen aussah, läßt sich nach der vorhergehenden Schilderung ihrer Lebensweise schließen!

Die Morgen waren der Reitbahn gewidmet, wo sich die ganze Pagenschaft von Versailles versammelte. Sie war ohne Widerspruch die berühmteste in ganz Europa, sowohl was die Schönheit der Pferde anlangt, als auch wegen der Vortrefflichkeit der Stallmeister. Die Anzahl der Pferde, die um 1786 noch 240 betrug, wurde in der Folge auf 100 reducirt. Sie waren alle von größter Schönheit und dienten bei den großen öffentlichen Aufzügen. Von Natur sehr empfindlich und wenig ans Tageslicht gewöhnt, erregt von dem Lärm, wurden sie oft zur Verzweiflung ihrer Reiter. Zu ihrem gewöhnlichen Dienst hatten die Pagen eine Reihe von 20 bis 30 leicht laufenden Pferden. Es ist nicht ganz leicht zu bestimmen, wie groß die Gesammtanzahl der Pferde des Königs war, doch hat man berechnet, daß sie sich vor allen Reformen auf gegen 3000 belaufen hat. Die Reitpferde waren im großen Marstall, die Wagenpferde im kleinen untergebracht. Der letzte Großstallmeister von Frankreich war der Prinz Carl von Lothringen, in Frankreich der Prinz von Lambese genannt, da man die Souveränetät des Hauses Lothringen dort nicht anerkannte und ihm den Titel Durchlaucht versagte. Der Prinz von Lambese emigrirte in Folge der französischen Revolution und trat in östreichische Dienste; er starb zu Wien am 20. November 1825 als östreichischer Generalfeldmarschall; mit ihm erlosch der letzte Nebenzweig des Hauses Lothringen. Er war ein vortrefflicher Soldat, fest, selbst hart im Dienst, aber niemals grausam, wie ihn die Revolutionäre geschildert haben. Als Großstallmeister von Frankreich war er durchaus an seinem Platze. Von 5 Uhr Morgens an, selbst im Winter, war er in der Reitbahn zu finden, die zu diesem Behuf erleuchtet war, um Pferde einzureiten und zu dressiren, sowie Unterricht im Reiten zu ertheilen. Verschmähte er es doch nicht, den jungen Pagen die ersten Anweisungen in der edlen Reitkunst zu geben und sie an der Longe reiten zu lassen. Seit der Aufhebung der Würde des Connetable, versah der Großstallmeister dessen Functionen. Er war in dieser Eigenschaft bei den Ceremonien in Goldstoff gekleidet und trug das Königsschwert in violetter, mit goldenen Lilien besäter Scheide.

Nächst der Schönheit der Pferde bewunderte man im großen Marstall die Geräthkammer, wo alle bei den öffentlichen Aufzügen gebrauchten Sättel, sowie eine Unmasse von alten Rüstungen und Waffen, die einst bei den Turnieren gedient hatten, aufbewahrt wurden.

Es circulirte unter den Pagen seit mehr als einem Jahrhundert ein Poem, das einen Herrn von Cadrieux, Page unter Ludwig XIV., zum Verfasser hatte und in leichter gefälliger Weise alle die unter der Pagenschaft üblichen Gebräuche, sowie die Tagesordnung beschrieb. Der Charakter eines jeden Pagen war darin in höchst origineller Weise geschildert. Es ist nicht bekannt, wohin dieses merkwürdige Manuscript gelangt ist, doch haben auch Abschriften mit einigen Veränderungen nach Maßgabe der Zeiten existirt, von denen die eine oder andere wohl noch heute in mancher alten Familie Frankreichs verwahrt wird.

Die Pagen der Königin, zwölf an der Zahl, waren roth mit goldener Borte gekleidet. Monsieur (der älteste Bruder des Königs) und der Graf von Artois (der zweite Bruder des Königs) hatten jeder vier Kammerpagen und zwölf im Marstall; und ihre Gemahlinnen acht. Die von Monsieur et Madame waren ebenfalls roth mit Gold besetzt gekleidet. Die Kammerpagen waren in broschirtem Sammet gekleidet; die Verschiedenheit in dem Aufsetzen der Tressen ließen die Unterschiede trotz der Gleichheit der Farben erkennen. Alle diese Pagen hatten gleich den königlichen ihren besondern Gouverneur, sowie ihre Lehrer in der Mathematik, im Deutschen, im Zeichnen, im Tanzen, im Voltigiren, im Exerciren, in der Kenntniß des Pferdes, ohne der Stunden des Hofmeisters zu gedenken. Man sieht, daß, wenn diese Erziehung nicht in jeder Beziehung eine gute zu nennen war, es wenigstens an Mitteln dazu nicht fehlte.

Diese Vereinigung aller Pagen in der Reitschule, im Theater gab oft Veranlassung zu Händeln und Duellen, welche um so gefährlicher waren, als man sich zugespitzter Fleurets bediente, die durch ihre viereckige Form die Wunden verschlimmerten. Dennoch kam fast nie, weder durch Krankheit noch sonstige Zufälle, ein Todesfall unter den Pagen vor. Ein Chirurg, in der Straße du Chenil wohnhaft, hatte es übernommen, die erkrankten Pagen des großen Marstalls bei sich aufzunehmen. Da sie dort sehr gut aufgehoben waren, so verfehlten sie nicht, unter dem leichtesten Vorwande sich in dieses Lazareth zu begeben. Der König zahlte pro Tag für jeden Pagen fünf Franken, und die von den Aerzten der Anstalt verschriebenen Medicamente kamen aus der Hofapotheke. Sonderbarer Weise wählte man oft den Garten oder ein Zimmer dieses Hauses, um seine Streitigkeiten beizulegen. Es war insofern praktisch, als man die Hilfe in nächster Nähe hatte.

Im Winter 1790 entstand ein Streit zwischen den Pagen des Königs und den der Prinzen. Es wurde ausgemacht, daß man erst die Zeit des Carnevals vorüber gehen lassen wollte, um nicht die Vergnügungen dieser Wochen zu stören, und daß man sich

unter dem Vorwande einer Vergnügungspartie am Aschermittwoch bei dem Thore von St. Antoine auf dem Wege nach Marly versammeln und daß sich dann Jeder mit dem von ihm erwählten Gegner messen sollte. Das Treffen fand in der That an dem anberaumten Tage statt. Schon waren drei oder vier verwundet, als Herr von Labesse, Page der Gräfin Artois, später im Vendéerkriege unter dem Namen „Branche d'Or“ bekannt, so heftig in der Lungengegend von Herrn de Montlegun getroffen ward, daß man sich nur noch damit beschäftigte, ihn nach Versailles zu transportiren, wo er siebzehn Mal zu Ader gelassen ward. Da diese Affaire hierdurch ruchbar geworden war, so versammelten sich die Gouverneure und suchten die Erbitterung zu stilleu nnd den Frieden herbeizuführen.

Die Revolution und die Verfügungen gegen den Adel verursachten, daß man seit dieser Zeit nicht mehr die Plätze der abgehenden Pagen ersetzte. Der Sturz der Monarchie, die Gefangenschaft des Königs und die Gefahr, die alle liefen, die dem Königshause zugethan gewesen, machten dieser alten Institution ein Ende, und die, welche noch vorhanden waren, zerstreuten sich in alle Winde.

Es sei noch bemerkt, daß der Wechsel unter den Pagen und die Ankunft der Neulinge für den großen Marstall am 1. April stattfand, während die übrigen Pagen sich am Neujahrstage erneuerten.

In den noch vorhandenen Verzeichnissen der Pagen treffen wir in den Jahren 1790—1792 wiederholt auf den Namen Chamissot. Ein Chamissot erscheint unter den ersten Pagen des großen Marstalls 1790, und in gleichem Jahre unter den Pagen, die im zweiten Jahre dienten, ein Chevalier de Chamissot, Champenois (aus der Champagne) préfes du Lot, destitué comme libéral, 1791 erscheint abermals ein Chamissot unter den Alten und endlich 1792 wieder unter den ersten Pagen.

Die Blödenanstalt Wittekindshof zu Volmerdingen in Westfalen.

Für Westfalen und die Rheinprovinz bestand bisher nur eine Anstalt, welche sich der unglücklichen Blödsinnigen annahm, die in München=Gladbach, die erste Anstalt in Preußen überhaupt, welche für diese „Verlassensten unter den Elenden“, wie Pastor D. Disselhoff sie mit Recht in seinem 1857 erschienenen, epochemachenden Buche: „Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern“ nennt, im Jahre 1857 gegründet worden ist, sich überaus segensreich entwickelt, aber doch für das Bedürfniß zweier Provinzen sich als nicht mehr ausreichend erwiesen hat. —

Man beschloß deshalb für Westfalen eine eigene Blödenanstalt in's Leben zu rufen, ein Vorhaben, welches Dank des glücklichen Umstandes, daß zur Ausführung und zum Gedeihen desselben drei Lebenskreise, nämlich die weltliche Behörde, die Kirche und die Innere Mission einträchtig zusammen gewirkt haben, zum Segen der Elenden in der Provinz Westfalen rasch zu Stande gekommen ist.

Am 2. Mai 1887 wurde das betreffende Grundstück zu Volmerdingen bei Bad Oeynhausen gekauft, am 8. Juni desselben Jahres ward der Grundstein zum Anbau an das vorhandene Wohnhaus für männliche Blöde gelegt und am 5. September 1887 der Grundstein zu dem Baue, welcher zur Aufnahme für die blöden Mädchen dienen sollte. Im gleichen Monate zog im alten Hause der Hausvater ein, und am 2. Weihnachtstage wurde mit den drei ersten männlichen Blöden Christbescheerung gehalten. Im Jahre 1888 ist sodann der Neubau für weibliche Blöde soweit vollendet worden, daß mit Beginn des November die Hausmutter mit ihrer Gehilfin und den ersten weiblichen Blöden darin Einzug halten konnte. Am 4. Advent feierte man im Betsaale mit 30 Pfleglingen, 18 weiblichen und 12 männlichen aus dem alten Hause, Christfest.

Inzwischen mußte die junge Anstalt bereits in mehreren Fällen von dem Angebote der Bielefelder Anstalten, gegen ein entsprechendes Kostgeld männliche Blöde dort unterbringen zu können, Gebrauch machen.

Bis jetzt sind im Wittekindshof, wie der erste Bericht desselben, dem wir diese Mittheilungen entnehmen, ergiebt, im Ganzen 34 männliche und 36 weibliche, also 70 Blöde aufgenommen worden.

Für die aufgenommenen Blöden entfällt durchschnittlich auf jeden ein Kostgeld von 196 Mark. Daß die Anstalt davon ihre Pflegebefohlenen nicht nähren und zum Theil kleiden, daneben das Grundstück mit seinen 22 Morgen Acker erwerben, ein Haus ausbauen und mit einem Anbau versehen und ein neues stattliches und starkes Gebäude aufrichten und alles mit dem nöthigen Inventar ausrüsten konnte, wird jedermann glauben. Um so wunderbarer ist es, daß die Anstalt nur 15000 Mk. verzinsliche Schulden hat, gegenüber einem Besitz von rund 90 000 Mk. (16000 Mk. Acker, 63000 Mk. Gebäude und 10000 Mk. Inventar).

„Daraus wird man abnehmen“, so sprach der Anstaltsgeistliche Pastor H. Krekeler bei der Einweihung des Mädchenheims am 5. Juni d. J., „wie viel Danksagungen heute von uns darzubringen sind.“

„Wir sprechen an erster Stelle unsere dankbare Ergebenheit aus den westfälischen Ständen, welche hochherzig genug, unsere schüchterne Bitte um ein mäßiges Darlehn mit der Darreichung von 30000 Mk. und einer jährlichen Dotation von 3000 Mk. beantworteten. Auch der Vorstand unseres Mindener Kreises hat uns mit verschiedentlichen Unterstützungen bedacht.

Gleich hochbeglückt hat uns die Liebe der westfälischen Kirche, was wir dem heute unter uns weilenden Oberhirten derselben zu unserer großen Freude dankbar aussprechen dürfen. Das hat sich nicht nur in den allgemeinen Haus= und Kirchencollecten gezeigt, sondern auch in vielen außerordentlichen Gaben bis auf diesen Tag.

Es sei an diesem Tage aber auch unvergessen, welche unschätzbaren Dienste auf alle Weise aus den Bielefelder Anstalten und durch dieselben dem Wittekindshofe erwiesen sind in Fürsprachen, Rathschlägen, Plänen, Vorschüssen, Darleihung von Corporationsrechten und vor allem durch Gestellung der Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer armen Blöden, der Weingärtnerinnen im hiesigen Weingarten des Reiches Gottes, unserer lieben Diakonissen, welche Gott stärken und in ihrer Freudigkeit erhalten wolle.

Wir haben die Freude, unsern Dank an die Bielefelder Anstalten heute persönlich ihrem geliebten, gesegneten und verehrten Leiter selbst aussprechen zu können. Herr Pastor von Bodelschwingh will uns heute noch ein Wort der Ermunterung zurufen." — — —

„Unsere Aufgabe", so lautet der den Nachrichten über die Einweihungsfeier angeschlossene weitere Bericht, „ist mit dem bisher Erreichten noch keineswegs erfüllt. Nicht nur birgt die Anstalt Hephata zu M.-Gladbach noch an 50 westfälische Kinder, welche allmählich zu uns übergehen müßten, wenn die provinzielle Sonderung durchgeführt werden soll. Es sind, wie bereits angedeutet, auch 18 blöde Knaben Raummangels wegen von uns in den Bielefelder Anstalten untergebracht, deren Zahl noch beständig wächst, so daß sie allein über ein Jahr ohne Zweifel ein mäßiges Haus füllen werden. Daher müssen wir baldigst den Bau eines Hauses für dieselben beginnen.

Die Unterbringung der weiblichen Blöden ist vorläufig gesichert, da wir noch fast 30 Plätze zur Noth besetzen können. Die Anmeldungen auch für diese kommen freilich immer noch reichlich."

„Zur allgemeinen Kenntnißnahme mögen vor der Rechnungslage nun noch die Aufnahmebedingungen unserer Anstalt folgen.

Die Bedingungen zur Aufnahme sind:

1. Daß der Zustand der Kranken nicht zum eigentlichen Irrsinn übergegangen ist, und daß sie nicht an ansteckenden Krankheiten leiden.
2. Daß die Angehörigen oder Gemeinden einen angemessenen Pflegesatz aufbringen.
3. Der Normalsatz für Verpflegung eines blöden Kindes bis zum 15. Jahre ist in der 3. Verpflegungsklasse aufs Jahr 200 Mark, für einen erwachsenen Blöden 300 Mark. Das Pflegegeld kann ermäßigt werden, wenn überzeugend dargethan ist, daß das volle Kostgeld nicht aufgebracht werden kann.

In der 2. Verpflegungsklasse, bei welcher 2 bis 3 Kranken ein einzelnes Zimmer zugewiesen und die Kost entsprechend verändert wird, werden für Kinder erhoben 500 Mark, für Erwachsene 750 Mark. Die 1. Klasse, bei welcher ein einzelnes Zimmer mit einer besonderen Pflegekraft eingeräumt wird, zahlt bei Kindern 900 bis 1000 Mark, bei Erwachsenen 1200 bis 1800 Mark.

Arzt, Medizin, Besorgung der Wäsche und kleine Kleiderreparaturen gehen auf Kosten der Anstalt."

Literatur.

Das neuste 7. „Beiheft zum Militär-Wochenblatt" Nr. 83, enthält außer zwei anderen Arbeiten, einen Aufsatz: „Die freiwillige Krankenpflege im Kriege, besonders in Bezug auf die freiwilligen Sanitätscolonnen", auf den wir gerade die Leser dieses Blattes aufmerksam machen möchten, weil er Mittheilungen enthält, die bisher in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden und um so mehr von Interesse für die Mitglieder des Johanniter-Ordens sind, als aus ihnen für den Fall des Krieges Delegirte des Kaiserlichen Commissars und Militair-Inspecteurs der freiwilligen Krankenpflege ernannt werden dürften.

Wenn der Herr Verfasser des hier in Rede stehenden Aufsatzes Seite 301, Zeile 24 v. o. u. f. anführt, daß Dr. Johannes Wichern, Director des „Rauhen Hauses" zu Horn bei Hamburg, der Begründer der Felddiakonie im Jahre 1870 gewesen sei, so beruht dies auf einer Verwechselung desselben mit seinem verstorbenen Vater, dem hochverdienten Ober-Consistorialrath Dr. Hinrich Wichern, Begründer und langjährigen Vorsteher des „Rauhen Hauses", dessen Nachfolger an dieser Anstalt Dr. Johannes Wichern ist.

Preußische Geschichte von William Pierson. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Stahlstich-Portrait Kaiser Wilhelm's I. und einer historischen Karte des Brandenburg-Preußischen Staates nach seiner Territorial-Entwickelung unter den Hohenzollern von Professor Heinrich Kiepert. 2 Bände. Großoctav (69 Bogen). Geheftet 10 Mark, gebunden 13 resp. 14 Mark. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1889.

Besser als jede Anpreisung spricht für den Werth dieses vaterländischen Geschichtsbuches das Erscheinen einer fünften starken Auflage.

Der Verfasser, Professor Dr. Pierson, der mit der Wärme des Patrioten die beste Tugend des Historikers, die Wahrheit verbindet, hat nicht nur das so überaus reichhaltige Material in eine schöne anziehende Form gekleidet und von der politischen Entwickelung Preußens ein lebendiges und treues Bild gegeben, sondern auch die kulturhistorische damit verbunden und so ein Werk geschaffen, das nicht blos ein specifisch preußisches, bezw. deutsches, sondern auch ein universelles Interesse hat und bestens empfohlen zu werden verdient.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

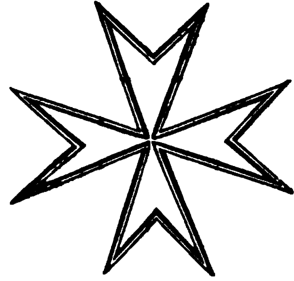
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 23. Oktober 1889. **Nr. 43.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. October 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	49			
	Zugang pro " "	22			
		71			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	44	44	1 397	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	65			
	Zugang pro " "	20			
		85			
	Abgang " " "	52			
	Bleibt Bestand	33	33	1 371	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	94			
	Zugang pro " "	4			
		98			
	Abgang " " "	25			
	Bleibt Bestand	73	73	2 373	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	22			
	Zugang pro " "	14			
		36			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	18	18	680	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	36			
	Zugang pro " "	16			
		52			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	32	32	1 060	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	14			
	Zugang pro " "	12			
		26			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	11	11	372	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	23			
	Zugang pro " "	13			
		36			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	25	25	727	43
	zu übertragen		236	7 980	475
	Uebertrag		236	7 980	475
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	29			
	Zugang pro " "	12			
		41			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	23	23	756	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	44			
	Zugang pro " "	8			
		52			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	43	43	1 320	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	12			
	Zugang pro " "	14			
		26			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	13	13	389	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	33			
	Zugang pro " "	20			
		53			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	27	27	1 027	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	46			
	Zugang pro " "	38			
		84			
	Abgang " " "	44			
	Bleibt Bestand	40	40	1 153	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	14			
	Zugang pro " "	11			
		25			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	14	14	381	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	14			
	Zugang pro " "	20			
		34			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	17	17	503	40
	zu übertragen		413	13 509	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa		Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
			der am 1. October 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1889.	
	Uebertrag		413	13 509	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	67			
	Zugang pro " "	33			
		100			
	Abgang " " "	36			
	Bleibt Bestand	64	64	1 986	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	18			
	Zugang pro " "	20			
		38			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	22	22	584	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	46			
	Zugang pro " "	11			
		57			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	38	38	1 323	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	27			
	Zugang pro " "	12			
		39			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	15	15	628	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	12			
	Zugang pro " "	16			
		28			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	16	16	327	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	9			
	Zugang pro " "	14			
		23			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	13	13	317	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	24			
	Zugang pro " "	28			
		52			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	24	24	682	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	15			
	Zugang pro " "	15			
		30			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	16	16	423	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	8			
	Zugang pro " "	1			
		9			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	9	9	262	18
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	12			
	Zugang pro " "	4			
		16			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	8	8	311	19
	zu übertragen		638	20 352	1 275

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa		Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
			der am 1. October 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1889.	
	Uebertrag		638	20 352	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	18			
	Zugang pro " "	10			
		28			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	15	15	471	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	15			
	Zugang pro " "	20			
		35			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	17	17	431	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	1			
	Zugang pro " "	2			
		3			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	3	3	52	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	4			
	Zugang pro " "	1			
		5			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	4	4	108	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	31			
	Zugang pro " "	—			
		31			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	31	31	930	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	12			
	Zugang pro " "	6			
		18			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	11	11	367	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	9			
	Zugang pro " "	8			
		17			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	10	10	310	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	16			
	Zugang pro " "	22			
		38			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	15	15	518	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	34			
	Zugang pro " "	12			
		46			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	33	33	1 098	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889 .	58			
	Zugang pro " "	23			
		81			
	Abgang " " "	81			
	Bleibt Bestand	—	—	1 110	86
	zu übertragen		777	25 747	1 604

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		777	25 747	1 604
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889	36			
	Zugang pro " "	10			
		46			
	Abgang " " "	40			
	Bleibt Bestand	6	6	704	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889	13			
	Zugang pro " "	9			
		22			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	7	7	319	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Septbr. 1889	7			
	Zugang pro " "	3			
		10			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	3	3	138	38
38.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Septbr. 1889	27			
	Zugang pro " "	28			
		55			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	33	33	857	36
39.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Septbr. 1889	11			
	Zugang pro " "	14			
		25			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	9	9	323	28
40.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Septbr. 1889	18			
	Zugang pro " "	7			
		25			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	18	18	486	20
	Zusammen		853	28 574	1 787

Der gesammte Abgang an Kranken pro Septbr. c. beträgt 743, davon sind gestorben 53
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 103
geheilt 587
wie vor 743.

41. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. August 1889** . . . . 44 Kranke.
Zugang pro **August 1889** . . . . 30 "
74 Kranke

Davon sind
gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 13
geheilt 31
46 "

Bleibt Bestand am **1. Septbr. 1889:** . . . 28 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 15 orientalische Christen, 10 Muhamedaner, 1 Druse und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro August 1889 beträgt 1220.

Poliklinisch wurden 821 Personen behandelt.

Deutsche Adelssagen.

62. Der deutsche Michel.

Es läßt sich häufig beobachten, wie einerseits ehrende Bezeichnungen in ihrer Geltung sinken, und wie andrerseits spöttelnde, sogar verächtliche Benennungen zu Parteinamen, ja, zu Ehrentiteln sich erheben, welche die Geschichte auf ihre Tafeln zu verzeichnen hat. Wir erinnern hier nur an politische Schlag- und Stichwörter wie „Kabeljauws" und „Hoeks", an die „Geusen", die „Hugenotten", die „Whigs" und die „Tories", die „Paddies" und die „Sandies". Ganz gleichartig ist die Bezeichnung des „deutschen Michel", welche in ihrem halb wehmüthigen, halb ironischen Sinne nun — Gott Lob! — für immer zu den Todten gelegt ist. Was indessen ihren Ursprung anbelangt, so ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß dieselbe im Auslande entstanden ist und sehr weit in die Vergangenheit zurückgeht. Denn des alten deutschen Reiches Sturmfahne trug bis in die Tage der Staufer nicht den schwarzen Adler auf gelbem Grunde, sondern das Bild des Erzengels Michael. Vorher in heidnischer Zeit war Wodan, der im Sturme dahinbrausende Himmelsgott, die Verkörperung des „furor teutonicus", der Vorkämpfer und der Schutzherr der Deutschen in der Schlacht gewesen; nach der Bekehrung aber verwandelte sich seine kampfesglühende Gestalt in die des Erzengels, welcher nach der Bedeutung seines Namens dem höchsten Gott am nächsten steht. Der älteste deutsche Schlachtruf ist daher der Schlachtgesang:

„O magne heros gloriae,
Dux Michael,
„Protector sis Germaniae!" —

Anders aber will es die Sage: sie erblickt in dem „deutschen Michel" eine bestimmte historische Persönlichkeit.

In der schönen Rheinpfalz, im Städtchen Stromberg, von welchem das berühmte Geschlecht der „Fuste von Stromberg" sich einst schrieb, wurde dem kurpfälzischen Rathe und Pfleger Hans von Obentraut um's Jahr 1590 ein Sohn geboren, welcher in der h. Taufe den Namen Michael empfing. Michael von Obentraut trat nachmals in den Reiterdienst seines angestammten Herrn, des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, und zog, nachdem die Katastrophe bei Prag „am weißen Berge" eingetreten war, als kecker Parteigänger in Deutschland umher, — unvermuthet bald hier, bald dort auftauchend und die Feinde seines Herrn empfindlich schädigend. Die Spanier, welchen er vor Allen übelwollte, sollen die ersten Gegner gewesen sein, welche ihm den Namen des „deutschen Michel" beigelegt haben. Ein kühner und unbeugsamer Muth muß diesem kurpfälzischen Edelmanne in der That eigenthümlich gewesen sein; denn Michael von Obentraut wagte es sogar, dem gewaltigen Tilly entgegenzutreten, welcher sich durch die Schlacht bei Lutter am Barenberge zum unumschränkten Gebieter im niedersächsischen Lande gemacht hatte.

Obentraut hatte um diese Zeit von dem Herzoge Johann Ernst von Weimar einige Abtheilungen dänischer Reiterei erhalten; mit ihnen griff er im Herbste 1625 den großen Feldmarschall der Liga an, welcher Nienburg an der Weser belagerte und jeden Augenblick den Fall dieser Stadt erwarten konnte. Zu seinem höchsten Verdrusse mußte Tilly indessen von der bedrängten Veste ablassen. Der deutsche Michel, durch diesen glücklichen Erfolg ermuntert, versuchte es nunmehr, den Liguisten auch die Veste Kalenberg wieder zu entreißen, und der Herzog Friedrich von Altenburg war ihm zu diesem Zwecke gern behülflich. Allein bei dieser Unternehmung lächelte das Glück den kühnen Protestanten nicht. Tilly warf sich mit 10 000 Mann auf jene 700 Dänen, welche der Altenburger führte: es kam beim Dorfe Seelze zu einem mörderischen Kampfe. Michael von Obentraut eilte seinen bedrohten Waffengefährten zu Hilfe; allein, von einem Schusse in den Leib getroffen, sank er tödtlich verwundet auf den Rasen. „Auf solcher Wiese bricht man Rosen dunkelroth!" sprach der wackere Reitersmann, des alten Volksliedes eingedenk, als er sein Blut unaufhaltsam dahinströmen sah. Man hob ihn auf; man schaffte ihn in den Wagen des Fürsten von Anhalt, und als Tilly hörte, daß der deutsche Michel am Sterben sei, da eilte auch er zu ihm; denn Obentraut war ihm wohlbekannt; die berühmten Krieger hatten beide in Ungarn einst gar einträchtig gegen den Erbfeind der Christenheit gefochten. „Ich sterbe, meiner Sache treu!" rief der Verwundete, als Tilly an ihn herantrat, und bald darauf verschied er in den Armen eines liguistischen Offiziers. —

Ungefähr 1000 Schritte östlich von dem Dorfe Seelze an der Straße nach Hannover ist dem „deutschen Michel" auf jener Stätte, auf welcher er sein Blut für Deutschlands Glaubensfreiheit vergossen hatte, ein Denkmal, eine Steinpyramide, errichtet worden. Merkwürdiger Weise hat man dieses deutsche Monument mit einer lateinischen Inschrift geschmückt. In der Uebersetzung lautet dieselbe folgendermaßen:

„Dem höchsten, — dem besten Gotte geweiht! Dieses Denkmal ist einem unerschrockenen und vortrefflichen Helden errichtet worden, dem Ritter Johann Michael von Obentraut, einem Reiterführer des Königs Christian IV. von Dänemark, einem ritterlichen Manne, welcher am 25. October 1625 an dieser Stelle, für Vaterland und Freiheit tapfer kämpfend, fiel.

Und nun folgt ein „F. F. posuere"; — wir wissen demnach nicht, ob die Söhne, die Brüder oder die Waffengefährten Michaels von Obentraut dem kühnen Partisane dies Monument gestiftet haben; „F. F." kann alles Dreies bedeuten.

Auch an diesen grauen Stein knüpft indeß die Sage an. In der Schwedenzeit, so heißt es, sind auf dieser Stätte einmal zwei Generale zusammengestoßen, zwei Brüder, welche auf entgegengesetzten Seiten Dienste genommen hatten. Erst, als sie einander bis auf den Tod verwundet hatten, erkannten sie sich. Sterbend reichten sie sich dann die Hände. Sie hießen „Abendroth". Wie nahe kommt hier die Sage der geschichtlichen Wahrheit!

Die sterblichen Reste des deutschen Michael und des gleichfalls gebliebenen Herzogs Friedrich von Altenburg aber wurden am nächsten Tage seitens der Dänen von den Liguisten ausgewechselt; die Kämpfer des Evangeliums gaben zum Entgelte für diese Leichname den gefangenen liguistischen Obristen Blanck frei. Dann wurden die Gefallenen in der „Marktkirche" zu Hannover beigesetzt. Noch lange erblickte man hier den Helm, das Schwert und das Wappen Michaels von Obentraut, obwohl die Körper selbst nachmals nach der Gruft der Altenburger Herzoge übergeführt worden waren. Endlich verschwanden diese Erinnerungszeichen an den „deutschen Michel" auch aus der Hannoverschen „Marktkirche"; sie wurden dann nach der St. Johanniskirche auf der „Neustadt" hingeschafft und sind am letzten Ende allgemach verschollen.

Soviel an geschichtlichen und sagenhaften Berichten über Michael von Obentraut! Wir vermögen uns indessen, wie erwähnt, der Ansicht, daß seine Persönlichkeit es gewesen sei, welche die Bezeichnung „deutscher Michel" habe entstehen lassen, nicht anzuschließen; denn dazu war der pfälzische Reiterführer im dänischen Solde bei aller persönlichen Tüchtigkeit denn doch zu unbedeutend und zu unbekannt. Gleichwohl verdient es Michael von Obentraut, daß auch die „Adelssagen" seiner kurz gedenken.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Juli und August 1889. II. Band. Nr. 16.

Die vorliegende Nummer bringt an ihrer Spitze die hochinteressante Mittheilung über die Erwerbung der fürstlich Sulkowski'schen Sammlung für das germanische Museum, aus der wir das Nachstehende entnehmen:

„Als die hervorragendste Sehenswürdigkeit der Reichsstadt Nürnberg galt im 17. und 18. Jahrhundert deren viel bewundertes Zeughaus, welches der Rath mit selbstgefälligem Stolze den Kaisern und Reichsfürsten, die Nürnberg besuchten, zu zeigen pflegte, und um welches er so vielfach, sowohl wegen der großen Zahl der Bestände, als wegen des reichen Inhaltes an kostbaren und seltenen Waffen, beneidet wurde. Obwohl natürlich ein gewisses „Amtsgeheimniß" über dem Zeughause waltete, und das „Staatsinteresse" es verbot, daß der Inhalt des Zeughauses allgemein bekannt werde, wurden doch Beschreibungen gedruckt, Abbildungen gezeichnet und gestochen. Als indessen gegen das Ende der reichsstädtischen Herrlichkeit die Finanznoth der Stadt bedenklich wurde, als die politische Stellung unhaltbar geworden, und die Unmöglichkeit vorlag, durch ein Heer das Interesse der Stadt nach außen zu vertheidigen, da wurde auch das Zeughaus überflüssig und seine Bestände verloren sich. Es war wohl absichtlich über die Auflösung desselben schon damals ein Schleier gebreitet worden. Da das Volk keine eingehenden, wahren Nachrichten darüber er-

halten hatte, so hatte sich die Tradition ausgebildet, daß im Jahre 1796, als die Franzosen sich der Stadt Nürnberg näherten, die Kaiserlichen, weil sie zu schwach waren, den Franzosen mit Erfolg zu widerstehen und sich deshalb zurückzogen, das Zeughaus vollständig ausgeleert hätten, um seinen Inhalt nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen.

Daß über diesen Vorgang sicher Verhandlungen gepflogen worden sein müßten, beachtete man nicht. Allgemein hielt man an der Thatsache fest, daß der Inhalt des Zeughauses nie zurückgekommen ist. Trotzdem hat sich in Nürnberg beim Volke das Interesse für dieses Zeughaus stets erhalten, und oft, mit Schmerz und doch mit Stolz, wird desselben noch heute gedacht. Wohin der reiche Inhalt gekommen, wußte Niemand. Niemand forschte darnach; man begnügte sich mit der Tradition.

Das königliche Kreisarchiv dahier bewahrt indessen einige Actenbündel, aus welchen hervorgeht, daß diese Tradition durchaus unrichtig ist. Der Rath der Reichsstadt hatte schon lange vorher begonnen, die älteren Bestände seines Zeughauses zu verkaufen. Insbesondere waren es die schönen Broncegeschütze des 16. Jahrhunderts, die Anlaß zu einem schwunghaften Handel mit Material für die Roth- und Gelbgießer boten. Eine Partie um die andere wurde nach dem Gewichte verkauft, so daß schon 1790 der Zeugmeister Daumüller in einem Berichte, worin allerdings die abermalige Abgabe einiger Geschütze an einen Rothgießer zum Nutzen des Aerarii empfohlen wird, darauf aufmerksam machte, daß bei noch mehrerem Verkaufe das Zeughaus sein bisheriges, „allenthalben angerühmt werdendes gutes Ansehen" verlieren werde, und deshalb vorschlug, ein anderes Arrangement der Geschütze vorzunehmen, damit die Lücken weniger sichtbar seien. In einem anderen Berichte, vom 22. April 1796, wird darauf hingewiesen, daß man jetzt aufhören müsse, Geschütze zu verkaufen, indem sonst die Stadt Gefahr laufe, in ihrem Geschützvorrathe so reducirt zu werden, daß nicht einmal mehr einiges Geschütz zu „intreten könnenden Solennitäten" übrig sei.

Aber auch das Eisen wurde verkauft. Unter anderen hatte der Bürger und Eisenhändler Joh. Jak. Albrecht im Jahre 1796 eine große Partie Eisen, wohl größtentheils Kugeln, zu 2 Gulden den Centner gekauft und 2625 Gulden dafür baar erlegt; er hatte aber — und das ist einer der Gründe, weshalb der fragliche Kauf actenmäßig nachzuweisen ist — sein Eisen nur theilweise erhalten.

Die Besetzung Nürnbergs durch die Franzosen erfolgte im August 1796 und es müssen da allerdings noch beträchtliche Vorräthe im Zeughause gewesen sein, denn der Rath beabsichtigte, um Schonung derselben zu erlangen, dem französischen Artilleriechef ein Pferd und 1000 Stück Louisd'or zum Geschenk zu machen, so daß vielleicht in Folge dessen sich die Franzosen mit 16 zwölfpfündigen Kanonen begnügten, bis sie nach kurzer Besetzung Nürnbergs wieder abzogen. Nicht so allerdings die Oesterreicher, die nach dem Abzuge der Franzosen die Stadt besetzten und das Zeughaus an sich nahmen. Am 29. August 1796 ließ der Rath dem k. k. Artillerielieutenant Abich (Abig) ernste Vorstellungen machen, „wie man diesseits nicht zugeben könne, daß aus dem hiesigen Zeughause von dem Eigenthum hiesiger Stadt etwas von hier abgeführt wird". Zunächst scheint der Artillerielieutenant den Auftrag gehabt zu haben, den brauchbaren Vorrath von Munition und Waffen dem österreichischen Heere zuzuführen. Allein er verkaufte auch — ob etwa gar auf eigene Rechnung? — unbrauchbare alte Bestände, insbesondere Eisen, denn der Rath erließ ein Verbot an die hiesigen Eisenhändler, von dem österreichischen Commandanten Eisen zu kaufen. Dagegen richteten die hiesigen Kaufleute Vorstellungen an den Rath. Insbesondere wies der eben erwähnte Albrecht darauf hin, daß er schon lange vor der französischen Invasion den sämmtlichen in Frage stehenden Eisenvorrath zu 2 Gulden den Centner gekauft und 2625 Gulden vorausbezahlt habe. Deshalb wolle ihm auch der k. k. Commandant 1312 Centner Eisen überlassen. Der Rath möge dies gestatten. Letzterer beschloß auch am 17. October, sein ganzes Verbot fallen zu lassen, da dies doch die Plünderung des Zeughauses nicht habe verhüten können, sondern nur zur Folge gehabt habe, daß die Vorräthe zum Schaden des hiesigen Handels an Auswärtige verkauft worden seien.

Ueber die Verkäufe selbst, den Umfang derselben, die Preise, erfahren wir aus den Acten nichts. Um denselben Einhalt zu thun, schickte der Rath den Senator C. W. Welser zum Oberfeldherrn der österreichischen Armee, Erzherzog Carl, der auch, wie aus dem Rathsverlasse vom 14. November zu ersehen ist, den Befehl desselben mit zurückbrachte, außer brauchbarem Artilleriegute durchaus nichts aus hiesigem Zeughause bringen zu lassen. Allein der kaiserliche Lieutenant kümmerte sich nicht um denselben; die Verkäufe gingen fort.

Erst am 23. October 1797 liegt eine Specification vor, aufgestellt von Franz de Rouer (auch „Roover" und „Roue" geschrieben), Oberlieutenant des löbl. k. k. 3. Feldartillerieregiments, über Eisen, Munition und verschiedene Artilleriegeräthschaften, welche als unbrauchbarer Nachlaß für den allerhöchsten k. k. Militärdienst hinterlassen worden sind. In diesem Verzeichnisse finden sich u. A. noch 23 Sturmkappen, 278 Vorder- und Hinterharnische, 170 Hellebarten.

Der Rath verfaßte auch einen, um Rückgabe des Entführten ersuchenden Bericht, den er nach Wien sendete, ohne daß aus den Acten zu ersehen wäre, mit welchem Erfolge dies geschehen; aber er selbst setzte die Verkäufe fort. In einem Berichte vom 11. Mai 1797 erwähnt das Zeugamt die „letztmalige Versteigerung der Harnische des Zeughauses". Aber noch am 15. Januar 1798 wurde ein Rest an den Kaufmann Fränkel in Fürth überlassen, darunter eine Partie Harnische im Gewichte von 35 Centner 86 Pfund.

Nun erst waren die Bestände sämmtlich erschöpft, so daß, als die bayerische Regierung 1806 das Zeughaus übernahm, in demselben nicht viel mehr zu finden war, als drei hölzerne Katapulte, also wohl mittelalterliche Blyden, die man dann auch als unbrauchbar zerstörte."

„Nur wenige Einzelstücke entzogen sich der Katastrophe und blieben hier", der Bericht, dem wir bisher wörtlich folgten, nennt sie und stellt die Frage auf, wohin allenthalben die Stücke zerstreut worden sind. — Einige schöne Nürnberger Geschütze liegen vor dem k. k. Arsenale in Wien. Die bekannte Waffensammlung im gräflichen Schlosse zu Erbach im Odenwalde zeigt Stücke, die sich als aus dem Nürnberger Zeughause stammend, zu erkennen geben.

„Den wichtigsten Theil der Beute dürfte damals der Wiener Großfuhrmann Dietrich gefunden haben,

dessen Wagen, die dem kaiserlichen Heere folgten und seinen Bedarf beförderten von Wien bis zum Rheine hin und her zogen. Indessen erscheint auch er nicht in den erwähnten Acten als Käufer. Seine Nachkommen wissen allerdings zu erzählen, daß er dem Rathe altes Eisen um 25 000 Gulden abgekauft habe. Es ist ja wahrscheinlich, daß er nicht vom Rathe der Stadt, sondern vom österreichischen Lieutenant gekauft hat und eine Partie Eisen als Rückfracht nach Wien für seine leeren Wagen benützte. So war hier die Erinnerung gerade an diesen Theil der Zeughausbestände ganz erloschen, und da sie sich an abgelegenen Orten befanden, waren sie selbst in Oesterreich nur wenigen Fachleuten bekannt geworden.

Der Verfasser dieser Zeilen*) hatte natürlich stets für das alte Zeughaus großes Interesse und öfter sprach er davon im Kreise bekannter Fachmänner; öfter sprach er die Vermuthung aus, daß noch Theile der Waffen aus dem Zeughause erhalten sein müßten. Aber wo? Von den Dietrich'schen wußte er, trotzdem er so lange in Wien gelebt, nichts.

Im Laufe des vergangenen Winters machte das Mitglied unseres Verwaltungsausschusses, Herr Hofrath von Leitner, Andeutungen, daß er glaube, einiges nachweisen zu können, und zwar, daß das Schloß zu Feistritz am Wechsel in Niederösterreich den wichtigsten Theil enthalten müsse.

Weitere Nachforschungen bestätigten sofort diese Aeußerungen Leitner's und bei einem neuen Besuche Wiens im April dieses Jahres konnte der Verfasser Feistritz selbst aufsuchen und die Bestätigung der Mittheilung finden.

Dietrich war eine der romantisch angelegten Naturen gewesen, wie sie die Ritterromane vom Schlusse des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht haben. Er hatte, der für alles Ritterliche großes Interesse hegte, also auch für die Waffen, zwar diese ursprünglich nicht für sich gekauft. Er hatte sie zur Zeit, als Kaiser Franz I. sein Laxenburg errichtete, diesem zum Kaufe angeboten. Der Kaiser lehnte jedoch den Ankauf ab und als etwa im zweiten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts die Rittergesellschaft „auf blauer Erde" auf Sebenstein sich niederließ, stattete Dietrich, der mittlerweile Baron geworden war, sein benachbartes Schloß Feistritz mit den aus Nürnberg erworbenen Waffenbeständen und sonstigen älteren Kunstgegenständen aus, und hatte nun auch sein „Ritterschloß". Eine Notiz, daß die dort befindliche „eiserne Jungfrau" mit verschiedenem Nürnbergischen Zeughausgeräthe vor 20 Jahren, also um 1819, von Baron Dietrich, der es aus „linker Hand" erworben habe, auf dem Schlosse zu Feistritz aufgestellt worden sei, befindet sich im Aufseß-Moneschen Anzeiger des Jahres 1834.

Es entwickelte sich auch auf Feistritz ein „ritterliches" Leben. Dienerschaft und Gäste erschienen in „Ritter"kostümen; die Rüstungen wurden angelegt und es fanden, wie erzählt wird, wirkliche Turniere statt. Später ging Feistritz mit seinen Waffen und Kunstwerken in den Besitz des Fürsten Ludwig Sulkowski, Dietrich's Schwiegersohn, über, von welchem der jetzige Besitzer abstammt, der zur Zeit im Irrenhause ist und dessen Vormundschaft im Interesse der Vermögensverwaltung sich dem Directorium des germanischen Museums gegenüber bereit zeigte, den werthvolleren und deshalb verkäuflichen Theil der Sammlungen auszuscheiden und im Ganzen zu verkaufen."

„Das Directorium leitete also Verhandlungen ein, die verhältnißmäßig rasch zum Abschluß gelangten. Um indessen nicht ganz ungemessene Erwartungen zu erwecken, muß ausdrücklich betont werden, daß es sich ja nicht um die Rückerwerbung des ganzen Zeughauses für Nürnberg handelt, sondern nur um einen Theil, vielleicht einen kleinen, aber jedenfalls den wichtigsten Theil desselben. Als solcher galten schon im 15. Jahrhundert die Turnierharnische der Stadt, welche die benachbarten Fürsten und Adeligen, so die Markgrafen von Brandenburg, zu leihen pflegten."

Im zweiten Theile des von Essenwein'schen Aufsatzes wird die finanzielle Seite der Erwerbung der in Rede stehenden Sammlung besprochen, für welche die Summe von 206 363 Mk. baar gezahlt werden mußte.

Da das germanische Museum über eine so große Summe nicht zu verfügen hatte, so mußte das Directorium anderweit Rath schaffen. — Es gelang, unter einfacher Verpfändung der zu erwerbenden Sammlung, ein dem Museum, als einer nationalen Anstalt, wohlwollendes Credit-Institut zu veranlassen, unter einfacher Verpfändung der so erworbenen Sammlung, eine Anleihe von 200 000 Mk. zu gewähren, die mit 4 pCt. verzinst werden muß und in spätestens 12 Jahren zurückzuzahlen ist.

Mit Genehmigung der Königlich Bayerischen Staatsregierung, welche das Vorgehen des Directoriums in dieser Angelegenheit billigte, wurde am 10. Juli der Kaufvertrag abgeschlossen und am 3. August die ins Eigenthum des Museums übergegangenen Schätze in Feistritz übernommen. „Es sind", so schließt der Aufsatz, „herrliche Schätze, wichtige und seltene Denkmäler, die dem Studium reichhaltiges Material zuführen, deren wir uns freuen und die hoffentlich auch die Freude anderer bilden werden. Aber wir haben uns schwere Opfer auferlegt, um sie zu erhalten, und hoffen, daß uns die Genugthuung zu Theil wird, daß die Freude über die Erwerbung uns neue Freunde zuführt, die uns helfen die Schuld zu mindern, die wir der Anstalt aufladen mußten, nachdem eben endlich die letzten noch von der Gründung her übrigen Schulden getilgt wurden und die Anstalt vom nächsten Jahre an gänzlich schuldenfrei geworden wäre." —

Aus der Chronik des Museums ist ferner zu entnehmen, daß Prinz Wilhelm zu Hanau den Betrag von 1000 Mk. mit der Bestimmung übergeben hat, in einem der Fenster der künftigen Neubauten das Rosenwunder der heiligen Elisabeth zur Darstellung zu bringen, und Ritter A. von Lanna in Prag dem Museum neuerdings wieder den Betrag von 1000 Mk. zur Förderung der Porzellansammlung zugewendet hat.

Dem Anzeiger sind folgende Beilagen beigeschlossen:

1. Mittheilungen aus dem germanischen National-Museum. II. Band. Bogen 31 und 32.
2. Katalog der im germanischen Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände und Theile von solchen. Bogen 5 und 6.

*) Director des germanischen Nationalmuseums Dr. A. v. Essenwein.

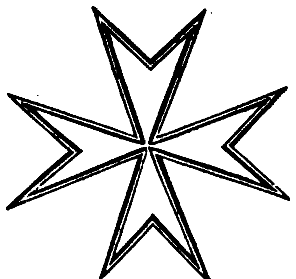
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 30. Oktober 1889. Nr. 44.

1. Eugen Graf von Wedel, Oberstlieutenant a. D., auch Großherzoglich Oldenburgischer Kammerherr, Ehrenritter seit 1872, † zu Groß-Zschocher 16. October 1889.
2. Bernhard von Bülow, Rittmeister a. D., auf Düssin bei Brahlsdorf in Mecklenburg, Ehrenritter seit 1875, † zu Hamburg 17. October 1889.

Das alte Straßburg.

Tritt man, vom Münster ausgehend, eine Wanderung durch Straßburg an, so gelangt man in die Rue Mercière, die Krämergasse, einbiegend, zum Gutenbergplatz. Moderne Häuser umgeben jetzt diesen Platz, in dessen Mitte sich das schöne David'sche Denkmal erhebt, um das herum jeden Morgen Gemüsehändlerinnen mit ihrem ländlichen Grün sich gruppiren. Wie viel mehr Interesse aber bietet uns dieser Platz, wenn wir uns seine Umgebung in der Erinnerung wieder aufbauen, wie sie sich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit verwittertem Kirchthurm, alterthümlichen Brunnen und mit Schnörkeln und Giebeln ehrwürdiger Häuser erhob. Dann ist es der Martinsplatz, den wir betreten haben, so genannt nach der Martinskirche, die von der Wittwe Chlodwigs gegründet sein soll.*) Ein Kirchhof umgiebt die alte Kirche, der nach der Straße zu mit den Verkaufstischen und Hütten der Fischer umgrenzt ist. Den größten Theil des später freien Platzes nimmt die ehrwürdige Pfalz ein, das alte Rathhaus der Stadt Straßburg. Die Chronisten erzählen uns, wie es kam, daß das Haus der Gerechtigkeit hierher auf den Martinsplatz verlegt wurde. Ein altes Herkommen und ein Zufall sollen dabei mitgewirkt haben. In den ältesten Zeiten schon sprach des Bischofs Schultheiß hier vor der Martinskirche im Namen des Kaisers Recht. Als später mehr und mehr die Gerichtsbarkeit an die Stadt überging, fanden die Raths- und Gerichtssitzungen in einem Theile des Schlosses statt. Nun beschwerten sich die Zorns, daß ihre Widerpartei, die Müllenheims, im Vortheil seien, da der Versammlungsort des Rathes der Stube ihrer Gegner zum Mühlstein viel näher liege, als ihrer Stube zum Hohensteeg. Der Rath gab nach und um sich versöhnlich und unparteiisch zu zeigen und keiner der beiden mächtigen Parteien Ursache zu Beschwerden zu lassen, beschloß man, die Entfernung der beiden adligen Stuben abzumessen und genau in der Mitte ein neues Rathhaus anzulegen. Nun stellte sich heraus, daß der Martinsplatz gerade in der Mitte zwischen den beiden Stuben, von jeder gegen 1290 Fuß entfernt, lag, daher baute man hier 1321 die städtische Pfalz, an der Einmündung der Obergasse und Sporergasse. Jeder der beiden Parteien wurde dabei eine besondere Eingangstreppe gebaut; von der nördlichen Treppe, der der Zorns, herab wurden die Todesurtheile verkündet. An den drei Gewölbbogen hatten anfangs die Metzger und Bäcker, später die Buchhändler ihre Verkaufsbuden.

Als die Räume der Pfalz für den Sitz der städtischen Verwaltung nicht mehr ausreichten, war ihr gegenüber 1463 die Stadtkanzlei erbaut worden. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem der Kaiser Maximilian der Stadt Münzrecht ertheilt hatte, wurde hier noch die städtische Münze erbaut. Ihr gegenüber am andern Ende des freien Platzes, auf der Straße des alten Fischmarkts, erhob sich der Fischbrunnen, an den sich mancherlei Erinnerungen der städtischen Geschichte knüpften und der auch zuletzt der Neugestaltung des Platzes geopfert wurde.

Von allen diesen Denkmälern der Vorzeit, die von dem Boden der mächtigen Reichsstadt sich erhoben, ist die Pfalz uns das bei weitem interessanteste, da sie von der Mitte des vierzehnten bis zur Neige des sechzehnten Jahrhunderts Zeuge der Entwickelung dieses

*) Während der Reformationszeit wurde sie als baufällig niedergerissen und an ihre Stelle 1583 das neue Rathhaus erbaut, das nach seiner Demolirung durch die Revolution in das jetzige Hôtel de commerce umgewandelt ward.

stolzen Gemeinwesens war. Sie sah ja dereinst noch ein Jahrzehnt die gute alte Zeit, in der die Patrizier das Regiment der Stadt verwalteten und zwischen den Zorns und Müllenheims Ansehen und Einfluß wechselte, während der Streit beständig war. Sie sah dann die große Umwälzung, die mit dem Jahre 1332 begann, das Eindringen des bürgerlich-plebejischen Elementes.*)

Damals thronte unter dem Fenster des großen Saales der regierende Ammeister, während ihm gegenüber über der Thür der Spruch in goldenen Lettern zu lesen stand, den er stets vor Augen haben mußte:

Audiatur et altera pars.

An den hohen Wänden war das Sinnbild der Gerechtigkeit und ein großes Gemälde des jüngsten Gerichtes zu sehen. An den Scheiben der Fenster aber wurden von 1332 ab Wappen und Namen der Ammeister verewigt, als Zeichen der Dankbarkeit der Bürgerschaft. In diesem Saale vereinigte sich der große Rath, der seit 1482 aus zehn adeligen und zwanzig bürgerlichen Mitgliedern, eins von jeder Zunft, gebildet wurde, um über alle Civil- und Criminalsachen abzuurtheilen. In außerordentlichen Fällen versammelten sich auch hier die dreihundert Schöffen, die aus den Zünften gewählt, recht eigentlich das Volk repräsentirten und nur durch ein Decret des großen Rathes und der drei Kammern berufen werden konnten. Schon seit dem 13. und 14. Jahrhundert pflegten nämlich bei wichtigen Verhandlungen die Schöffen, gleichsam als die Vertreter der Gesammtgemeinde, von dem Rathe beigezogen zu werden. Diese Schöffen waren die Vorsteher der einzelnen Zünfte und bildeten seit Anfang des 15. Jahrhunderts einen großen Rath, der 1433 eine neue Ordnung erhielt und bei allen neuen Statuten und Verordnungen, bei neuen Steuern und Abgaben und bei andern wichtigen Angelegenheiten berufen und gehört werden mußte. Anfangs wurden sämmtliche Schöffen der 20 Zünfte, also 300, zum großen Rath berufen. Seit dem Jahre 1612 hatten aber keine Generalversammlungen der Schöffen mehr statt. Man berief vielmehr nur noch die Schöffen einer jeden Zunft und verhandelte mit diesen Schöffen allein. Die Gewalt des großen Schöffenraths war seitdem gebrochen.

An den Saal des großen Raths stieß der des kleinen Raths, welcher aus sechs adeligen und sechzehn bürgerlichen Mitgliedern gebildet, civilrechtliche und stadtpolizeiliche Entscheidungen von geringerer Bedeutung zu treffen hatte. Diesem Saale gegenüber befand sich die Kammer der XIII (Dreizehner Rath), des diplomatischen Ausschusses des hohen Rathes, in welchem der regierende Ammeister präsidirte und der regierende Städtemeister die Stimmen sammelte. Ihnen stand die Regelung aller politischen Angelegenheiten, die Verhandlung mit Kaiser und Reichstag oder mit fremden Mächten, mit Bischöfen und mit verbündeten Städten, sowie die Ueberwachung der militärischen Kräfte der Stadt und der Befestigungen zu. Der Ausschuß der Fünfzehner, ebenfalls aus einem Drittel adeliger und zwei Dritteln bürgerlicher Mitglieder zusammengesetzt, wählte sich selbst seine Präsidenten und durfte nie von dem regierenden Ammeister präsidirt werden. Denn diese Körperschaft hatte die hohe Aufgabe, die Constitution zu überwachen, und ihr stand die Befugniß zu, den Vorstand der Republik zur Rechenschaft zu ziehen und wenn es ihr nöthig schien, in den Anklagezustand zu versetzen. Außerdem gehörte zu ihrem Ressort die Inspicirung der öffentlichen Kassen und die Ueberwachung aller städtischen Beamten. In den Rath der XXI. endlich wurden nur solche Mitglieder des großen Raths gewählt, die sich durch ihre Intelligenz auszeichneten und langjährige Erfahrung im Verwaltungssache besaßen, sowie sich des vollkommenen Vertrauens der Bürgerschaft erfreuten. In diesen Rath der „alten Herren“ oder das „beständige Regiment“ kamen deshalb nur Solche, die wenigstens zweimal in dem großen Rathe gesessen und Mitglieder des Dreizehner- oder Fünfzehner-Ausschusses gewesen waren, in welchem sie auch Sitz und berathende Stimme behielten, damit jüngern Männern nicht die Erfahrung der Aelteren fehle.

Seit dem 14. Jahrhundert pflegten nämlich die abgehenden Rathsherren in besonderen Fällen zu Rathe gezogen zu werden. Wann dieses geschehen sollte und wie viele „alte Herren“ beigezogen werden sollten, hing ursprünglich von dem Ermessen des Raths ab. Im Anfange des 15. Jahrhunderts wurde ihre Anzahl auf 21 festgesetzt, sie mußten hinfort einen Eid leisten und bildeten sodann ein eigenes Collegium, welches man die Einundzwanzig oder die alten Herren genannt hat. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts sollten sie auf fünf Jahre gewählt, diejenigen aber, welche zum zweiten Male gewählt worden, lebenslänglich im Amte bleiben. Seitdem sich der Rath der Dreizehn (bestehend aus dem Ammeister, vier Adligen und acht Handwerkern, von denen vier frühere Ammeister sein mußten) und der Rath der Fünfzehn (bestehend seit 1433 aus sechs Städtemeistern, von denen vier im Rathe der Dreizehn sitzen durften, und aus neun abgegangenen Rathsherren) gebildet, bestand er aber aus 28 Personen; um ihn aber dem Rathe gleichzustellen, wurde er später bis auf 31 Mitglieder vermehrt, so daß demnach sowohl der Rath als die XXI. aus 31 Personen bestanden haben. Nach wie vor behielt jedoch jenes Collegium den alten Namen der Einundzwanziger bei. Man nannte diejenigen Mitglieder, welche nicht

*) Der prächtige mittelalterliche Profanbau, „die neue Pfalz“ geheißen, wurde weggerissen, nachdem Meister Daniel Specklin 1583 den glänzenden Renaissancebau auf der alten Gerichtsstätte „by St. Martin“, das heutige Hôtel de commerce, aufgerichtet hatte.

im Rathe der Dreizehner und Fünfzehner saßen, die ledigen Einundzwanziger. Diese drei Collegien bildeten nun die drei geheimen Stuben und sie waren bis 1789 im Besitze der obersten Gewalt. Daher wurden von ihnen gemeinschaftlich mit dem Rathe, zumal seit der große Schöffenrath nicht mehr berufen wurde, alle Gesetze und Verordnungen erlassen.

So tritt vor uns in der glücklichsten Symmetrie der Verhältnisse, auf dem festen Fundament des Bürgersinns, ein Verfassungsbau, der auch dem Dichter Opitz kunstvoller dünkte als der stolze Münster, dessen „ächtes Wunderwerk" doch nicht zu vergleichen sei „der freien Polizei, dem weisen Recht und Rath". (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Adelssagen.

63. Eva von Trotha's Söhne.

Vielfach hat das Geschick Eva's von Trotha, der Geliebten des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, die epische und die dramatische Kunst beschäftigt; oft ist ihr romantischer, von den Schleiern des tiefsten Geheimnisses umgebener Aufenthalt auf der „Staufenburg" nahe bei Gittelde und Seesen zum Gegenstande anziehender Darstellungen gemacht worden. Aber auch das Volk weiß von Eva von Trotha oder Trott noch zu sagen, — natürlich in seiner Weise. Den Welfenherzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig hat der Landmann selbstverständlich vergessen; und so ist es in der Volkssage dann kein Geringerer als Kaiser Heinrich der Vogelsteller selbst, welcher der schönen Schwester der kurbrandenburgischen Feldmarschalls Adam von Trotha seine leidenschaftliche Liebe entgegenbringt. Eva von Trott hatte neben ihren Töchtern in der That nur einen Sohn, „Eitel Heinrich" genannt, und Heinrich von Braunschweig hatte denselben mit dem kleinen, nicht fern von der Staufenburg gelegenen Gute Kirchberg belehnt. Die Sage aber ertheilt der schönen Frau drei Söhne zu und nennt sie hochalterthümlich „Dank", „Theuerdank" und „Immerdank". Die sechs Töchter Eva's sind dagegen der Vergessenheit des Volkes anheimgefallen.

Gewiß, es war ein frevles Spiel, welches Herzog Heinrich mit der eigenen Gemahlin trieb, indem er den Wahn in ihr erweckte, daß Eva von Trotha verstorben sei; es war ein feiger Betrug, daß er der Geliebten die Rolle einer „weißen Frau von der Staufenburg" zuwies, um ungehindert mit derselben verkehren zu können. Maria von Würtemberg hatte ihm keine Veranlassung zu einer so schmachvollen Untreue gegeben. Sollte da nicht das Volk, dessen sittliches Gefühl gewöhnlich so scharf und richtig urtheilt, von einer Strafe zu reden wissen, welche die Ehebrecherin getroffen habe? — Das ist denn auch thatsächlich der Fall!

Was Eva von Trott scheinen mußte, das ist sie nun dem Volke, nachdem der Tod im Jahre 1541 sie wirklich ereilt hat: die ruhelose weiße Frau der Staufenburg. Klagend erscheint sie auf jener Stätte, welche einst die Zeugin ihres trügerischen, durch einen gotteslästerlichen Betrug errungenen Glückes war.

Es fällt durch diese Parallele ein neues Licht auch auf die Sagen von der weißen Frau im Schlosse der Hohenzollern zu Berlin, in welcher das Volk die „schöne Gießerin", die Wittwe des Stückhauptmanns und Gießers Michael Dietrich, zu erkennen glaubt.

64. Die Sagen des Geschlechtes von Sparr

sind in mehr oder minder belletristischer Form bereits öfter dargestellt worden. Wir halten uns hier nur an die einfacheren, hochalterthümlichen Formen, in welchen diese bedeutungsvollen Ueberlieferungen im Volksmunde leben.

In Wahrheit erzählt das märkische Landvolk nur das Folgende:

Der General Sparr — Otto Christoph, der erste kurbrandenburgische Feldzeugmeister, ist gemeint — ist ein großer Zauberer gewesen; er hatte selbst einen Bund mit dem Bösen gemacht. Aus den Gräten und Gerippen von Fischen vermochte er lebendige Fische hervorzubringen; er brauchte dazu nur ein wenig Wasser über solche Fischreste zu gießen. Oft nahm er auch mit seinem Wagen den Weg durch die Luft. Auf diesem Wege fuhr ihm einst ein Bauer nach, welcher es dem Generale abgelauscht hatte, wie er „seinen Segen" sprach. Als sie aber wieder zur Erde herabkamen, da sprach der alte Sparr zu dem tollkühnen Bauern:

„Diesmal soll's Dir geschenkt sein; aber thu's nicht wieder!"

Als General Sparr nun einst wieder durch die Luft fuhr, da fiel dem Knechte die Peitsche aus der Hand; hoch oben an dem Kirchthurme des Städtchens Biesenthal, da blieb sie hängen und daselbst hat sie noch lange Zeit gehangen. Wohl wollte sich jener Knecht niederbeugen, um sie aufzuheben; da aber rief ihm der alte Sparr zu: „Mein Sohn, bedenke, wo Du bist!"

Wie es nun aber zum Sterben kam, da konnte die müde Seele des alten Sparr nicht von dem schwachen Leibe scheiden. Er hatte „Zauberei" bei sich. Worin dieselbe bestanden hat, weiß man freilich nicht mehr ganz genau; man glaubt indessen, daß der General eine geweihte Hostie auf der Brust getragen habe. Ehe sie nicht entfernt war, vermochte er nicht zu sterben; sowie man sie aber hinweggenommen hatte, befreite sich die Seele. Kaum jedoch war der alte Sparr todt, so ließ sich bei seinem Schlosse Prenden „die wilde Jagd" ohne Aufhören vernehmen; es war hoch oben in den Lüften in keiner Nacht mehr Ruhe. Auch ein verwegenes Bäuerlein hörte einst dieses „Halloh!" und das Brausen der gespenstigen Jagdgenossen über sich im Walde und stimmte in seinem Uebermuthe in dasselbe

mit ein. Da aber ward es plötzlich still, und eine Stimme rief ihm zu:

„Hast du mit helfen jagen,
Sollst du auch helfen tragen!"

In demselben Augenblicke flog ihm eine Menschenlende auf den Rücken, an deren Fuße sich noch ein Schnallenschuh befand. Auf dem letzteren war ein Name eingravirt. Schnell zwar warf der Bauer seine Last ab; allein das half ihm nichts: sie saß ihm auf der Stelle wiederum im Rücken; er konnte sie nicht loswerden. Da rieth ihm Einer, er möchte sie doch nach dem Wildkeller des alten Sparrschen Schlosses Prenden tragen. Das that er dann, und dort fiel ihm das grausige Jagdbeutestück auch ab. —

Unschwer erkennen wir in diesen ächten „Sparr-Sagen" Nachklänge des germanischen Heidenthums. Der alte Feldmarschall, dessen Seele im Sturmgebrause zu „Wodans Heer", d. h. zur Schaar der Verstorbenen übergeht, erscheint bereits bei seinen Lebzeiten als ein Liebling des Himmelsgottes, welchem die Gabe gespendet ist, der wandernden Sonne, dem zuckenden Blitze oder dem rollenden Donner gleich, am Himmelsgewölbe dahinzufahren. Um dies aber zu vermögen, muß der alte General-Feldzeugmeister Otto Christoph von Sparr, welcher in Wahrheit ein demüthiger und werkthätig sich bewährender Christ war, seinem ew'gen Heile ein- für allemal entsagen.

Die Sage von des Generalfeldzeugmeisters Schlosse Lichterfelde aber lautet nach unsrer Aufzeichnung, welche dem Volksmunde entlehnt ist, also:

„Sparr war in fernen Landen gewesen. Er hatte eine wunderschöne Tochter, und diese fand in jenem fremden Lande gar bald einen Freier, welcher indeß dem alten Krieger nur sehr wenig behagte. D'rum zückte der Feldmarschall auch einst den Degen gegen ihn. Der Jüngling lag in seinem Blute; Sparr glaubte nicht anders, als ihn getödtet zu haben; darum floh er mit seinen Schätzen und mit seiner Tochter nach der Mark. Als er hier nach langem Umherirren im Walde endlich „das lichte Feld" bei'm Dorfe Lichterfelde erblickte, beschloß er, um vor den Nachstellungen der Feinde sicher zu sein, auf dieser Stätte sich ein treppenloses Schloß zu bauen. Einer von den beiden Bewohnern desselben sollte stets daheim sein, und ein Korb, welcher hinauf und hinunter zu lassen war, sollte den Verkehr der Insassen mit der Außenwelt vermitteln.

Allein der Freier der Tochter des Feldmarschalls war nicht todt; er suchte die Geliebte; er fand sie während der Abwesenheit des Vaters auch endlich auf, und sie zog ihn in dem Korbe zu sich hinauf. Wohl zürnte der alte Sparr, als er zurückkehrte und den Sachverhalt entdeckte; aber er erinnerte sich doch auch daran, wie bitter ihn die Reue über den vermeintlichen Mord gepeinigt hatte, und darum gab er jenen Beiden gern seinen väterlichen Segen.

So und durchaus nicht anders lautet jene Ueberlieferung, durch welche die Volkspoesie den Bau des Schlosses zu Lichterfelde erklären will. Die Art und Weise desselben erscheint dem Landmanne seltsam, weil die einzige Treppe zu den verschiedenen Stockwerken in einem besonderen Treppenhause untergebracht ist; diese Anlage aber ist bei Schloßbauten aus dem Ende des 16. Jahrhunderts nur die gewöhnliche. —

Auch die Berliner Sagen über den Feldmarschall Sparr; den ersten unseres Heeres, seien in getreuer Fassung hier wiedergegeben.

Einst, so heißt es, brannte der „Marienthurm"; die schöne, große Kirche war gefährdet, denn man vermochte der wilden Wuth der Flammen nicht Einhalt zu thun, weil sie dort hoch oben, in der unerreichbaren Höhe, wütheten. Da aber fand der alte Sparr den rechten Ausweg; er ließ Geschütze auffahren und schoß die brennende Spitze ab, sodaß die Flammen erloschen und das Kirchengebäude selbst gerettet wurde." —

Selbstverständlich hat der alte, ritterliche Herr solch' ein artilleristisch' Kunststücklein nicht ausgeführt. Wohl aber ist es wahr, daß zu seiner Lebenszeit der St. Marienthurm gebrannt hat. Der hochverdiente Johanniter-Ordensrath König hat uns über diese Feuersbrunst die kurze Nachricht aufbewahrt:

„Am 6. Januar 1661, des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, schlug der Donner in den höchsten Thurm Berlins zu St. Marien ein und zündete denselben an, sodaß die Spitze ganz abbrannte, das Feuer aber bald gelöscht wurde." —

Ein Gewitter also mitten im Winter! Wahrscheinlich haben sich Sparr's Artilleristen bei den Löschungsarbeiten damals in hervorragender Weise betheiligt; das Ein- oder Abschießen eines brennenden Thurmes aber ist und bleibt Legende.

Und solch' eine Legende windet sich auch um jenes herrliche Grabmal von Marmor, welches der erste kurbrandenburgische Feldmarschall von dem großen Antwerpener Künstler Artus Quellinus in St. Marien von Berlin sich hat errichten lassen. Unter der Decke des Betpultes, vor welchem der alte Kriegsmann kniet, blickt ein Hündlein mit dem wunderbar getroffenen Ausdrucke der Aufmerksamkeit, der Besorgtheit und Treue, — wie man es nennen will, — zu seinem Herrn auf. Unten im Grabgewölbe, im Sarge bei der Mumie Sparrs aber liegt das hier dargestellte Hündlein wirklich als Mumie da. Es muß demnach eine eigenthümliche Bewandtniß gehabt haben mit diesem Hunde, und die Berliner Lokalsage mag ungefähr das Richtige treffen, wenn sie behauptet, der Alte habe sich einst im Türkenkriege auf einem weit vorgeschobenen Posten hinbeordert gefunden und habe, sehr ermüdet, gegen seine sonstige Gewohnheit der Ruhe sich allzu unvorsichtig hingegeben. In stiller Nacht nahten darauf die Ungläubigen; Sparr wäre überrascht worden, er wäre verloren gewesen, wenn

die Wachsamkeit jenes Hündleins ihn nicht noch rechtzeitig geweckt und gewarnt hätte. Darum blieb auch der Hund fortan des alten Generals beständiger Begleiter. Als aber General Sparr verschieden war, da streckte sich das Thier zu Füßen seines Herrn lang hin und war am dritten Tage todt. Deswegen hat es einen Platz gefunden auch in des Feldmarschalls so kostbar schön geschmücktem Sarg. —

Soviel zur Richtigstellung der Ueberlieferungen von dem alten frommen Helden Otto Christoph von Sparr! —

Die Kirchennoth Berlins.

Im Jahre 1888 waren nach zuverlässigen Berechnungen nur noch

4 Gemeinden	unter	5 000	Seelen;
9 „	zwischen	5—10 000	„
6 „	„	10—20 000	„
8 „	„	20—50 000	„
7 „	„	50—100 000	„
3 „	„	100—130 000	„

Dies Verhältniß wird voraussichtlich von Jahr zu Jahr immer ungünstiger. Nach dem „Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin“ ist eine Bevölkerungszunahme constatirt, wie folgt:

Im Jahre 1882	um	47 058	Personen,
1883	„	45 478	„
1884	„	49 155	„
1885	„	53 719	„
1886	„	57 872	„
1887	„	63 208	„
1888	„	67 447	„

Sämmtliche Gemeinden, mit Ausnahme von zweien, haben nur eine, meist kleine Kirche.

Aus den Provinzen sind in Berlin nach den vor mehreren Jahren gemachten Angaben eingewandert, d. h. solche, die noch in der Provinz geboren und dann in der Regel als Erwachsene nach Berlin gezogen sind, und welche bei Weitem der großen Mehrzahl nach dem arbeitenden Stande angehören:

Aus Brandenburg	über	260 000
„ Schlesien	„	110 000
„ Pommern	„	90 000
„ Sachsen	„	80 000
„ Posen	„	70 000
„ Ostpreußen	„	50 000
„ Westpreußen	„	50 000
„ der Rheinprovinz	„	15 000
„ Hannover	„	12 000
„ Westfalen	„	10 000
„ Hessen-Nassau	„	8 000
„ Schleswig-Holstein	„	5 000
„ Mittel- und Süd-Deutschland	„	15 000

Diese Zahlen beweisen beredter als Worte, wie groß die kirchliche Noth in Berlin ist. Aber die Zahlen sagen noch nicht, wie erschreckend in den armen Massengemeinden der Vorstädte Elend, Noth und Verzweiflung in jeder Gestalt auftreten. Und überall fehlt es an dem, was dem wachsenden Unglück und der stets drohenderen Gefahr am besten entgegen wirken kann, an dem Worte Gottes, welches durch tüchtige Seelsorger und durch Sammlung der zerstreuten Gemeindeglieder in Gotteshäusern verkündet wird.

Deshalb kamen in Westfalen und der Rheinprovinz Mitglieder des zur Linderung der geistlichen Noth bei den Volksmassen unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin begründeten Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins auf den schönen Gedanken, Ihrer Majestät, welche sich mit besonderer Liebe und Interesse der Noth der armen Massen annimmt, Gaben zu sofortigen Kirchbauten und zur Ermöglichung der Anstellung von Geistlichen zu Füßen zu legen. In der General-Versammlung des Rheinischen Zweig-Vereins wurde Anfang Mai darüber in Köln Beschluß gefaßt, und schon am 22. Mai überreichte eine Deputation Ihrer Majestät der Kaiserin den ersten Ertrag von 20 000 Mk., welchem Ihre Majestät sofort dieselbe Summe mit Dank und Freude hinzufügte. Diese Summe hat sich durch Gaben einzelner Freunde von 1—10 000 Mk. vermehrt; ein schwer kranker Berliner Kaufmann spendete vor einigen Tagen 20 000 Mk.; der Berliner Magistrat hat in entgegenkommender Weise unentgeltlich Kirchbauplätze angeboten; sodaß Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin die Vorarbeiten zunächst zum Bau von zwei Kirchen in den Vorstadt-Gemeinden angeordnet haben. Besonders groß ist die Noth in der Vorstadt Rummelsburg, wo mit den nächstgelegenen Orten, Boxhagen, Theilen von Treptow, Stralau und Lichtenberg, welche zu einer Gemeinde vereinigt sind, eine arme Arbeiterbevölkerung von fast 10 000 Seelen ohne Kirche und ohne Geistlichen ist und sich der treue Geistliche der eine halbe Stunde entfernten Gemeinde Lichtenberg über menschliche Kraft abarbeitet, um nur die allernöthigsten Amtshandlungen massenweise zu vollziehen. Wie ist es da möglich, Herz und Sinn für den Trost und die Kraft des göttlichen Wortes empfänglich zu machen?

Hier gilt es schnell und sofort zu helfen, ehe es zu spät ist; hier gilt es, Versäumtes wieder gut zu machen.

Was nützt es, wenn die Provinzen, welche viele tausende ihrer Kinder in der Reichshauptstadt haben, den Berlinern ihre Reichthümer vorhalten? Der Reichthum ist zum größten Theile nicht in evangelischen Händen, viele reiche Evangelische sind allerdings an das Geben für solche Zwecke, wie dies in England und Amerika in hohem Maße der Fall ist, noch nicht gewöhnt. Was nützt es den Berlinern, die geringe Kirchensteuer vorzuhalten? Das ist vorläufig nicht zu ändern und wird mit Gottes Hilfe wohl auch noch einmal anders werden.

Dürfen wir aber die verarmten Massen länger darben und immer mehr ins Unglück sinken lassen, und wollen wir die Augen gegen die daraus erwachsenden Gefahren verschließen?

Es gilt daher zu zeigen, daß die Evangelischen unter dem Vorgange und Vorbilde ihrer Kaiserin in dem Wichtigsten auf Erden schnell und gern mit vereinten Kräften helfen, und daß vor Allem die mit irdischen Gütern reich Gesegneten aus ihrem Ueberfluß sich der Noth der Aermsten mit dankbarem Herzen und freigebiger Hand annehmen.

Literatur.

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Von F. Bornhak. Mit siebenundzwanzig Bildnissen. Berlin. Verlag von M. Schorß.

In vierundzwanzig Biographien giebt uns der Verfasser eingehende Kunde von Elisabeth von Bayern, vermählt mit Kurfürst Friedrich I., an bis zur Kaiserin Augusta Victoria, unter Beifügung der Bildnisse einer jeden Fürstin. Das Bild Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin schmückt als das erste das Buch, dessen Widmung Ihre Majestät die Kaiserin Augusta anzunehmen geruht haben.

„Wir kennen unsere Fürstinnen zu wenig", so äußert sich der Verfasser in seinem Vorwort. „Der Geschichts-Unterricht unserer Schulen verlangt genaue Kenntniß der Fürsten und Helden des Vaterlandes, indeß für seine Fürstinnen wenig oder keine Zeit übrig bleibt; und der Privatlectüre kann es nur vorbehalten sein, zu berichten, welchen Antheil das Leben der hehren Frauen, ja ihr Charakter, ihre Arbeit, ihr Tragen und Dulden, wie ihre Lebensführungen und Erfahrungen an der herrlichen Entwickelung des Vaterlandes haben."

„Größere Werke darüber sind theils zu umfangreich und verlieren sich dadurch oft in der Geschichte der Seitenlinien der Fürstinnen, andererseits sind sie in ihrer Quellenforschung zu wissenschaftlich gehalten, um besonders der Jugend leicht annehmbar zu sein. Darum wollen diese Blätter in den Lebensbildern der Hohenzollernfürstinnen, deren Geschichtschreibung hier in ununterbrochener Folge auf den besten Werken vaterländischer Geschichte ruht, wie sie besonders gern den Worten von Augenzeugen folgt, in und mit ihrer geschichtlichen Entwickelung in möglichst angenehmer, knapper und darum nicht ermüdender Form Interesse wecken und dauernd fesseln. Daß in dieser gewählten Beschränkung die Geschichte nur den nothwendigen Hintergrund bilden durfte, ist wohl gerechtfertigt, und nur die geschichtliche Treue wurde mit Sorgfalt gewahrt."

Das Werk ist, dem Gegenstande desselben angemessen, würdig ausgestattet.

Der Deutsche Herold. Berlin. October 1889. Nr. 10. Inhalt: Bericht über die Sitzung am 2. Juli 1889. — Heraldisches von der Generalversammlung des Gesammtvereins der Deutschen Geschichtsvereine zu Metz 8.—12. September 1889. (Mit Abbildung.) — Stendaler Wappen und Hausmarken. III. — Das Wappen einer mittelalterlichen akademischen Corporation. — Ignaz von Wyskota-Zakrzewski †. — Das Haus Nassau. — Vermischtes. — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer 2c. Zeitschriften. — Anfragen. — Familien-Chronik.

Altpreußische Monatsschrift. 5. und 6. Heft. Juli—September.

Inhalt: I. Abhandlungen. Zur Beurtheilung von Kant's Kritik der reinen Vernunft und Kant's Prolegomena. Von Emil Arnoldt. — Samaiten und der Deutsche Orden bis zum Frieden von Melnosen. Von Dr. Robert Krumbholz. (Fortsetzung.) — Urkundliche Nachrichten von der Kreuzfahrt rheinischer Herren nach Preußen 1321/22. Mitgetheilt von Paul Wagner. — Sitten und Gebräuche in Padrojen vor vierzig Jahren. Von Johannes Sembrzycki. — Provinzielle Kegelrufe. Von A. Treichel. — Von Binden und Hänsen (Nachtrag.) Von A. Treichel. — II. Kritiken und Referate. Studya bibiograficzne nad literatura litewska. Przedstamil Maurycy Stankiewicz. Krakau 1889. — III. Mittheilungen und Anhang. Zur Entstehungsgeschichte des altpreußischen Katechismus von Abel Will. Mitgetheilt von Professor Paul Tschackert. — Universitäts-Chronik 1889. — Lyceum Hosianum zu Braunsberg 1889. — Altpreußische Bibliographie 1888. (Nachtrag und Fortsetzung.)

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlin's und der Mark. XVI. Jahrgang. Nr. 2. 12. October 1889.

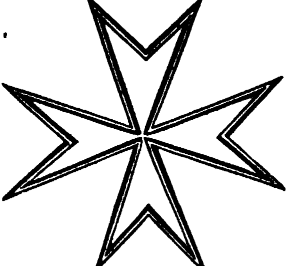
Inhalt: Im Banne des Talents. Roman von E. von Wald-Zedtwitz (Fortsetzung). — Der letzte seines Stammes. Erzählung von Ditrich Hafner (Fortsetzung). — Preußens erste Königin. Von F. A. von Winterfeld (Fortsetzung). — Aus den Briefen der Frau von dem Knesebeck, geb. von Klitzing. Von Frau Helene von Hülsen (Fortsetzung). — Im Kloster St. Pauli in Brandenburg (mit Abbildung.) (Fortsetzung und Schluß). — „Unser Fritz." In zwei Knabenbriefen. — Kleine Mittheilungen. Zu unseren Bildern. — Unser Büchertisch. — Anzeigen. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 6. November 1889. **Nr. 45.**

1. Constantin Otto Conrad Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Regierungs-Präsident a. D., auf Birgwitz, Kreis Glatz, Ehrenritter seit 1855, † zu Birgwitz 28. October 1889.
2. Johann Ferdinand Bernhard von Loeper, Landrath, auf Georgendorf bei Steinau a. d. Oder, Ehrenritter seit 1884, † zu Berlin 31. October 1889.

Das alte Straßburg.

(Fortsetzung.)

Versetzen wir uns im Geiste um vier Jahrhunderte zurück und von dem Martins-, jetzt Gutenbergplatz wieder zurück an jene Stätte, von der wir ausgegangen waren, zum Münster; stellen wir uns jene feierliche Ceremonie vor, mit der jährlich die Erneuerung der Republik eingeweiht wurde.

Nach dem Schwörbriefe von 1482, dem letzten, der erlassen worden ist, bestand der große Rath, wie bereits oben erwähnt, aus 31 Mitgliedern, aus 30 Rathsherren (10 Constoflern oder Geschlechter und 20 Handwerkern) und aus dem Ammeister. Der Wahlmodus war folgender: Die Rathsherren sollten für zwei Jahre gewählt, jedes Jahr aber zur Hälfte, also fünf Constofler und zehn Handwerker austreten. Der halbe Rath (5 Constofler und 10 Handwerker) sollte demnach jährlich neu gewählt werden und jeder Rathsherr sodann zwei Jahre im Rathe sitzen. Ebenso sollten die vier Städtemeister zwei Jahre im Amte bleiben, zwei von ihnen aber jährlich ausscheiden und zwei andere dafür neu gewählt werden. Die Constofler sollten von dem gesammten abgehenden Rathe aus den Geschlechtern („Rittern, Knechten und Bürgern") und aus diesen sodann zwei Städtemeister und zwar aus jenen Geschlechterstuben, aus welchen die abgegangenen Städtemeister waren, gewählt werden. Die Rathsherren aus den Zünften aber wurden von den Schöffen einer jeden Zunft, deren Rathsherr abging, gewählt. Der Ammeister endlich sollte von den Zunftrathsherren und zwar von den 10 im Rathe bleibenden und den 10 neu gewählten Handwerkern aus den Handwerkern für ein Jahr gewählt werden. Gewesene Ammeister (Altammeister) durften jedoch erst nach fünf Jahren, erst nachdem sie „fünff gantzer Jahr müssig gangen", wieder gewählt werden. Und so ist es im Ganzen genommen auch später während der französischen Herrschaft bis zum Jahre 1789 geblieben. Die Geschlechter nahmen daher bis zu diesem Jahre warmen Antheil an dem Regiment, und erst in unseren Tagen haben die Andlan, Berkheim, Berstett, Dürkheim, Oberkirch, Zedlitz ꝛc. die Stadt verlassen, um sich in Deutschland nieder zu lassen.

Der erste Donnerstag des Jahres, der Churtag, bringt die neuen Häupter der Stadt, namentlich die Wahl des Ammeisters, der von den zwanzig zünftlerischen Rathsherren in der Frühe gewählt wird. Am Dienstag leisten sie den Schwur auf die Constitution und empfangen dafür den Eid aller Bürger, die über achtzehn Jahre und im Besitze der bürgerlichen Rechte sind. In der Frühe des Morgens begeben sich die Bürger in ihre Zunftstuben, wo der Zunftschreiber die Constitution, den Schwörbrief vorliest. Um 8½ Uhr ruft die Rathsglocke sie zum Münster. Mit wehendem Banner zieht jede Zunft dahin. An der Vorderseite des Münsters ist eine Emporbühne errichtet, zu der man auf zwei Treppen hinaufsteigt. Von der Gallerie derselben hängt ein weißer Damastteppich herab, der die Farben der Stadt, Weiß und Roth, zeigt und auf dem die Constitution entrollt ist, ein großes Pergament mit den Siegeln der Stadt Straßburg, der Körperschaften des Adels und der Zünfte. Sobald die Zünfte vor dem Münster angelangt sind und sich mit ihren Fahnen der Reihe nach aufgestellt haben, besteigen die Rathsherren und die Oberschöffen die Estrade. Die städtischen Beamten haben sich unterdessen in der Pfalz versammelt und treffen nun auch in feierlichem Zuge auf dem Münsterplatze ein, gleich darauf auch der Adel, der sich auf seinen Stuben zusammengefunden

und der nun auf den Bänken der amphitheatralisch erbauten Emporbühne Platz nimmt. Sobald eine Körperschaft auf dem Münsterplatz angekommen ist, wird sie von einem Tusch der Stadtpfeifer und Trompeter empfangen, die auf dem Balkon des Falkenkellers aufgestellt sind.

Die bei diesen Aufzügen der verschiedenen Körperschaften beobachtete Reihenfolge giebt ein aus dem siebzehnten Jahrhundert stammendes Merksprüchlein:

Es wird bey löblicher Statt Straßburg freyem Wesen
Aus Edlen und Gemeind die Burgerschaft erlesen.
Des Adelsstuben seind: Hochsteg und Mühlenstein;
Die andern teilen sich in zwanzig*) Zünften ein:
Als Ancker, Spiegel, Blum, Freyburger, Tuch-, Lucerner,
Die Mörin und die Stelz, Brodbecker, Kürschner. Ferner:
In Kueffer, Gerbersleuth, Weinsticher, Schneider, Schmidt,
Den Schust- und Fischeren der Zimmermann nachtritt,
Der dreyfach Gartner Hauff und Maurer thun beschließen
Mit wunsch, daß jeder Zunft viel seegen mög zufließen.

Nachdem Alles sich versammelt hat, wird den Wächtern des Münsterthurmes ein Signal gegeben, und es schlägt neun Uhr. Diese Stunde darf nicht eher schlagen, als bis die Versammlung vollständig geworden ist, und wenn es auch unterdessen zehn Uhr geworden. Alsbald tritt ein feierliches Stillschweigen ein und die Rathspedellen rufen drei mal mit lauter Stimme: „Ihr Herren tretet hervor und höret im Namen Gottes!" Es erfolgt durch den Schreiber der fünfzehn die Vorlesung der Constitution, „des Briefs, der geben ist auf den heiligen Weynacht-Abend, da man zählte nach Christi Geburt tausend vier hundert achtzig und zwey Jahr." Nach der Vorlesung legen die neuen Städtemeister den Eid in die Hände des neuen Ammeisters ab, der in ihre Hände den Schwur erwidert. Dann leisten der Reihe nach Rathsherren, Schöffen, Adel und Beamte den Eid mit entblößtem Haupt. Hierauf tritt der erste regierende Städtemeister vor und redet von der Estrade herab das Volk an, ein glückliches Jahr wünschend und es auffordernd, zwei Finger der rechten Hand zu erheben und diesen Eid zu schwören: „Als der Brief steht, der mir gelesen ist, und ich wohl verstanden hab', das will ich thun, steht halten, ohne alle Gefährde, als mir Gott helfe!" Ein lautes „Wir schwören!" erschallt zum freien Himmel, während die Finger sich erheben und die Häupter sich entblößen. Der Städtemeister schließt hierauf die Ceremonie mit den Worten: „Glück, Heil, Segen, langes Leben, woll' Gott euch und uns allen geben."

Der Schwörtag war ein feierlicher und zugleich ein fröhlicher Tag für das alte Straßburg. Von dem Münsterplatz begab man sich in die Zunftstuben, wo das Wohl der neuen Obrigkeit getrunken wurde. Den ganzen Tag ruhte alle Arbeit, und auch die Weiber hatten ihre Freude am Ehrentage der Männer, nicht bei Kaffee und Kuchen, sondern bei Wein und warmen Pasteten, nach dem alten Spruche: „Der Männer Schwerta (Schwörtag) der Weiber Zechta (Zechtag), oder: „Der Männer Schwerta Schweiß, gibt de Wiever Pastetle heiß."

Am Sonntag nach dem Schwörtag fand die Umfahrt des neuen Ammeisters*) und der Mitglieder des Rathes der XIII, der XV und der XXI statt, begleitet von einigen der höheren städtischen Beamten. Im feierlichen Zuge, den die Rathspedellen und Rathsboten in ihrer rothweißen Kleidung eröffneten, begab man sich zu den Bürgern von einer Zunftstube zur andern, wo der Ammeister väterliche Worte sprach, die nichts von ihrer Bedeutung und dem Eindrucke dadurch verloren, daß sie in eine bestimmte Formel gekleidet waren. „Frintliche Pitten" waren es, die der Ammeister den Bürgern ans Herz legte, in einen Neujahrswunsch gekleidet. Er ermahnte sie zunächst, Adel und Priesterschaft die Ehre zu erweisen, die ihnen gebühre, was sie mit ihnen zu schaffen hätten, gütlich zu fordern, und wenn sie gütlich nichts erreichten, sich an das Gericht zu wenden, „wo ir aber in demselben sollten umbgezogen werden, so kommet zu mir, so will ich mit Hilf meiner alten Herren dazu thun, daß ihr sehen und spüren sollt, daß mir nitt lieb wer, daß ir unbilliger weiß sollten umgezogen werden." Ferner bittet er sie, gehorsam zu sein gegen ihre Herren und Meister, wachsam zur Hilfe bereit bei Feuersgefahr und vorbedacht in Zeiten des Ueberflusses, „damit ir nitt etwa nacher, umb zwey Geltt kaufen müssen, das ir zuvor umb eins wol hetten bekhommen mögen." Auch die Ermahnung fehlt nicht, auf den Schutz und die Sicherheit der Vaterstadt bedacht zu sein. „Ich will üch auch frintlich pitten, nachdem die Leuff jetzt seltsam und geschwindt, daß ir wollendt lugen

*) Die Zahl der Zünfte hat im Laufe der Zeit sehr geschwankt; von 10 auf 28, auf 24 und schließlich auf 20, soviel es dann 309 Jahre hindurch geblieben sind. Schon die geringe Anzahl deutet darauf, daß die Begriffe Zunft und Gewerbe sich nicht decken können; vielmehr war eine Zunft der Sammelort für verschiedene Gewerbe meist in zufälliger Zusammensetzung, ohne organische Gliederung. In der Zunft „zum Spiegel" fanden sich beispielsweise die Apotheker mit den Bettverkäufern zusammen; in der „Lucern" oder „Latern" die Chirurgen und die Kornhändler; ja die Zunft der „Weinstiche" bestand schließlich nur noch aus Perrückenmachern und Friseuren, und die „Freyburger" aus Leuten, welche überhaupt kein Gewerbe betrieben.

*) In älteren Zeiten wird der Ammeister auch Antwergmeister (d. h. Handwerkermeister) genannt. Die älteren Straßburger Urkunden nennen ihn Magister Scabinorum (Schöffenmeister). So auch in der Grabschrift des ersten Ammeisters, der nach der Staatsumwälzung von 1332 gewählt ward:

Anno Domini MCCCXLVIII XVII. KAL. JVN. OB. Burchardus dictus Twinger Magister Scabinorum civitatis argent. Das Wort Amman bedeutet aber soviel als ein Handwerker oder Handwerksmann, daher das zusammengesetzte Wort Ammanmeister nichts anderes als Handwerkmeister besagt. S. Joh. Mart. Pastorius: Kurze Abhandlung von den Ammeistern der Stadt Straßburg. Straßburg 1761.

zu ewren Harnesten und Hantgewehren, es sügent Büxen, Spieß oder Hallneparten, oder andere gebrüliche Gewehre, was denn ein Jedem besonders uffgelegt ist, damit ein Jeder hab dasjenige, das er haben soll, dann die Notturfft solchs erforder." Die treuherzige Ceremonie, die das Band bezeugen und befestigen sollte, das die Bürgerschaft an ihre selbst gewählte Obrigkeit schloß, wurde mit dem Abschiedsgruße des Ammeisters beendigt: „Glück, Heil, Gesundheit, den lieben Frieden und langes Leben wolle Gott üch und uns allen geben!" —

Wie man aus dem Vorhergehenden ersieht, beruhte der ganze Verfassungsbau auf der inneren Einrichtung der Zünfte, daher sei es gestattet, bei derselben noch kurz zu verweilen. Wer als Bürger in Straßburg wohnte, mußte sich bei einer Zunft einschreiben lassen, ihr „dienen"; und zwar ging, wer ein Gewerbe betrieb, dahin, wo seine Gewerbsgenossen waren, als „liebzünftiger Handswerksmann." Die Standespersonen, die Studirten und Rentner, wählten sich eine Zunft und dienten dort als „liebzünftige Herren Gelehrte und Zudiener", die Armen oder „Nichthandwerker" als einfache „Zudiener". Wer an eine andere Zunft noch Abgaben zu zahlen hatte, war letzterer „geldzünftig"; so waren alle, welche eigenes Land bebauten, den Gärtnern geldzünftig. Wenn eines Zunftgenossen Sohn ein anderes als das väterliche Gewerbe erlernte, blieb er bei der väterlichen Zunft, wurde aber derjenigen seines neuen Gewerbes geldzünftig. Mit dem aus solchen Beiträgen, aus den Eintrittsgeldern und Umlagen erwachsenden gemeinsamen Vermögen, von welchem die Hälfte an den Staatsschatz im Pfennigthurm abgeführt werden mußte, scheinen indeß die Zünfte nicht immer glimpflich umgegangen zu sein, denn im Jahre 1466 bedurfte es einer „Erkenntnuß" der XXIer, daß keine Zunft oder Handwerk auf ihre Stube Geld aufnehmen oder solche verkaufen dürfe ohne Erlaubniß der Räthe und XXIer. Die höchste Gewalt in der Zunft hatte der aus fünfzehn Mann bestehende Schöffenrath, in welchem der Oberherr und dann der Rathsherr der Zunft neben einem Zumanne oder Stellvertreter an erster Stelle saßen. Der gebietende Oberherr*) mußte aus einer der drei Rathsstuben des „beständigen Regiments" sein und wurde durch die Räthe und XXIer gewählt, war also gewissermaßen vom Rathe der Stadt zur Oberaufsicht für die Zunft eingesetzt. Schöffe konnte im freien Straßburg und auch noch bis 1688 jeder fünfundzwanzigjährige Bürger werden, welcher mindestens zehn Jahre hindurch der Stadt angehört hatte.

*) Sein Ansehen war bedeutend, wie aus der ihm gebührenden nahezu fürstlichen Anrede hervorgeht. Zum Beispiel: „Hoch-, Edel-, Vest-, Fromm-, Fürsichtig-, Hochweis- und Hochgelehrter Herr Wolfgang Schuitterlin, des beständigen Regiments deren Herren XXIer hochansehnlicher Beisitzer und der Ehrsamen Zunft zum Encker hochgebietender Herr Oberherr."

Der Schöffenrath wurde früher von den Zunftgenossen gewählt; später ergänzte er sich durch eigene Wahl, bei der es aber strenge Vorschriften gegen Beeinflussung und Bestechung gab; auch wurde für diese Wahlen in den Kirchen eine besondere Fürbitte gethan, ein Zeichen, für wie wichtig man sie hielt. Neben dem Schöffenrath bestand das theils von den Schöffen, theils von allen Zunftgenossen gewählte Zunftgericht mit acht bis vierzehn Mitgliedern; dasselbe entschied die Streitfälle innerhalb der Zunft, und von seinem Urtheil gab es eine Berufung an die Rathsstube der XVer. Der jährlich neu zu wählende Zunftmeister verwaltete die Gelder, ein rechtskundiger Zunftschreiber besorgte die Akten, der Zunftbittel und die Rüger die polizeiliche Gewalt. Ein Zeichen des beginnenden Verfalls ist wohl die 1629 erfolgte Einführung von „geheimen Rügern", einer Art von Geheimpolizisten, welche nur dem Oberherrn berichten durften und für jeden Fall den „sechsten Pfennig" von den Strafgeldern empfingen. Die einzelnen Gewerbe hatten noch besondere Behörden: den jährlich unter Einspruchsrecht des Zunftmeisters zu wählenden Handwerksmeister; dann Schauer, Kieser und Messer für die verschiedenen Gewerbshantirungen, theils vom Rath, theils von der Zunft bestellt. Fast alle Zunft- und Stadtämter waren ursprünglich Ehrenämter und unbesoldet. Jedoch fanden die Einzelnen ihre Rechnung durch die „Präsenzgelder" bei den Sitzungen; jede neu angefangene Sitzungsstunde wurde dabei vom Bittel sofort baar bezahlt, eine Einrichtung, die natürlich allmälig zum Mißbrauch und schließlich zur festen Besoldung führen mußte.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelssagen.

65. Die Herren von Lewetzow

besitzen nicht Sagen von mythologischem Gehalte, — nicht Ueberlieferungen, in welchen die dichtende Kraft des Volksgeistes sich ausspräche: es ist vielmehr nur eine Wappen- und Namensage von allgemeinüblicher Art, welche den Schild dieses ursprünglich mecklenburgischen Adelsgeschlechtes umzieht. Der Name „Lewetzow" wird in höchst naiver Weise einfach gedeutet als: „Lauft zu!!" — Da nun die Schildfigur als „eine Zugbrücke mit einem halb heruntergelassenen Fallgatter" angesehen wird, so waren hier alle Requisite bei einander, um eine jener kurzen Schildsagen zu bilden, an welchen der deutsche Adel so reich ist.

Der Ahnherr des Geschlechtes von Lewetzow, so heißt es, lag einst vor einer starken Burg; ganz unzugänglich erschien die Veste den Belagerern! Allein, was Keiner unter ihnen sah, das bemerkte eben jener Kriegsmann; er gewahrte es, wie einst in einer Nacht das Fallgatter jener Burg halb aufgezogen wurde, — entweder, um den Fliehenden freien Abzug zu ge-

währen oder um neue Vertheidiger in die umlagerte Veste einzulassen. Selbstverständlich war dabei auch die Zugbrücke niedergelassen. Da stürmte der wackere Mann mit seiner kleinen Schaar in raschem Muthe vor; er Allen voran. „Lauft zu! Lauft zu!", so mahnte sein Wort die Gefährten. Noch traf er schnell genug bei dem Fallgatter ein, um dessen Niederlassen zu verhindern; allein aber hatte er am Burgthore sich gegen eine ganze Schaar von Feinden tapferer Art zu halten, bis ihm endlich von den Seinigen Hilfe kam und er den Eingang in die Veste sich erzwingen konnte. Zum Lohne solcher Wachsamkeit und Tapferkeit, so heißt es, hat sein Landesherr ihn dann zum Ritter geschlagen und ihm das Wort: „Lauft zu! — Loft zu!" als Namen, — als Wappen aber eine Zugbrücke mit halb heruntergelassenem Fallgatter in Gnaden verliehen. —

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß nichts Anderes hier vorliegt als ein Gebilde der naiv erfindenden, namen- und wappendeutenden Poesie des Volkes.

66. Die Schätze derer von Blankenburg.

In der Ukermark und Priegnitz hat einst ein nun erloschenes Geschlecht derer von Blankenburg geblüht, welches drei Rosen im Schilde führte. Als ein sehr bedeutender Mann tritt uns aus diesem Hause um 1558 der havelbergische Stiftshauptmann Georg von Blankenburg entgegen, erbsessen auf Schloß Goldbeck in der Priegnitz, kurfürstlicher Rath und Verweser. Die märkische Kirchenreformation schüttete diesem „klugen" Herrn ein sehr ansehnliches Vermögen in den Schooß, und die St. Marienkirche zu Wittstock bewahrt noch heute seinen Grabstein, auf welchem der geharnischte Edelmann mit dem dräuenden Streitkolben als ein frommer Beter lebenswahr dargestellt ist! —

Die von Blankenburg auf Blankenburg, Wolfshagen, Goldbeck u. s. w. waren einst sehr reich. Wo aber sind ihre Schätze geblieben? — Nicht die Geschichte, — nicht die genealogische Forschung ertheil uns Antwort darauf, wohl aber die Volkssage, in welcher jener alte Stiftshauptmann noch lange fortgelebt zu haben scheint.

Bei dem Dorfe Blankenburg am See befindet sich nämlich der „Wall- oder Schloßberg", auf welchem einstmals die Stammburg dieses Geschlechtes von Blankenburg mit den drei Rosen im Wappen gestanden hat. Einst nun, erzählt das Volk, legte sich ein armer Tagelöhner, ein Tabakspflanzer, in heißer Mittagssonne am Fuße des Burghügels „so recht in schweren Sorgen" ein wenig zum Schlafe nieder. Als er aber erwachte, da sah er zu seiner großen Verwunderung den Berg offenstehen. An der eisernen Eingangspforte lehnte ein bärtiger Mann; derselbe winkte ihm zu folgen, und das war der „alte Landvogt Blankenburg". Bebend trat der Arme in den Berg ein, in welchem es von Silber und von Golde glitzerte und glänzte. Alles Folgende verläuft dann in jener, von der deutschen Sage so oft beschriebenen Weise; nur, daß der Tagelöhner von den Schätzen der Blankenburg wirklich ein Fäßchen zu Tage fördert, mit Goldstücken gefüllt bis zum Rande.

Damals aber, als er, der Glückliche, in den Berg gegangen war, da hatte der alte Landvogt auf jenen Haselstrauch hingedeutet, welcher das gewölbte Portal des Wallberges überschattete. Haselsträucher zwar wachsen nun auch heute noch genug an dem Fuße des brach liegenden Berges, welcher einst die Blankenburg getragen hat; nur weiß man nicht mehr, welcher unter ihnen wohl der rechte sei.

67. Die von der Güstebiese

waren zusammen mit denen von Elsholt und den Plotze's Burgmannen jener merkwürdigen, neumärkischen Veste, des Ganerben-Schlosses zu Schulzendorf bei Morin, dessen eisenfeste Trümmer noch heute von dem Haupte eines mit Hagerosen-Büschen bewachsenen Hügels herabgrüßen zu dem tiefen, stillen, wie ein gewaltiger, blitzender Stahlschild daliegenden See von Morin. Die Namen derer von Elsholt und der Plotze oder Plötz sind von den guten Bürgern von Morin selbstverständlich lange schon vergessen worden; — daß indessen auch Herren von der Güstebiese dort oben gewohnt haben, wo die Thorpfeiler der alten Ringmauer noch heute aufrecht stehen, das hat man im Gedächtnisse behalten; der Name des nicht allzu fernen Dorfes Güstebiese erinnerte ja auch beständig daran. Sonst sind „die von der Güstebiese" nur ein sehr unbedeutendes neumärkisches Adelsgeschlecht gewesen. Im Einklange mit ihrem Namen, — in Hindeutung auch auf ihre Stammsitze im Schilfe und Röhricht der Oderniederung führten sie eine Anzahl von Rohrkolben im Schilde und auf dem Helme.

Wie aber jene obenerwähnte Burg bei dem nun verschwundenen Dorfe Schulzendorf und dem Städtchen Morin in den Besitz der Herren von der Güstebiese gekommen ist, das erzählt die Sage in folgender Weise.

Auf der alten Warte über dem See hauste einst ein mächtiges Herrengeschlecht. Allein dasselbe verarmte nach und nach. Der Letzte dieses alten Hauses war ein silberbärtiger Greis; er trat das feste Schloß auf der gebietenden, den See und die Niederung beherrschenden Höhe denen von der Güstebiese endlich für ein Kalb auf immer ab. Die neuen Herren zogen ein; der Alte aber wurde seiner Schwäche halber im Lehnstuhle nach dem Städtchen Morin hinabgetragen; dort ist er dann auch in Frieden gestorben.

Jene Ganerbenburg bei Morin war, wie wir genau wissen, der erste feste Punkt im Lande über der Oder, welchen die Deutschen in der späteren Neumark sich errangen. Der runde Hügel aber, auf welchem das alte Schloß, einst auch die erste deutsche

Münzstätte hier zu Lande, aufragt, ist eine großartige Leistung alter, slavischer Befestigungskunst. Die Deutschen schufen also nur eine bereits vorhandene Burg zu einem Ganerbenschlosse mit der Verfassung der Reichsveste Friedberg in der Wetterau um, und die Herren von der Güstebiese waren trotz ihres slavischen Namens deutsche Krieger. Jene Moriner Sagen, für deren Echtheit Verfasser sich verbürgt, sind demnach nicht ohne einen geschichtlichen Hintergrund; sie sind der volksmäßige Nachhall jenes erbitterten Völkerkampfes, welcher einst auch diese, jetzt so elegisch-stillen Stätten umwogt hat.

Das Deutsche Samariter-Ordens-Stift zu Craschnitz

beging am 10. d. Mts., nachdem es am 28. August d. J. das 25jährige Dienstjubiläum seiner ältesten Diakonissin gefeiert hat, sein Kirchweihfest.

Das jetzt 18jährige Gotteshaus dient augenblicklich 321 Schwachsinnigen, 98 Epileptischen, 38 Kranken und Siechen, zusammen 458 männlichen und weiblichen Pflegebefohlenen und den dieselben pflegenden Brüdern und Schwestern zur Stätte da Alle Kraft holen, die Einen, um die Leiden zu ertragen in Geduld, die Andern, um sie lindern zu können in der Liebe, die Alles trägt und Alles duldet!

Leider ist diese Stätte der Erbauung und des Friedens viel zu klein für die, welche Platz darin begehren und bedürfen, denn nur 390 finden Unterkommen darin. Möchte der HErr zum geistigen Festsegen auch den irdischen nachfolgen lassen, daß die zum Erweiterungsbau nöthige Summe als nachträgliches Festgeschenk auf den Altar des HErrn gelegt würde, den Anstaltsbewohnern, die sich seit Jahresfrist wieder der regelmäßigen Sonn- und Wochentagsgottesdienste in ihrem lieben Kirchlein erfreuen, zur Glaubensstärkung und zu bleibendem Segen!

Eine Erinnerung.

„Neu Regiment bringt neue Menschen auf,
Und früheres Verdienst veraltet schnell.“

Von den vielen wahren Worten unseres großen Schiller ist dieses eines der wahrsten, und wenn er im vorigen Jahrhundert schon diese Wahrheit empfunden, ja als eine so tief in der menschlichen Natur begründete empfunden hat, daß er sie seinem Wallenstein in den Mund, mithin in die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurücklegt, wieviel mehr müssen wir jetzt in den Tagen der Eisenbahnen und Telegraphen ihre Richtigkeit erfahren! Wer erinnert sich jetzt noch der Menschen und Dinge, die namentlich vor die Jahre unserer letzten siegreichen Kriege zurückreichen, und eine Erwähnung solcher „vorsintflutlicher“ Begriffe in einer gesellschaftlichen Unterhaltung erregt oft das mitleidige Lächeln, welches der richtige Weltmensch für das Auskramen der Gelehrsamkeit eines Pedanten hat.

Auch in das heilige Land, das doch wie kein Anderes die Blicke seiner Bewohner auf die Vergangenheit verweist, ist dieser Geist der Beschränkung auf Gegenwart und Zukunft gedrungen. Es soll daher dem Verfasser des in Nr. 41 des Wochenblattes aus dem „Armen- und Krankenfreund abgedruckten Berichtes über das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem keineswegs ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er mit keinem Worte der edlen Gründer dieser Anstalt gedachte, ist dies ja schon seit geraumer Zeit überhaupt nur ausnahmsweise geschehen, was sich nur zu gut aus obiger Schiller'scher Wahrheit und dem Eindringen derselben auch auf heiligen Boden erklärt. Aber eigenthümlich wirkt, auf den Freund der Wahrheit im Allgemeinen, das Zusammentreffen dieses Artikels mit einer uns aus München zugegangenen Todesnachricht.

Am 3. v. M. verschied daselbst nach langen, schweren Leiden Augusta Freifrau v. Keffenbrink-Ascheraden, geborene Gräfin v. Kielmansegg. Zu ihrer vornehmen Geburt hatte sie von Gott noch hohe Geistesgaben erhalten und das Leben führte ihr einen Gemahl zu, dessen edler wahrhaft vornehmer Sinn und großer Reichthum ihr gestatteten, idealen Neigungen nachzuleben. Die sonst glückliche Ehe blieb leider kinderlos, ein Umstand, welcher wieder auf eine in größerem Maßstab auszuübende Wohlthätigkeit hinwies.

Im Jahre 1867 machte das Ehepaar eine Reise durch den Orient, besuchte natürlich auch das heilige Land und wurde daselbst mächtig angeregt durch die zahlreichen Erinnerungen an Alles, was dem Christenherzen werth und theuer ist. Da entstand denn natürlich der Wunsch an der Stätte des Wirkens und Leidens unseres Erlösers thatsächlich in die Fußstapfen Desjenigen zu treten, der da gesagt hat: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken.“ Und dabei fanden die Pilger den evangelischen Bischofstuhl mit einem Manne besetzt, durch dessen ganze, langjährige Thätigkeit auf demselben sich diese herrlichen Heilands-Worte als lebendiger Liebesstrom hindurchzogen. Samuel Gobat, jene lebendige Verkörperung des hohen Ideals König Friedrich Wilhelm's IV., auf heiligem Boden eine Einigung aller evangelischer Kirchen zum Ausdruck zu bringen, befand sich gerade im Zenith seiner 46jährigen, so überaus gesegneten Wirksamkeit als Bischof zu Jerusalem, als Gottes Vorsehung den Baron Keffenbrink mit seiner edlen Gemahlin dahin führte. „Suchet Ihr Mühselige und Beladene, sie zu erquicken? Gehet hin vor das Jaffathor und sehet sie da sitzen in langen Reihen und klagen, die armen Elenden, die Gottes Hand am

Schwersten getroffen. Bauet den armen Aussätzigen ein Heim, um ihnen, wenn auch nicht die leider unmögliche Heilung, doch wenigstens Linderung ihrer Noth und womöglich der ganzen furchtbaren Krankheit durch weise Maßregeln ein, wenn auch langsames Ende zu bereiten."

Und sie fielen auf den dankbarsten Boden, diese Worte des unvergeßlichen Mannes. Die Baronin ließ sich sofort von ihm die eingehendsten Rathschläge über die Einrichtung eines Aussätzigen-Asyls ertheilen, und kaum von der Reise zurückgekehrt, bildeten beide Gatten mit Hilfe der Geistlichen auf ihren Gütern einen Verein zu Sammlungen für diesen frommen Zweck. Hierdurch, hauptsächlich aber durch eigene freigebige Zuwendungen des Barons, wurden die Mittel zur Erwerbung und Einrichtung des ersten Hauses beschafft, während seine Gemahlin sich an die Unität der Herrenhuter Brüdergemeine behufs Anstellung eines geeigneten Hausvaters wandte. Ein solcher wurde auch bald in der Person des bis dahin in Labrador thätigen Missionars Fr. Tappe gefunden, welcher auch sofort dem an ihn ergangenen Rufe Folge leistete, mit seiner ihm später in Jerusalem durch den Tod entrissenen Gattin dieses Werk ächt christlichen Heldenmuthes tapfer unternahm und lange Jahre hindurch fortführte.

Bis zu dem am 11. Mai 1879 erfolgten Hinscheiden des Bischofs Gobat wurde die Anstalt durch einen unter seinem Vorsitz stehenden Lokal-Ausschuß verwaltet, während der unter Keffenbrinkscher Leitung stehende Sammelverein in Deutschland die Kosten dazu aufbrachte. Nach dem Tode des Bischofs sahen sich die edlen Stifter veranlaßt, diese Leitung ganz in die Hände der Herrenhuther Brüder-Unität niederzulegen, welche sie im Jahre 1880 auch thatsächlich übernahm. Seitdem ist in den Veröffentlichungen der Anstalt wenig mehr die Rede von denjenigen gewesen, die den ersten Anstoß zu diesem schönen Werke gegeben: neu Regiment bringt neue Menschen auf, und früheres Verdienst veraltet schnell! Jetzt aber, an dem Grabe der edlen Stifterin, ist es Gewissenspflicht, ihr ein Wort der Erinnerung zu weihen, an dieser Stelle, dem Organ des Ordens, der zuerst an heiliger Stätte das Heilandswort von den Mühseligen und Beladenen bethätigt hat, und dem auch ihr Gemahl angehört. Sie ist, durch Gründung jener Anstalt, dem Geiste des Ordens am Schönsten gerecht geworden:

Friede ihrer Asche!

Th. Frhr. v. Münchhausen.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. September und Oktober 1889. II. Band, Nr. 17 (Seite 239—266).

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. Sofort nachdem der Ankauf der Sulkowskischen Sammlung bekannt geworden und diese provisorisch aufgestellt war," so berichtet die Chronik, „wurde zunächst die Bevölkerung Nürnbergs, welche sie rasch zu besichtigen sich beeilte, freudig bewegt, und es sind uns alsbald von verschiedenen Seiten theilweise recht namhafte Beträge zur Verfügung gestellt worden; es wollte dadurch Mancher seine Freude bezeugen und der Verwaltung auf diese praktische Weise den Dank für das entschiedene Eingreifen abstatten. Wir hoffen, daß sich den Nürnbergern nach und nach auch auswärtige Freunde und Gönner in größerer Zahl anschließen werden, wie Einzelne dies bereits gethan haben, und daß den ungefähr 8000 Mk., welche das nachfolgende erste Verzeichniß aufführt, recht bald weitere Verzeichnisse mit neuen Gaben folgen können."

Im Weiteren enthält der Anzeiger das Verzeichniß der aus der Sulkowskischen Sammlung erworbenen Stücke an Waffen aller Art, plastischen Kunstgegenständen, Glasgemälden und Gemälden.

Fundchronik.

Als Beilagen sind dem Anzeiger beigefügt:

1. Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum, II. Band, Bogen 33 und 34.
2. Katalog der im germanischen Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände und Theile von solchen. Bogen 7 –9.

Vor 350 Jahren. Festschrift zur Erinnerung an die Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg am 1. November 1539 von Hoppe, Pastor, Vorsteher des Oberlinhauses mit 9 Bildern. 48 S., Preis 25 Pf. 50 Exemplare 11 Mk., 100 Exemplare 20 Mk. Verlag von J. Rentel in Potsdam.

Das vorliegende Büchlein, das sich besonders zur Vertheilung in Schulen eignet und sich auch zu Vorträgen in Schulen und Vereinen gut verwerthen läßt, giebt unter den Kapitel-Ueberschriften: „Tetzel in Berlin. Luther in Wittenberg. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg. Joachim II., genannt Hektor, als Kurprinz und Kurfürst, und Markgraf Johann von Cüstrin zum 1. November 1539" — in anschaulicher Weise ein Bild jener denkwürdigen Zeit.

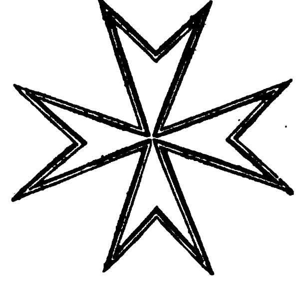
Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 13. November 1889. Nr. 46.

August Wilhelm Gottlob Freiherr von Feilitzsch, Königlich Bayerischer Generalmajor a. D., Ehrenritter seit 1860, † zu Augsburg 4. November 1889.

Das alte Straßburg.

(Schluß.)

Die mitunter etwas seltsam klingenden Zunftnamen sind wohl auf Häusernamen zurückzuführen. Die „Möhrin" besteht noch heute als Café de la Maurette; die „Blum" der Metzger war wohl ein Wahrzeichen, vielleicht das der alten Straßburger Lilie am Zunfthause. Ebenso zu erklären ist vielleicht die „Stelz" oder Stelze; wie es heute noch ein Haus „zur Meise" genannt giebt. Die unter ihnen geltenden Vorrechte hielten die Zünfte sehr hoch. Beispielsweise hatte der Rathsherr derer „zum Encker", der Schiffleute, wegen der hohen Bedeutung der Schifffahrt für das alte Straßburg, den Ehrensitz im Rath, neben dem Stattmeister. Als aber die Bäcker im Jahre 1448 durch ihre Tapferkeit die Veste Waffelnheim zu Falle gebracht hatten, wurde ihnen dieser Ehrensitz feierlich zuerkannt; auch durften sie alljährlich am Gedenktage, bis an die Zähne bewaffnet, mit Fahne und Musik einen festlichen Umzug durch die Stadt halten. Tapfer und zugleich vaterlandsliebend im höchsten Grade zeigten sich die Schneider. Als an dem verhängnißvollen 30. September 1681 die dreihundert Schöffen über den Anschluß an Frankreich ihren Rath abgeben sollten, erhob die Schneiderzunft den kräftigsten Widerspruch: Eher müsse man sich bis in den Tod vertheidigen, als die Freiheit Straßburgs aufgeben! Und als 109 Jahre später der französische Commissar Dietrich in glatter Rede die Schöffen zur Niederlegung ihres Amtes und zur Anerkennung der neuen revolutionären Gemeindeordnung aufforderte, traten wiederum die Schneider voller Zorn dagegen auf und bewirkten wenigstens einen mehrmonatlichen Aufschub. Das Gegentheil von diesem Vaterlandsgefühl finden wir bei dem Gewerbe der Leinweber, welche sich bei Aufhebung der Zünfte 1791 nicht genug beeilen konnten, ihren Bruderschaftspokal und andere kostbare Silber- und Goldgefäße, 14 Mark an Gewicht, auf die Münze zu tragen und der Nation damit ein Geschenk zu machen. Diese Züge aus dem Zunftleben mögen genügen.

Den Zünften gegenüber standen die schon erwähnten adeligen Constofeln, in denen sich das frühere Adelsregiment der Stadt wiederspiegelt. Ursprünglich eine Art militärischer Eintheilung der freien Stadtinsassen bedeutend, nahmen die Constofeln allmählich das Gepräge einer Bezirkseintheilung an; 1394 haben wir die acht Constofeln zu St. Peter, vor dem Münster, in Kalbesgasse, zu St. Niclause, in Spettergasse, zu St. Thoman, an der Oberstraße und am Hohlwege. Die Constofeln hatten die öffentliche Sicherheit, den Wachtdienst, die Thorhut, ferner auch die Steuerumlage zu besorgen. Sie thaten den früher so wichtigen Dienst zu Pferde, während die Handwerker das Fußvolk bildeten. Als letztere 1332 zur Herrschaft gelangten, bedurfte es einer besonderen Verordnung, damit sie auch beritten wurden. Ausdrücklich erzählt Königshofen: „Under den kam die gewohnheit vs, das die antwerglüte uf wegene wurdent ritende wenn man vszogete in reisen. Wan vormols giengen sü zu Fusse". Die Constofeln gingen allmählich ein, je mehr sich das selbständige Zunftwesen entwickelte. Der Adel hatte übrigens schließlich nach mannigfachen Schwankungen nur zwei Kurien oder Stuben, welche für ihn politische Einigungspunkte bedeuteten: „Zum Hohensteg" und „Zum Mühlstein".

Nebenbei sei bemerkt, daß das Kriegswesen dieses Zunftstaates auf gleicher Höhe stand. Als der Glanz des Ritterthums gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts verblich, blühte die Tüchtigkeit des städtischen Fußvolks auf, und besonders waren es die Straßburger Zünfte, welche einen ausgezeichneten Stamm streitbarer Männer stellten. Das bischöfliche Ritterheer erlag 1213 bei Hausbergen bereits dieser

neuen Macht, und als zu Anfang des folgenden Jahrhunderts das Handwerk zur Herrschaft gelangte, war diese Macht wohl geeignet, den Forderungen der „antwercksliüt“ Nachdruck zu geben. Erst bei der Beschießung von 1870 ist die kleinere der beiden Stadtfahnen*), unter deren Führung die Straßburger ihre Kriegszüge unternahmen, zu Grunde gegangen, prächtig gearbeitete Stücke, auf denen die Mutter Gottes mit dem Kinde prangte, wie sie heute noch — nur in anderer Farbenzusammenstellung — das mittlere Glasfenster über dem Hochaltar im Münster ziert. Unter diesem Zeichen pflegten die Straßburger zu siegen und ihren Ruhm weit über die Grenzen des Reichs zu tragen; als Kaiser Friedrich III. 1442 zur Krönung nach Rom zog — als der letzte deutsche Kaiser, der sich dort krönen ließ —, nahm eine Schaar von fünfzig berittenen Straßburgern mit Stadtbanner und „besonderem“ Trompeter an diesem Zuge Theil, wofür Straßburg seine Freiheiten und Rechte feierlich bestätigt erhielt. Die letzten Spuren dieser kriegerischen Herrlichkeit wurden ein Jahr nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen vernichtet. Im Jahre 1682 hatten nämlich die bewaffneten Zünfte noch die Thorhut zu versehen. Am 22. August dieses Jahres aber beschlossen die Räthe der XXI., „die Herren Franzosen darzu suchen zu disponiren, daß sie die Thorschließerei selbsten übernehmen thäten“. Der Zunftchronist C. F. Heitz setzt mit schwerem Humor hierzu: „welches auch sogleich erfolgte“. Frankreich ließ sich um so etwas nie lange bitten.

Schließlich gab es noch feste, besoldete, gewissermaßen niedrige Aemter, die der Schreiber, Rentmeister, Zinsmeister und andrer, deren Besetzung aus der Mitte und auf Empfehlung der Zünfte erfolgte. Eine im heutigen Sinne strenge Abscheidung dieser niedrigen Aemter nach Bildung und gesellschaftlicher Stellung hat es aber im alten freien Straßburg nie gegeben. Jeder konnte zu den Würden in Staat und Zunft gelangen, nach dem höhern oder geringern Grade von eigener Tüchtigkeit und öffentlichem Vertrauen. Durch in dem fein durchdachten Wahlsystem begründeten Stoffwechsel wurde der politische Sinn im Volke fortwährend rege gehalten, wurde den einzelnen Körperschaften immer wieder frisches Blut zugeführt, erhielt das Staatswesen immer neue Schwungkraft. Der Werth dieser Verfassung wird dadurch nicht gemindert, daß sich die Machtverhältnisse der einzelnen Gewalten allmählich verschoben, daß der Ammeister zu einer Repräsentationsgestalt verblaßte, der Rath seine Bedeutung an die Schöffenversammlung verlor und das „beständige Regiment“ die wirkliche Herrschaft in die Hände bekam. Die Grundzüge der Volksherrschaft, der Demokratie im edelsten Sinne blieben stehen, sie waren es, welche Straßburg die innere Ruhe verbürgten und seinen Glanz nach innen und außen schufen und mächtig förderten.

An Erwins Dome erhob sich diese Verfassung, selbst ein herrlicher, hochstrebender Bau, in dessen weiten Hallen die alten Straßburger friedfertig ihre Angelegenheiten ordneten und von dem aus sie machtgebietenden Einfluß auf das Land ringsum ausübten, ihre Freundschaft und ihren Schutz den Fürsten und Städten begehrenswerth zu machen wußten. Erwins Dom hat den schweren Stürmen der Zeit getrotzt und strahlt jetzt verjüngt in der Morgensonne des neuen Reiches, so jugendfrisch wie damals am Johannistage des Jahres 1439, als die Bauzünfte abgerüstet hatten. Von des Münsters stattlichem Schwesterbau aber, der Verfassung, ist kaum eine Spur mehr vorhanden; nur hie und da finden sich dürftige Erinnerungen, mahnt der Name dieser oder jener Gasse, dieses oder jenes Haus oder Abzeichen an die alte Zunftherrlichkeit. Urkunden und Abschriften geben uns allerdings Nachricht davon, wie diese Verfassung gewesen. Nirgends finden wir aber eine Kunde von dem eigentlichen Schöpfer dieses Wunderwerkes. Ihre Namen sind mit verweht, wie ja auch alte Volkslieder auf unsere Zeit gekommen sind, ohne daß wir ihre Urheber kennen.

*) Sie ward zuletzt entfaltet bei dem badisch-elsässischen Sängerfest, welches 1863 in Straßburg abgehalten wurde.

Deutsche Adelssagen.

68. Die Stammburg der Grafen von Dannenberg und der König-Woldemar-Thurm.

Unfern dem Einflusse der Jeetze in die Elbe, im hannöverschen „Wendlande“, liegt Dannenberg, — einst ein Stützpunkt der deutschen Eroberungen in slavischem Gebiete. Als die Sachsenkrieger im 11. und 12. Jahrhunderte diese von den Wenden überfluteten Elblandschaften mit dem Schwerte zurückerwarben, da siedelte sich auf den alten Burgwällen bei Lüchow und bei Dannenberg ein deutsches Geschlecht an, welchem vom Kaiser das Grafenamt in diesen Gegenden übertragen wurde. Die Grafen von Dannenberg und die von Lüchow sind ein Geschlecht; sie entstammten wahrscheinlich dem niedersächsischen Hause derer von Wertbeck und führten einen rautenförmig bemalten Schild. Frühe schon sind sie erloschen.

Bei Lüchow weiß man's noch zu erzählen, wie hart und wie unablässig sie einst gegen die Slawen zu streiten hatten. Endlich aber war die blutige Arbeit des Schwertes vollendet, und bei der Lüchower Burg fiel der letzte wendische Fürstensohn dieser Landschaften unter dem Schwerte der Dannenberger. Eine Rieseneiche sproßte aus seinem Heldenblute auf. Von nun an hatten die deutschen Grafen guten Frieden, und in Glanz und Ehren hielten sie Hof auf ihrem Schlosse bei Dannenberg, welches sie auf einem im Sumpfe aufgeschütteten Burgwalle sich erbaut hatten.

Von dieser uralten Veste der Dannenberger Grafen ist ein etwa 100 Fuß hoher Wartthurm von der

größesten Festigkeit, ein Backsteinbauwerk von der allersorgfältigsten Ausführung mit 16 Fuß dicken Ringmauern noch heute vorhanden. Vergeblich hat einst die westfälische Regierung versucht, diesen offenbar von niederländischen Werkleuten aufgeführten Thurm niederwerfen zu lassen. Der Mörtel in den Fugen weicht dem Hammer nicht; nur die Backsteine selbst sind, wenn es sein muß, zu zerstören.

Im Munde des Volkes heißt dieses Bauwerk noch heute der Woldemarsthurm. Und mit Recht; in ihm ist während des Winters von 1224 zu 1225 der König Woldemar II. von Dänemark gefangen gehalten worden.

Das Innere dieses Thurmes besteht aus drei über einander befindlichen Gewölben; auf sie folgt als viertes Geschoß ein Zimmer mit einer Balkendecke. Aus diesem letzteren führt eine schwere, eichene, mit eisernen Bändern beschlagene Thür in das Gefängniß des Dänenkönigs, welches ganz und gar in die Thurmmauer hineingebaut ist. Licht empfängt dasselbe nur durch eine vergitterte Lucke; nach ihr erweitert sich der Kerker ein klein wenig, und unter ihr befindet sich, wie sonst unter den Fenstern alter Burgen, eine Steinbank. Dieselbe ist derartig doppelt ausgehöhlt, daß zwei trogähnliche Vertiefungen entstanden sind. In sie, so heißt es, und es ist dies durchaus nicht unwahrscheinlich, ist dem Gefangenen seine Nahrung einst hineingeschüttet worden. Für einen Sessel ist kein Raum, geschweige denn für ein Lager. In harter Winterkälte hat demnach der König Woldemar in diesem Kerker geschmachtet, — der festesten einem im deutschen Norden. Kein Wunder, daß selbst seine starke, eisenfeste Natur hier zu erliegen drohte. Allein seinen Feinden, zu welchen auch die an dieser Stätte ansässigen Grafen von Dannenberg gehörten, wäre nur wenig damit gedient gewesen, wenn Woldemar gestorben wäre; sie brachten den König deshalb in das zunächst liegende, — in das oberste Gewölbe dieses Thurmes. Hier wurde der hochgewaltige Kämpe an eine tief in die Mauer des Thurmes eingelassene Kette angeschmiedet, von welcher ein Theil in daumendicken Gliedern noch im Anfange dieses Jahrhunderts vorhanden gewesen ist. Damals erblickte man auch noch jenen eisernen Reif, welcher dem Könige oberhalb der Hüften um den Leib gelegt worden war.

Doch nun zu dem Geschichtlichen! Es ist wahr, — hart hat der Dänenkönig Woldemar II. leiden müssen; allein die Freiheit Norddeutschlands hatte auch keinen gefährlicheren Feind als gerade diesen Herrscher. Die nähere Veranlassung zu seiner Gefangennahme aber war die folgende:

Ein Edelherr des Wendenlandes, ein Deutscher von Geblüt und ein Sohn des Hauses Putlitz, Johann Gans von Grabow, hatte bei König Woldemar eine Zuflucht gegen die Grafen Heinrich und Günzel von Schwerin gesucht, welche ihn als Landfriedensbrecher aus seinem Besitzthume vertrieben hatten. König Woldemar nahm sich dieses Edlen an und rächte ihn an den Grafen von Schwerin; er eroberte deren Gebiet, verjagte den Grafen Heinrich und zerstörte dessen festes Schloß Boytzenburg an der Elbe. Auf's Unköniglichste aber beschimpfte er dabei nach der rohen Weise jener Zeit die Frauenwürde der Gräfin von Schwerin. Allein Graf Heinrich, zugenannt der Schwarze, war der Mann nicht, solche Unbill ungestraft zu dulden und sich selber ungerächt zu lassen.

Es war in der Maienzeit des Jahres 1223. Auf der kleinen Insel Lyoe an der Südküste Fühnens belustigten sich die Mitglieder des dänischen Königshauses; Woldemar hatte ein Zeltlager aufschlagen lassen und hielt ritterliche Spiele ab, wie das dänische Volk sie zur Begrüßung des wiedereinziehenden Frühlings anzustellen liebt. Die Dämmerung des sechsten Maientages war auf das brausende Meer und die rauschende Buchenwaldung herabgesunken; froh ließ man nach der Väter Sitte nun den Becher kreisen. Allein in der Mitte der Nacht, da der Wein sie alle gebändigt hatte, fiel Graf Heinrich von Schwerin über die Dänen her; seine Reisigen rissen den König aus dem Schlafe empor; mit Blitzesschnelligkeit brachten sie ihn zu einem der Boote. Mit Gewalt ward Woldemar der Sieger auf eins der vor Lyoe kreuzenden Schiffe geschleppt, — ein Gefangener nun, — ja, anscheinend ein verlorener Mann! Man führte ihn von Burg zu Burg, bis er im Winter von 1224 zu 1225 den Dannenberger Grafen übergeben wurde. Im nächsten Frühjahre wurde er nach der Burg bei Lenzen, sodann nach der von Schwerin gebracht; es scheint, als habe man seinen Freunden jedwede Kunde davon nehmen wollen, wo der König sich befände. Zwar trat der tapfere Graf Albrecht von Orlamünde muthig für seinen gefangenen Vetter und Gebieter ein; allein auch er verlor die Freiheit. Die deutschen Lande an der Ost- und Nordsee athmeten auf, so lange Woldemar gefangen saß. Erst im Jahre 1226 öffnete sich der Kerker des Dänenkönigs. Woldemar beschwor es, 45 000 Mark Silber, sowie alle Kleinodien seines Hauses bis auf die Krone, 300 Zimmer oder Stücke köstlichen Pelzwerkes und 1000 Ellen flandrischen Scharlachs für seine Freiheit hinzugeben. Allen seinen Eroberungen in Deutschland entsagte er; endlich schwur er Urfehde und stellte zwölf dänische Edle als Bürgen seiner Treue. Sowie jedoch die freie Luft der See ihn wieder umwehte, beschloß er, keine der ihm aufgezwungenen Bedingungen zu halten.

Doch kehren wir zu den Grafen von Lüchow und Dannenberg zurück! Es war nicht zu verwundern, wenn Woldemar während seiner Gefangenschaft ihnen geflucht hatte. Nach der Volkssage aber hat der Fluch des Gefangenen sich jäh erfüllt. Der Kerkermeister des Dänenkönigs hat den Hals abgestürzt, als er einst den Burgberg hinabritt. In Wahrheit hat das Haus dieser Grafen von Lüchow und Dannenberg jedoch noch bis zum Jahre 1318 geblüht; im

Kloster Diesdorf, bei den Ahnen, wurde der Letzte seines Stammes mit Helm und Schild zu der genannten Zeit begraben.

Evangelischer Gottesdienst in Kurorten.

Während der verflossenen Ferienzeit werden es wieder viele unserer Landsleute mit Genugthuung empfunden haben, daß sie auch in der Ferne ihren heimathlichen evangelischen Gottesdienst fanden und nicht mehr genöthigt waren, bei englisch oder französisch redenden Kurgemeinden zu Gaste zu sein, wenn sie das Bedürfniß ihrer sonntäglichen Erbauung befriedigen wollten. Es ist dies den fortgesetzten Bemühungen des **Vereins für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten** (Vorsitzender: General z. D. Graf Bismarck-Bohlen) zu danken. In Ostende wurden von Anfang Juli bis Anfang September die Gottesdienste von den Herren P. Schlegel und P. Schulz, in Blankenberghe während der gleichen Zeit von den Herren P. Knak und P. Dietrich gehalten. In Scheveningen folgte auf Divisionspfarrer Carstet P. Cranz. An St. Blasien, wohin der Verein schon im vorigen Jahre Kurprediger im Juli und August entsandt hatte, reihte sich in diesem Jahre Triberg. Dort übernahm Herr Superintendent Klingebeil und P. Romberg, hier Herr P. Spiecker das Amt. Nach Belaggio am Comer-See war im Frühjahr Herr P. Prietsch gegangen. In Falkenstein im Taunus wurde es durch die Bereitwilligkeit einiger Geistlichen aus Frankfurt und Umgegend wieder ermöglicht, monatlich ein- oder zweimal Gottesdienste zu veranstalten. Zur Entsendung eines ständigen Predigers, wozu das Bedürfniß schon mehrfach betont wurde, fehlte es bis jetzt an dem erforderlichen Entgegenkommen der betreffenden Anstaltsdirection.

Den bisherigen Winterstationen des Vereins waren im vergangenen Jahre Gries bei Bozen, Gardone am Garda-See und Nervi bei Genua als neue hinzugetreten. In dem erstern Orte, wo der Gottesdienst zunächst in der bescheidenen Form von sonntäglichen Hausandachten stattfand, hat sich die Pensionsinhaberin Fräulein Schulz und neuerdings der Besitzer des neu entstandenen großen Hotels zum „Sonnenhof" den Bestrebungen des Vereins freundlich gezeigt. In Nervi war es bisher Fräulein v. Röder, die sich insoweit der gottesdienstlichen Versorgung des Kurortes annahm, als sie es sich angelegen sein ließ, durch den deutschen Geistlichen in Genua alle vierzehn Tage des Sonntags Nachmittags eine Andacht in ihrer Pension halten zu lassen — öfter durfte man dessen bereitwillige Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Dabei blieb aber mancher Wunsch nach einem regelmäßigen Gottesdienst des Vormittags und sonderlich an dem ersten Feiertage der hohen Feste unerfüllt, und es war deshalb begreiflich, daß in dem Maße, als der Besuch des Kurortes in den letzten Jahren sich hob, das Bedürfniß sich geltend machte, sich von Genua unabhängig zu stellen und in Verbindung mit dem genannten Vereine einen ständigen Kurprediger zu sichern. Derselbe wird in dem neuen Hotel „Eden", einem Gasthofe größten Stiles, Wohnung nehmen. Auch soll nächsten Winter zum ersten Male regelmäßiger deutscher Gottesdienst in Bordighera stattfinden. Dort hat der Besitzer des Hotel „Westend" (Beau Rivage) seinen Saal bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Gewiß wird jeder, der selbst auf Reisen die Wohlthat dieser Veranstaltung genießt, dieselbe gern unterstützen. Anfragen und Wünsche, die das Werk des Vereins betreffen, sind an den stellvertretenden Vorsitzenden und Geschäftsleiter — Herrn M. Bernus, 4 Taunus-Anlage, Frankfurt a. M. —, Beiträge zur Bestreitung der stets wachsenden jährlichen Ausgaben an den Schatzmeister — Herrn Carl de Neufville, 4 Barckhausstr., ebendaselbst — zu richten.

Die im Frühjahr dieses Jahres verstorbene Schwester des Königs Oskar von Schweden, Prinzessin Eugenie,

hat in stiller, bescheidener aber außerordentlich hingebender Weise durch Ausübung christlicher Liebesthaten ihr Leben zum Segen ihrer Mitmenschen gebraucht.

Die Prinzessin hat aus eigenen Mitteln eine große Zahl von Wohlthätigkeitsanstalten begründet und erhalten; unten jenen sind besonders hervorzuheben das Eugeniaheim für unheilbare kranke Kinder, das Missions- und Kinderheim in Lannavaara (Lapland) und das kürzlich erst eröffnete Heim für alternde Blinde.

Es würde schwer sein, alle die milden Stiftungen, Schulen und Vereine, sowie die einzelnen Personen, die sowohl in der Hauptstadt, als auf Gothland, dem Sommeraufenthalte der Prinzessin, ihre großartige Wohlthätigkeit und nie ermüdende Fürsorge genossen haben, aufzuzählen. Ja, ihr gütiges Herz war nicht nur voll warmer Sorge für alle Leidenden und Bedrückten unter ihren Mitmenschen, sie stand auch an der Spitze der Bestrebungen zu Gunsten des Thierschutzes und einer Beschränkung der Vivisection.

In allen humanen Werken hatte die Prinzessin eine unermüdliche Stütze an ihrer Hofdame Comtesse Rudenschöld, einer Nichte des Grafen Torsten-Rudenschöld, der mit großer Hingabe an der Verbesserung des Wohles der unteren Klassen gearbeitet hat.

Die gewöhnlichen Einnahmen der Prinzessin erwiesen sich bei weitem nicht ausreichend, um alle wohlthätigen Zwecke zu fördern, die sie verfolgte. So mußten also außerordentliche Mittel helfen. Im Laufe der Jahre hat die Prinzessin ihren reichen Juwelenschatz verkauft und da sie eine ganz tüchtige Bildhauerin war, gelang ihr für ihre Arbeiten ein Absatzgebiet zu gewinnen und Geld für ihre wohlthätigen Zwecke zu verdienen.

Unter dem besonderen Schutze der Prinzessin stand der Frauenverein (ca. 900 Mitglieder) und der Kinderverein (gegen 1000 Mitglieder). Ihre Hauptsorge war es, das heranwachsende Geschlecht für die humanitären Ideen zu gewinnen.

Die rasche Entwicklung der Feriencolonien

ist aus folgenden Angaben, welche der verdiente Förderer jener gemeinnützigen Unternehmungen, Stadtrath a. D. Röstel, im „Nordwest" macht, zu ersehen. Man verlegt den Anfang der systematischen Sommerpflegen gewöhnlich in das Jahr 1876, in welchem der wohlthätige Schulverein zu Hamburg die ersten 7 Kinder zur Kräftigung ihrer Gesundheit aufs Land schickte. Im folgenden Jahre gab derselbe Verein die doppelte Anzahl Kinder in Pflege und im Jahre 1878 trat Frankfurt a. M. mit den ersten wirklichen Feriencolonien nach Züricher Muster hinzu, sodaß die Zahl der Pfleglinge in jenem Jahre auf 151 stieg. Alljährlich nahm die Zahl der betheiligten Städte zu, sodaß für das Jahr 1884 schon über 11803 verpflegte arme Kinder berichtet werden konnte. Wie sich die weitere Entwickelung gestaltete, ergiebt folgende Uebersicht. Es betrug die Zahl der Pfleglinge

	1885	1886	1887	1888
in den Feriencolonien	4 302	4 416	4 810	5 457
„ „ Familien	1 833	2 026	2 200	2 688
„ „ Kinderheilstätten der Soolbäder	4 574	4 863	5 291	5 396
„ „ Kinderheilstätten der Seebäder	600	857	1 154	1 371
„ „ Milchstationen	2 500	3 722	4 804	5 162
zusammen	13 809	15 884	18 259	20 074

Seit 1876 ist die Zahl der Pfleglinge also von sieben auf mehr als 20000 gestiegen! Man bleibt hinter der Wahrheit nicht zurück, wenn man annimmt, daß aus 600 bis 700 deutschen Orten arme Kinder in irgend einer Form zur Kräftigung ihrer Gesundheit in öffentliche Sommerpflege gegeben werden. Das ist in erster Reihe der Begründung so vieler Heilstätten für Kinder in See- und Soolbädern zu danken. — Auch die finanzielle Entwickelung ist eine günstige gewesen. Im Jahre 1886 betrug das Vermögen bei den Kinderheilstätten der Seebäder rund 710000 Mk., 1888 schon mehr als das Doppelte, nämlich über 1428000 M.; bei den Heilstätten in Soolbädern stellten sich die entsprechenden Summen auf 825000 und 1132000, bei den Vereinen und Comitees für Feriencolonien 2c. endlich auf 452000 und 596000 Mk., soweit Angaben darüber vorlagen, was bei Weitem nicht bei allen Kinderheilstätten und Vereinen der Fall war. (Reichs- u. Staatsanz.")

Die Volks-Kaffee- und Speisehallen-Gesellschaft zu Berlin

hat ihre erste, Niederwallstraße 31 befindliche Halle nunmehr acht Monate betrieben. Wie stark das Bedürfniß nach Lokalen ist, in denen bei freundlicher Ausstattung der ärmeren Bevölkerung der Reichshauptstadt Speise und Trank zu solchen Preisen geboten wird, daß bei denselben die Anstalten sich selbst erhalten, das zu ihrer Anlage erforderliche Kapital mäßig verzinsen und den Gästen kein Almosen, auch nicht ein verschleiertes, aufgenöthigt wird, das zeigt am besten der Umsatz, welchen die erste Halle der Gesellschaft bisher erzielt hat. Wir theilen über denselben hier einige Daten mit, wobei die erste Zahl den achtmonatlichen Umsatz, die zweite, in Klammern gesetzte, denjenigen für den September angiebt. Es wurden verkauft: 189 367 (29 863) Tassen Kaffee, 22 955 (2 769) Gläser Milch, 1 044 Tassen Thee, alles zu je 5 Pf., 15 591 (1 188) Tassen Chokolade, 2 522 (224) Tassen Fleischbrühe, beides für je 10 Pf., 17 870 (1 614) Glas Lagerbier zu $^4/_{10}$ Liter für je 10 Pf., 39 791 (4 377) desgl. zu $^2/_{10}$ Liter zu 5 Pf., 4 830 (258) halbe Flaschen Weißbier zu 10 Pf., 1 509 (75) Glas Selterswasser zu 5 Pf., 8 697 (497) Glas Buttermilch zu $^4/_{10}$ Liter zu 5 Pf., 3 944 (296) Brötchen und 95 753 (15 658) Schrippen zu $2^1/_2$ Pf., 34 265 (4 407) Schrippen und 34 673 (5 051) Stullen mit Butter oder Schmalz gestrichen zu 5 Pf., 9 685 (1 448) Stullen mit Wurst, 3 935 (554) mit Käse belegt zu 10 Pf., 58 586 (6 640) Stück Kuchengebäck zu 5 Pf., 13 860 (451) gekochte Eier zu 5 bis $7^1/_2$ Pf., 3131 (360) Würste zu 10 Pf., 1 464 (105) marinirte Heringe zu 10 Pf., 3 137 (488) Portionen Kartoffelsalat zu 10 Pf., 21 179 (1 939) Cigarren zu 5 Pf., 25 674 (4 619) desgl. drei Stück für 10 Pf., 25 755 (2 349) Portionen Mittagessen zu 30 Pf., 67 436 desgl. zu 20 Pf., 4 480 (633) Portionen Suppe zu 10 Pf., 8 471 (1 446) Portionen Abendessen zu 25 Pf., 14 630 (1 421) desgl. zu 20 Pf., 2 546 (525) desgl. zu 15 Pf., 10 934 (1 004) desgl. zu 10 Pf. In diesen Zahlen drückt sich nicht nur die Größe des erzielten Umsatzes, sondern auch sehr deutlich aus, wie es diejenige Schicht der Bevölkerung, welche auf den Pfennig sehen muß, ist, die in der Volks-Kaffee- und Speisehalle eine ihrem Bedürfnisse entgegenkommende Einrichtung erkannt hat.

Eine französische Wohlthätigkeitsgesellschaft.

Aus Anlaß der Weltausstellung hat die Société Philanthropique zu Paris einen kurzen Bericht über die Ergebnisse ihrer bisherigen Thätigkeit versendet, dem wir Folgendes entnehmen. Die Gesellschaft ist im Jahre 1780 gegründet worden, in der Zeit von 1801 bis 1873 hat sie jährlich 90 000 Francs für Wohlthätigkeitszwecke ausgegeben, von 1873 bis 1888 dagegen 492 500. Sie besitzt 27 Speiseanstalten in Paris, welche während des Winters 1888/89 2 110 947 Portionen vertheilten; die Portionen bestehen in Suppe, Brod, Gemüse und Fleisch, alles zum Preise von 10 Cents Die Gesellschaft hat 25 Auskunftsstellen für Kranke errichtet, in welchen unentgeltlich ärztlicher Rath und Arzneien an diejenigen vertheilt werden,

welche im Besitze einer Gesellschaftskarte sind; andere Personen erhalten Rath und eine Anweisung auf die Apotheken der Gesellschaft, welche bewirkt, daß sie die Arzneien zu ermäßigten Preisen erhalten. Für kranke Kinder sind vier besondere Heilstätten vorhanden, in welchen im letzten Winter 1942 Kinder behandelt wurden, die an Augenkrankheit litten, rhachitisch oder skrophulös waren. Der Erfolg ist ein sehr günstiger, die Zahl der Heilungen betrug 1676. An Prämien zur Aufmunterung der Handwerker hat die Gesellschaft im letzten Winter 6615 Francs vertheilt. Zur Unterkunft obdachloser Frauen und Kinder sind drei Asyle eröffnet worden, welche im jüngsten Winter 9685 Frauen und 3316 Kinder aufgenommen haben; man hat in denselben 87 864 Portionen Suppe und 22 464 Kleidungsstücke verabfolgt und 3840 Frauen Arbeit verschafft. Seit 1886 hat man für schwangere Frauen und Wöchnerinnen zwei Asyle errichtet; in dem einen gewährt man den unmittelbar vor der Geburt stehenden drei Nächte Aufenthalt, in dem andern erhalten sie noch 10 Tage lang Aufenthalt und Pflege. 1888/89 wurden in diesem 422 Frauen mit ihren Kindern aufgenommen und 231 in Stellungen untergebracht. Für altersschwache und erwerbsunfähige Frauen hat die Gesellschaft ein Asyl mit Raum für 20 Personen. Endlich hat die Gesellschaft auch die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse in den Kreis ihrer Thätigkeit einbezogen und ein Haus mit 15 Wohnungen errichtet. Jede Wohnung besteht aus 2 oder 3 Zimmern mit Küche, Wassercloset und Wasserleitung. Der Miethpreis beträgt 169 bis 273 Francs, also wöchentlich $3{,}_{25}$ bis $5{,}_{25}$ Francs; er wird vierteljährlich und zwar im Voraus bezahlt; das in dem Hause angelegte Capital verzinst sich zu 4 pCt. und dieser Zinsertrag wird zum Bau neuer Häuser verwendet. In dieser Weise begleitet die Société Philanthropique, wie sie in dem oben erwähnten Berichte sagt, den Armen von seiner Geburt an und kommt ihm in jeder Lage des Lebens zu Hilfe. Die Gesellschaft darf mit voller Zufriedenheit auf ihre bisherigen Leistungen zurückblicken, sie hat ungemein viel Elend und Noth gelindert und ohne jegliche staatliche Unterstützung großes auf dem Gebiete der socialen Fürsorge geleistet. Wir wünschen ihr aufrichtig, daß auch weiterhin der Erfolg ihre Thätigkeit begleiten möge. (Volkswohl.)

Literatur.

„Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freitag. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1889."

Ein recht bedenkliches Buch, von dessen Dasein wir erst jetzt Kenntniß erhalten haben. — Dasselbe würde sich für das Johanniter-Wochenblatt nach keiner Seite hin zur Besprechung eignen, zumal bereits Dr. Otto Arendt, Mitglied des Hauses der Abgeordneten im „Deutschen Wochenblatte" eine dem Buche gebührende Kritik veröffentlicht hat, die auch als Separatabdruck znm Preise von 50 Pf. im Verlage von Walther und Apolant hierselbst zu haben ist, — wenn nicht der Verfasser es für gut befunden hätte, von den 85 Seiten, welche die Schrift, abgesehen von Vorrede und Beilagen, umfaßt, sechs Seiten dem Johanniter-Orden zu widmen, die von so völliger Unkenntniß dieser Institution Zeugniß geben, daß der Redacteur des Johanniter-Blattes sich veranlaßt gesehen hat, folgendes Schreiben an den Verfasser zu richten:

„Ew. Hochwohlgeboren haben in Ihrem vor Kurzem erschienenen Buche: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", abschweifend vom eigentlichen Thema, auf sechs Seiten des Johanniter-Ordens in einer Weise gedacht, die zweifellos bekundet, daß Ihnen diese Institution wenig oder gar nicht bekannt ist, da Ihre desfallsigen Anführungen nach verschiedenen Seiten hin von Irrthümern und unrichtigen Ansichten durchsetzt sind. —

In meiner Eigenschaft als Redacteur des Johanniter-Wochenblattes erlaube ich mir deshalb Ihnen anbei ganz ergebenst ein von mir verfaßtes Buch: „Die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens" mit der Bitte zu überreichen, solches zu dem Zwecke annehmen zu wollen, durch das Lesen desselben Ihre irrthümlichen Ansichten zu berichtigen.

Zu diesem Behufe gestatte ich mir, Sie insbesondere auf Seite 68—73, 76 und 77, 83—96, 111—117, 147, 154—156, 156—172, 173—177, 177—194, 194—196 (Schreiben des patriotischen Hilfsvereins in Wien vom 11. September 1866), 196—203, 203—205, 205—208 (208 Allerhöchster Erlaß Sr. Majestät des Kaisers und Königs vom 20. März 1878 an den Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit), aufmerksam zu machen. — Daß inzwischen die Zahl der Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens auf 41 gestiegen ist, wollen Sie aus der hier beigefügten Nr. 43 des Johanniter-Wochenblattes vom 23. v. Mts. ersehen; 2 Krankenhäuser sind außerdem noch im Baue begriffen. Die Zahl der im Jahre 1888 in den Ordenshäusern verpflegten Kranken und Siechen betrug 8359, wie dies die anliegende Nummer 7 des Johanniter-Blattes vom 13. Februar d. J. näher ergiebt.

In größter Hochachtung zeichne ich mich, als

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Berlin, den 6. November 1889.

Herrlich, Geheimer Hofrath.

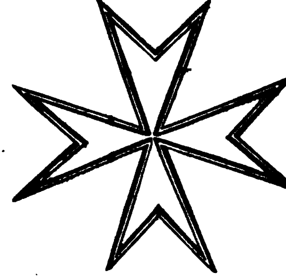
An den Geheimen Hofrath, Ritter 2c., Herrn Dr. phil. Gustav Freitag Hochwohlgeboren zu Wiesbaden."

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 20. November 1889. **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro October 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	44			
	Zugang pro . .	30			
		74			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	49	49	1 334	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	33			
	Zugang pro . .	27			
		60			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	31	31	1 076	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. October 1889 .	73			
	Zugang pro . .	2			
		75			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	65	65	2 074	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	18			
	Zugang pro . .	15			
		33			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	25	25	693	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	32			
	Zugang pro . .	19			
		51			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	34	34	1 001	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	11			
	Zugang pro . .	19			
		30			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	20	20	455	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	24			
	Zugang pro . .	14			
		38			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	26	26	771	43
	zu übertragen		250	7 404	475
	Uebertrag		250	7 404	475
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	23			
	Zugang pro . .	14			
		37			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	21	21	649	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	43			
	Zugang pro . .	12			
		55			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	44	44	1 306	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	13			
	Zugang pro . .	14			
		27			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	14	14	396	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	27			
	Zugang pro . .	21			
		48			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	34	34	1 011	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	40			
	Zugang pro . .	26			
		66			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	35	35	1 213	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	14			
	Zugang pro . .	24			
		38			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	19	19	594	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	17			
	Zugang pro . .	16			
		33			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	17	17	476	40
	zu übertragen		434	13 049	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Novbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		434	13 049	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	64			
	Zugang pro . .	32			
		96			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	61	61	1 826	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	22			
	Zugang pro . .	14			
		36			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	21	21	592	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	38			
	Zugang pro . .	12			
		50			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	37	37	1 109	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	15			
	Zugang pro . .	21			
		36			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	21	21	621	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	16			
	Zugang pro . .	12			
		28			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	19	19	534	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	13			
	Zugang pro . .	5			
		18			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	12	12	347	41
21	**Pleß:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	26			
	Zugang pro . .	23			
		49			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	29	29	911	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	16			
	Zugang pro . .	17			
		33			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	13	13	540	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1889 .	9			
	Zugang pro . .	1			
		10			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	10	10	310	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	9			
	Zugang pro . .	7			
		16			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	9	9	356	19
	zu übertragen		666	20 195	1 275
	Uebertrag		666	20 195	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	15			
	Zugang pro . .	9			
		24			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	16	16	462	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	17			
	Zugang pro . .	18			
		35			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	17	17	458	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	3			
	Zugang pro . .	3			
		6			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	3	3	115	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	4			
	Zugang pro . .	8			
		12			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	6	6	140	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1889 .	31			
	Zugang pro . .	—			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	961	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	11			
	Zugang pro . .	11			
		22			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	13	13	385	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	10			
	Zugang pro . .	—			
		10			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	3	3	164	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	15			
	Zugang pro . .	15			
		30			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	15	15	472	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1889 .	33			
	Zugang pro . .	8			
		41			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	31	31	989	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. October 1889 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
	zu übertragen		801	24 341	1 604

*) In Folge Beendigung der Badesaison geschlossen, wird erst Mitte Mai k. Js. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Novbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		801	24 341	1 604
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. October 1889	6			
	Zugang pro " "	—			
		6			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	—	—	36	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. October 1889	7			
	Zugang pro " "	3			
		10			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	7	7	227	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. October 1889	3			
	Zugang pro " "	4			
		7			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	2	2	92	38
38.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. October 1889	33			
	Zugang pro " "	23			
		56			
	Abgang " " "	30			
	Bleibt Bestand	26	26	933	36
39.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. October 1889	9			
	Zugang pro " "	11			
		20			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	11	11	333	28
40.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. October 1889	18			
	Zugang pro " "	11			
		29			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	19	19	498	20
	Zusammen		866	26 460	1 787

Der gesammte Abgang an Kranken pro October c. beträgt 510, davon sind gestorben 46
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 38
geheilt 426
wie vor 510.

41. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Septbr. 1889** . . . . 28 Kranke.
Zugang pro **Septbr. 1889** . . . . 35 "
63 Kranke

Davon sind
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 10
geheilt 26
37 "

Bleibt Bestand am **1. October 1889:** . . . 26 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 18 orientalische Christen, 11 Muhamedaner und 2 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1889 beträgt 864.

Poliklinisch wurden 814 Personen behandelt.

1. Adolf von Winterfeld, Kammerherr, Ehrenritter seit 1858, † zu Berlin 8. November 1889.
2. Max Freiherr von Stoltzenberg, Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Großherzoglich Hessischen Infanterie- (Leibgarde-) Regiment Nr. 115, Ehrenritter seit 1886, † zu Darmstadt 9. November 1889.
3. Eduard von Wellmann, Oberst z. D., auf Priorshof bei Wickrath, Ehrenritter seit 1870, † zu Priorshof 10. November 1889.

Berichtigung der Mittheilungen Gustav Freytags über den Johanniter-Orden.

Die kürzlich erschienene Schrift: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag" hat bereits in der Hauptsache ihre Würdigung durch die „Entgegnung" des Dr. Otto Arendt erfahren. In letzterer wird beiläufig bemerkt, daß 6 Seiten der Freytag'schen Broschüre „einer Abschweifung über den Johanniter-Orden gewidmet" seien.

Diese „Abschweifung" findet sich auf Seite 32 bis 38 der „Erinnerungsblätter". Sie ist, zu unserer bedauernden Ueberraschung, so dicht von handgreiflichen thatsächlichen Irrthümern durchwoben und in einem so spöttisch herabziehenden Tone vorgetragen, daß man — stände nicht der berühmte Name von Deutschlands erstem Schriftsteller auf dem Titel — annehmen müßte: eine vorgefaßte, dem Orden grundsätzlich feindselige Tendenz habe hier, für einen ununterrichteten Leserkreis, eine flüchtige „pikante" feuilletonistische Eintragsarbeit geliefert. Eine solche würde stillschweigend der verdienten baldigsten Vergessenheit überlassen worden sein. Denn die meisten stillen Bestrebungen unseres Ordens unterstehen, auch in ihren menschlichen Mängeln, nur ernster sachlicher Beurtheilung, nicht aber sachunkundiger persönlicher Verunglimpfung.

Der Name des berühmten Verfassers ist jedoch ein allzu gewichtiger, als daß seine öffentlichen Anklagen ohne eine gleich öffentliche Abwehr und Berichtigung stehen bleiben dürften. Denn derselbe hat nicht nur ein Zerrbild des Ordens im allgemeinen gezeichnet, er hat auch dessen Thätigkeit im Feldzuge 1870/71 in einer Beleuchtung vorgeführt, die den wirklichen Verhältnissen in allen wesentlichen Punkten schnurstracks widerstreitet, die ferner die damals thätigen Mitglieder des Ordens in der Auffassung des weiten und nicht genau unterrichteten Leserkreises der „Erinnerungsblätter", auf Grund der hervorragenden Autorität des ersten deutschen Schriftstellers, herabzusetzen und in ihrer persönlichen Ehre zu kränken geeignet ist.

Die unterzeichneten Rechtsritter des Johanniter-Ordens haben während des französischen Krieges in

leitenden Stellungen, als General-Etappen-Delegirte, am Werke der freiwilligen Krankenpflege gearbeitet, und nicht etwa nur während der Flitterwochen des Feldzuges, bis Sedan, wo des berühmten Verfassers eigene Wahrnehmungen bereits abschlossen, sondern den langen harten Winter hindurch und bis zum letzten Tage. Sie erachten sich daher verpflichtet wie berechtigt, zur Abwehr der sie verletzenden Angriffe und zur Klärung des geschichtlichen Thatbestandes von den Irrthümern der „Erinnerungsblätter“ nachstehende

Berichtigung

der Oeffentlichkeit zu übergeben.

1. Seite 32 und 33 heißt es: „Es war kein glücklicher Gedanke, daß man im Jahre 1811 — — einen abgelebten Ritterorden als ein besonderes Recht des Adels neu einrichtete. Von da hatte der Orden durch ein Menschenalter thatlos und ruhmslos bestanden, man sagte ihm in dieser Zeit nach, daß jeder Herr von alter Familie gegen Zahlung einer gewissen Summe die Ordensdecoration erhalten könnte.“

Die Thatsachen liegen jedoch so, daß durch Königliche Cabinets-Ordre vom 23. Mai 1812 (II.) verfügt ist: „— errichten Wir hiermit — einen neuen Orden in der Eigenschaft und unter der Benennung: „Königlich Preußischer St. Johanniter-Orden“, welcher von nun an zu Unseren Königlich Preußischen Orden gehören soll; — und weiter: (X.) — Werden Wir, nach Unserem Wohlgefallen solchen Personen, welche sich um Uns und Unser Königliches Haus und um Unsere Monarchie verdient gemacht haben, Unseren Königlich Preußischen Johanniter-Orden — ertheilen.“

Der neue Orden war also als Verdienstorden errichtet, gleich allen anderen Königlich Preußischen Orden. Er war statutenmäßig nicht ausschließlich für Edelleute bestimmt. Es ist ferner thatsächlich unwahr, was „man ihm nachsagte“ (eine immerhin bedenkliche Quelle für den Geschichtschreiber), daß der Orden „gekauft“ werden könnte.

2. S. 33 heißt es: „Um ihn der unleugbaren Mißachtung zu entheben, wurde 1852 — die mittelalterliche Idee des ritterlichen Spitals herausgeholt, die ihn zu einem Orden der Wohlthätigkeit machen sollte. Aber der Versuch blieb lange schwächlich.“

Um vorzuführen, wie der „schwächliche Versuch“ sich bis zum heutigen Tage entfaltet hat, mögen folgende Zahlen reden, die — wir wollen es annehmen — dem Verfasser der „Erinnerungsblätter“ unbekannt waren. Denn anderen Falls hätte ein loyaler ernster Schriftsteller, zumal ein solcher, der sich seines persönlichen Gewichtes voll bewußt ist, über eine ernste Sache auch ernster und sachlicher geurtheilt.

Der Orden trat im Jahre 1852, in seiner neuen Gestalt völlig arm und vermögenslos ins Leben. Er fing mit nichts an. Heute ist er Gründer und Verwalter von 41 Kranken- und Siechenhäusern mit 1850 Betten. Im Monate September d. J. wurden: 28 574 Verpflegungstage geleistet; am 1. October d. J. befanden sich in unseren Häusern 927 Kranke und Sieche. Das Krankenhaus in Beirut in Syrien nahm im Monate August zu 44 vorhandenen, 30 Kranke neu auf; davon waren 3 Europäer, 15 orientalische Christen, 10 Muhamedaner, 1 Druse, 1 Jude. Der Orden that sich im Jahre 1852 neu auf mit etwa 500 Rittern: jetzt zählt er deren erheblich über 2000.

3. Auf Seite 34 werden die Ordenszeichen mit den Abzeichen verglichen, „welche die Freimaurer in ihren Logen tragen“, die jedoch nicht als „Staatsorden“ ertheilt werden sollten. — Hinsichtlich dieser Kritiken der beiden Cabinets-Ordres, von 1812 und 1852, überlassen wir es dem Verfasser der „Erinnerungsblätter“, sich mit dem verehrten Andenken der beiden Allerhöchsten Neustifter des Ordens und mit den Absichten, welche bei jenen Erlassen obgewaltet haben, auseinanderzusetzen.

4. Die bestimmte Behauptung auf S. 34/35:

„Und doch ist — die letzte Vorbedingung für Aufnahme in den Johanniter-Orden — daß Mutter und vielleicht Großmutter des Aufzunehmenden in einer adeligen Wiege gelegen haben,“

ist einfach — unwahr. Weder enthalten hiervon die Statuten irgend etwas, noch auch wird thatsächlich auf den Stand der Mutter, wie überhaupt auf das Alter des Adels, irgend welche Rücksicht genommen. Das Statut sagt: (§ 23):

„Zum Ehrenritter soll jeder Edelmann evangelischer Confession ernannt werden können, der durch seinen Lebenswandel eine, den Zwecken des Ordens entsprechende Gesinnung an den Tag gelegt hat.“

Daß diesen Bestimmungen die Aufnahmen entsprechen, bezeugen zahlreiche Fälle.

5. Auf S. 36—38 werden allerlei vermischte, ihrem Sinne nach tadelnde Betrachtungen über die Thätigkeit des Ordens im letzten Kriege vorgeführt.

Es heißt dort:

„— wahrscheinlich werden viele unserer Offiziere dereinst mit warmer Dankbarkeit an die — Pflege, die sie in den Ordenspitälern gefunden, zurückdenken. Auch hat der Orden die Gemeinen nicht ganz ausgeschlossen, natürlich nicht, aber er ist nach seiner Tendenz und seinen Einrichtungen vorzugsweise für die Offiziere angelegt. Dies aber ist kein Vortheil für die Krankenpflege des Heeres. Der deutsche Offizier ist — seinen Untergebenen ein Vorbild für Ehre und Tüchtigkeit, er geht ihnen voran in der Gefahr. — Er soll sich auch auf dem Krankenlager als Verwundeter in den Tagen des bittersten Leides nicht von seiner Mannschaft trennen. — Die Verwundeten werden ihrem Offizier, der unter ihnen liegt, Alles, was die Armen vermögen, zu Liebe thun. — Wenn die Krankenträger der Johanniter kommen und ihn forttragen, wie die Mannschaft wohl weiß, auf ein weicheres Lager, in sorgfältigere Pflege, unter

Seinesgleichen, fort von ihnen, so legt sich nicht nur Muthlosigkeit auf die Zurückbleibenden, die sich wie Verlassene und schlechter Behandelte vorkommen, sondern noch ein anderes Gefühl, das der Entfremdung und des Neides. Deshalb sind der Mannschaft gegenüber die Offiziers-Lazarethe im Felde kein Vortheil."

Wir überlassen es dem Urtheile der in militärischen Dingen praktisch erfahrenen Leser: wieviel in dieser schwungvollen Betrachtung dem wirklichen Kriegsleben, und den dort herrschenden Anschauungen, in gesunden wie kranken Tagen entspricht. Ueber die Zweckmäßigkeit des Zusammenlegens und der Trennung der Kranken in den Lazarethen dürfen wir den Verfasser wohl auf das Gutachten der dirigirenden Aerzte verweisen, welche ausschließlich über die Verbringung der Kranken zu entscheiden haben. Soweit aber der Orden selbst abgehandelt wird, stellen wir Folgendes fest:

Es hat im Feldzuge 1870/71 niemals „Ordensspitäler" oder „Johanniter-Lazarethe" gegeben.

Es hat ebenso wenig „Krankenträger der Johanniter" gegeben.

Ebenso wenig hat der Orden als solcher „Offiziers-Lazarethe" eingerichtet, besessen oder verwaltet.

Sämmtliche Feld- und Reserve-Lazarethe standen unter der Leitung der Militärärzte.

Noch mehr: Der Johanniter-Orden ist als solcher überhaupt nicht im Felde aufgetreten. Seine Mitglieder waren nur thätig als Delegirte des Königlichen Commissars und Militär-Inspecteurs der freiwilligen Krankenpflege, des Fürsten von Pleß.

Neben den von uns gestellten war eine große Anzahl von Nicht-Ordensrittern als Delegirte thätig; Männer aus den verschiedensten Lebensstellungen. Sämmtliche Delegirte arbeiteten vermischt und gemeinsam; sie standen zu den Militär-Lazarethen nur als Gehilfen der Aerzte, denen sie, bei den häufig nicht ausreichenden Pflegemitteln der Militär-Verwaltung, durch Aushilfe aus ihren, von der Centralstelle der freiwilligen Krankenpflege zu Berlin gespeisten Depots willkommen und hilfreich waren.

Die Colonnen der freiwilligen Krankenträger standen mit dem Johanniter-Orden in keinerlei Beziehungen. Sie unterstanden nur den Delegirten als solchen. Laut Befehl des damaligen Kronprinzen aus Saarburg, durften diese Colonnen auf dem Schlachtfelde überhaupt nicht verwendet werden.

Die vorstehenden Feststellungen ermangeln ohne Zweifel des hohen Reizes der Darstellung, welcher die „Erinnerungsblätter" schmückt, dafür aber entsprechen sie der geschichtlichen Wahrheit, die ja auch heute noch als eine „holde Tugend der Germanen" geschätzt wird.

Wir wünschen hier noch eine letzte Berichtigung anzuschließen, welche allerdings nicht unseren Orden, wohl aber die damalige Opferfreudigkeit Süddeutschlands vertreten soll.

Auf S. 2 der „Erinnerungsblätter" heißt es:

„Auch der warmherzige Eifer des Volkes in Süddeutschland ist zwar sehr schön, er ist zur Zeit geräuschvoller, aber durchaus nicht so opferfreudig als im Norden: man vergleiche z. B. die Verzeichnisse der Liebesgaben und patriotischen Opfer. Man klappert hier, aber es ist nicht viel in der Büchse."

Diese, immerhin humorvolle Auffassung entspricht dem heiligen Ernste, mit dem sich schon in jenen ersten Augusttagen das gesammte Deutschland in einmüthiger und gleichwerthiger Opferfreudigkeit verband, — keineswegs!

Vielmehr bezeugt der mitunterzeichnete Rechtsritter von Witzleben, als damaliger General-Etappen-Delegirter der dritten Armee: daß die Spenden Süddeutschlands ebenso rasch und reichlich geflossen sind als diejenigen aus dem damaligen Norddeutschen Bunde. Die damals unter seiner dienstlichen Leitung geführten, noch in seiner Verwahrung befindlichen Gaben-Verzeichnisse widerlegen vollständig auch diese „Erinnerung" des berühmten Verfassers.

Wiesbaden, 6. November 1889.

Herrmann von Witzleben, Rechtsritter.
Ludwig Freiherr von Ompteda, Rechtsritter.

(Post.)

Das deutsche Pflegehaus zu Nizza.

Dem siebenten Jahresberichte des unter dem Allerhöchsten Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta stehenden „Zweigvereins des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin für die französische Riviera Nizza (Cannes, Mentone)", insbesondere über das Pflegehaus desselben in Nizza, für das Rechnungsjahr 1887/88, welcher uns vor Kurzem zugegangen ist, entnehmen wir, daß das genannte Betriebsjahr den ersten Versuch des Zweigvereins darstellt, mit praktischer Thätigkeit in das Leben zu treten und somit den Zweck seiner Gründung zu verwirklichen. Es ist den leitenden Vorstandsmitgliedern gelungen, den Kostenanschlag nicht nur nicht zu überschreiten, sondern es noch, statutengemäß, zu ermöglichen, eine Ersparniß von 1000 Mark zu machen.

Die Zahl der Mitglieder, welche in der vergangenen Wintersaison dem Zweigverein beitraten, belief sich auf 43, welche miteinander 3625 Frs. dem Vereine als Beiträge zukommen ließen. Hierzu sind 782,75 Frs. als Ueberträge aus dem Vorjahre zuzufügen, sowie 1380,15 Frs. und 2996 Frs. Zinsen.

Die Pensionseinnahmen von 9 Patienten, welche während der Wintersaison 1887/88 im Pflegehause Aufnahme fanden, ergaben 4505 Frs. für die Dauer von $5^1/_2$ Monaten, incl. der Zinsen einer Stiftung mit einbegriffen. Alle diese Summen bilden eine Totaleinnahme von 13 288,90 Frs.

Die Ausgaben betrugen zusammen 13 066,80 Frs., einschließlich 1348,75 Frs. zum Ankauf eines Werthpapieres und der statutenmäßigen Abgabe an den Hauptverein mit 241,70 Frs.

Die Pflege der 9 Patienten erfolgte in einer vom Vereine gemietheten Villa in Nizza durch zwei Diakonissen aus Sarepta bei Bielefeld. —

Im Februar dieses Jahres geruhten Ihre Maj. die Kaiserin Augusta, von einer Allerhöchstderselben durch einen nicht genannt sein wollenden Wohlthäter zur Verfügung gestellten Summe die Hälfte derselben von 5000 Mark dem Vaterländischen Frauen-Zweigverein in Nizza zu überweisen, so daß der Vorstand dadurch, sowie durch bedeutende anderweite Gaben höchster und hoher Gönner in die Lage kam, die Villa Bellotti in Nizza als Pflegehaus für den Preis von 41 000 Frs. eigenthümlich zu erwerben. Einschließlich aller Nebenauslagen und einer 7 proc. Abgabe an den Staat, stellen sich die gesammten Kosten dieserhalb auf ungefähr 44 000 Frs.

Diese Villa, in der rue de France, einer der Hauptstraßen Nizza's gelegen, hat zwei Stockwerke über einem Erdgeschosse und jede Etage zählt 5 Fenster nach der Südseite an der Hauptfaçade. Vor dem Hause befindet sich ein kleiner von Mauern umgebener Garten von ungefähr 800 Meter im Umfange, mit Orangen- und Camelienbäumen bepflanzt. Das untere Geschoß der Villa enthält ein Wohn- und ein Eßzimmer von passender Größe, dazu die Küche, Keller und Vorrathsstube; in den beiden anderen Etagen sind je 6 Zimmer und über diesen noch fünf große, bewohnbare Dachkammern.

Der Ankauf dieser Villa ist, nach der Ansicht jedes Sachverständigen, eine so vortheilhafte Aquisition, wie sie überhaupt nur selten vorkommt. Das Anwesen hat vor sechs Jahren den früheren Besitzern 105000 Frs. gekostet, und nur weil dieselben nach Mailand übersiedeln mußten und sie zugleich darauf Rücksicht nahmen, daß der Kauf für einen wohlthätigen Zweck geschah, ist es zu danken, daß der Erwerb auf so billige Art erfolgen konnte.

Dadurch, daß der Nizzaer Zweigverein sich jetzt im Besitze eines eigenen Grundstückes befindet, ist die Zukunft desselben als dauernd gesichert zu betrachten und wird dadurch, wie wir hoffen, vielen Leidenden Hilfe und Genesung zu Theil werden können.

Die Pensionspreise, neben der vorhandenen Freistelle betragen täglich $2^1/_2$ bis 6 Franken für Wohnung, Beköstigung, Heizung, ärztliche Pflege und Arzeneien. Der Unterschied im Preise hängt nur von der Lage und Größe der Zimmer ab, welche aber alle gleich gut möblirt sind.

Das Pflegehaus, nur für leidende deutsche Reichsangehörige bestimmt, wird jedes Jahr am 1. November geöffnet und Anfang Mai geschlossen. Die Aufnahmegesuche, begleitet von einem ärztlichen Atteste und einem Zeugnisse der betreffenden Behörde zum Beweise, daß der Petent nur wenig oder unbemittelt ist, sind an den Schriftführer des Vereins, Herrn Schropp, dirigirendes Mitglied der Anstalt, 41 avenue de la gare Nice (Alpes Maritimes) Frankreich, zu richten.

Literatur.

Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben von Pf. C. Kayser in Frankfurt a. M. Verlag des Evangelischen Schriftenvereins in Karlsruhe. Jahrgang 1889 Heft 9 u. 10 enthält:

Zur Wohnungsfrage von Oberbaurath Prof. Baumeister. — Aus der Arbeit des Central-Ausschusses. Zur Frage der Evangelisation. Die Stellung der inneren Mission zur polizeilichen Controlle der Prostitution. Zur Abhilfe der Wohnungsnoth. Zur Sonntagsfrage. — Zur Durchführung der innern Mission auf dem Lande, insbesondere in kirchlichen Gemeinden. — Die Hof- und Mitternachtsmission in Kopenhagen. — Die Versorgung von Kindern in Elsaß-Lothringen. — Nachtrag zur Jahresversammlung in Mainz. Ansprachen von D. Weiß und D. Sell. — Kasseler Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine. — Ueber die Errichtung einer zweiten badischen Arbeitercolonie im Unterland von dem Herausgeber. — Das Lesebedürfniß des evang. Volkes auf den Diözesansynoden dieses Jahres in Baden. Bezirksver. Lörrach, Neckarbischofsheim, Neckargemünd. — Nachrichten. — Kleine Rundschau. Mietherpatronat. — Allgemeine Literatur. — Miscellen.

„Christlicher Volks-Kalender auf das Jahr 1890. Herausgegeben zum Besten der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh. 49. Jahrgang. Im Verlage der Diakonissen-Anstalt" ist erschienen und empfiehlt sich, gleich den früheren Jahrgängen sowohl seines Inhalts als seiner schönen Ausstattung wegen zur weitesten Verbreitung. —

Aus dem reichen Inhalte des dem Kalender wiederum beigegebenen „Jahrbuchs für christliche Unterhaltung," heben wir besonders hervor: „Fünfmal auf biblischem Boden." Seite 4 bis 86. Hier erzählt Pfarrer D. Julius Disselhoff in fesselnder Weise von seinen fünf Reisen nach dem Orient im Laufe eines Vierteljahrhunderts und führt Land und Leute in zahlreichen Bildern vor die Augen der Leser.

„Die Betheiligung der weiblichen Jugend an der kirchlichen Diakonie." Vortrag, gehalten auf der August-Conferenz 1889, von H. Rehmiz, Pastor von Bethanien, Berlin. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben, 1890. 23 S. Preis 40 Pf.

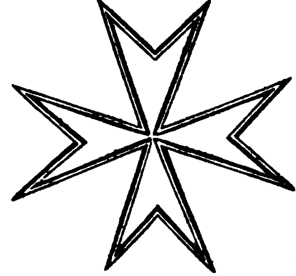
Wir können die Verbreitung dieses Vortrags in den weitesten Kreisen nur angelegentlichst empfehlen und wünschen von Herzen, daß er auf recht fruchtbaren Boden fallen möge.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 27. November 1889. Nr. 48.

Adam von Schlieben,

Comthur zu Lietzen,

† 6. Mai 1628.

In der hochalterthümlichen, poesievollen Kirche der ehemaligen Johanniter-Comthurei Lietzen befindet sich an der Südwand ein Gemälde holländischen Ursprungs von mehr als gewöhnlichem Kunstwerth. Dasselbe stellt eine imponirende Persönlichkeit dar, einen Greis mit schneeig weißem, kurz geschorenem Haupthaar, der über dem schwarz-seidenen Gewande eine goldene Gnadenkette trägt. Die Unterschrift sagt uns, daß der Dargestellte

„Herr Adam von Schlieben sei, Commendator zur Lietzen, auf Rapitz u. s. w. erbsessen, Churfürstlich Brandenburgischer Rath und Verordneter der Mittelmärkischen Landschaft u. s. w., welcher Anno 1552 in der Comptorey Lagow geboren und im 77. Jahr seines Alters am 6. Maji 1628 in der Veste Cüstrin seeliglich in Gott entschlaffen und am 17. Julij Adelichem und Christlichem Brauche nach in der Pfarr-Kirchen alldar begraben worden."

So oft der Unterzeichnete das Bildniß sah, hatte er das Gefühl: „Der Herr von Schlieben muß ein Mann gewesen sein, der den Besten seiner Zeit genug gethan hat," und dies Gefühl wurde durch nähere Nachforschungen dann auch vollauf bestätigt. Adam von Schlieben gehört zu den Zierden des Johanniter-Ordens und zu den tüchtigsten, den edelsten Männern seiner Zeit. —

Vor uns liegt seine „Leichpredigt," gestellet durch Bartholomaeum Hertzberg, Pfarrn und Inspectorn der Kirchen zu Münchberg. Frankfurt a. d. Oder bei Michael Kochen."

Sie enthält, als „Literae publicae fidei," als „Göttlicher Sicher-Geleits-Brieff auß diesem ins Ewige Leben" bezeichnet, allerdings auch ein „Ehren-Gedächtnüß" des Verstorbenen; ihre Angaben sind indessen sehr unvollständige und müssen durch das sehr reichlich vorhandene Acten- und Urkundenmaterial über Adam von Schlieben ergänzt werden.

Die Comthurei Lagow also war Adams Geburtsort. Dort residirte sein Vater, Herr Andreas, erbsessen auf Tammendorf und Trebichow, — jener Johanniter, welcher zuerst die Fesseln des Cölibates abgeworfen und sich am Sonntage Jubilate 1542 auf dem Ordenshause Lagow mit seiner Base Clara von Schlieben vermählt hatte. Andreas hatte Kriegsdienste gethan: als „Feldmarschalk," d. h. als Reuter-Obrister, hatte er den berühmten Belagerungen von Metz und Ingolstadt beigewohnt. Das Datum von Adams Geburt giebt Pfarrer Hertzberg auf Montags nach Invocavit, den 2. März 1552 alten Styles, an. Adam besuchte die öffentlichen Schulen zu Kottbus, Freistadt i. Schl. und Magdeburg; er erhielt also eine gründliche humanistische Bildung, welche ihm theuer blieb sein Leben lang; der Besuch der Universitäten Frankfurt und Wittenberg gab seinen Studien endlich den Abschluß. Selbstverständlich war es das römische Recht, welchem er sich vorzugsweise gewidmet hatte. Zu Hofe ging er erst im Jahre 1573; „er wartete der Wittwe Herrn Johanns des Weisen zu Cüstrin und Crossen auf."

Schon im folgenden Jahre finden wir den Kammerjunker Adam von Schlieben im Gefolge des verdienten Johannitermeisters Grafen Martin von Hohenstein auf diplomatischem Felde thätig: er wohnte der Krönung des Prinzen Heinrich von Valois zum Könige von Polen in der alten polnischen Krönungsstadt Krakau bei. In demselben Jahre 1574 starb aber auch Frau Käthe von Cüstrin; der Kammerjunker Adam von Schlieben war somit seines Dienstes auf dem Crossener Schlosse erledigt. Schlieben begab sich daher noch einmal auf die Universität, um seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen; von dort rief ihn dann Kurfürst Johann Georg im Jahre 1576 als Kammergerichtsrath „nacher Cölln a. d. Sprew." —

Die Diplomatie blieb indessen gleichwohl das eigentliche Feld seiner Thätigkeit. Im Jahre 1578 wurde er als Beauftragter Brandenburgs zum Wormser Deputationstage gesendet, welcher die niederländischen Wirren beilegen sollte. Für Brandenburg hatten diese

Verhandlungen, welche überdem scheiterten, nur eine sehr geringe Bedeutung. Schlieben aber hatte noch keine „Cavaliertour" gemacht; er kannte die Welt noch nicht; so mächtig es ihn auch in die Ferne zog. Er kehrte deshalb von Worms nicht nach Hause zurück; der Kanzler Lampert Distelmeyer hatte ihm Urlaub erwirkt. Er besuchte vielmehr, nachdem er sich zu Worms beim Erzherzoge Matthias von Oesterreich, sowie bei dem großen Oranier Wilhelm verabschiedet hatte, von den Segenswünschen des Hohensteiner Grafen geleitet, zunächst die drei geistlichen Höfe Mainz, Trier und Cöln, ging dann nach Venedig und 1579 über Padu, Vicenza, Rom, Verona, Mantua, Mailand, Pavia, Genua, Villa franca, Marsilia, Barcelona nach Madrid.

Von hier aus bot sich dem Johanniter Gelegenheit, nach alter, ritterlicher Weise in die Heidenschaft zu fahren. Philippus, der König von Hispanien, fertigte soeben Dero Ambassadorn Don Pedro Vanegas oder Varnezas de Cordova in Barbariam zum Mohrenkönige, d. h. zum Sultane Muley Hamid von Marokko, „nacher der großen Stadt Fesso" ab. Schlieben und noch ein anderer Edelmann, — der gute Pastor Hertzberg nennt ihn „Kötenhöller"; es ist selbstverständlich aber ein Johann von Kevenhüler gemeint, — erhielten die Erlaubniß, Don Pedro zu geleiten.

Wir wissen nicht, was Philipp II. mit Muley Hamid oder Hamed zu verhandeln hatte. Nur das ist uns bekannt, daß Schlieben „nach einem Jahr und vier Wochen" einen Empfehlungsbrief erhielt, dessen Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Mulejus Hametius, aus göttlichem Willen ein gewaltiger Gebieter in dem occidentischen Afrika, jenethalben und auf diesseits des Berges Clarius oder Atlantlis gelegen, im Suß, Feß, Marokko, Sangera und Tremissa König, ein Herr der Mauretanier, Alarber, Barbarier, Getulier und Turodunier, entbeut seinem Bruder, dem ‚Siebener-Herren in der mitternachtigen germanischen Mark,' dem regierenden und gewaltigen Fürsten, seinen Gruß, wünschet ihm Gottes rechte Erkenntniß und langes Leben, bezeugt zugleich seinem Freunde Adam von Schlieben und allen denen, die ihm in Liebe oder mit Dienst verwandt sind, daß er seinen Bruder Schlieben gern gesehen und ihn gar fröhlich mit angehöret, auch daß sein Bruder gesund sei, und daß er selbst dem letzteren verstattet, sein Reich zu besehen, wünscht endlich auch, daß, wenn seine Unterthanen in Juwanz Gurloz (Johann George's) Reich kommen, ihnen in gleicher Weise förderlich begegnet werde. Der Allmächtige wolle beiden Fürsten ein langes Leben schenken und ihnen den Frieden zulassen. Diß ist von Mulejo Hametio im 989sten Jahre Alhegiran (der Hedschrah) und im dritten Jahre seines Reiches in der Stadt Marokko geschrieben worden, und hat Mulejus Hametius befohlen, es mit seinem Insiegel und dem heimlichen, königlichen Zeichen zu beschließen." —

Schlieben kehrte darauf mit dem Don Ambassador nach Spanien zurück. Da eine der Galeeren auf der Meerfahrt Schiffbruch erlitt, so verlor der Reisende freilich sein gesammtes Gepäck und seinen treuen Diener, — vielleicht ein Lagower Kind. Er ging nun nach Portugal und sandte von dort aus „seinem großgünstigen Patrone daheim," dem Grafen Rochus von Lynar in Spandau, eine ausführliche Reisebeschreibung. Dann durchreiste er Frankreich und England. In letzterem Lande begegnete ihm eine „sehr seltsame Geschichte mit der Königin Elisabetha." — „Sie ließ ihn," so erzählt der Inspector Hertzberg, „bei Nacht durch eine Guardia in seinem Losament überfallen und ihme sein felliss (Felleisen), Petzschafft u. s. w. abnehmen, den andern Tag aber nach Hofe fordern, mit allergnädigster Entschuldigunge, weil sie sich jetzt wohl vorzusehen habe, indeme in die zwei und sechtzig trahisons uff ihre Person gemachet." Zum Entgelte dafür erwies sie dem Edelmanne viel Gnade und Ehre; Schlieben bereiste noch Schottland und Irland und ging dann über die Niederlande, Nünberg und Augsburg nach Wien.

Noch fühlte indessen der „Landfahrer" die Neigung nicht, sich irgendwo sein Haus zu bauen. In Wien fand er Gelegenheit, auch den Orient in guter Gesellschaft zu bereisen. Kaiser Rudolf stand eben im Begriffe, eine Gesandtschaft an die „Türckische Port" abzufertigen. Haupt und Orator derselben war Friedrich Brunner oder Bräuner, Freiherr zu Stubing und Rabenstein, Kaiserlicher Rath und Oberkammerherr. Es begleiteten ihn u. A. ein Freiherr Bernhard von Herberstein und der Nürnberger Geistliche Salomo Schweigger, der Hofprediger des zu Konstantinopel residirenden kaiserlichen Orators Joachim von Sintzendorf, wie auch Wolfgang Bachleben, des Herrn von Herberstein gewesener Präceptor.

Glücklich kam die Gesellschaft in Stambul an; der Sintzendorfer ritt ihr „mit Tzschautzschen und Türken" entgegen. Wer aber erst die Luft am goldnen Horne geathmet hat, den zieht es wie mit magischer Gewalt noch weiter: den heiligen Stätten, den Wundern des Morgenlandes entgegen. Die Reisegefährten beschlossen, eine Wallfahrt zu machen. Am 3. März 1581 gingen sie zu Schiffe. Gallipoli, Sestus und Abydus, Mytilene, Samos, Rhodos, Rosette und Alexandria wurden besucht. In Egypten aber herrschte die Pest; die Reisegesellschaft schiffte sich daher schleunigst wieder ein und fuhr nach Joppe.

Ueber Rama ging's dann nach der heiligen Stadt. Bei den Franziskanern des Fleckens Rama soll Adam von Schlieben eine gar merkwürdige Entdeckung gemacht haben; er soll angeblich dort ein Grabmal mit dem Wappen und Namen eines Otto von Schlieben aufgefunden haben. In den Leichenstein des Ritters war die Jahreszahl 1153 eingehauen. Vielleicht hat

Herr Adam sich nur verlesen; undenkbar aber ist es keineswegs, daß ein Schlieben schon so früh zum heiligen Grabe gefahren ist; nur der Gebrauch des Wappens ist befremdlich um — 1153!

Der Geschichtsschreiber des Geschlechtes Schlieben, der Anonymus S... zu Windhausen, spottet gewaltig über diese Pilgerreise des frommen Ritters, über seine Andachtsübungen und seine Wahrnehmungen. Natürlich; Herr S... schrieb anno 1784! So wollte Schlieben nahe am Schiffe einst eine Sirene bemerkt haben. Herr S... weiß nicht, daß noch ganz andere Gelehrte als der Jurist Adam von Schlieben Delphine für Sirenen angesehen haben. In bedenklicher Lage erblicken wir den lutherischen Ritter einmal freilich ganz gewiß. Die Mönche vom heiligen Grabe wollten ihn nicht eher in das Allerheiligste eintreten lassen, ehe er nicht bei ihnen communicirt habe. „Das heilige Abendmahl anders als nach lutherischem Ritus?", rief 's da in Schliebens Brust. „Nein; das geht nicht an!" — „Aber umkehren, ohne Christi Grab geschaut zu haben? Auch das ist unmöglich!" — Eine Nothlüge mußte endlich helfen. „Wir haben einen Todtschlag auf dem Gewissen," erklärte Adam von Schlieben dem Guardian der Franziskaner vom heiligen Grabe, „und dürfen erst in unsrer Heimat wieder zum Tische des Herrn gehen." Vielleicht suchte Schlieben sein Gewissen dabei durch die reservatio mentalis zu enlasten:

„In Gottes Augen sind wir ja allzumal nur arme Schächer!" — — —

Die Heimfahrt wurde über Damaskus, Cypern, Candia und Venedig gemacht. Als Schlieben im Schlosse zu Kölln an der Spree sich dann seinem Lehnsherrn wieder vorstellte, war er nicht weniger als 6 Jahr und 4 Monat auf Reisen gewesen. Herr Johann George aber zürnte ihm nicht, obwohl der Edelmann eigentlich nur ein halb Jahr Urlaub gehabt hatte; ja, der Kurfürst gab ihm die Stellung eines „Geheimen Kammerrathes und Ihrer Gnaden, der Frau Kurfürstin, Hofmeisters."

Man hätte nun wohl denken sollen, der weitgereiste Ritter werde still im Vaterlande bleiben. Allein weit gefehlt. Im Frühjahr 1582 sendete der Kaiser den Fürsten Christian den Aelteren von Anhalt nach Stambul, damit er dort dem vierzigtägigen Feste der Beschneidung eines Sohnes des Padischahs beiwohnte. Die Reise verlief ohne Unfall; Schlieben, der ohne Zweifel die Führung übernommen hatte, erhielt dafür ein lebenslängliches Gnadengehalt von 200 Thalern.

Jetzt aber begann daheim eine ernstere Thätigkeit, — die Thätigkeit des Staatsmanns und Gesandten. „Verschickung" folgte auf „Verschickung"; Adam von Schlieben legte umfangreiche, sehr wohl gehaltene „Reyse-Register" an. „Anno 1585 nacher Prag; anno 1587 nacher Wolffenbüttel und Magdeburgk; anno 1588 nacher Warsow u. s. w."; — so geht es in ununterbrochener Reihenfolge bis zum Jahre 1602 fort. In letztgenanntem Jahre erfolgte „eine Sendung nach Preußen zu den Regimentsräthen und Ständen in des Landes äußersten und höchst angelegenen Sachen, so sich fast gefährlich ansehen lassen wollen." Schlieben hatte auf seinen Missionen viel Mühe, aber er erwarb auch viel Anerkennung. Dabei war er zu gleicher Zeit noch Landtags-Marschall der Kurmark. Im Jahre 1603 erfolgten sogar zwei Versendungen, die eine zum polnischen Reichstag nach Krakau, die andere nach Preußen zur Werbung des preußischen Fräuleins Eleonore für den damaligen Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg. Auch in den unheilvollen Wirren, welche im Jahre 1608 zwischen dem Kaiser Rudolf und dem Erzherzoge Matthias ausbrachen, unterhandelte Adam von Schlieben.

Unvermindert übertrug dann auch der Nachfolger Joachim Friedrichs, Johannes Siegismund, seine Gunst auf den rastlos thätigen Mann. Wenn der Kurfürst in Preußen weilt, sehen wir Adam von Schlieben jetzt sogar als Statthalter der Mark walten. Er wurde, nachdem der edle Graf Martin von Hohenstein das Zeitliche gesegnet hatte, auch Statthalter des Johanniter-Herrenmeisters. Unter den Rittern, welche er mit dem Ordenskreuze geschmückt hat, befinden sich die Markgrafen Friedrich, Ernst, Georg Albrecht, Johann Georg, Johann Sigismund von Brandenburg und — Adam von Schwarzenberg, Graf und Edler Herr zu Hohen-Landsberg und Gimborn.

In Bezug auf seine Thätigkeit als Haupt des ritterlichen Ordens giebt uns Pastor Hertzberg eine sehr merkwürdige Notiz über Adam von Schlieben. „In solcher Treue", spricht der Geistliche, „hat er anno 1610, do Sedisvacanz gewesen, fast mit Gefahr seines Lebens, und zum andern Male 1621 die beyde, in Laußnitz belegene Ordensämpter Friedland und Schenckendorff, weyl sie dem Orden gantz mit Gewalt entzogen werden sollten, sie demselben doch bey dem Vollmächtigen Comissario, Herrn Johann Georgen, Kurfürsten zu Sachsen, erhalten." Es tauchten also dieselben Ansprüche der Krone Böhmen wieder auf, deren Verfechter einst der Herrenmeister Franz von Neumann gewesen war.

Auch als Landschaftsdirector der Mittelmark, auch als Canonicus und Dechant zu Brandenburg hat Adam von Schlieben still in seiner schlichten, ordnenden Weise gewirkt. Ein großgünstiger Freund und Förderer aber war er insonderheit der Hochschule zu Frankfurt; wir treffen ihn als Revisor oft in der Oderstadt an; er sorgt mit Fleiß auch für die Nothdurft und den Unterhalt der Academia; er prüft auf das sorgsamste den Fleiß von Professoren und Studenten und sucht dem rohen Treiben des Penalismus Einhalt zu thun.

Schliebens Familienleben war, wie es sich bei seiner Persönlichkeit nicht anders erwarten läßt, ein

glückliches, wenn auch kein ungetrübtes. Im Januar 1584 hatte er sich mit dem sächsischen Fräulein Anna Maria von Heym (Hoym) aus dem Hause Ermsleben vermählt; nach 16wöchiger Ehe starb ihm die anmuthige, erst 17jährige Gattin während des Fürstentages zu Rothenburg an der Tauber in der Maienzeit desselben Jahres. Der Rath, ja die gesammte Bürgerschaft der freien Reichsstadt geleitete die Edelfrau zu Grabe. „Hierauf", fährt die Leichenpredigt fort, „hat er sich anderweit auß sonderlicher Providentz der göttlichen Majestät anno 1585 mit der Edlen und Viel Ehr und Tugendreichen Jungfrau Barbara, geborenen von Flanß, in ein christlich Ehegelübde begeben, und ist die Hochzeit auf dem ritterlichen Ordenshause Sonnenburgk gehalten worden."

Barbara von Flanß blieb dem Gatten erhalten; sie überlebte ihn, nachdem sie ihm fünf Söhne und sechs Töchter geschenkt hatte. In Schliebens letzten Monden sah das edle Paar 28 Kindeskinder um sich. Schliebens Wahlsprüche: ‚Σὺν θεῷ καὶ ἀγαθῇ τύχῃ!' und „Im Namen der hochgelobten, heiligen Dreifaltigkeit!", mit welchen er, so oft er eine Seefahrt unternahm, in das Schiff zu treten pflegte, hatten sich bewährt. Sanft war dann sein Ende. Schon lange stand in seiner Schlafkammer auf dem Schlosse zu Cüstrin ein „Memento mori" geschrieben und der schöne Vers:

„Qui me servasti puerum juvenemque virumque,
Effectum serva nunc quoque, Christe, senem!"

Am 4. Mai 1628 traf ihn ein Schlagfluß; er war grade damit beschäftigt, seinem Sohne Maximilian die Hochzeit mit Maria von Trott zuzurüsten. Der Cüstriner Diaconus George Scherz besuchte ihn: „Cor meum paratum, lieber Herr George;" sprach er, „fiat voluntas tua, domine! — Miserere mei!" In brünstigem Gebete bereitete er sich auf sein Ende vor. „Liebe Barbara", sprach er dann zu seiner Gattin; „mir ist sehr wohl geholfen.

Ich bin ein Glied an Jesu Leib;
Deß tröst' ich mich von Herzen!" —

Er sprach's und drückte die Rechte fest auf die Brust. Die Glocken von St. Marien zu Cüstrin gaben die vierte Morgenstunde an: Adam von Schlieben war erlöst. —

Wir vermögen den Ausführungen der inhaltreichen, streng lutherisch gehaltenen Leichenpredigt im Einzelnen selbstverständlich hier nicht zu folgen. Was uns aber noch anzieht, das ist eine ziemlich umfangreiche, dem „Göttlichen Sicher-Geleits-Briefe" angehängte Sammlung von Gebeten, sowie geistlichen und weltlichen Sprüchen, welche Schlieben selbst verfaßt hat. Sie zeigen uns einen Ritter ohne Furcht und Tadel, der unabhängig ist nach oben und nach unten.

„Auf Herrengunst vertrau' nit viel!",

meint Herr Adam; und doch dünkt es ihm gut:

„Allweg' dienen,
Selten gebieten!"

Seine Ansprüche an's Leben sind mäßige; er wünscht sich Zehnerlei nur:

„Gottesfurcht und ein fröhlich Gemüth, gute Freunde und Kindeskinder, gute Bücher und einen warmen Ofen, eine lustige Wohnung und einen lieblichen Garten, ein Ruhebettlein und ein Trünklein Wein." Den Fürsten seiner Zeit gegenüber mahnt er:

„Befleiß dich nicht der Alchimey;
Es ist nichts denn Betriegerey!" —

Sehr aber betrüben ihn die Zeichen der Zeit:

„Ein' Steyn möcht's jammern in dem Feld!"

Denn:

„Im Flor noch steht die Kipperey";
Wer nicht den And'ren b'triegen kann,
Den helt man nicht vor'n wackern Mann;
Da doch falsch G'wicht, falsch Scheffel, falsch Maß
Von Got verdampt zur Hellenstraß'.
Die Sauffhelden mit ihrem Haufen
Nichts können mehr denn fressen und saufen.
Bestürm'n den Leib mit groß'n Karthaun',
Ist Leb'r hinweg, sauf'n auf d' Kaldaun',
Die Kleiderkrankheit nimpt so zu,
Daß vor new'n Tracht'n kein Rast noch Ruh.
Die ‚Stinkend Hoffahrt' mit ihrem Schwarm
Deutschland zum Bettler macht und arm.
Man flucht, man schilt bei Gottes Wunden;
Man ‚hundert' man ‚tausent' zu allen Stunden;
Die Creatur, all' Element,
Die Heiligen, all' Sakrament
Kein Fried' jetzt han' müssen leiden itzt.
Man teufelt, man sternt, man donnert, man blitzt,
Daß d' Erd steht nicht mehr festiglich,
Erschüttert sich ganz grausamlich. — — —
O starker Held, Herr Jesu Christ,
In Deiner G'walt Himm'l und Erden ist,
Komm' nur vom Himmelsberg herab,
Seum' dich nicht lang, stell' Alles ab,
Zerbrich die Welt mit ihrer Macht,
Fang' an dein Reich, dein Ehr, dein Pracht,
In welchem Reich Ruh', Fried' und Freud',
Daß aufhör' alles Herzeleid. Amen."

Der edle Herr ahnte, was kommen würde; aber er fand bereits sein Kämmerlein „Wohl — mir — stätt", wie der Leichenprediger in Erinnerung an eine alte karolnigische Sage seine Gruft nennt, ehe noch schwerere Heimsuchungen über sein Vaterland kamen, welches er so heiß geliebt hatte. —

Das Denkmal Schliebens in der Cüstriner Pfarrkirche ist zerstört. Als vor einigen Jahren die Grüfte dieses Gotteshauses untersucht wurden, fand der Verfasser dieser Zeilen zwar einen Schlieben'schen Grabstein, welcher von den russischen Bomben zerschmettert worden war; das Denkmal war jedoch nur den Geschwistern Adams, den Kindern Andreas von Schlieben's auf Tammendorf, des kaiserlichen Feldmarschalls, gesetzt. In wundersam frischem Glanze aber prangt das Gemälde in der Lietzener Komthurei-Kirche, welches Herr Adam sich bereits bei seinen Lebzeiten stiftete, noch heute. Die Geschichte des Geschlechtes Schlieben ist mit der des Johanniter-Ordens Jahrhunderte lang auf das Engste verbunden gewesen. Das war — in diesen Blättern

darf nur die Wahrheit gesagt werden; — die Folge einer sehr wohlverstandenen und sehr thatkräftigen Familien- und Interessenpolitik; allein es erfreut uns dennoch, unter den Johannitern des Namens von Schlieben einen so wackern Freund des Vaterlandes anzutreffen, wie diesen weitgereisten „Commendator zur Lietzen.“ Oskar Schwebel.

Wohlfahrtseinrichtungen für Fabrikarbeiter.

Ein Kapitel in den Berichten der Gewerberäthe beschäftigt sich vorschriftsmäßig mit den Wohlfahrtseinrichtungen, welche die Unternehmer getroffen haben, und bei der Durchsicht der Berichte fällt zunächst auf, daß aus mehreren Bezirken über dies Thema sehr wenig, aus anderen gar nichts mitzutheilen gewesen ist. So beschränkt sich der Bericht aus Ost- und Westpreußen darauf, daß von einem Danziger Druckereibesitzer diejenigen Arbeiter, welche sich mehrere Jahre hindurch tüchtig und zuverlässig erwiesen haben, auf Kosten des Besitzers in eine Lebensversicherung eingekauft sind und daß manche Arbeitgeber die vollen Krankenkassenbeiträge übernommen haben; der Bericht aus dem Regierungsbezirke Arnsberg erwähnt nur, daß der Bochumer Gußstahlverein eine nachahmenswerthe Einrichtung zum Wohl von Reconvalescenten getroffen hat. Die Berichte aus den Provinzen Posen und Pommern, den Regierungsbezirken Oppeln und Schleswig und aus Hohenzollern theilen garnichts über Wohlfahrtseinrichtungen mit, und wenn der letzte Bericht bemerkt, daß sich bei den dortigen Arbeiterverhältnissen ein Bedürfniß für solche Einrichtungen nicht herausgestellt habe, so wird dies für die übrigen vier Bezirke sicher nicht zutreffen. Es dürfte auch fraglich sein, ob für die Zukunft auf die Freiwilligkeit der Unternehmer größere Hoffnungen zu setzen sind, nachdem von Staatswegen der allgemeine Zwang organisirt worden ist.

Der Bericht des Berliner Gewerberaths hebt die Einrichtungen der Spindler'schen Fabrik in Spindlersfeld hervor. Dieselbe hat eine Arbeitersparkasse und eine Sparkasse für die Angestellten der Fabrik, für jene wird von dem Wochenlohn, je nach Verdienst, eine halbe oder eine ganze Mark einbehalten und die Einlage mit 6 pCt. verzinst; das durchschnittliche Guthaben beträgt 100 Mk. und der zehnte Theil der Arbeiter hat bis zu 300 Mk. gespart; in der Sparkasse der Angestellten beläuft sich das durchschnittliche Guthaben auf 400 Mk. und für die Verzinsung der Einlagen werden von den Unternehmern jährlich 6000 Mk. aufgewendet. Aus dem Invalidenfonds der Fabrik, zu dessen Gründung die Besitzer 150 000 Mk. hergegeben haben und in welchen sie einen Jahresbeitrag zahlen, der sich im Jahre 1887 auf 42200 Mk. belaufen hat, bezogen im genannten Jahre 8 Invaliden eine durchschnittliche Pension von je 878 Mark und 23 Wittwen eine durchschnittliche Unterstützung von je 408 Mk. Die Fabrik unterhält ferner eine Fortbildungsschule, in welcher 56 Lehrlinge und 18 Contoristen in vier Abtheilungen Unterricht empfangen, und eine Bibliothek, in welcher täglich 86 Bücher ausgegeben werden. Die Krankenkasse der Fabrik hat 1916 Mitglieder und eine Jahreseinnahme von 43 474 Mk.; den ausgelernten Lehrlingen werden die Mittel gewährt, ihre Kenntnisse in der Chemie und Physik auf der Berliner Färberakademie zu erweitern; den zum Militärdienst einberufenen verheiratheten Arbeitern wird die Hälfte ihres Lohnes fortgezahlt; Beamte und Arbeiter erhalten je nach der Dauer ihrer Thätigkeit im Geschäfte einen Sommerurlaub bis zu zwei Wochen. Derartige Wohlfahrtseinrichtungen verdienen in der That als Beweis hoher Humanität und als Beispiel zur Nacheiferung hervorgehoben zu werden.

Das Hüttenwerk Thale hat nach dem Berichte des Gewerberaths für den Regierungsbezirk Magdeburg außer einer Kranken- und Sterbekasse einen Arbeiterdispositionsfonds, aus welchem bedürftigen Arbeitern laufende Unterstützungen von 30 Mk. gewährt werden, einen Konsumverein, dessen Ueberschüsse in die Krankenkasse fließen, eine Arbeitermenage, welche unverheiratheten Arbeitern für 60 Pf. volle Beköstigung für den Tag verabreicht, eine Arbeiterkaserne, welche gesunde Schlafräume für 300 Arbeiter enthält, nebst 15 Familienwohnungen für einen Miethspreis von 54 bis 108 Mk. und eine Invalidenpensionskasse, welche einen Wochenbeitrag von 10 bis 20 Pf. erhebt und den Invaliden, wie den Hinterbliebenen Jahrespensionen von 180 Mk. zahlt. In der Maschinenfabrik von Schäffer und Budenberg in Buckau befindet sich eine vorzüglich eingerichtete Arbeiterküche, aus welcher 150 Arbeiter kräftiges Mittag- und Abendbrod für 40 Pf. erhalten, und eine Badeanstalt mit 27 Douchezellen, welche täglich von etwa 100 Arbeitern benutzt werden. Solche Wohlfahrtseinrichtungen sind für die Gesundheit und gute Ernährung der Arbeiter von segensreichem Einfluß, und eine derartige Fürsorge der Arbeitgeber fördert ein gutes Einvernehmen derselben mit den Arbeitern in erfreulicher Weise.

Aus Freiburg berichtet der Gewerberath für die Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz von einem Heimathause, welches Fräulein v. Kramsta für Arbeiterinnen der umliegenden Ortschaften errichtet hat, die in der Kramsta'schen Leinenfabrik beschäftigt werden und in dem Heimathause gesunde Wohnung, nahrhafte Kost, körperliche und sittliche Pflege finden. Die Anlage ist auf 200 Mädchen berechnet und enthält, außer den Wirthschaftsräumen, luftige Schlafsäle und einen geräumigen Speisesaal. Das Gebäude wird durch Luftheizung erwärmt, im Sommer steht den Mädchen ein Garten zur Verfügung; für Unterhaltung an den Abenden wird durch Bücher, Musik und Gesang gesorgt; in leichteren Krankheitsfällen wird unentgeltliche Verpflegung gewährt. Die Mädchen haben wöchentlich 1,60 Mark und für ein Bad 10 Pf.

zu zahlen. Wie aus Düsseldorf mitgetheilt wird, hat eine große Kammgarnspinnerei des Bezirks ein Mädchenheim für achtzig Arbeiterinnen gegründet, in welchem die Schlafzimmer für je fünf Mädchen eingerichtet sind; für Beköstigung werden täglich 55 Pfennige bezahlt und hierfür gewährt die Fabrik zum Frühstück ein Loth Kaffee und vier Butterbrode, zu Mittag Fleisch, Gemüse und Kartoffeln, zum Vesperbrod ein Loth Kaffee und drei Butterbrode, zum Abend Suppe und Kartoffeln. Logirhäuser für unverheirathete Arbeiter und Fabrikconsumvereine sind an vielen Orten auch in der Provinz Brandenburg entstanden; in Bielefeld und in einem Vororte ist je eine neue Volkskaffeküche errichtet; im Düsseldorfer Bezirke wird der Gründung von Speiseanstalten und Kaffehäusern erhöhtes Interesse zugewendet; in Köln ist eine Arbeitercolonie durch die Bemühungen des Dr. Gerhard vom Rath ins Leben gerufen, und zu gleichem Zweck hat der Commerzienrath Guillaume 100000 Mk. aufgewendet; die Halle'sche Maschinenfabrik vertheilt am Jahresschluß je nach dem Reingewinn an ihre 400 Arbeiter Remunerationen, welche in den letzten vier Jahren 50000 Mk. betragen haben. Dies Alles sind nur Beispiele, aber sie beweisen, daß noch an vielen Stellen ein reger Sinn für Wohlfahrtseinrichtungen zum Besten der Arbeiter vorhanden ist, und daß es nicht überall des Zwanges zur Erreichung socialer Zwecke bedarf.

Die Berichte über die Fabriksparkassen lauten oft nicht günstig und es wird häufig geklagt, daß die Erfolge derselben den Erwartungen der Arbeitgeber nicht entsprochen haben. Aber es giebt doch auch Ausnahmen. Die Baumwollspinnerei von Lagatz im Kreise Sorau und die Spinnerei von Weiß jun. und Co. in Langensalza haben mit ihren Fabriksparkassen vorzügliche Resultate erzielt, und die Seidenweberei von Gebr. Bartels in Gütersloh hat eine Fabriksparkasse, für welche von jedem Wochenlohn der zwanzigste Theil abgezogen und ein gleich hoher Betrag von dem Arbeitgeber zugeschossen wird und in welcher manche Sparkassenbücher über mehrere Tausend Mark lauten. Es bedarf eines Spornes zum Sparen, aber solche Thatsachen, wie die eben angeführten sind um so erfreulicher in einer Zeit, in welcher Viele sehr wenig Hoffnung auf das Sparen zu setzen scheinen. (Voss. Ztg.)

Der große Evangelische Verein für kirchliche Zwecke

hielt am 31. v. Mts. Abends in der Jakobikirche sein 41. Jahresfest.

Festprediger war Superintendent Döblin, den Bericht erstattete Superintendent Leonhardt.

Der Verein besitzt 4 Vereinshäuser, das erste, zugleich seine Predigtstätte, Oranienstraße 106, das zweite für die Zeitschriftenmission, Oranienstraße 104 und die Häuser Oranienstraße 105 und Auguststraße 81 für die Herbergen zur Heimat mit 150, beziehungsweise 107 Betten.

Außerdem unterhält der Verein ein Hospiz mit 34 Zimmern und 52 Betten.

Die beiden Kindergottesdienste, die der Verein sonntäglich abhält, vereinigen 600 Kinder mit 50 Helfern.

Die beiden Jünglingsvereine zählen 200 Mitglieder, außerdem wirken innerhalb des Gesammtvereins ein evangelischer Bürgerverein und ein Lehrlingsverein.

Der Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften zählt 590 Mitglieder und 4500 Agenten. Das „Evangelische Sonntagsblatt" zählt 148800 Abonnenten, davon kommen 115000 auf die Berliner Ausgabe. Der „Evangelisch-kirchliche Anzeiger hat 2950 Abonnenten, der „Berliner Arbeiterfreund" erscheint in 88000 Exemplaren, die in 1900 Fabriken verbreitet sind. Das „Neue Evangelische Sonntagsblatt" erscheint in 42700, das „Sonntagsblatt für das deutsche Heer" in 15875, das „Jünglingsblatt" in 5500 Exemplaren.

Unentgeltlich werden seitens des Vereins allwöchentlich 58000 Blätter verbreitet, insgesammt haben die Zeitschriften des Vereins 342050 Leser.

Die Krankenhaus-Mission erstreckt sich auf 358 Krankenhäuser, die Gefängnißmission durch Vertheilung von Blättern auf 109 Gerichtsgefängnisse und 37 Strafanstalten.

Schnittermission wurde an 160 Orten, Seemannsmission auf 19 ausländischen Häfen abgehalten.

Der Evangelische Frauenverein „Edelweiß" zählt 17000 Mitglieder und treibt erfolgreich Armenpflege.

In der II. gemeinnützigen Speiseanstalt für Frauen und Männer

Königstr. 43 I, wo zu den billigen Preisen von 30 Pf. und 25 Pf. eine gute, bürgerliche Kost verabreicht wird, auch für 15 Pf. einzeln eine Suppe oder ein Gemüse, oder eine Portion Fleisch und für 5 Pf. eine Tasse Kaffee, hat sich das Bedürfniß einer Abendspeisung herausgestellt, und wird der Vorstand auf vielfache Wünsche vom 1. d. M. abends von 6—8 Uhr verabreichen: für 25 Pf. eine Portion Fleisch und Kartoffeln; für 15 Pf. eine Portion Häring und Kartoffeln mit Butter; für 10 Pf. Häring und Kartoffeln oder letztere mit Butter, resp. Bratkartoffeln; für 5 Pf. Thee, Kaffee; für 2 Pf. ein Brötchen.

In der I. Speiseanstalt (nur für Frauen), Kronenstraße 12/13, ist die Speisezeit nur von Vorm. 11 bis Nachm. 2 Uhr.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

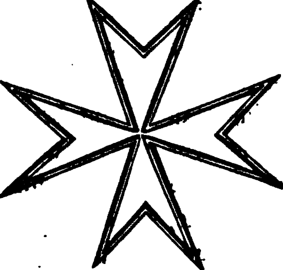
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Besonders machen wir auf die dieser Nummer beiliegenden Ankündigungen von **Max Woywod,** Verlagsbuchhandlung in **Breslau** und **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** aufmerksam.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 4. December 1889. Nr. 49.

Wilhelm Moritz Wolff Freiherr von Beschwitz, Königlich Sächsischer Rittmeister a. D., auf Arnsdorf bei Böhringen im Königreich Sachsen, Ehrenritter seit 1875, † zu Arnsdorf 31. August 1889.

Vortrag

zur Orientirung über die bisherige Arbeit an den Idioten und ihren Leidensgenossen

im Saale des Altstadt-Rathhauses zu Braunschweig am 10. September 1889, gehalten von Pastor H. Sengelmann, Director der Alsterdorfer Anstalten.

Hochverehrte Anwesende! Die heutigen „Braunschweiger Anzeigen" berichten irrthümlich, daß ich schon zweimal — vor zwanzig und vor vierzig Jahren — in diesem altehrwürdigen Saale zu Gunsten jener Elenden geredet habe, die auch heute mir den Stoff meiner Rede geben sollen. Allerdings ist vor mehr denn vierzig Jahren hier das Loos der Idioten geschildert, aber nicht von mir, sondern von meinem Landsmann, dem Physicus Dr. Buek aus Hamburg. Damals war die Zeit, wo Guggenbühls Bestrebungen auf dem Abendberge aller Welt Augen auf die Schweiz lenkten und dieser Berg ein Wallfahrtsort wurde, der selbst Besucher von jenseit des Weltmeers herüberführte. Die Reden Derer, die damals für den Abendberg und seine Bewohner warben, glichen den Reden jener Missionsfreunde, die weiland nur in der Heidenwelt alles geistliche Elend, alle sittliche Verkommenheit fanden. Man warb für den Abendberg, als ob nur in seiner Umgebung Idiotismus zu finden und nur auf seinen Höhen das Bollwerk wider ihn zu suchen sei. An die Erscheinungen im eignen Lande dachte man nicht. Wie die erwähnten Missionsfreunde eines andern belehrt wurden, als die innere Mission neben der äußeren sich geltend machte und die Nothstände in der eignen Nähe aufdeckte, so war es auch, als ich im Jahre 1869 veranlaßt wurde, in diesem Saale zu eden. Im Jahre zuvor war die Anstalt zu Erkerode entstanden. Ein hochverehrter, rühriger Arzt dieser Stadt, den ich mit besonderer Freude in der heutigen Versammlung begrüße, war überall den Spuren des Elends nachgegangen und hatte constatirt, daß es auch in Braunschweig an geistig geschlagenen und gebrechlichen Kindern nicht fehle. Aber die junge, in ihren ersten Keimen befindliche Anstalt bedurfte der Kräftigung; es galt, in weiteren Kreisen Theilnahme für sie zu erwecken. Das war die meinem damaligen Vortrage gestellte Aufgabe. Ich freue mich, daß meine heutige Aufgabe, ich darf wohl sagen, höher hinaus liegt als die der beiden genannten Reden. Zu Gunsten des Elends in fremden Landen habe ich nicht zu reden; denn es ist männiglich bekannt, daß wir dasselbe unter uns haben. Ebensowenig aber brauche ich zu reden, um erst Theilnahme für das der nächsten Umgebung zu wecken. Schon am 16. März des Jahres 1870 brach die hohe Landesversammlung Braunschweigs Bahn dadurch, daß sie 60000 Mk. der jungen Anstalt als Unterstützung bewilligte. Dem von oben her gegebenen Beispiele folgten die Gemeinden — und wenn die verehrte Frau, die weiland in einem Braunschweigischen Blatte fragte: „Es geschieht jetzt so viel für die Irren, was geschieht für die Geistesschwachen, die unter uns leben?" heute diese Frage stellen würde, so würden wir sie auf Neu-Erkerode mit seinen mehr als zweihundert Zöglingen und auf die Hilfsklassen Braunschweigs hinweisen, die zu den ersten unter diesen Instituten in unserm Vaterlande gehören. Verehrte Anwesende! Die Wanderversammlung der Idiotenfreunde würde nicht in Braunschweig tagen, wenn sie nicht von der Hoffnung geleitet würde, aus dem Besuche der hiesigen Anstalten für die Schwach- und Krankfinnigen einen segensreichen Gewinn heimzubringen. So werden aber auch die Idiotenfreunde dieser Stadt wünschen, daß die Conferenz ihnen etwas zur Förderung der Sache austrage und ihre Zahl mehre. Die Hauptversammlungen heißen nicht blos die Mitglieder der Conferenz, sondern auch Gäste willkommen. Aber da die Gegenstände ihrer Verhandlungen meistentheils derartige sind, daß sie mehr dem

Fachmann als dem Publikum Ausbeute gewähren, so hat die Eröffnungsrede die Aufgabe erhalten, das Publikum über die bisherige Arbeit an den Idioten und ihren Leidensgenossen zu orientiren. Möge es mir gelingen, diese Orientirung so zu beschaffen, daß sie nicht blos eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung bewirkt, sondern praktische Resultate, die diesen Unglücklichen zu Gute kommen, zurückläßt. Um deßwillen will ich Sie denn auch mit einer Begriffsbestimmung des Wortes Idiotismus nicht belästigen; um so weniger, als auch die Fachmänner es noch zu keiner Begriffsbestimmung gebracht haben, die allgemeine Anerkennung gefunden hätte. Sie wissen, daß wir bei Idioten an Menschen denken, denen in höchster Potenz das Selbst-, Welt- und Gottesbewußtsein abgeht und bei denen in den geringeren Graden, die wir wohl als Imbecille bezeichnen, dies dreifache Bewußtsein in mehr oder weniger abgeschwächter Weise vorhanden ist. Ein solcher Zustand kann erworben werden, so sagen wir von den Irren, deren Irrsinn schließlich in den sogenannten secundären Blödsinn ausläuft. Er kann angeboren sein. Mit dem letzteren haben wir vorzugsweise zu rechnen. Dieser Blödsinn tritt nicht selten mit Complicationen auf. Die vornehmsten sind Lähmungen, Veitstanz, Blindheit, Stummheit, Taubstummheit, Epilepsie. Sollen wir die Leidensgenossen der Idioten mit in Betracht ziehen, — so sind die Träger dieser Complicationen, sofern es eben Complicationen sind, damit nicht gemeint; sie fallen unter die Bezeichnung Idioten. Die Taubstummen und Blinden aber, die nicht Idioten sind, fallen nicht in den Bereich unserer Betrachtung. Anders aber ist es mit den Epileptikern; sofern die ursprünglich mit Idiotismus nicht verbundene Epilepsie — wenn keine Heilung eintritt — meistentheils in eine Erblödung des Geistes ausläuft, können wir die mit ihr Behafteten als Leidensgenossen Derer bezeichnen, die in dem Mittelpunkte unserer Betrachtung stehen. Da sehen Sie das Object der Arbeit vor sich, von welcher ich zu reden habe.

Auf Muthmaßungen, daß an den armen Idioten etwas geschehen könne, um sie in ein menschenwürdiges Dasein einzuführen oder ihm wenigstens näher zu bringen, ist man von sehr verschiedenen Seiten gekommen. Ich will dafür nur die beiden Männer anführen, die zur Aufnahme der Arbeit an den Idioten den ersten Anstoß gaben, den Schweizer Guggenbühl, den Franzosen Séguin. Guggenbühl sah, wie ein Cretin vor einem Muttergottesbilde sein pater noster sprach und dachte: Der, dem dies beigebracht wurde, muß auch für andere geistige Aufnahmen befähigt werden können. Séguin sah auf einem Jahrmarkte, was dressirte Flöhe fertig zu bringen vermöchten und machte von den Flöhen aus auf den Idioten seinen Schluß.

Die Muthmaßungen führten zu Versuchen, zu Thaten. So entstand die Cretinen-Anstalt auf dem Abendberge bei Interlaken und die Idioten-Abtheilung im Bicêtre zu Paris. Und diese Thaten, wie mangelhaft sie immer sein mochten, bewirkten mehr als die vorzüglichen Reden, die vorher schon namentlich von Voisin und Anderen über den Idiotismus gehalten waren. Das praktische Gefolge, das den letzteren abging, war ihnen reichlich beschieden. Englische, amerikanische, deutsche Idioten-Anstalten haben in Besuchen auf dem Abendberge ihren Entstehungsgrund.

Ich unterlasse es, außerdeutsche Anstalten in die Betrachtung zu ziehen, da ihre Gestaltung wegen anderer nationaler Verhältnisse für uns weniger maßgebend sein kann. Die erste Anstalt für Idioten, die in Deutschland entstand, eine Privatanstalt, 1839 entstanden, ist die Kernsche, die 1847 nach Möckern verlegt, jetzt noch besteht. An diese reihen sich jetzt 40 andere. 41 Anstalten, von denen einige noch Nebenanstalten haben wie Neinstedt und Neuendettelsau, hat Deutschland aufzuweisen. Durch diese sind bis jetzt mehr als 16000 hülfsbedürftige Geistesschwache gegangen und mehr als 6000 sind gegenwärtig in diesen Anstalten in Pflege. Ueber 1200 Personen sind es, die dem Dienste dieser Unglücklichen sich widmen. Daneben haben die letzten zwei Jahrzehente eine Reihe von Anstalten aufzuweisen, die sich ausschließlich dem Dienst der Epileptischen widmen und das Jahrzehent, in dem wir jetzt stehen, hat die Hilfsklassen hinzugefügt, die sich solcher Schwachbefähigten annehmen, bei denen die Forthilfe auf dem Wege des Unterrichts genügt. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Resultate einen erfreulichen Eindruck machen wenn man auf die Anfänge blickt, von denen ausgegangen ist. Aber diese Freude wird sehr herabgestimmt, wenn man an den Umfang von Noth denkt, für welche unsre Anstalten arbeiten. Was ist das unter so viele? rufen wir aus. Als ich vor einigen Jahren in Lübeck redete, konnte ich sagen: Wenn alle Einwohner diese Stadt verlassen, so können wir ihre Zahl durch die der Idioten Deutschlands reichlich ersetzen. Wer aber soll helfen, daß es anders werde? Einzelne unserer deutschen Idioten-Anstalten sind Privatanstalten, die auf Kosten ihrer Besitzer und Leiter unterhalten werden. Sie können sich — das liegt in der Natur der Sache — nur der unglücklichen Angehörigen begüterter Familien annehmen oder müssen wenigstens darauf sehen, daß ihnen der Selbstkostenpreis gedeckt wird. Mit der Entstehung neuer Privatanstalten wird bei der Abhilfe des vorhandenen Nothstandes wenig ausgerichtet. Andere Anstalten sind Staatsanstalten. Ihrer aber ist kaum der zehnte Theil von den vorhandenen deutschen Anstalten. Die Staaten, die sie haben, sprechen damit ihre Anerkennung aus zu der Pflicht, für die armen Idioten zu sorgen. Aber diejenigen deutschen Staaten, die nicht selber Idioten-Anstalten schufen und erhalten, sind darum nicht als solche anzusehen, die sich von dieser Verpflichtung entbunden erachten. Sie — und das ist die große Mehrzahl der deutschen Staaten — unterstützen aus Staatsmitteln die nichtstaatlichen Anstalten ihres Landes, schaffen

Freistellen in denselben und bringen ihre Zöglinge auf Staatskosten in ihnen unter. Diese Form freier Wohlthätigkeitsanstalten, von eigenen Curatorien in's Leben gerufen und verwaltet und unter der Aufsicht des Staates stehend, ist die in Deutschland vorherrschende Form. Sie scheint dem Wesen unsers Volkes am meisten entsprechend — und hat sich auch in demselben, wie die Geschichte der Anstalten lehrt, bewährt. Abgesehen davon, daß die Begründung und Erhaltung dieser Anstalten für das Wohl des Volkes eine Fülle von Geldmitteln in Bewegung setzt, die dem Staate seine Lasten erleichtert, ist diesen Anstalten auch eine lebensvollere Entwicklung möglich, als den staatlich krystallisirten, wie dies auch von denjenigen bezeugt wird, die aus freien Wohlthätigkeits-Anstalten staatliche Institute wurden. Sehen wir auf diese Wohlthätigkeitsanstalten, so sind sie, gegen einander gehalten, verschiedenartig gestaltet, je nachdem die Corporationen, die sie in's Leben riefen und erhalten, von dem allgemeinen Humanitätsprincip geleitet wurden oder sich unter das Palladium christlicher Liebesthätigkeit stellen. Daß wir von der Erweiterung und Vermehrnng der Privatanstalten keine wesentliche Hilfe für den vorhandenen Nothstand erwarten, ist schon gesagt. Daß der Staat in directer Weise durch Gründung eigener Anstalten etwas thue, dürfen wir nicht erwarten. So bleibt unser Blick auf die vorhandenen Wohlthätigkeits Anstalten gerichtet. Wann können diese die genügende Hilfe leisten?

Die Anstalten sind verschieden nach ihrem Umfange; neben 5 Anstalten, die über 300 Zöglinge haben, stehen 3, deren Zahl zwischen 2 und 300 ist, 15 zählen zwischen 1 und 200 und 19 weniger als 100 Insassen. Der Umfang ist meist durch statutarische Bestimmungen bedingt; einzelne Anstalten nehmen nur Unterrichtsfähige auf, andere schließen Epileptiker aus, wieder andere sind zugleich Asyle für ältere Idioten und haben neben den Unterrichtsabtheilungen auch solche Abtheilungen, deren Angehörige nur beschäftigt werden mit Land-, Garten- und industriellen Arbeiten. Von den 6000 Idioten, welche das gegenwärtige Contingent der Anstalten bilden, werden über 2400 unterrichtet, 1850 werden nur beschäftigt, 1700 sind nur Gegenstand der Pflege. Aus diesen Zahlen erhellt, daß die Anstalten in erster Linie für Unterrichtsfähige in Anspruch genommen werden und wenn die Zahl der Beschäftigten auch größer als die der Verpflegten ist, so muß doch erwogen werden, daß auch sie meistentheils als Solche untergebracht wurden, bei denen man Unterrichtsfähigkeit erhoffte und die erst, als diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, den ausschließlichen Beschäftigungsabtheilungen überwiesen wurden. Die Zahl Derer, die von vornherein nur Arbeits halber in die Idioten-Anstalten kamen, ist in der That eine geringe. Es mag dies daher kommen, weil man für Leute dieses Schlags ein andres Unterkommen hat. Sie werden in die Landarmenhäuser gebracht. Ob diese Unterbringung gerechtfertigt ist, ist wohl sehr zweifelhaft. Man wird bei diesen Häusern an das wunderbare Gemisch der alten Xenodochien erinnert, wenn man neben den von Alters wegen Gebrechlichen, neben heruntergekommenen Trunkenbolden und Vagabonden jene Armen sieht, die wegen geistiger Gebrechlichkeit in der Welt nicht fortkommen können. Unsere Meinung ist, daß von oben herab dem Zuge sollte entgegengetreten werden, der in unserer Zeit vielfach durch die Gemeinden geht, ihre idiotischen Angehörigen, wenn sie sich als unterrichtsunfähig erweisen, den Idioten-Anstalten wieder zu entnehmen und sie solchen Armenhäusern zu überweisen oder sie gar, schon ehe ein Versuch auf ihre Bildungsfähigkeit gemacht ist, denselben zuzuschicken.

Vielleicht aber liegt in manchen Idioten-Anstalten dazu selbst die Veranlassung. Anstalten für Bildungsfähige setzen das Vorhandensein von Idioten-Asylen voraus, wenn nicht ein großer Theil ihrer Arbeit für die Zukunft soll verloren sein. Sie haben auf die Entstehung derselben hinzuwirken, wenn es nicht in ihrer Macht liegt, sich mit solchen Beschäftigungsanstalten selbst zu versehen. Manche unsrer Anstalten haben dies Ziel durch Einrichtung von Zweiganstalten zu erreichen gesucht, die aber derselben Oberleitung unterstehen. Diese Einrichtung möchte zu empfehlen sein überall, wo die Vereinigung zu einem localen Complexe nicht möglich ist oder den Betrieb zu schwerfällig macht.

Vielerwärts mag den großen Anstalten das Bedenken entgegenstehen, daß sie weniger leistungsfähig als kleine Anstalten seien, weil doch die Behandlung der Idioten ein ganz besonderes Eingehen auf das Individuum erheische. Aber gerade dieser Forderung können nur große Anstalten genügen. Bei der großen Vielgestaltigkeit des idiotischen Leidens, bei den unzählbaren Graden und Abstufungen seiner Erscheinungen ist die kleine Anstalt genöthigt, sehr heterogene Formen zu vereinigen, während die große rubriciren und mehr Gleichartiges an einander anschließen kann. Das werden Alle bezeugen, welche die Leitung von Anstalten haben, die sich von kleineren Anfängen zu größerem Umfange entwickelten. Der größere Umfang schließt um so weniger die Vorzüge der mehr familiären Behandlung in den kleineren Anstalten aus, wenn er nicht zum Innehalten des Casernenprincips nöthigt, sondern die Anstalt sich colonienartig entwickeln läßt. Solche umfangreichere Anstalten bedingen die Lage auf dem Lande, wo die Ausdehnung ermöglicht wird, das genügende Terrain für die Beschäftigung der Arbeitsfähigen sich findet und in sanitärer und wirthschaftlicher Hinsicht günstigere Bedingungen als in der Stadt sich finden. Liegt dies Terrain in der Nähe einer Stadt, so werden noch manche Vortheile wirthschaftlicher und pädagogischer Art hinzugefügt. Ein großer Theil unserer deutschen Anstalten ist in dieser Weise günstig gelegen und betreibt entweder Landwirthschaft mit Pflugcultur oder, wenn das Areal

weniger umfangreich ist, mit Spatencultur. Das Wesen der Anstalten aber erheischt, daß die landwirthschaftliche Arbeit nicht zur ausschließlichen gemacht wird. So steht ihr denn auch fast überall die industrielle zur Seite. Nur wenige Anstalten sind es, die keine Werkstätten aufzuweisen haben. Viele begnügen sich wohl mit den einfachsten Thätigkeiten; in anderen aber begegnen wir selbst den größeren Um- und Einsicht erfordernden Arbeiten des Handwerks und zwar in einer Weise, daß durch die Erträge nicht blos die Bedürfnisse der Anstalt ganz oder theilweise gedeckt werden, sondern dieselben auch dem Publikum feil geboten werden können. Zu dem letzteren Zwecke ist mancherwärts auch eine höhere Gartencultur eingerichtet, die durch Baum- und Samenzucht der Anstalts-Kasse zu Hilfe kommt. — Das Contingent, das sich auf den Beschäftigungsfeldern — ebenso aber auch in den Unterrichts-Klassen — der Anstalten bewegt, ist ein sehr schwankendes. Es würde verkehrt sein, nach den Vorlagen Einer statistischen Erhebung zu sagen: Diese Anstalt ist vorwiegend eine Unterrichts-Anstalt, jene in erster Linie Beschäftigungs-Anstalt. Wenn eine Anstalt nicht einen ausschließlichen Charakter durch ihre Statuten hat, so daß sie z. B. alle Bildungsunfähigen abweist: so kann sie fast in jedem Jahre einen andern Charakter haben. Das liegt in der Natur der Sache. Es gehen z. B. in einem Jahre 50 Zöglinge ab, die fast alle bildungsfähige waren, und es treten 50 wieder ein, die fast alle Pfleglinge sind d. h. solche, die nur den Pflegeabtheilungen, nicht den Unterrichtsgruppen eingereiht werden können, so ist schon ein anderes Bild als in dem vorangegangenen Jahre da. Dazu kommen dann noch die Verschiebungen, die durch Versetzung der bleibenden Zöglinge herbeigeführt werden. Der letztere Ausdruck bringt mich darauf, Sie auch mit der Verschiedenheit unserer Anstalten hinsichtlich des Alters ihrer Zöglinge bekannt zu machen. 5 Directionen haben mir ausgesprochen, daß sie überhaupt keine Altersgrenzen kennen. Nach unten hin nehmen die meisten das fünfte oder sechste Lebensjahr an; doch sind mir in den Fragebogen der statistischen Erhebung auch Anstalten mit 3 und 3½ jährigen Kindern begegnet. In 17 Anstalten sind die ältesten Zöglinge von 47—80 Jahren, in 16 wurde das Alter von 24 Jahren nicht überschritten, darunter 6, welche das höchste Alter ihrer Zöglinge mit 15, 16 und 17 Jahren bezeichneten. Die meisten Idioten-Anstalten — namentlich die größeren — gewähren auch hinsichtlich des verschiedenen Alters ihrer Zöglinge ein gar buntes Bild, wenn Sie von den Kleinen, denen noch die Säuglingsflasche gereicht wird, bis zu jenen Alten geführt werden, die uns an Chodowiecki's vier Todtenhähne vor Claudius' Werken erinnern. Sie fragen aber vielleicht: Wie sind diese Letzteren hiehergekommen? Ihre Aufnahme ist auf das Bestreben mancher Irrenanstalten, sich zu entlasten, zurückzuführen. Wenn sie in diesem Bestreben ihre secundär Blödsinnigen, die nicht mehr Objecte des Heilungsverfahrens sind, an solche Idioten-Anstalten verwiesen, die Asyle besitzen, so ist dies Verfahren gewiß ein richtigeres als das, welches diese Pfleglinge in die Landarmenhäuser überführt. Der eigentliche Schwerpunkt der Bevölkerung unserer Anstalten liegt aber in den Jahren vom 12. bis zum 16. In diesem Zeitraum bewegt sich hauptsächlich das Contingent unserer Anstalten. Könnten wir doch die Anfangsgrenze etwas weiter abwärts setzen! Aber leider wird in vielen Fällen mit der Anmeldung für die Anstalt zu sehr gezögert. Theils wird der geistige Defect nicht früh genug erkannt, theils werden günstige Entwickelungen abgewartet, die nicht eintreten. Vergeblich wird es immer und immer wieder verkündigt, daß nach einmal erkannter Abweichung von der Normalität die Unterbringung in der Anstalt nicht früh genug beschafft werden kann. Auch pflegt nicht selten eine falsche Genügsamkeit mitzusprechen. Mag immerhin die Zahl der weiblichen Idioten eine geringere als die der männlichen sein, so werden doch den Anstalten von den ersteren auch darum weniger zugeführt, weil das Haus für das Mädchen nicht so viel begehrt und weil es seine geringeren Geisteskräfte immer noch besser als die des Knaben verwerthen kann. — Daß der Zeitraum vom 12.—16. Lebensjahre der am meisten vertretene ist, liegt auch darin begründet, weil er das eigentliche Alter für die Unterrichtsversuche, die Schule ist. Wenn ich mir erlaube, Sie jetzt auf diese Thätigkeit der Idioten-Anstalten hinzuweisen, so betrete ich damit ein Feld, das allen Anstalten angehört. Giebt es Anstalten, die bloße Pfleglinge nicht aufzuweisen haben und andere, die eines Asyles für blos Beschäftigungsfähige entbehren, so haben doch alle Unterrichtsklassen. Es wird vielfach die Bildungsfähigkeit davon abhängig gemacht, ob auf ein Kind auf dem Wege des Schulunterrichts eingewirkt werden kann. Ich erlaube mir, den Arbeitsunterricht dem Schulunterricht gleich zu stellen, wenn es sich um die Feststellung der Bildungsfähigkeit handelt. Dasjenige Kind erscheint mir als bildungsfähig, das, sei es auf dem Einen oder dem andern Wege, dahin gebracht werden kann, sich Anderen und sich selber nützlich zu beweisen. Wir sollten einen Maßstab, den wir an Nicht-Idioten anlegen, für die Schwachsinnigen nicht verwerfen. Oder würden wir einen Tischler, einen Schuhmacher, der sein Handwerk versteht, weil er nicht lesen und schreiben kann, zu den Bildungsunfähigen zählen? Ich möchte Sie also bitten, nicht nach der Zahl Derer, die unterrichtet werden, die Zahl der Bildungsfähigen in einer Anstalt zu bestimmen. Das Eigenthümliche des Idioten-Unterrichts besteht nun zunächst darin, daß es dem Lehrer gegeben sein muß, so tief herabzusteigen, daß er die kaum erkennbaren Anfänge der Intelligenz zu erreichen vermag. Hier liegt die eigentliche Kunst auf

dem Gebiete des Idioten-Unterrichts, und ich leugne nicht, daß ich denjenigen Lehrer, der dieser Kunst Meister ist höher stelle als den, der den begabten Schüler auf nie erreichte Staffeln des Wissens bringt. Denn dieser hat in der Begabung seines Schülers eine wesentliche Hilfe, die dem Idiotenlehrer abgeht. Während der Lehrer des Begabten durch seinen Schüler selbst geschoben und gehoben wird, hat der Idiotenlehrer zu ziehen und zu heben mit dem Aufwande seiner ganzen Geduld und Energie. Auch das ist nicht zu übersehen: jedem anderen Lehrer stehen Lehrbücher der Methodik und andere literarische Hilfsmittel zu Gebote. Die gewöhnlichen nützen dem Idiotenlehrer wenig oder nichts, und die Literatur des Idiotenwesens hat geringe Ausbeute für ihn. Er ist zumeist auf sich selbst, auf die eigene Erfindungsgabe angewiesen. Ich kann darin nur eine große Unkenntniß der Sache sehen, wenn mir zuweilen die Leiter von Anstalten für gesunde Kinder ihre abgedankten Leute mit den Worten empfehlen: Für Ihre Kinder wird der Mann wohl noch brauchbar sein. Als ob es bei den Lehrern unserer Anstalten nur auf den Wissensschatz ankäme! Der Idioten-Unterricht fordert mehr noch als jeder andere eine Vorschule. In dieser handelt es sich darum, die Kinder erst unterrichtsfähig zu machen, die torpiden zu wecken, die irritirten seßhaft zu machen und ihre Blicke zu fixiren, ihnen Empfänglichkeit für das Wort und Verständniß desselben beizubringen. Sinnenbildung, Gebrauch des Auges, Ohres, Gebrauch der Glieder, Uebungen mit Farben, Formen u. s. w. bilden das Ziel der Vorschule, die meistentheils sich Lehrmittel schafft, ähnlich denen der Kleinkinderschule und des Fröbelschen Kindergartens. Was in der Vorschule getrieben wird, hat einer der hervorragendsten Blödenlehrer (Landenberger) die Blödengymnastik genannt, und wenn wir sonst auf unserm Unterrichtsgebiete mit wenigen literarischen Hilfsmitteln bedacht sind, so hat uns, was den „ersten vorbereitenden Unterricht für Schwach- und Blödsinnige" anbetrifft, einer der erfahrensten und bewährtesten Männer dazu den Leitfaden in die Hand gegeben. Was nun die eigentliche Schule anlangt, so gestatten Sie mir, bei einzelnen Unterrichtsfächern länger als bei anderen zu verweilen. Ich beginne mit dem Anschauungsunterricht; denn er ist es, der an die Vorschule anknüpft. In manchen Anstalten werden in ihn die sog. Realkenntnisse hineingelegt d. h. was das Kind aus der Naturkunde und Naturbeschreibung, aus der Farben- und Formenlehre wissen soll, wird ihm durch diesen Unterricht mitgetheilt. Besonders wichtig ist er für die Ausbildung des Sprachvermögens. Den meisten Idioten ist eine mangelhafte, schwerfällige Sprache eigen; sie zur Articulation heranzuziehen ist nicht leicht. Nicht minder schwer ist es, sie zur Satzbildung zu bringen. Wenn auch Stotterer und Stammler noch einen besonderen Sprachunterricht fordern, und wenn der Lehrer auch bei allen andern Unterrichtsgegenständen die Aufgabe hat, die Sprache des Schülers zu fördern, so ist doch der Anschauungsunterricht derjenige, durch den er besonders auf das Sprachvermögen des idiotischen Kindes und seinen Ausdruck einzuwirken hat. Da den Anschauungsunterricht meistentheils Bilder unterstützen, ist für ihn leichter Theilnahme zu erwecken, als für den Rechnenunterricht. Dieser Unterricht ist meistentheils die eigentliche Crux der Idiotenschule. Wäre Rechnen gleich Zählen, so würde es nicht so sein. Sie werden Hunderte von idiotischen Kindern finden, die bis 1000 und darüber ohne Fehler und Anstoß zu zählen, aber nicht im Zahlenkreise von 1—3 mit den Zahlen zu arbeiten vermögen. Man hat deshalb auch wohl schon von dem abstrakten Rechnenunterricht Abstand genommen, und während der Rechnen-Stunde die Schulstube in einen Kaufmannsladen verwandelt, in dem alles Mögliche zu haben ist und wo die Manipulationen mit wirklichen Münzen vor sich gehen, nachdem die Kinder in Käufer und Verkäufer getheilt sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß auf die Kinder ganz anders eingewirkt wird, wenn sie mit wirklichen Aepfeln, Nüssen, Groschen und Pfennigen zu thun haben, als wenn sie dieselben blos sich vorstellen sollen. Das Schreiben wird vielfach mit dem Lesen im Schreibleseunterricht vereinigt und der Formenunterricht der Vorschule führt zum Zeichnenunterricht der eigentlichen Schule über. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Producte des Schreib- und Zeichnenunterrichts in der Idiotenschule denen in der Schule für normale Kinder oft nicht nachstehen. Endlich der Religionsunterricht! Seine Anfänge liegen in dem biblischen Geschichtsunterricht, der vielfach schon in der Vorschule begonnen wird. Dieser Unterricht hat auf eine Seite des Kindes einzuwirken, welche von dem anderen Unterricht wenig oder garnicht berührt wird. Haben alle anderen es mit dem Verstande zu thun, so wendet sich der Religionsunterricht an das Gemüth. Allerdings giebt es Schwach- und Blödsinnige, bei denen die Gemüthsseite mehr als der Verstand afficirt ist. Es giebt solche, bei denen man vergeblich Pietät, Dankbarkeit sucht. Im Allgemeinen aber sind diese die geringere Zahl; bei Weitem mehr werden solche gefunden, deren Gemüthsleben von der Verkümmerung weniger getroffen ist, als die Intelligenz. Bei ihnen nehmen wir Anhänglichkeit, Mitgefühl bei fremden Leiden und andere das Gemüth bekundende Regungen wahr. Bei ihnen können wir der Theilnahme an den Erzählungen der biblischen Geschichte gewiß sein; eben das Gemüthvolle dieses Stoffes verfehlt seine Wirkung nicht, wenn anders die Auswahl in richtiger Weise und die Mittheilung mit natürlicher, nicht affektirter Kindlichkeit geschieht. Ob mit diesem Unterricht ein Memorirstoff zu verbinden sei wird natürlich durch die Befähigung der Kinder bedingt; jedenfalls aber wird der rechte Idiotenlehrer sich hüten, einen unver-

standenen Memorirstoff seinen Schülern einzuprägen. Es könnte ihm unter Umständen gelingen, da manche Idioten ein Gedächtniß haben, das auch Unverstandenes leicht aufnimmt, festhält und dann zum Gegenstande eines leeren Geplappers macht. Anders als mit dem Unterricht in der biblischen Geschichte steht es mit dem eigentlichen katechetischen Religionsunterricht. Es wird sich nach den Verhältnissen richten müssen, ob der Katechismus im Zusammenhange mit den Kindern durchzunehmen sei oder die einzelnen Lehren des christlichen Glaubens und Lebens an einzelne biblische Erzählungen angeschlossen und die Haupttheile des Katechismus dabei dem Gedächtniß eingeprägt werden. Eine Bekanntschaft mit diesen wird bei der Confirmation vorausgesetzt. Wie steht es aber um diese überhaupt? Gar viele Eltern verlangen die Confirmation ihrer Kinder, sobald das für dieselbe geforderte Alter da ist. Gar manchen Kindern möchte man dieselbe auch nicht vorenthalten. Man würde auch nicht nöthig haben, sie ihnen zu verweigern, wenn man bedenkt, daß namentlich bei den Massenconfirmationen in großen Städten hunderte von Kindern eingesegnet werden, die sich in christlicher Erkenntniß mit den Zöglingen einer guten Idiotenschule nicht messen können. Aber die Confirmationsfähigkeit Schwachsinniger wird jedenfalls anders bemessen werden müssen. Einerseits wird der Anstaltsgeistliche manchen nicht confirmiren, obschon er alle Hauptstücke des Katechismus am Schnürchen hersagen kann, weil er ihn als Narren kennt, bei dem Alles todter Gedächtnißkram ist, über den er, wenn die Aeußerlichkeiten darnach sind, ein lautes Gelächter aufschlägt. Andrerseits wird er bei manchem auf das Wissen mancher Lehrstücke verzichten, wenn er von den Aufgenommenen die zur Confirmation erforderlichen religiösen Eindrücke bewirkt sieht. Die nöthigen Erfordernisse für die Confirmationsfähigkeit unserer Zöglinge werden sich nur in sehr allgemeinen Umrissen angeben lassen.

(Schluß folgt.)

Heldenmuth einer barmherzigen Schwester.

In Gegenwart aller französischen Truppen, welche in der Hauptstadt von Tongking in Garnison liegen, überreichte vor kurzem der Generalgouverneur der Schwester Theresa, Superiorin der Barmherzigen Schwestern von Tongking, das Kreuz der Ehrenlegion. Die Truppen hatten Carré gebildet, in der Mitte stand der Generalgouverneur mit seinem Generalstabe und hielt folgende Ansprache: „Schwester Maria Theresa! Kaum 20 Jahre alt, wurden Sie auf dem Schlachtfelde von Balaklava (im Krimkriege) verwundet, als Sie den Verwundeten Ihre Dienste widmeten. Bei Magenta sind Sie in erster Schlachtlinie verwundet worden. Sie haben dann unsere Krieger in Syrien, China und Mexiko gepflegt. Bei Reichshofen (Wörth) hob man Sie verwundet vom Schlachtfelde auf unter einem Haufen todter Kürassiere. Später fiel eine Granate mitten in die Ihrer Sorge anvertraute Ambulanz. Sie ergriffen dieselbe schnell und trugen sie ca. 80 m weit von der Ambulanz, und als sie dann zur Erde fiel, wurden durch das Crepiren derselben auch Sie schwer verwundet. Nachdem Sie geheilt waren, sind Sie dem Rufe nach Tongking gefolgt." Der General hieß die Schwester Theresa dann niederknieen, zog den Degen und berührte die Schulter derselben, indem er sagte: „Im Namen des französischen Volkes und Heeres ertheile ich Ihnen das Kreuz für bewiesene Tapferkeit. Niemand kann heldenmüthigere Thaten zur Erlangung desselben aufweisen, niemand wird einen entsagungsvolleren Lebenslauf, so gänzlich dem Dienste seiner Brüder und seines Vaterlandes gewidmet, nachweisen können. Soldaten, präsentirt die Waffen!"

(Pilger a. S.)

Das Comitee für die Ferien-Colonien zu Berlin

hatte die Mitglieder der 131 Localcomitee's auf Mittwoch Abend, den 23. v. Mts. nach dem Bürgersaale des Rathhauses geladen, um Bericht zu erstatten über die Thätigkeit des laufenden Jahres.

Der Vorsitzende des Comitee's, Stadtrath Eberty, eröffnete die Versammlung mit einem allgemeinen Ueberblick über die Entwickelung der Ferien-Colonien. Während im Jahre 1880 nur 108 Kinder in die Colonien entsandt wurden, war die Zahl 1885 bereits auf 765 gestiegen, im laufenden Jahre aber konnten rund 2100 Kinder der Wohlthaten einer Ferienerholung theilhaftig werden.

Ueber die Vollcolonien im speciellen berichtete sodann Frau Director Jessen. Insgesammt wurden in 37 Vollcolonien 394 Knaben und 608 Mädchen, zusammen somit 1002 Kinder entsandt, und zwar 231 in eigentliche Ferien-Colonien, 92 in Reconvalescenten-Colonien, 25 in Stahlbäder, 342 in Soolbäder, 221 in Seebäder, 89 kamen in Einzelpflege, 4 in einen Kurort für Lungenkranke. Insgesammt konnten rund 200 Kinder mehr entsandt werden, als im Jahre vorher. Der Zuwachs kam ausschließlich den Sool- und Seebädern zugute. 682 Kindern wurden Bäder verschiedener Art zu Theil.

Der Gesundheitszustand war ein befriedigender, vereinzelte Krankheiten nahmen günstigen Verlauf, so daß alle Kinder gesund zurückkehrten.

Ueber die Halbcolonien berichtet sodann Herr Rheinhold. In diese 18 Colonien konnten alltäglich 1069 Kinder entsandt werden.

Dem Kostenbericht des Herrn Simon zufolge sind die Einnahmen von 61 668 Mk. in 1888 auf 69 251 in 1889 gestiegen; 38 227 Mk. brachten die Hauscollecten und die Jahresbeiträge, 3900 Mk. die einmaligen Beiträge, 1340 Mk. wurden in Sammelbüchsen vorgefunden. Die Ausgaben stiegen von 58 481 auf 67 915 Mk. In dieser Summe sind die 10 257 Mk. eingeschlossen, welche dem Vermögen zugeschlagen sind. Für Reisen und Verpflegung wurden 53 011 Mk., für Inventar und Ausrüstung 1947 und für die Verwaltung 2700 Mk. verausgabt. Es verblieb ein Bestand von 1336 Mk.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Literatur.

Die Reformation in der Mark Brandenburg, von Julius Heidemann (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung) 1889, Preis 5 Mark, knüpft an die Gedenkfeier der vor 350 Jahren erfolgten Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg an, ist aber nichts weniger als eine Gelegenheitsschrift, vielmehr ein Werk von wissenschaftlicher Bedeutung, das die historischen auf die Mark bezüglichen Ereignisse bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts z. T. nach archivarischen Quellen im Zusammenhange darstellt. Das dem Werke beigegebene Namenverzeichnis nennt auch manchen Vorfahren jetzt lebender Johanniterritter.

Erlöst betitelt der Damenliebling Villamaria eine spannend geschriebene Novellette, die dem **XVI. Jahrgang von A. Haack's Damen-Kalender für 1890** eingefügt ist. Neben der bekannten reichen Ausstattung in Goldpressung und Goldschnitt bietet dieser Kalender gleichzeitig unsern Damen die übersichtlichste Einrichtung eines Notiz- und Tagebuches. Ein schelmisches Genrebild in Lichtdruck ausgeführt, gereicht dem kleinen Almanach zur Zierde, so daß derselbe auch in diesem Jahre wiederum eine hervorragende Stellung in der Geschenklitteratur einnehmen wird.

Im gleichen Verlage erschien ein höchst praktischer **Comptoir-Kalender** mit Geschäftsnotizen, sowie ein in Leder mit Messing-Ecken gebundener **Portemonnaie-Kalender.**

Unsere Toten, Deutsche Lieder und Romanzen von Gustav Weck, sind in Paderborn bei Ferd. Schöningh erschienen. Der Verfasser hat sich schon früher durch seine vaterländischen Romanzen, dem Kaiser Wilhelm I. gewidmet, einen poetisch, wie patriotisch geschätzten Namen gemacht. Auch vorliegendes Werk trägt denselben Charakter und zerfällt in drei Abschnitte: Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich, Namen und Namenlose, und einen Anhang, enthaltend Gesänge für vaterländische Gedenktage. Preis 2 Mark.

„Ihr und Ich", Lieder und Gesänge von Martin Langen, so betitelt sich ein reizendes Buch, welches uns die Verlagshandlung von Albert Ahn in Köln und Leipzig (Preis eleg. geb. M. 2,80) als vornehme Bereicherung unserer Geschenklitteratur übersendet. Entgegen dem in unserem Jahrzehnt sich immer mehr aufdrängenden Realismus, dem sich auch die Poesie schon merklich dienstbar macht, sind vorliegende Verse von einem so warm empfundenen Idealismus, daß wir deren Lektüre gerne ein Stündchen geschenkt haben. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das prächtige Werkchen, welches seine Gaben auch in formvollendeter Sprache zum Ausdruck bringt, sich bald einen großen Freundeskreis erwerben und die Verbreitung finden wird, die wir ihm vermöge seiner reinen, duftigen Poesie aufrichtig wünschen.

Lieder der Treue, Balladen und Gesänge von Emil Wolff (Altona und Leipzig, 1890), betiteln sich warm empfundene Lieder und Balladen von höherem Schwung. Das letzte Gedicht der Sammlung, Ein Kaiserlied (1882): **„Vom Kaiser Wilhelm singe ich!"** ist ein Hymnus, nach dessen Lektüre man das Buch mit Stolz, nun freilich auch mit Wehmut aus Händen legt.

Zu den bevorstehenden Festen empfehlen wir auf's angelegentlichste die Werke des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath. (Stuttgart, Göschen.) Neben dem letzten Band **„Geschichten aus Moll"** bieten namentlich die **„Dichtungen"** (geb. Mk. 3,60) das Hervorragendste des Autors. **„Angelina"** und **„Die Sphinx"** sind Schöpfungen, durchgehends von glühendster Leidenschaft und tieferschütterndster Tragik. Die Sphinx ist für den Dichter das Weib, das dem Manne die Wahl läßt zwischen Liebe und Entsagung und vor der die Menschheit sich in zwei Wege theilt, deren erster unrettbar zum Verderben führt. Guy von Santa, treulos verrathen, will sich an ihrer Untreue rächen.

> „Ich will es seh'n, das hohe Bild von Sais,
> In meinem Arm entblößt wie eine Lais,
> Ich will an ihren heißen reichen Brüsten
> Vergeh'n in wilden rach'erfüllten Lüsten.
> Den letzten Glanz vom Haupte ihr zu streifen,
> Den Schöpfer im Geschöpf durch Staub zu schleifen.
> Mit kaltem Aug' das „Nichts" dann zu erseh'n
> Und, satt an Hohn, lachend zu Grunde geh'n.

Er setzt durch, was er sich vorgenommen, aber der Ekel faßt ihn und er tötet sich.

Der berühmte Esmarch'sche Leitfaden für Samariterschulen: **„Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen"** liegt nunmehr in achter Auflage vor, die abermals verbessert und mit 90 Abbildungen versehen ist.

Der Volksbote (Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung), ein gemeinnütziger Volkskalender auf d. J. 1890, liegt uns abermals vor, nunmehr bereits im 53., reich illustrirten Jahrgang. Derselbe kostet — unglaublich, aber wahr — nur 50 Pfennige.

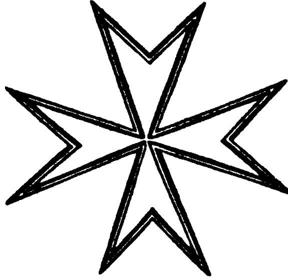
Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 11. December 1889. **Nr. 50.**

1. Berndt von Gerlach, Major a. D. und Landrath, auf Rohrbeck bei Schönfließ i. d. Neumark, Rechtsritter seit 1878, † zu Rohrbeck 1. December 1889.
2. Oscar Baron von Collas, Generalmajor z. D., Ehrenritter seit 1869, † zu Berlin 3. December 1889.

Vortrag
zur Orientirung über die bisherige Arbeit an den Idioten und ihren Leidensgenossen.

(Schluß.)

Hier ist wohl der Ort auf die religiösen und confessionellen Verhältnisse unserer Anstalten hinzuweisen. Im Ganzen sind gegenwärtig 4581 Zöglinge evangelischen, 1234 katholischen und 120 mosaischen Bekenntnisses. Wenngleich fast in allen Anstalten sich Zöglinge verschiedener Confessionen bei einander befinden, so giebt doch Ein Bekenntniß der Anstalt das Hauptgepräge und darnach haben wir fünf katholische und eine jüdische, während alle anderen evangelische sind.

Die meisten Anstalten haben ihre eigenen Gottesdienste und Andachten, die entweder von Anstaltsgeistlichen, Candidaten oder Lehrern gehalten werden, manche der größeren auch ihre eigenen Kirchen, während in anderen Sonn- und Festtags von den Zöglingen die Ortskirche besucht wird. Auch die eine israelitische Anstalt hat ihre eigene Synagoge.

An das gottesdienstliche Leben schließt sich das Festleben der Anstalten. Die Hauptfeste der Christenheit, namentlich das Weihnachtsfest, patriotische Feiern und die Stiftungsfeiern der Anstalten sind Glanzpunkte des Anstaltslebens. Werden sie in rechter Weise ausgestattet, so kann man darauf rechnen, daß der wohlthätige Einfluß dieser Feste sich bis auf die Zöglinge der niedrigsten Grade erstreckt. Unstreitig haben die Feiern selbst und schon ihre Vorbereitungen einen pädagogischen Werth für die Anstaltsgenossen. Davon wird sich Jeder überzeugen, der in die freudestrahlenden Augen der Zöglinge blickt, der ihre rührigen und geschäftigen Hände beobachtet, und der sie lange vor und lange nach den Festen von denselben reden hört. Wenn eine Anstalt so günstig gelegen ist, daß ihre qualificirten Insassen den zoologischen Garten einer großen Stadt besuchen oder an Schaustellungen derselben Theil nehmen können, so werden dadurch die Feste vermehrt und die Quellen neuer geistiger Anregungen und bildender Einflüsse aufgeschlossen.

Schließlich bedürfen noch einige Kategorien unserer Zöglinge besonderer Besprechung. Zunächst denke ich an die blinden und taubstummen Idioten. Bei den blinden Idioten ist es nicht in Frage gekommen, ob sie auch wohl den Blindenanstalten statt den Idioten-Anstalten zu überweisen seien; wohl aber ist bei den taubstummen Idioten die Unterbringung in Taubstummen-Anstalten in Vorschlag gebracht. Doch aber hat man die Erkenntniß gewonnen, daß wenn sie jenen zugewiesen werden sollen, vorher die Begründung eigener Anstalten für geistesschwache Taubstumme oder wenigstens die Einrichtung von besonderen Abtheilungen für sie in den bestehenden Taubstummen-Anstalten nothwendig ist. Ihre Aufnahme in Idiotenanstalten ist allerdings für diese insofern eine Belastung, als dadurch Lehrkräfte nothwendig werden, die auch des Taubstummen-Unterrichts mächtig sind. Dasselbe gilt von den Blinden. Was diejenigen Idioten anlangt, die zugleich taubstumm und blind sind, so werden sie meistentheils auf so niedriger Stufe stehen, daß Unterrichtsversuche vergeblich erscheinen. Allerdings beweist die Geschichte einer Laura Bridgman, daß auch ohne die Vermittlung der beiden hauptsächlichsten Sinnesorgane Zugänge zum Seelenleben können gewonnen werden.

Andere Leidende, bei denen oft schon gefragt ist, ob sie den Idioten-Anstalten dürfen überwiesen werden, sind die Epileptischen. Wie sie praktisch beantwortet ist, mögen Zahlen zeigen. Von 40 Anstalten haben 13 keine epileptischen Zöglinge; in den übrigen 27 aber kommen auf 5000 Insassen 1171 Epileptiker. Einzelne Anstalten haben dieselben in eigenen Zweig-

anstalten, andere in Sonderabtheilungen untergebracht. In 23 Anstalten sind die Epileptiker weder beim Wohnen noch im Unterricht von den anderen Zöglingen getrennt. Man wollte die Trennung vielfach, weil man der Meinung war, die Epileptischen könnten den Idioten nachtheilig sein theils insofern, als durch den Anblick auch bei ihnen epileptische Krämpfe erzeugt werden könnten, theils so, daß der Nachahmungstrieb der Idioten Simulationen erzeugte. Wir stellen nicht in Abrede, daß in einzelnen Fällen solche Nachtheile sich mögen herausgestellt haben. Aber jedenfalls sind sie sehr vereinzelte und lassen sich vielfach durch umsichtige Leitung und Ueberwachung verhüten. Wie aber, wenn bei der Unterbringung der Patienten der Schwachsinn noch wenig hervortritt oder wenn der geistige Zustand noch ein normaler zu sein scheint? Dann werden im Interesse der Patienten die Idioten gefürchtet. Wir widersprechen allerdings dem Zuge nicht, der für solche Fälle auf diejenigen Anstalten gerichtet ist, die nur um der Epilepsie willen aufnehmen. Aber man glaube nicht, daß diese nur geistig Intacte umschließen. Wenn die erhoffte Heilung der Epilepsie nicht eintritt, wenn vielleicht gar die Anfälle sich mehren und wuchtiger werden, so fängt der Geist an je mehr und mehr zu erblöden. Die Anstalt aber giebt diese Zöglinge nicht ab — und so kommen mithin auch in den Anstalten für Epileptische die anfänglich geistig Intacten mit Solchen zusammen, deren Nähe man vor den Idioten-Anstalten stehend fürchtete. Correct gehandelt würde nur dann werden, wenn die Anstalten für Epileptische die Zöglinge entließen, sobald die Erfolglosigkeit der Heilversuche sich herausstellte.

Es giebt noch eine dritte Art von Zöglingen, deren Verbleib in der Idioten-Anstalt namentlich in neuerer Zeit in Frage gestellt ist, das sind die unterrichtsfähigen. Allerdings würde, wenn sie alle den Anstalten entnommen würden, die Gestalt der Anstalten eine wesentlich andere werden; sie würden zu ausschließlichen Pflege-Anstalten und Asylen herabgedrückt. Aber wir sind noch weit entfernt, dieser Furcht Raum zu geben. Wir begrüßen die sog. Hilfsklassen oder Hilfsschulen, die sich der unterrichtsfähigen Schwachsinnigen annehmen, mit großer Freude. Denn wir sind der Meinung, daß der geistige Gewinn, der bislang nur von den Idioten-Anstalten und ihren Schulen ausging, nun auch weiteren Kreisen zugängig gemacht werde. Denn wie viele Kinder giebt es, die bisher in den großen Klassen der Volksschulen fruchtlos saßen, welche nun einen für sie geeigneten Unterricht empfangen können — und wie viele Kinder giebt es, bei denen der Unterricht genügt, um sie auf eine Stufe zu bringen, von der aus das Fortkommen in der Welt ermöglicht wird. Aber wie viele giebt es auch, bei denen der bloße Unterricht nicht genügt, bei denen die Faktoren des häuslichen und des Arbeitslebens, welche die Anstalt bietet, hinzukommen müssen, wenn aus ihnen etwas werden soll? Ferner sind für das große Contingent, das den Idioten-Anstalten aus der ländlichen Bevölkerung zufließt, die Hilfsschulen, die nur in Städten und größeren Ortschaften sich finden können, nicht vorhanden. Die Idioten-Anstalten halten die Hilfsschulen für ihre besten Bundesgenossen, sofern sie zusammen einem Ziele zusteuern — dem nämlich, immer mehr und mehr von den geistig Gebrechlichen einem Leben zuzuführen, in dem sie ihre geringere Begabung Gott zur Ehre, sich und ihren Mitmenschen zu Nutz und Frommen würdig verwerthen. Die Losung der Idioten-Anstalten und der Hilfsschulen heißt: Muthig vorwärts! Vor nichts haben wir uns so zu hüten, wie vor dem Rückschritt. Es wäre aber ein entschiedener Rückschritt, wenn wir meinten, nur auf intellectuellem Wege den Schwach- und Blödsinn überwinden zu können. Wir verleugneten damit die ganze vierzigjährige Geschichte des Idiotenwesens und setzten uns wieder zu den Füßen des ersten Schriftstellers über das Idiotenwesen, der uns das Buch über „die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege" hinterlassen hat. Ja, es wäre ein Rückgang in die Guggenbühlsche Zeit, wo eigentlich jeder Mensch es zu beklagen hatte, wenn er nicht blödsinnig geboren war, weil die Kinder vom Abendberge es im Wissen am weitsten brachten. Mit Gott vorwärts! muß unsre Losung sein.

Diese Losung führt auch unsere Conferenz zusammem. Die Glieder derselben, meistentheils Fachmänner, wollen durch den Austausch ihrer Erfahrungen, durch Besprechung von Hauptfragen des Idiotenwesens sich gegenseitig fördern in Erreichung der Aufgaben ihres Berufes. Erlauben Sie mir, daß ich auch Ihnen, hochverehrte Anwesende, diese Losung empfehle. Ich sehe in Ihnen Freunde der armen Idioten, die ihre Theilnahme für dieselben auch gewiß schon in verschiedenster Weise bethätigt haben. Fahren Sie freudig auf den betretenen Wegen fort. Die Anstalt, die sich ihrer Idioten annimmt, bedarf Ihrer Unterstützung — und noch manches Kind harrt der Aufnahme, die Ihre thätige Theilnahme ihm ermöglichen kann. Wenn unsere Wanderversammlung dazu mitwirken sollte, daß ein neuer Eifer für die Aermsten unter den Armen in immer weiteren Kreisen erwachte, so würden wir hierin die schönste Frucht unserer Arbeit, den größten mit Dankbarkeit zu empfangenden göttlichen Segen sehen.

Hochverehrte Versammlung, wir Conferenzmitglieder treten jetzt in unsere Arbeiten ein. Hoffentlich werden die meisten von Ihnen die Ueberzeugung erlangt haben, daß es eine verheißungsvolle Arbeit ist, die wir treiben. Zwar reden wir nicht mehr wie weiland von Heilung des Blödsinns, hoffen auch, daß Sie uns keine höhere Anforderungen als dem Chirurgen stellen. Sie verlangen von demselben nicht, daß er dem Krüppel ein naturwüchsiges Bein wiedergebe; so erwarten Sie auch nicht, daß unsre Anstalten die Schwach- und Blöd-

sinnigen zu normalen Menschen machen. Uebrigens wollen wir versuchen, ihnen für das weitere Fortkommen etwas mehr als todte künstliche Beine zu geben.

Sind aber auch vielleicht Pessimisten in dieser Versammlung? Nun, wenn von diesen der Eine oder Andere kopfschüttelnd vor dem Bilde stehen sollte, das ich Ihnen zu zeichnen versuchte und er begleitete uns zurück in unsere Wirkungskreise und jetzt in unsere Verhandlungen mit allerlei Beanstandungen und Bedenken, so will ich mich bei ihm mit einem Rückert'schen Gedichte verabschieden:

Im Feld der König Salomon
Schlägt unterm Himmel auf den Thron.
Da sieht er einen Sä'mann schreiten,
Der Körner wirft nach allen Seiten.

Was machst Du da? der König spricht;
Der Boden hier trägt Ernte nicht.
Laß ab vom thörichten Beginnen;
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen.

Der Sä'mann, seinen Arm gesenkt,
Unschlüssig steht er still und denkt.
Dann fährt er fort, ihn rüstig hebend,
Dem weisen König Antwort gebend:

Ich habe nichts als dieses Feld.
Geackert hab ich's und bestellt;
Was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir, von Gott der Segen!

Mietherpatronat.

Eine Lehrerin in London, M. Oktavia Hill, überzeugte sich auf ihren fürsorglichen Gängen in die Armenwohnungen des an Elend reichsten, östlichen Stadttheils, daß die beste Armenpflege erst wirksam sein könne, wenn die Miethsräume der Armen menschenwürdig und die Miethsverhältnisse, unter denen sie stehen, menschenfreundlich umgestaltet werden. Selbst mittellos gewann sie vor 25 Jahren einen wohlhabenden Freund, M. Ruskin, für den Plan, drei Häuser in jenem District anzukaufen, die nicht schlecht gebaut, aber dem ärgsten Verfall ausgesetzt waren um die nöthigsten baulichen Verbesserungen vorzunehmen und sie dann in einer wohlthätig patronisirenden, sittlich-erziehenden Weise an die Armen zu vermiethen. Sie übernahm nach Ausführung der allerdringendsten Reparaturen die Einziehung der Miethe, deren Satz unverändert blieb, persönlich und zwar in Wochentheilzahlungen, sprach dabei regelmäßig die Leute theilnahmsvoll an, gelegentlich auch mit Ernst zur Ordnung und Reinlichkeit anhaltend und anleitend, wußte den unter allem Hadern mit Gott und Menschen, unter aller Roheit und Abgestumpftheit noch glimmenden Funken des Gewissens, des Gottvertrauens und der Friedenshoffnung durch ausdauernde Liebe zu beleben, zugleich an der rechten Stelle thatkräftig durchgreifend. So kam Sinn für geordnetes Familienleben, Zucht und Sitte wieder auf, wesentlich dadurch befördert, daß die Vermietherin mit Strenge gegen Ueberfüllung der Räume mit Angehörigen verschiedenen Geschlechts und Alters vorging. Dabei rentirt sich das ganze Unternehmen so reichlich, daß sie aus dem Miethsertrage abzüglich aller Verwaltungskosten nicht nur regelmäßig ihren Kapitaldarleihern 5 pCt. Zinsen zahlen kann, sondern auch noch eine Summe für weitere Verbesserungen der Wohnungen und geistig-sittliche Hebung der Miether (Einrichtung einer Bibliothek u. dgl.) übrig bleibt.

Auf deutschem Boden sind zuerst Darmstädter Armenfreunde in die Fußtapfen der edlen Engländerin getreten (gerade dort, wo ja auch die erste Anregung vom Throne her durch Uebersetzung der getreuen O. Hill'schen Berichte gegeben wurde „Aus der Londoner Armenpflege, Wiesbaden 1878"). Im Jahre 1884 kaufte ein dortiger Rentner Schwab zunächst mit eigenen Mitteln und dann durch den von ihm begründeten Verein gegen Verarmung mittelst besonderer diesem zugefallener Schenkung vier Häuser. Instandgesetzt wurden sie ganz wie in London vermiethet und beaufsichtigt, nur daß jedes Haus noch einen besonders verantwortlichen freiwilligen Pfleger hat, die Miether berathen und zu dem Stande der Häuslichkeit, Wirthschaftlichkeit und des Trachtens nach dem höheren Lebenszweck erhoben. Auch dort werden die besten Erfahrungen gemacht, wenn auch nicht eine so hohe Verzinsung erreicht wird. (Fl. Bl.) (Was in Darmstadt und neuerdings in manch andern Städten nöthig, möglich und segensreich] ist, sollte es nicht auch in Mannheim und Karlsruhe sein?)

Auch die Berliner Stadtmission wurde auf gleiche Wege gedrängt. Angrenzend an den Garten des Stadtmissionshauses befanden sich drei Häuser, wahre Miethskasernen, derartig schlecht unterhalten, daß meist nur die ärmste Klasse darin mit 14tägiger Kündigung Unterkunft suchte, und jede Stube, fast jede Küche einzeln an eine Familie abgegeben wurde. Diese vermietheten wieder Schlafstellen; so fanden sich hier so viel Zuhälter und Prostituirte zusammen, daß ein Schutzmann vor diesen Häusern ständig seinen Posten hatte. Kein Wunder daß die Stadtmission sich darnach sehnte, diese Stätten der Verworfenheit und des Lasters aus der unmittelbarsten Nähe ihrer Pflegestätte christlicher Zucht zu entfernen, zumal die Versammlungen und Feste im Missionsgarten durch die Insassen dieser im ganzen Stadtviertel berüchtigten Häuser häufig in widerlichster Weise gestört wurden. Da ließ im Herbst 1888 eine bedeutende Bank sich bereit finden, unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen eine beträchtliche Hypothek auf die der Stadtmission bereits gehörenden und auf die zu erwerbenden Grundstücke zu geben. Es konnten die Häuser ohne baares Geld gekauft werden, und es verblieben noch 20000 Mk. zur Reparatur übrig. Hammer, Axt und Besen hatten jetzt freies Spiel. Es stellte sich heraus, daß die verpestete Luft nicht allein den Menschen geschadet, sondern auch Balken,

Fenstern und Thüren angefressen hatte; daß kein Ofen brauchbar, keine Treppenstufe ausbesserungsfähig war. Klosets und Wasserleitung fehlten ganz und mußten neu geschaffen werden. Bereits im April konnten in einem der Häuser 17 Wohnungen zu 2 — 300 Mk. und 8 Wohnungen zu 4 — 800 Mk. vermiethet werden, und es war eine Freude zu sehen, wie wohl sich in den reinlichen Räumen die Familien fühlten. Am 1. Juli sind auch die beiden andern Häuser ihrer Bestimmung übergeben worden. Die Stadtmission träumt nicht davon, hier lauter christliche Miether zu sehen. Aber die Beamten der Stadtmission, welchen sie in diesen Häusern Wohnung geben wird, werden jedem derselben treue Helfer sein, welche bewußt und unbewußt den Geist des Friedens um sich verbreiten und somit diese ehemaligen Schlupfwinkel der Sünde zu stillen sonnigen Häuslichkeiten machen, wo das Reich Gottes am liebsten seine Wurzeln schlägt. Bereits ist der Schutzmann von seinem Posten verschwunden, die Polizei findet keine Arbeit mehr.

(Monatsblätter für innere Mission.)

Die hauswirthschaftliche Erziehung armer Mädchen.

Auf Anregung Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta hatte der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit auf seinem vorjährigen Congreß über die so wichtige Frage der hauswirthschaftlichen Erziehung armer Mädchen berathen und eine Commission eingesetzt, um derselben näher zu treten. In dieser aus Männern und Frauen bestehenden Commission ward beschlossen, zunächst möge eine kurze, systematische, ganz objective Beschreibung der im In- und Auslande schon bestehenden bereits bewährten Vorkehrungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Klassen verfaßt und im Druck veröffentlich werden. Mit der Herstellung wurden die Herren Fritz Kalle und Dr. Otto Kamp, der auf diesem Gebiet bereits in hervorragender Weise thätig gewesen ist, betraut. Die genannten Herren versendeten, um sich das erforderliche Material zu beschaffen, etwa 500 Fragebogen. Auf Grund des so gewonnenen Materials haben dieselben eine Schrift herausgegeben, die als eine bedeutsame Unterlage für weiteres Vorgehen auf diesem Gebiet, dessen Wichtigkeit allseitig anerkannt wird, freudig zu begrüßen ist. Der Inhalt der Schrift gliedert sich wie folgt:

Hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen im elterlichen Hause, in fremden Häusern und in der Waisenpflege. Der elterliche Haushalt. Hauswirthschaftliche Unterweisung in fremden Häusern. Waisenpflege. Hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Schulen und schulmäßigen Vorkehrungen. Die Jahre vor der Volksschulzeit. Hauswirthschaftliche Unterweisungen in der Volksschule selbst. Hauswirthschaftliche Unterweisung während der Volksschulzeit in sogenannten Nebenschulen. Hauswirthschaftliche Unterweisung nach der Volksschulzeit in Tagesschulen. Stunden-Haushaltungsschulen. Hauswirthschaftliche Unterweisung in Anstalten mit anderem Hauptzweck. Hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen im Ausland. Oesterreich. Die Schweiz. Belgien. Frankreich. England. Schweden. Schlußbemerkungen.

Zutreffend geht die Schrift von dem Grundsatz aus, daß ganz absolut genommen, die beste Bildungsstätte auch in hauswirthschaftlicher Beziehung das Haus selbst sei, aber in den arbeitenden Klassen ist theils diese beste Bildungsstätte gar nicht oder nicht in genügendem Maße vorhanden, weil den Frauen derselben die hauswirthschaftliche Vorbildung fehlt, sie auch durch die eigene Betheiligung am häuslichen Erwerb nicht die Zeit haben, für die Ausbildung der Töchter zu sorgen, theils aber auch die Mädchen frühzeitig das elterliche Haus verlassen, um selbst zu erwerben. Die Dienstzeit in einem fremden Haushalt giebt diesen Mädchen nicht die hier erforderlichen Kenntnisse, weil dieser Haushalt in der Regel anderen Verhältnissen entspricht, als das Haus, in denen sie dereinst selbst als Frauen thätig sein sollen. Die weitaus größere Zahl der Mädchen aber tritt gar nicht in einen Haushalt ein, sondern arbeitet in Fabriken u. s. w., wo sie gar keine Gelegenheit haben, sich im wirthschaftlichen Leben zu unterrichten. Ihre Ausbildung in dieser Richtung kann daher nur durch besonderen Unterricht erfolgen. Hier wirft sich nun von selbst die Frage auf: kann und soll nicht in der Volksschule den Mädchen hauswirthschaftliche Unterweisung geboten werden? Es sind in dieser Beziehung praktische Versuche — namentlich in Kassel — unternommen worden. Die Schrift nimmt dem gegenüber den, wie uns dünkt, richtigen Standpunkt ein, daß sie diese Frage als noch nicht spruchreif erklärt und nachweist, daß die Einführung des hauswirthschaftlichen Unterrichts in die Mädchenvolksschule nicht als das Betreten einer völlig neuen Lehre betrachtet werden kann, da der Vorgang in Kassel bereits eine Anzahl ihm ähnlicher Vorläufer gehabt hat. Es wäre mit dem Buche sehr zu wünschen, daß auch die deutsche Volksschullehrerschaft einzeln, vereinsweise und in ihren berufensten Vertretungen, der Allgemeinen Lehrerversammlung und dem Allgemeinen Lehrerverein, sich mit der Frage befaßt. In dem Abschnitte: Hauswirthschaftliche Unterweisung während der Volksschulzeit in sogenannten Unterschulen, werden die Flick-, Strick- und Nähschulen, die Kinderheime, Mädchenhorte, in welchen außer der Schulzeit den Mädchen Unterweisungen gegeben werden, die eine verständige Mutter ihren Töchtern zukommen läßt, einer ihrer Wichtigkeit entsprechenden Würdigung unterzogen, dann folgt die hauswirthschaftliche Unterweisung nach der Volksschulzeit nach Tagesschulen,

woran sich die Stunden-Haushaltungsschulen anschließen. Treffend und klar unterscheidet das Buch diese Schulen nach der Volksschulzeit nach zwei Richtungen oder Unterrichtszielen, um in das schwer überschaubare Gewirr von Unterrichtsvorkehrungen jeglicher Art eine Uebersicht gewinnen zu können. „Wir müssen, so heißt es dort, die Tagesschulen von den Stundenschulen trennen, müssen an alle dieser Lebensspanne zugedachten unterrichtlichen und erziehlichen Anstalten eine Frage stellen: Beansprucht ihr von euren aus der Volksschule entlassenen Schülerinnen aufs neue die Arbeitskraft mit ihrem größeren Theile für Schulzwecke, oder begnügt ihr euch mit einem bescheidenen Bruchtheil, der, in die Abend- und sonstigen Mußestunden fallend, den Schülerinnen die Tagesarbeit in einem außerschulmäßigen Berufe offen läßt? Die Antwort wird sich bei allen gesunden und arbeitsfähigen, auf Lohnarbeit angewiesenen Mädchen geben lassen. Entweder zeigt sich hier eine Vorbereitungszeit vor und für den Lohnstand, oder der Beginn des Lohnstandes beim Verlassen der Volksschule. Nach dieser verschiedenen Zeitausfüllung scheiden sich auch die vorgenannten Schularten in ihrem Wirkungskreis. Die Tagesschulen dienen der Vorbereitungszeit, die Stundenschulen der Lohnstandszeit." Wir glauben, daß durch diese klare, einfache Fragestellung der beste Weg zur Lösung derselben gefunden ist, und können nur wünschen, daß die weiteren Ausführungen des Buches recht viele und aufmerksame Leser finden möchten. Nachdem dann noch die hauswirthschaftliche Unterweisung in Anstalten mit anderem Hauptzweck, wie in den Arbeiterinnenheimen, Arbeiterinnenhospizen und ähnlichen, besprochen worden, wird die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen im Ausland, in Oesterreich, der Schweiz, Belgien, Frankreich, England und Schweden einer genaueren Untersuchung unterzogen und in den Schlußbemerkungen noch einmal ein kurzer aber vollkommen erschöpfender Ueberblick über die in den ausgesandten Fragebogen eingelaufenen Antworten und damit über die bedeutendsten und wichtigsten Punkte der ganzen Frage dargeboten.

Wir behalten uns vor, gerade auf diese Schlußbemerkungen noch zurückzukommen, lenken aber die Aufmerksamkeit Aller, die sich für die Frage der hauswirthschaftlichen Ausbildung armer Mädchen interessiren, auf die Schrift hin, die äußerst belehrend und anregend ist.*) (Deutscher Frauen-Verband.)

*) Die in Frankfurt a. M. gegründete Haushaltungsschule beginnt am 14. October ihren zweiten Cursus.

Der von drei fachkundigen weiblichen Lehrkräften an sämmtlichen Werktagsabenden von 7—9 Uhr zu ertheilende Unterricht umfaßt Kochen, Bügeln und Handarbeiten (letztere bestehend in Stopfen, Flicken und Nähen aller Art, einschließlich der Anfertigung eines einfachen Kleides), insoweit alle die Verrichtungen im einfachen kleinbürgerlichen Haushalt vorkommen und praktisch verwerthbar sind. Die Aneignung dieser Fertigkeiten wird im Verlaufe eines Cursus von 4—5 Monaten allen Schülerinnen in der Weise ermöglicht, daß von zwei Abtheilungen jede, wochenweise abwechselnd, entweder in der Küche, im Bügelzimmer oder in dem Handarbeitssaale die betreffende Unterweisung erhält. Auch ist Fürsorge getroffen, daß gegen eine mäßige abendliche Vergütung die Schülerinnen beider Abtheilungen die von der jeweiligen Kochabtheilung bereiteten Speisen gemeinsam verzehren können.

Die Schülerinnen werden am Samstag Abend in allen, zur Reinigung des Hauses und der Haus- und Küchengeräthe erforderlichen Fertigkeiten unterwiesen.

Aufgenommen werden Mädchen, welche das Entlassungs-Zeugniß einer einheimischen oder auswärtigen Schule aufweisen können, andererseits aber das zwanzigste Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und in erster Linie solche durchaus unbescholtene Mädchen berücksichtigt, die tagsüber in anderen Beschäftigungen lohnarbeitend sind.

Die Vergütung für die Theilnahme an einem Cursus beträgt für jeden Monat desselben eine Mark und ist monatlich im Voraus zu zahlen.

Die Kinderheilherberge zu Goczalkowitz.

Unter Mitwirkung des Vaterländischen Frauenvereins in Pleß ward im Jahre 1880 an die Errichtung einer Kinderheilherberge in Soolbad Goczalkowitz geschritten, die jetzt eine hervorragende Stelle unter den zahlreichen Stätten der Barmherzigkeit für die Provinz Schlesien einnimmt.

Eine halbe Stunde von Pleß, unmittelbar an der Rechte-Oderuferbahn, liegt dicht an der Weichsel, welche hier die Südostgrenze Schlesiens bildet, in der Nähe der Beskiden der freundliche Badeort, welcher der in den 60er Jahren erbohrten starken Soolquelle sein Entstehen verdankt.

Die besondere Heilkräftigkeit dieser Quelle, zu welcher in alljährlich steigender Zahl Kranke, namentlich auch skrophulöse Kinder herbeikommen, legte schon längst den Gedanken nahe, den armen und ärmsten unter ihnen hier eine Herberge zu bauen. Das zweifellose Bedürfniß dieses Werkes der Barmherzigkeit fand wohl rege Theilnahme, auch manche wohlwollende Unterstützung; aber an seine Ausführung konnte erst gedacht werden, als in dem Nothjahre 1879/80 aus den zur Abhilfe des Nothstandes in Oberschlesien eingehenden Gaben die Summe von 1400 Mk. für die kranken Kinder bestimmt wurde, deren es damals unter dem Einfluß des Hungerjahres besonders viele gab.

Am 19. April 1880 war durch jene unerwartete Spende die erste Anregung zum sofortigen Beginn des Werkes gegeben worden, und bereits am 1. Mai wurde ein unter Mitwirkung des Vaterländischen Frauenvereins in Pleß eingerichtetes Haus gemiethet, in welches am 22. Mai die ersten zehn Kinder einzogen, welche der Pflege von zwei Diakonissen aus Craschnitz übergeben werden konnten.

Bis zum heutigen Tage beträgt die Zahl der ohne Unterschied der Confession aufgenommenen und zum größten Theil geheilten Pflegekinder 1139.

Daß die junge Anstalt einen so schnellen Umfang

gewann, ist, nächst dem Bedürfniß für eine solche noch auf einen zweiten besonderen Umstand zurückzuführen. Jene erste, oben erwähnte Gabe war aus einer Gemeinde Südaustraliens gesandt worden, welche von ausgewanderten schlesischen Landleuten gegründet worden war, die von der Noth ihrer alten Heimatsgenossen gehört hatten. Diese Auswanderer waren mit der Korn'schen Buchhandlung, von der sie ihr altes schlesisches Gesangbuch bezogen, in Verbindung geblieben, an welche sie auch ihre Liebesgabe geschickt hatten, und als sie im Wege der Correspondenz durch den Chef des Hauses von der Verwendung ihrer Sammelgelder Kenntniß erhielten, bestimmten unsere schlesischen Landsleute im fernen Australien noch in demselben Jahre eine Sendung von 12000 Mk. für denselben Zweck. Mit dieser reichen unerwarteten Spende, welche gerade in einer Zeit eintraf, als eine Scharlachepidemie Einrichtungen forderte, die in einem Miethshause nicht zu beschaffen waren, war die Anregung zum Erwerb eines eigenen Grundstücks gegeben worden, und dieser Erwerb wurde seitdem ununterbrochen angestrebt.

Durch das hilfreiche Entgegenkommen des Grundherrn, des Fürsten von Pleß, wurde nach Ansammlung eines Baukapitals von 33000 Mk. die Errichtung des neuen Hauses Bethesda ermöglicht, welches am Pfingstfeste dieses Jahres eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Die Heilanstalt, welche für 68 Betten eingerichtet ist und nach ihren Raumverhältnissen noch eine wesentliche Erweiterung gestattet, wird 238 Kinder beherbergen, welche nach Beendigung der auf durchschnittlich mindestens vier Wochen berechneten Curzeit den eingehenden Meldungen nach einberufen werden.

Es sind drei Pensionssätze festgesetzt, welche je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern für eine Cur von 28 Tagen einschließlich der gesammten Verpflegung 30, bezw. 20 und 10 Mk. betragen.

Die Meldungen für die Aufnahme sind „an die Verwaltung der Kinderheilherberge Goczalkowitz", zu Händen des Superintendenten Kölling in Pleß, zu richten, der zur Zeit der Vorsitzende des Vorstandes ist, welchem von den in Pleß wohnenden Mitgliedern noch der Landrath Schröter, Gymnasialdirector Schönborn, Generaldirector Weidlich und Bürgermeister Hübner angehören. Den stellvertretenden Vorsitz führt der um die Förderung der Anstalt hochverdiente Landrath Schröter, während der Geheime Sanitätsrath Dr. Babel die durch die besten Heilerfolge gelohnte ärztliche Behandlung der armen kranken Kinder leitet, die der Pflege von sechs Diakonissen anvertraut sind.

Die Anstalt kennt weder locale noch confessionelle Beschränkung, und nur die Rücksicht auf Krankheit und Bedürftigkeit ist für die Aufnahme der Kinder entscheidend, von denen die Mehrzahl evangelisch, die Minderzahl jüdisch, ein Drittheil katholisch gewesen und der Anstalt aus fast allen Kreisen Schlesiens zugeführt worden sind. Wie bei allen derartigen Anstalten, baut die Liebe auf Hoffnung, und so hat auch Bethesda mit einem Bauaufwande von 56000 Mk. die vorhandenen Mittel weit überschritten.

Zunächst muß also die aufgelaufene Schuld getilgt werden, ehe an die dringend erforderliche Vermehrung der Betten gedacht werden kann. Der Vorsitzende des Vorstandes, Dr. theol. Kölling, hat sich entschlossen, eine Predigtsammlung herauszugeben, deren Ertrag ein Baustein für das fertige Haus werden und zur Abzahlung der noch schuldigen Bausumme mithelfen soll.

Ob sich die weitere Hoffnung auf freiwillige Liebesgaben erfüllen wird, auf welche die neue Heilstätte in ihrer Erhaltung und Förderung angewiesen ist, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist eine opferwillige Theilnahme dringend einer Anstalt zu wünschen, welche ohne Unterschied der Religion und Confession allen Kreisen zugänglich ist und mit ihrer Liebesarbeit ausschließlich armen kranken Kindern dient.

(Deutscher Frauen-Verband.)

Literatur.

„Der Deutsche Herold." Berlin, November 1889. Nr. 11.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 17. September und 1. October 1889. — Burg Obergrombach. (Mit Abbildungen.) — Zur Genealogie Derer von Kospoth. — Die Familie von Götzen. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Anfragen. — Antwort. — Familien-Chronik.

Sächsischer Volkskalender 1890. Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen. Commissions-Verlag für den Buchhandel: Leipzig: Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann. Preis 50 Pf.

Bei der großen Bedeutung, die eine gute Kalender-Literatur für die großen, weiten Schichten des Volkes hat, können derartige Unternehmungen nicht genug gefördert werden. Der vorliegende, speciell für das Königreich Sachsen berechnete Kalender, empfiehlt sich durch Inhalt und Ausstattung, gleich seinen Vorgängern bestens. Das demselben beigegebene Jahrbuch ist reich an unterhaltenden, aber auch an belehrenden Mittheilungen, von denen letzteren wir hier besonders den lehrreichen Aufsatz: „Die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter", als für Kalender vorzüglich geeignet, anführen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

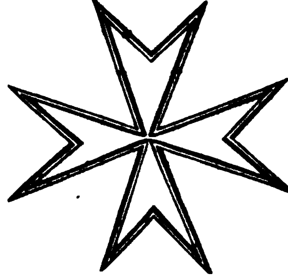
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 18. December 1889. **Nr. 51.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1889 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Decbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Novbr. 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1889	49			
	Zugang pro " "	20			
		69			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	43	43	1 334	60
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1889	31			
	Zugang pro " "	37			
		68			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	46	46	1 325	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. November 1889	65			
	Zugang pro " "	5			
		70			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	65	65	1 966	120
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1889	25			
	Zugang pro " "	25			
		50			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	33	33	906	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. November 1889	34			
	Zugang pro " "	16			
		50			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	35	35	1 089	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. November 1889	20			
	Zugang pro " "	13			
		33			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	20	20	546	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. November 1889	26			
	Zugang pro " "	19			
		45			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	24	24	718	48
	zu übertragen		266	7 884	475
	Uebertrag		266	7 884	475
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. November 1889	21			
	Zugang pro " "	16			
		37			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	23	23	700	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. November 1889	44			
	Zugang pro " "	14			
		58			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	44	44	1 336	60
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. November 1889	14			
	Zugang pro " "	15			
		29			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	20	20	473	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. November 1889	34			
	Zugang pro " "	39			
		73			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	46	46	1 255	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1889	35			
	Zugang pro " "	33			
		68			
	Abgang " " "	29			
	Bleibt Bestand	39	39	1 131	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. November 1889	19			
	Zugang pro " "	20			
		39			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	27	27	682	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. November 1889	17			
	Zugang pro " "	22			
		39			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	19	19	545	40
	zu übertragen		484	14 006	802

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Dezbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1889.	Summa Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		484	14 006	802
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1889	61			
	Zugang pro . .	35			
		96			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	55	55	1 667	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. November 1889	21			
	Zugang pro . .	11			
		32			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	15	15	556	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1889	35			
	Zugang pro . .	10			
		45			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	32	32	966	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. November 1889	21			
	Zugang pro . .	12			
		33			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	16	16	569	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1889	19			
	Zugang pro . .	12			
		31			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	25	25	565	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. November 1889	12			
	Zugang pro . .	18			
		30			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	22	22	507	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. November 1889	29			
	Zugang pro . .	18			
		47			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	28	28	734	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. November 1889	13			
	Zugang pro . .	30			
		43			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	17	17	369	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1889	10			
	Zugang pro . .	—			
		10			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	9	9	290	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1889	9			
	Zugang pro . .	1			
		10			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	4	4	172	19
	zu übertragen		707	20 401	1 275

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Dezbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1889.	Summa Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		707	20 401	1 275
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. November 1889	16			
	Zugang pro . .	5			
		21			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	15	15	422	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1889	17			
	Zugang pro . .	21			
		38			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	21	21	444	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. November 1889	3			
	Zugang pro . .	—			
		3			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	1	1	64	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. November 1889	6			
	Zugang pro . .	8			
		14			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	10	10	252	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1889	31			
	Zugang pro . .	—			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	930	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. November 1889	13			
	Zugang pro . .	22			
		35			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	22	22	550	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. November 1889	3			
	Zugang pro . .	3			
		6			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	2	2	88	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. November 1889	15			
	Zugang pro . .	26			
		41			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	21	21	566	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. November 1889	31			
	Zugang pro . .	6			
		37			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	33	33	939	50
34.	**Oeynhausen:** *)				
	Bestand am 1. November 1889	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
	zu übertragen		863	24 656	1 604

*) In Folge Beendigung der Badesaison geschlossen, wird erst Mitte Mai k. Js. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Decbr. 1889 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1889.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		863	24 656	1 604
35.	**Lippspringe:***)				
	Bestand am 1. November 1889	—			
	Zugang pro "	—			
		—			
	Abgang "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. November 1889	7			
	Zugang pro "	7			
		14			
	Abgang "	2			
	Bleibt Bestand	12	12	317	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. November 1889	2			
	Zugang pro "	7			
		9			
	Abgang "	5			
	Bleibt Bestand	4	4	96	38
38.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. November 1889	26			
	Zugang pro "	26			
		52			
	Abgang "	17			
	Bleibt Bestand	35	35	921	36
39.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. November 1889	11			
	Zugang pro "	12			
		23			
	Abgang "	10			
	Bleibt Bestand	13	13	430	28
40.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. November 1889	19			
	Zugang pro "	7			
		26			
	Abgang "	7			
	Bleibt Bestand	19	19	519	20
	Zusammen		946	26 939	1 787

Der gesammte Abgang an Kranken pro November c. beträgt 509, davon sind gestorben 42
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 29
geheilt 438
wie vor 509.

---

41. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. October 1889** . . . . 26 Kranke.
Zugang pro **October 1889** . . . . 50 "
76 Kranke.

Davon sind
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 8
geheilt 29
38 "

Bleibt Bestand am **1. November 1889:** . . . . 38 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 24 orientalische Christen, 14 Muhamedaner, 5 Drusen und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1889 beträgt 1126.

Poliklinisch wurden 741 Personen behandelt.

*) In Folge Beendigung der Badesaison geschlossen, wird erst Mitte Mai k. Js. wieder eröffnet.

1. Leopold Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld-Weissenfeld, Staatsminister a. D., Kronsyndicus und Mitglied des Herrenhauses, Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 8. December 1889.
2. Adolf von Wellmann, Rittmeister a. D., Ehrenritter seit 1882, † zu Marburg 8. December 1889.

St. Georg zu Berlin.

„O George, miles Christi,
Palaestinam devicisti
Manu tua valida!
Gesta tua generosa,
Acta tua gloriosa,
Fides usque fervida!“ —

So erklang der Hymnus der lateinischen Kirche begeistert in allen Reichen des Abendlandes vom 11. bis zum 13. Jahrhunderte. Das alte, schlachtenfrohe, der Wanderung nach Art der Ahnen sich erfreuende germanische Blut regte sich in Spanien, in Frankreich, in England und im Deutschen Reiche noch einmal mit einer, die späten Enkel in Verwunderung versetzenden, elementaren Kraft. Was galt dem Kreuzfahrer die Heimath? — Die Anhänglichkeit an den Grund und Boden des Vaterlandes war durch die Sehnsucht nach der heiligen Erde Galiläa's und Judäa's fast verdrängt worden. Was war dem Wallfahrer die Mühsal der Pilgrimschaft? — Nichts als das Mittel, auf schwerem Wege den Himmel zu erwerben! St. Georg aber wurde der Patron der heiligen Fahrt.

Wer aber ist St. Georg? — Es ist selbstverständlich, daß man in den „Gesten“ und „Akten“ des Heiligen, in seinem Drachenkampfe, in der Befreiung der bithynischen oder kappadozischen Königstochter, in seinem Martyrium und in seiner Verklärung nicht Thatsachen, sondern nur einen symbolischen Gehalt zu suchen hat. Georg, d. h. der Landbebauer, war ursprünglich eine dem Kultus der Cybele nahestehende Idealgestalt, und sein Drachenkampf versinnbildlichte den Sieg der Kultur über die zerstörend und verwüstend waltenden Mächte der Natur, den Sieg der menschlichen Arbeit über Wald und Sumpf, Gebirg und Wüstenei. Es konnte den Verkündigern des Evangeliums daher nicht entgehen, mit welch' leichter Mühe diese Idealgestalt des kleinasiatischen Paganismus christlich umzudeuten war. Die befreite Jungfrau symbolisirte zuerst die Erde, die „Dea mater“; sie wurde sodann zur Kirche verklärt; sie wurde endlich auf das heilige Land gedeutet. Dem Drachen aber hatte bereits der kleinasiatische Theologe und Gnostiker Johannes, der Verfasser der Apocalypse, seine tiefe, ethische Bedeutung gegeben.

Und nun wurde das germanische Gemüth, wie

es dem Gothen und dem Franken, dem Sachsen und dem Normannen, dem Buregonden und dem Baiwaren eigen war, mit dieser heidnischen, christlich umgedeuteten Heroengestalt bekannt. Noch hatte man sich in das Christenthum nur äußerlich hineingelebt; an dem transcendentalen Gedankeninhalte desselben hatte man noch keinen Halt gewonnen.

Die ganze mittelalterliche Kirche mit ihren Heiligen, mit ihrer Betonung des Opfers an Gott, mit ihrem kindlichen Aufblicke zu einer glänzenden Himmelsburg, welche eine Stätte ewigen Friedens ist, kann als nichts anderes aufgefaßt werden als eine rührende, ja eine tiefergreifende Verklärung des altväterlichen Heidenthumes. Nein, Thor und Wodan, Frigg und Herta und Balder, sie wurden nicht von ihren Thronen gestürzt; in unzähligen Heiligengestalten lebten sie fort, begeisterter Verehrung nach wie vor sich erfreuend.

Die germanische Jungfrau Maria z. B. ist nichts anderes als Frigg oder Freya, — eine Unterscheidung der letztgenannten beiden Gottheiten ist nach dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr angängig. Die deutsche Marienlegende darf mit Entschiedenheit als die edelste Hervorbringung unseres Volksgeistes hingestellt werden. Wie aber in St. Maria, der reinen, holden, unendlich gütigen Himmelskönigin, der schützenden und fürbittenden, die theuren Bilder der Mutter und der Geliebten zugleich umfassenden Lichtgestalt, die Zartheit und die Tiefe des deutschen Gemüthes eine ideale Schöpfung von höchstem Reize hervorbrachte, so erkor sich der deutsche Schlachtenmuth, der alte „furor teutonicus“, und der Adel des ritterlichen, alles Gemeine weit von sich abweisenden Sinnes den Drachentödter St. Georg zu seinem leuchtenden Patrone. Man versteht das deutsche Mittelalter ohne Kenntniß dieser beiden Ideale nicht. Wie aber St. Maria Freya's Schutzmantel, Freya's oder Herta's Aehrenbündel, Frouwa's Liliensceptер beibehielt, so konnte auch St. Georg nicht anders gedacht werden, als auf Wodan's oder Balder's weißem Rosse nahend, Wodan's Speer in seiner Rechten, Wodan's Wolkenmantel um die reckenhaften Schultern. Wie einst der alte Gott zu der Schlacht auf den catalaunischen Feldern, zum Mainübergange der Franken und zur Wanderung der Sachsen nach Westfalen vorangezogen war, so ritt jetzt St. Georg, der Ritter mit der Kreuzerfahne, allem Volk voran, herrlich, prangend und begeisternd, das Edelste in sich vereinend, was der Deutsche kennt: den Todesmuth und das Erbarmen.

Doch das gelobte Land ward nicht erobert; — wie die Kirche durchaus zutreffend verkündigte, wurden die Kämpfer durch ihre wilden Leidenschaften, ihre Sünden um jeden Erfolg gebracht. In starker, froher Kraft, hoffend und siegesgewiß waren die gewappneten Pilgrime einst ausgezogen; — elend und ganz gebrochen kehrten sie zurück. Der Patron der heiligen Fahrt jedoch verließ sie nicht. Wie sie ihn im Silberschmucke seiner Rüstung auf dem Hügel der Verklärung und auf dem Oelberge erblickt zu haben glaubten, so dachten sie ihn als Leiter zur Heimath sich nahe, — als gastlichen Wirth, als Helfer, als Arzt, als freundlichen Geleitsmann zum ew'gen Frieden. Nicht also der Patron der Ausziehenden allein war St. Georg, — auch Schützer der Heimkehrenden war er: Wodan der Wirth, — Wodan der Seelengeleiter.

Wie aber kehrten sie zurück? — Elend, tiefelend nur! Da war nichts mehr von schimmernder Waffenpracht; — nichts mehr von blühender Leibesschöne; nichts mehr von hochgespannter Hoffnung und von kriegerischer Begeisterung. Und nicht allein die Kraft des Leibes war unter der Gluth der Sonne Syriens versiegt; — nicht allein der hohe Schwung der Seele war für immer dahin; — nein, auch ganz neue Krankheiten des Körpers und des Geistes wurden aus dem Oriente in das Abendland verschleppt; vor Allem der Aussatz und seine Gefährtin, die Verzweiflung.

Es mußte daher für diese Aermsten, die keine Heimath mehr im Vaterlande fanden, in christlicher Liebe gesorgt werden. Das Mittelalter war in sozialer Beziehung durchaus nicht so erbarmungslos, wie man gemeinhin denkt; schon die Lehre der Kirche von dem Verdienste des „opus operatum“ widerstreitet einer solchen Auffassung. Hospitäler aber entsprachen den Bedürfnissen der Heimkehrenden am besten. So entstanden demnach in allen Reichen des Abendlandes die Siechenhäuser zu St. Georg, in erster Linie für kranke und darbende Pilger bestimmt und, weil sie nur zu oft die heimathslosen Aussätzigen aufzunehmen hatten, stets vor den Thoren der Städte belegen.

Eine große Menge dieser St. Georgshospitäler, welche fast immer mit St. Georgskapellen verbunden gewesen sind, findet sich in der Mark Brandenburg vor. Es sind zumeist überaus trauliche Stätten. Dort liegen die alten, hochragenden Mauern, von Granitfindlingen und Gneisblöcken grau violetter Farbe oder aus tiefgebräunten Backsteinen sich aufbauend; — dort der trutzige Thorthurm mit dem Zinnenkranze und dem Kegeldache; — dort die mit Ulmen und Eichen bestandenen Wälle und Gräben, und hier der stille Frieden des St. Georgsbezirkes! Wie trifft der geweihte Sinn des antiken τέμενος hier hier zu! — An die altgothischen Kirchlein schmiegt sich dann gewöhnlich ein Hospital, welches, malerisch baufällig, nur für die Verlassensten der Einwohnerschaft, seien es Männer, seien es Frauen, bestimmt ist. Uralte Bäume schützen mit ihrem Schatten die Anlage; — auf dem Hofe aber sind fast immer Seile gespannt, an denen die Bienenstöcke der Armuth flattern, und ebenso regelmäßig tönt uns vom Kirchendache das Gurren von Tauben entgegen. —

Für den Verfasser dieser Zeilen haben diese Stätten der Weltabgeschiedenheit, welche der heilige Georg mit seinem silberblinkenden, durch das heilige Zeichen des rothen Kreuzes geschmückten Schilde deckt, stets eine überaus anheimelnde und darum auch äußerst anziehende Kraft gehabt. So z. B. das zierlich-schöne, jetzt inmitten eines pietätsvoll gepflegten Friedhofes befindliche St. Georgs-Kirchlein zu Königsberg in der Neumark. Trefflicher Bilderschmuck kursächsischer Herkunft ziert dasselbe, und auf seinem „Boden" fanden wir, inmitten vieler, vieler Holzschnitztrümmer, auch ihn, den edlen Heiligen auf seinem weißen Rosse, — goldblond die Locken und die Rüstung silberschimmernd, gleich der von Kaiser Max, dem letzten Ritter! Es ging ein leiser Zug der Wehmuth da durch unsern Sinn; — steht doch geschrieben in der alten „Kirchenordnung für die Neumark", „wie schön die alte Sitte wäre, daß die Hospitaliten am St. Jürgentage das Bildniß des Drachenüberwinders auf den Altar setzten und mit grünen Maien bekränzten!' — Heut' geht der St. Georgentag, der 23. April, natürlich ohne Sang und Klang dahin. Nicht minder poesievoll ist die jetzt restaurirte St. Georgs-Kapelle bei Eberswalde sowie St. Georg zu Freienwalde. Als Perle aller märkischen Hospitalkapellen zu St. Georg aber dürfte wohl St. Jürgen vor dem Mühlenthore zu Bernau erscheinen. Eine Mauer mit hochinteressantem, zinnengeschmücktem Portale schließt hier den Hospitalhof gegen die Außenwelt ab; der Giebel des Kirchleins selbst zeigt eine zierliche Anordnung von Blenden und Lisenen; das schlanke Thürmchen trägt den immerwachen Hahn. Das wichtigste Denkmal dieser Bernauer St. Georgskapelle aber ist eine schlichte Tafel, auf welcher verzeichnet steht, wie wacker einst die Bürger dieser Stadt am Tage St. Georgs im Jahre 1432 der Hussiten sich erwehrt haben. Der geschichtliche Hergang dieser vielumstrittenen Begebenheit ist der folgende:

Bernau war damals stark befestigt; wohlerhaltene Reste bezeugen noch heute die malerische Schönheit und die kriegerische Bedeutsamkeit der alten Stadt. Am Vorabende des St. Georgstages, am 22. April, aber erschienen die „unmilden Hussiten" vor den Wällen Bernau's. Sie zerstörten zunächst das obenerwähnte, vor dem Mühlenthore belegene und von der Gewandschneidergilde errichtete Hospital zu St. Georg und schlugen dann auf einer Anhöhe vor der Stadt ihre Wagenburg auf. Am folgenden Tage, dem St. Georgsfeste, am 23. April, begannen sie mit der Berennung die Mauern, welche ihnen dadurch wesentlich erleichtert wurde, daß eine ungewöhnlich früh eingetretene Hitze die Wallgräben ausgetrocknet hatte. Mit wilder Todesverachtung suchten sie die Mauern zu erklimmen; allein die Bürger der Stadt wiesen mit dem Muthe der Verzweiflung jeden ihrer Angriffe ab. Die Rathsmannen Hermann Lüdecke, Hans Birkholz, Gregor Sachtleben und Hermann Arendsee führten hierbei die Bürgerschaft an und leiteten die Vertheidigung, an welcher nach dem alten Sprüchlein:

„Der Bernauer heißen Brei
Macht die Mark hussitenfrei!"

auch die Frauen regen Antheil nehmen, indem sie den „heißen Brei" aus großen Töpfen auf die Stürmenmenden herabgossen. Das Kriegsglück stand den guten Bernauern auch wirklich bei; frommen Gemüthern erschien es sogar, als habe der mächtige, durch die Zerstörung seiner Kapelle und die Entweihung seines Festtages erzürnte ritterliche Heilige persönlich mit eingegriffen und die Stadt gerettet. Eine Legende also, wie sie Uhland in seinem „Pascal Vivas" besungen! Nach wiederholten, vergeblichen Berennungen zogen die Hussiten bereits am Morgen des 24. April wieder ab; sie gingen nach Böhmen zurück und gelangten am 8. Mai 1432 wieder an die Grenze.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die christliche Liebesthätigkeit. Von G. Uhlhorn, Dr. theol., Abt zu Loccum. Band 3. Die Liebesthätigkeit seit der Reformation.

Der Herr Verfasser, welcher durch diesen 3. Band seine so verdienstvolle Arbeit beendet, und die christliche Liebesthätigkeit durch die Jahrhunderte, von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart hin, verfolgt hat, giebt dadurch, wie er in seinem Schlußworte des vorliegenden Bandes so richtig bemerkt, ein ergreifendes und erhebendes Bild, das er vor unseren Augen vorüberführt. „Viel Noth und Elend haben wir gesehen", so fährt er weiter fort, „zu allen Zeiten hat es Arme gegeben und Kranke, Verlassene, Bedrängte, Verirrte und Verkommene, aber zu allen Zeiten hat es auch Liebe gegeben, sich selbst opfernde, hingebende, dienende und helfende Liebe. Sie hat rastlos gearbeitet, Hungrige gespeist, Durstige getränkt, Nackte gekleidet, Kranke gepflegt, Gefangene besucht, ist den Verirrten nachgegangen und hat sich der Verlassenen angenommen, hat, nie entmuthigt, den Kampf wider die Noth unablässig geführt. Die Art ihrer Arbeit hat gewechselt, hat sich neue Wege gesucht und gefunden, hat den Kampf in verschiedener Weise geführt, wie die Noth und das Elend andere Gestalten annahm, aber alle diese Liebe ist doch Einer Quelle entströmt, weist auf Einen Anfang zurück, auf die Liebe des Einen, der sich selbst für seine Brüder aus lauterer Liebe am Kreuze geopfert hat. Seine Liebe ist es, die durch die Jahrhunderte ihren Lauf nimmt sein Opfer ist es, das sich in dem Opfer der Seinen fortsetzt, es heißt immer wieder: Die Liebe Christi dringet uns also. Und so wird die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit zur allerkräftigsten unwiderlegbaren Apologie des Christenthums. Die christliche

Welt ist doch und bleibt doch eine Welt, in der die Liebe waltet, und darin steht sie unendlich hoch über der alten Welt mit all ihrer Schönheit und Herrlichkeit. Jedes Werk der Liebe, auch das geringste, jeder Dienst, dem Bruder geleistet, jeder Sieg im Kampf gegen die Noth, jede getrocknete Thräne, jede aus der Verirrung zurückgeholte, aus den Banden der Sünde befreite Seele wird zum Lobpreis dessen, der aller Liebe Anfänger und Vorbild ist.

Und nun die Zukunft? Schon oben habe ich gelegentlich darauf hingedeutet, daß unsere Zeit eine gewisse Aehnlichkeit hat mit der römischen Kaiserzeit. Bei allem Glanz der Gegenwart, bei allen Kulturfortschritten überkommt uns doch oft das Gefühl, als lebten wir in einer untergehenden Welt, als würde es Abend, und neigte sich wieder eine Periode der Menschengeschichte ihrem Ende zu, als wäre das Alte bereits in der Auflösung begriffen, und eine neue Gestalt des socialen Lebens, ein neues Zeitalter im Werden. Aber in Einem Stücke ist doch ein großer Unterschied. Wir haben das Evangelium und seine nie alternde göttliche Kraft, die sich an den christlichen Völkern immer wieder als eine Kraft der Verjüngung erwiesen hat und auch in Zukunft erweisen wird, falls die Völker nur aus dieser Quelle schöpfen wollen. Eins haben wir doch voraus vor der alten Welt. Sie war im letzten Grunde eine Welt ohne Liebe. Jetzt ist die Liebe da, und wo die zerstörenden und auflösenden Kräfte arbeiten, da arbeitet sie auch als die eigentlich erhaltende und bauende Kraft. Das ist eine der hoffnungsvollen Lichtseiten unserer Zeit, die man nicht übersehen darf, wenn man sie gerecht beurtheilen will, daß die Arbeit der helfenden Liebe, die sich der Bedrängten und Gedrückten annimmt, niemals einen solchen Umfang gehabt hat wie heute. Freilich, ob es ihr gelingen wird, den Zusammenbruch des Bestehenden aufzuhalten, wer will es sagen? Die rechte Liebe fragt auch nicht nach dem Erfolg, sie arbeitet, so viel sie kann, weil sie nicht anders kann, als arbeiten; sie arbeitet auch dann, wenn vor Menschenaugen kein Erfolg zu erwarten ist. Aber vergeblich arbeitet sie doch nie. Auch wenn es anders kommen sollte, wenn die neue Zeit nur aus einem Zusammenbruch des Alten hervorgehen sollte, vergeblich wird die Arbeit der Liebe doch nicht sein. Nicht blos wird sie denen, die unter dem Zusammenbruch des Alten leiden, tröstend und helfend zur Seite stehen, ihre Aufgabe ist auch, an ihrem Theil das Neue vorbereiten zu helfen. Denn niemals kann aus dem Alten ein Neues erwachsen, wenn das Neue nicht schon im Alten vorgebildet ist. Gerade in der Arbeit an der Wohlfahrt der niederen Schichten unseres Volkes liegt eine der bedeutsamsten Vorbereitungen einer neuen Zeit.

Wie aber die kommenden Zeiten sich auch gestalten mögen, des Herrn Wort wird auch dann sich als wahr erweisen: „Arme habt ihr allezeit bei euch", aber auch des Apostels Wort: „Die Liebe höret nimmer auf". Und ob noch so glückliche Zeiten kämen, an Arbeit wird es der Liebe nicht fehlen, aber Gottlob! für die Arbeit auch die Liebe nicht. Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit wird erst enden, wenn der Herr wiederkommen wird und den Seinen zurufen: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset, ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket, ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherberget, ich bin nackend gewesen und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht, ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen."

Es gilt im Glauben auf Hoffnung zu arbeiten. Unsere Christenhoffnung ist die, daß sich einmal das Wort erfüllen wird: „Siehe, ich mache alles neu, und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Beste ist vergangen". Dann wird die Liebe ihre Arbeit vollbracht haben; sie selbst aber wird bleiben in Ewigkeit."

Möge das schöne, gediegene Werk sich recht viel Freunde erwerben und die Verbreitung finden, die es nach allen Seiten hin so sehr verdient!

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. November und December 1889.

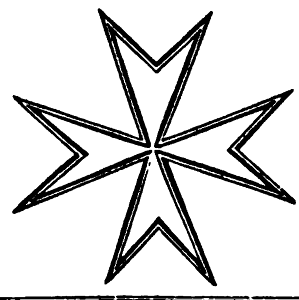
Inhalt: Chronik des germanischen Museums, welche die erfreuliche Mittheilung bringt, daß das Interesse an der Erwerbung der Sulkowskischen Sammlung, durch welche die Waffensammlung des Museums für immer zu einer solchen ersten Ranges erhoben wurde, fortwährend in Zunahme begriffen sei; ihm ist es zu danken, daß die schwere Last, welche der Vorstand durch den Ankauf auf sich genommen hat, gemindert wird. — Fundchronik. — Dem Anzeiger sind beigegeben: 1. Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. II. Band. Bogen 35 nebst Tafel XIII, sowie Titelblatt und Inhaltsverzeichniß dieses Bandes. — 2. Katalog der im germanischen Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände und Theile von solchen. Bogen 10 bis 13, nebst Tafel III bis V (Schluß).

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 30. Berlin, den 24. December 1889. Nr. 52.

Albert Hermann Ferdinand Freiherr Oppen von Huldenberg, Rittergutsbesitzer, auf Neukirch bei Bischofswerda, Königreich Sachsen, Rechtsritter seit 1878, † zu Neukirch 17. December 1889.

St. Georg zu Berlin.

(Schluß.)

Diesen geschichtlich und poetisch geweihten St. Georgskapellen schließt sich nun endlich auch St. Georg zu Berlin an. Wann die Berliner St. Georgskapelle errichtet worden ist, ergiebt sich freilich nicht; eines „Armenhofes zu St. Georg" wird indessen schon sehr früh Erwähnung gethan. Es wurde z. B. schon bei der Errichtung der deutschen Zünfte in dem wendischen Handelsplatze Berlin darauf gehalten, daß die Neuaufzunehmenden oder die mit dem Meisterrechte Beschenkten gewisse Abgaben an Wachs dem heiligen George widmeten, „auf daß Kerzen brennen könnten vor seinem ritterlichen Bildnisse." An Aussätzigen war kein Mangel in der Stadt; diese Unglücklichen wurden auf die allgemein übliche, feierliche Weise in das Hospital verwiesen, welches wahrscheinlich schon durch die milden Gaben der ersten Bürger der Stadt errichtet worden war. Die Marktpolizei des 13. Jahrhunderts aber war eine sehr strenge; schlecht gewebtes Tuch z. B. wurde mit dem „allerberüchtigsten" d. h. mit ehrabschneidendem Feuer verbrannt, und das als nicht vollwichtig erfundene Brod wurde zur einen Hälfte dem St. Georgs-Hospitale überwiesen; die andere erhielt der Hof zum heiligen Geiste. Im Jahre 1278, am Tage vor der Himmelfahrt St. Mariä, verlieh sodann der Bischof Ludolf von Halberstadt allen denen, welche in Reue über ihre Sünden diesem Hospitale eine Wohlthat erweisen würden, den üblichen Ablaß von 40 Tagen. Selbst während die Städte Berlin und Köln im Banne lagen, weil ihre Bürger den Propst Nicolaus von Bernau auf dem neuen Markte verbrannt hatten, wendete sich die Fürsorge des Rathes dem St. Georgen-Kirchlein zu; jener patrizische Doctor des geistlichen Rechtes, Bernd von Zuden, dessen dem Adel der Zauche entstammendes Geschlecht das Bürgerrecht der Stadt Berlin genommen hatte, erwirkte im Jahre 1331, in welchem er als Gesandter des Berliner Rathes am päpstlichen Hofe zu Avignon verweilte, wiederum „quadraginta dies indulgentiaram", und zwar für Alle, welche das Kirchlein zu St. Georg besuchen, in ihm beten, beim Klange seiner Abendglocke die Kniee beugen, Gold, Silber und Gewand schenken oder zum Ausbau, zum Schmuck und zur Erleuchtung der Kapelle beitragen und zu deren Gunsten letztwillig verfügen würden.

Außerhalb der Thore Berlins war auch dieses, dem Schutze St. Georgs befohlene Heiligthum mit seinem Hospitale belegen. Vor dem nördlichen unter den drei Thoren der alten Stadt theilte sich die Heerstraße; — der eine Weg führte zunächst nach Bernau und leitete dann nach dem „Sunde", d. h. Stralsund, und Lübeck, — der andere aber verband Oderberg und Stettin mit Berlin. Jenes Thor, aus einem massigen, viereckigen Thurme bestehend, hieß darum, so lange Oderberg eine Handelsstadt von einiger Bedeutung war, das Oderberger Thor. Dieser Name kam indessen ab, als Oderberg als Zollstätte und Empore mehr und mehr verlor; man nannte nun jenen Thurm, der geräumig genug war, um das Zeughaus der Stadt Berlin abzugeben, nach dem vor ihm belegenen Hospitale das „St. Jürgenthor". Seine Stätte befand sich dort, wo heute die Neue Friedrichsstraße mit der Königsstraße sich kreuzt. Hier griff der Dänenkönig Woldemar im Jahre 1349 die Stadt Berlin an, um sie seinem Schwager Ludwig dem Wittelsbacher zurückzuerobern; hier schloß der Rath dann einen Vergleich mit seinem durch die Truggestalt des falschen Markgrafen Woldemar fast verdrängten rechtmäßigen Herrn ab; hier endlich ließ der Däne Woldemar glänzende Ritterspiele abhalten und gab jenen Männern die Schwertweihe, welche im Dänenreiche nachmals die „märkischen Ritter" genannt

wurden, wie Vitus Beringius im „Florus danicus" uns berichtet hat. Hier auf dem St. Jürgenthore hielt jener „geharnischte Bär" mit der Partisane in den Pranken die Wacht, — ein Bildwerk, welches nach Schmidt's Zeugniß das älteste und eigenthümlichste Wahrzeichen der wehrhaften Stadt war; — hier wurde nachmals auch jene Tafel aufgehängt, auf welcher das furchtbare Ende des Wucherers und Münzjuden Lippold ben Chluchim von Prag dargestellt war. Dieselbe trug eine warnende Inschrift, wohl die Uebersetzung jenes Spruches:

‚Στεῖχε δίκης ἀετήν, μέγα γὰρ κακὸν ἀνδράσιν ὕβρις'

„Wandle der Billigkeit Pfad; es stürzet die Menschen der Hochmuth;"

welchen einst Thurneysser dem Bildnisse des entsetzlich Gemarterten beigedruckt hatte.

Vor diesem Thore also lag St. Georg von Berlin. Hohe Linden beschatteten die Kapelle und den Siechenhof, in welchen, als keine Pilger, keine Crucesignaten und keine Aussätzigen mehr zu beherbergen waren, Hospitaliten gewöhnlicher Art ihren Einzug hielten. Wohl lag ein stiller Frieden über dieser Stätte, und dort, wo jene beiden oben genannten Heerstraßen sich trennten, stand eine, wohl von einem Franziskaner gehütete „Klause". In einem schmucklosen Baue enthielt dieselbe die in Holz geschnitzte Crucifixusgruppe und eine figurenreiche Darstellung, die Ausführung des Erlösers auf die via dolorosa darstellend. Gerade das letztere Relief aber erinnerte daran, daß etwas von dem düstern Charakter des alten Leprosociums noch immer zurückgeblieben war. Denn unfern von dem St. Georgskirchlein, da, wo heute die Weber- und die Frankfurter Straße zusammentreffen, befand sich das Hochgericht der Stadt Berlin. Dasjenige der Stadt Kölln lag am Wege nach Tempelhof. An letzterwähnter Stätte endete nach archivalischer Notiz im Jahre 1573 jener Herr von Otterstedt, dessen Angriff auf Joachim I. keineswegs in das Gebiet der Sage zu verweisen ist; — hier, in der Nähe von St. Georg aber unter Anderem der trotzige, „selbwachsene" Mann Johannes Kohlhase; hier auch Lippold, der Schelm und vorgebliche Magier. In St. Georg empfingen die Unglücklichen christlichen Bekenntnisses, über welche der Richter den Stab gebrochen hatte, die letzte Tröstung: das heilige Abendmahl. Noch im Jahre 1614 wurde jenes Hochgericht bei St. Georg erneuert. Höchst eigenthümlich klingt die folgende, urkundliche Notiz:

„Im Jahre 1614 ist der vor dem St. Georgen-Thor belegene Rabenstein und Galgen reparirt worden und haben den ersten Hau gethan: der Kurfürstliche Hausvogt Lonicerus und Magister Elias Franke, der Richter zu Berlin."

Auf diese Weise wirkte St. Georg zu Berlin Jahrhunderte lang in stiller, anspruchsloser Weise, den Elenden und den Ausgestoßenen der Welt Obdach oder Erquickung bietend. Grundbesitz hat dieses Hospital nicht zu erwerben vermocht; dasselbe erhielt sich lediglich durch die milden Gaben der Bürger. In Pestzeiten mögen dieselben besonders reichlich geflossen sein; — befand sich doch auch ein „Pesthaus", im Volksmunde wohl nach einem Steinbildnisse „der arme Lazarus" genannt, im Schatten des Kirchleins zu St. Georg, dessen Friedhof zugleich als Pestkirchhof benutzt wurde. Nach alten Abbildungen stellte sich die dem Hospitale dienende Kapelle selbst als ein kleiner gothischer Bau mit Strebepfeilern, einem dreiseitigen Choresschlusse und einem Thürmlein dar; von Kunstwerken besaß dieselbe wohl nichts als allein das geschnitzte Bild des drachenbekämpfenden Ritters.

Erst am Schlusse des 17. Jahrhunderts wurde jene uralte Verbindung, in welches Hospital und Kirchlein mit einander standen, gelöst. Auch vor dem St. Georgen-Thore war unter dem großen Kurfürsten der Anbau Berlins rüstig vorgeschritten; eine Pfarrkirche für die neue Vorstadt war daher um so mehr ein Bedürfniß, als Berlin eine Festung war, deren Thore zur Winterszeit schon um 4 Uhr Nachmittags geschlossen wurden, sodaß es dann selbst Schwierigkeiten machte, Sterbende mit dem heiligen Abendmahle zu versehen. Die Geistlichkeit von St. Nicolai, welche die Seelsorge bis dahin auch bei St. Georg geübt hatte, verstand sich freilich nur ungern dazu, der Entstehung einer selbstständigen Tochtergemeinde Vorschub zu leisten; die Geheimen Räthe von Fuchs und von Flemming bestimmten den Kurfürsten Friedrich III. indessen gleichwohl dazu, am 18. März 1689 die St. Georgen-Parochie zu stiften.

Von jetzt ab trennen sich die Schicksale der Kirche von denen des Hospitales. Die Kapelle wurde ausgebaut und sah im Lauf der Zeiten wechselvolle Bilder genug. Hier feierten am 2. Mai 1732 die vertriebenen Salzburger Gottesdienst und heiliges Abendmahl, mit heißem Schmerze der geliebten Heimat gedenkend; — hier errichteten im Winter 1806 die Franzosen ihr Lazareth. Künstlerischen Schmuck nennt diese Kirche mit dem plumpen, überaus unschönen Thurme auch heut' noch nicht ihr Eigen; wohl aber herrscht in St. Georg ein reges Gemeindeleben und, der alten Tradition getreu, wohlthätiger Sinn.

Auch das Hospital zu St. Georg entging den umgestaltenden Einflüssen der Zeit nicht. Im Jahre 1716 erfolgte auf Veranlassung der Königlichen und städtischen Behörden ein Neubau, welcher den Hospitaliten Licht und Luft gab. Eine weitere Veränderung war's, daß endlich am Schlusse des 18. Jahrhunderts das Vermögen von St. Georg mit demjenigen des Hospitals zum heiligen Geiste vereinigt wurde. In den Jahren 1829—1834 erfolgte ferner die Errichtung der Wilhelminen-Amalien-Stiftung durch den Stadtrath Hollmann, in Folge deren die Zahl der 83 Hospitaliten noch um 18 vermehrt werden konnte.

Das Eintrittsgeld in diese milde, uralte Stiftung betrug im Anfange dieses Jahrhunderts nur 90 Thaler.

Dafür wurde lebenslänglich freie Wohnung, Feuerung, Natural-Verpflegung und ein kleines Taschengeld gewährt. Im Jahre 1834 mußte indessen das Einkaufsgeld bereits auf 200 Thaler erhöht werden; auch galt diese Summe nur für das normale Eintrittsalter von 60 Jahren für einen Mann, — von 63 Jahren für eine Frau. Bei höherem Alter nahm dasselbe ab, bei niedrigerem zu. Unter einem Alter von 50 Jahren sollte nach den Statuten Niemand aufgenommen werden; bei 50 Jahren beziffert sich das Eintrittsgeld für einen Mann auf 254 Thaler 25 Silbergroschen, — für eine Frau auf 288 Thaler 17 Silbergroschen 6 Pfennige. Ein freies Begräbniß wurde gleichfalls gewährt; doch fiel nach altem Brauche der Nachlaß der Hospitaliten dem Stifte zu, falls derselbe nicht vorher mit 50 Procent des Werthes freigekauft worden war. Die Oberaufsicht über das Hospital führen seit alter Zeit der Magistrat und der Propst von St. Nicolai gemeinschaftlich. In früheren Tagen wurden für die Armen in St. Georg innerhalb des Berliner Propstei-Sprengels alle Woche und außerdem noch besonders alle Vierteljahre zu Weihnachten und Pfingsten mit zwei Büchsen in den Häusern, — in der St. Marienkirche aber dreimal jährlich milde Gaben eingesammelt. Es ist wahrhaft herzerquickend, zu sehen, wie oft und wie gern die Vorfahren sich an die Noth der „Siechen" erinnern ließen; denn die Berliner Kollekten-Ordnung alter Form ging bis auf ferne Jahrhunderte zurück und war von der Reformation ohne Veränderung übernommen worden. —

Die Bedürfnisse der Großstadt haben in neuester Zeit auch die Verlegung des St. Georgs-Hospitales in die Umgebung Berlins nothwendig gemacht; vereint mit der gleich ehrwürdigen Schwesteranstalt, dem Hospitale zum heiligen Geiste, befindet sich die Stiftung der ersten deutschen Bürger von Berlin nunmehr in der „Exercier-Straße" unfern des „Gesundbrunnens". Die Namen „St. Georgen-Straße" und „St. Georgen-Thor" waren schon früher abgekommen; seit dem Einzuge des ersten in Preußen gekrönten Königs aus dem Hause Hohenzollern hatten sie sich in „Königsstraße" und in „Königsthor" verändert. An die Stelle des „St. Georgen- oder Königsthores" aber traten später die überaus malerischen Colonnaden Gontard's. Die alten Wahrzeichen des Thores gingen unter; erhalten aber blieb das St. Georgsbild aus der alten Kapelle; dasselbe befindet sich heute im märkischen Museum. Auch sonst ist der „Drachentödter" in diesem Stadtviertel von Berlin noch unvergessen; eine Apotheke und eine — höhere Töchterschule haben ihn zum Schildzeichen erwählt. Wo in seinem Frieden einst aber die Elenden und Aussätzigen bestattet wurden, da grünen heut' sorgsam gepflegte Anlagen. Nimmer freilich ertönt in der St. Georgenkirche, in deren Mauern Spuren der alten Kapelle auch heute noch nachzuweisen sind, der oben erwähnte Hymnus auf St. Georg; allein es ist wohl auch wirksamer, wenn der evangelische Choral es in die Herzen ruft:

„Mir nach, spricht Christus, unser Held!"

Hocherfreulich aber ist es, daß die Gegenwart wiederum ein so liebevolles Verständniß für die alten Ideale gewonnen hat. Das Höchste bleibt dem deutschen Geiste doch stets die Tapferkeit, die mit der Güte, dem Erbarmen sich verbindet. O. S.

Deutsche Adelssagen.

69. „Isern Hinrik".

Den Namen des eisernen Heinrich führt des Grafen Geerd von Holstein heldenhafter Sohn, der Bruder des gütigen Grafen Klaes, welcher im Jahre 1381 verstarb. Karl Müllenhoff weiß eine Fülle von Sagen über diesen Fürstensohn zu erzählen; er berichtet, wie Graf Hinrik einst nach England hinübergefahren ist, — wie er mit seinem bloßen Blicke dort einen Löwen gebändigt und dem grollenden Ungethüme einen Kranz blühender Rosen aufgesetzt hat, — wie er dann beim Papste Urbanus Dienste genommen und einst in voller Rüstung vor den Nachstellungen seiner Feinde den kühnen Sprung zum Fenster hinaus gewagt hat, — wie er altersmüde zur heiligen Brigitte von Schweden gewallfahrtet und endlich in Frieden entschlafen ist. D'rum sagt man auch heute noch in Schleswig-Holstein von Einem, der das Schwerste durchmachen kann und den nichts anficht:

„Dat is recht so en isern Hinnerk!" —

Allein es hat einen eisernen Heinrich schon vor dem holsteiner Grafen gegeben. Das war ein niedersächsischer Edelmann, des Geschlechtes von Borch, aus einem Hause also, welches heut' noch blüht.

Diercke und Schröder berichten in ihren „Alterthümern von Bremen und Verden" das Folgende über diesen „selbstwachsenen" und weit und breit gefürchteten Edelmann.

Hinnerk von Borch war Burgmann auf dem Schlosse Horneburg und Pfandbesitzer von Bremervörde. Daneben hatte er sich mitten im Moore auf einer Insel die Raubburg „Tannensee" erbaut. Wie zitterten die bremer Kaufleute und selbst der Erzbischof vor ihm! Der Sage nach gab es allerdings keinen schlimmeren Gesellen in ganz Norddeutschland als ihn; denn „Isern Hinnerk" marterte jedes Opfer zu Tode, welches in seine Hände fiel, und des Bannes — lachte er.

Endlich, im Jahre 1312, kam die Vergeltung. Der Herzog Otto der Strenge von Lüneburg und der Bischof Friedrich von Verden hatten dem Uebelthäter, welcher sich auf seine Burg Tannensee zurückgezogen hatte, den Untergang geschworen. Sie warteten, bis ein strenger Winter ihnen den Zugang nach dem Schlosse Tannensee verstattete; sie brachen dieses Raubnest; sie brachen auch Schloß Horneburg. Wenn

man aber nach „isern Hinnerk“ suchte, war der Vogel immer ausgeflogen; es schien nicht möglich, den wilden Gesellen zu fangen. Kein einziger seiner Genossen verrieth ihn. —

Allein Gottes Hand wußte ihn dennoch zu treffen; er hatte zu viel der Schuld auf seinem Gewissen! Endlich fand Hinnerk von Borch bei keinem Freunde eine Zuflucht mehr; er mußte im Moore sich verbergen. Nun aber verriethen die Kiebitze den Feinden seinen Aufenthalt. Die Häscher bemerkten plötzlich eine Schaar von Vögeln, welche schreiend einen Torfhaufen umkreisten, wie sie stets zu thun pflegen, wenn jemand in die Nähe ihrer Nester kommt. Die Knechte durchstöberten den Torfhaufen und fanden den „eisernen Heinrich“; er wurde auf Schloß Bremervörde gefangen gesetzt. Da er aber reiche und mächtige Freunde besaß, so nahm man ihm das Leben nicht; der Erzbischof bediente sich seiner vielmehr nur als einer Geisel gegen seine aufsässige Ritterschaft und gab ihn endlich, — freilich erst nach langer Gefangenschaft im Thurm von Bremervörde, — los. —

Der schlimme Mann ist auch heut' noch nicht vergessen; — als „Isern Hinnerk“ lebt er im Volke fort. Man meint, er habe im Grabe keine Ruhe gefunden; auf wildem, schnaubendem Rosse will man ihn zu nächtlicher Stunde im Moore bei dem Tannensee oftmals erblickt haben. In dem Burggraben des wüsten Sumpfschlosses aber ist ein goldener Tisch und eine goldene Wiege versunken. Alle hundert Jahre am Johannisfeste steigen diese Schätze herauf, um sich im Mittagsscheine zu „sonnen“; — „gehoben“ hat sie noch Niemand. —

„Isern Hinnerk“, der gespenstige Reiter, der Herr des goldenen Tisches und der goldenen Wiege, um dessen Versteck die Vögel des Moores kreisen, ist selbstverständlich ein Abbild des alten Gottes und des hehren Königs Wodan. So ingrimmig das Volk den historischen Wegelagerer und Leuteschinder Heinrich von Borch auch gehaßt hat: es haben sich dennoch Züge alten Götterglaubens auf die gefürchtete Gestalt dieses niederdeutschen Recken übertragen. Der historische Hinnerk hat übrigens nach einem stürmischen Leben seine Tage in Frieden beschlossen.

Heil- und Pflege-Anstalt für Schwachsinnige und Epileptische zu Stetten in Württemberg.

Die einschneidendste Veränderung, welche der vorliegende 41. Jahresbericht aus dem sonst in ruhigen Bahnen verlaufenen Leben dieser Anstalt während des darin behandelten Arbeitsjahres mitzutheilen hat, ist das Scheiden des Anstaltsarztes Dr. Wildermuth nach fast neunjähriger erfolgreicher Wirksamkeit, ein Ereigniß, welches dem Berichterstatter, Pfarrer Schall, Anlaß bietet, zu der in letzter Zeit häufiger öffentlich behandelten Frage Stellung zu nehmen, ob Anstalten wie die Stettener besser ärztlicher oder theologisch-pädagogischer Leitung zu unterstellen sind. Besonders eine Abhandlung in dem medicinischen Correspondenzblatte für Württemberg hat sich über die Frage verbreitet und gelangt zu dem Ergebnisse, daß bei derartigen größeren Anstalten der Arzt als der berufene Leiter anzusehen sei. Der Berichtende ist der Ansicht, daß, wenn man die Frage streng sachlich, abgesehen von allem Persönlichen behandelt, der bisherige Erfolg solcher Anstalten, auch wenn sie nicht unter alleiniger ärztlicher Oberleitung standen, sowie der Umstand, daß sie nicht nur Heilanstalten, sondern hauptsächlich auch Erziehungs- und Bildungs-Anstalten sind, jene Forderung zum mindesten einschränken dürfte. Daß solche Anstalt einen Arzt in ihr Interesse ziehen und ihm einen Einfluß auf die Leitung zugestehen wird, bedarf keiner Ausführung und wird wohl auch überall Grundsatz sein. Stetten beispielsweise hat von Anfang an einen ärztlichen Beirath gehabt und mit der Aufnahme von Epileptischen gleichzeitig einen eigenen Anstaltsarzt als Mitglied in das Vorsteher-Collegium berufen. Aber von einer dem Verbande der inneren Mission angehörenden Anstalt verlangen, daß sie ausschließlich ärztlicher Oberleitung unterstellt wird, hieße ihren Standpunkt preisgeben.

Ohne die segensreiche Thätigkeit eines Arztes zu verkennen oder zu unterschätzen, zumal wenn er in der That Seelenarzt ist, wird doch auch ein Anstaltsgeistlicher mit der Zeit sich so viele ärztliche, besonders psychiatrische Kenntnisse anzueignen suchen und durch genaue Beobachtung, längere Erfahrung, sowie durch Verkehr und Gedankenaustausch mit dem Anstaltsarzte gewinnen, daß er auf diesem Gebiete nicht als Laie dasteht.

Aehnlich haben die Dinge auf dem Gebiete der äußeren Mission sich gestaltet. Die Noth hat die Missionare dazu geführt, sich auch mit der ärztlichen Kunst zu befassen. Jetzt werden besondere Missionsärzte ausgebildet, welche im Sinne und Geiste der Mission wirken, mit den Missionaren Hand in Hand gehen und durch ihre Kunst an ihrem Theile missioniren. Wollen Seelsorger, Aerzte und Pädagogen einer großen Sache dienen, so kommt nicht die Rangstufe in Betracht, die man einnimmt. Nicht um eine Machtfrage handelt es sich, sondern ein reger Wetteifer der dienenden Liebe soll Platz greifen.

25 Jahre sind nun verflossen, seit diese Anstalt in das alte Herzogsschloß zu Stetten übergesiedelt ist, nachdem sie in dem gräflichen Schlosse zu Rieth, wo ihre Wiege gestanden, die ersten Kindheitsjahre zugebracht und diesen Ort dann zunächst mit Winterbach vertauscht hat.

Eine willkommene Jubiläumsgabe war der durch den Staatsminister von Schmid bei einem Besuche Stettens mitgetheilte Beschluß der Württembergischen Staatsregierung, künftig auf die ein Drittel des Staatsbeitrages sich belaufende Ersatzschuld zu verzichten und den Beitrag ohne diese manchmal drückende Bedingung zu bewilligen.

Seitens des Johanniter-Ordens empfing die Anstalt den ersten Besuch des neu gewählten Commendators der Württembergischen Genossenschaft, Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg.

Die Gesammtzahl der in Verpflegung befindlichen Zöglinge betrug beim Abschlusse des Jahresberichts im Herbste d. Js. 321, welche mit den 120 Angestellten eine Gemeinde von 441 Mitgliedern bildeten. Ein ziemlich reger Wechsel vollzog sich im Laufe des Arbeitsjahres. 18 Schwachsinnige und 36 Epileptische traten aus; 2 Schwachsinnige und 11 Epileptische starben.

Unter den Angehörigen ersterer Kategorie konnten als sehr gebessert 4 männliche und 2 weibliche, als gebessert 5 männliche und 2 weibliche Zöglinge entlassen werden, während 5 männliche als ungebessert wieder zurückgegeben oder nach Haus genommen wurden. Von männlichen Epileptikern verließen 9 gebessert und ebensoviel ungebessert die Anstalt. Unter den Weiblichen konnten 3 als sehr gebessert, 5 als gebessert bezeichnet werden; 4 kehrten ungebessert heim. Als geheilt konnten 3 hysterische Knaben und 2 hysterische Mädchen, sowie 1 Epileptiker in die Heimat ziehen.

Die Lücken wurden reichlich ergänzt durch 69 Eingetretene, unter denen sich 29 Schwachsinnige und 40 Epileptische befanden.

Die Schule mit den 2 Klassen der Vorschule und den 4 der eigentlichen Schule umfaßte am Schlusse des Berichtsjahrs 104 Schüler. Zu dieser Werktagsschule gesellt sich für die Aelteren die das ganze Jahr hindurch von 42 Zöglingen besuchte Sonntags- und Fortbildungsschule, sowie die nur während des Winters stattfindende Gärtnerschule.

Auf den Handwerksstätten: Gärtnerei, Korbflechterei, Schreinerei, Buchbinderei, Schuhmacherei, Dreherei, Bäckerei und Schneiderei sind zusammen 44 Lehrlinge beschäftigt.

Das Bedürfniß nach Luft und Licht in der seit einigen Jahren als Filiale im nahen Rommelshausen bestehenden Bewahranstalt hat eine theilweise Verlegung und Umänderung der Aufenthaltsräume nöthig gemacht. Der dort jetzt fertig gestellte Ausbau eines Stockwerks hat einer Anzahl weiterer, schon seit Jahren harrender Kranker die Aufnahme ermöglicht. Angesichts der vielen Gesuche um Aufnahme besonders in die Bewahranstalt ist es für den Vorstand eine wesentliche Erleichterung, die Bittsteller nicht lediglich mit einer ablehnenden Antwort bescheiden zu müssen, sondern sie auf die neue staatliche Pflegeanstalt in Weißenau, welche ihre Pforten solchen reinen Pfleglingen erschließt und von Jahr zu Jahr mehr Kranke wird aufnehmen können, verweisen zu dürfen. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Bewahranstalt geringen Abgang hat. Die in derselben Geborgenen haben sie größtentheils als ihre zweite Heimat anzusehen, in welcher sie ihr Leben lang bleiben.

Kannst du dienen?

In Rom lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein frommer Mönch, Filippo Neri, der nicht allein seiner großen Gelehrsamkeit wegen, sondern auch um seiner Demuth und Bescheidenheit willen weit und breit geliebt und geachtet wurde. Nichts war ihm verhaßter als selbstgefälliges Prahlen mit Werken der Barmherzigkeit. Jedes auffallende Sichbreitmachen in Sachen der Frömmigkeit tadelte er scharf und rücksichtslos, wo es ihm begegnete. So hatte er einst vom Papste den Auftrag erhalten, ein gewisses Kloster zu besuchen, dessen Aebtissin in dem Rufe stand, eine Heilige zu sein und Wunder thun zu können; er sollte sehen, was an dem Gerüchte Wahres sei. „Ich denke, ich finde es bald heraus", sagte Filippo, ließ sein Maulthier satteln und machte sich auf den Weg.

Es war ein mühevoller Ritt auf den schlechtesten Straßen. Bestaubt und schmutzig langte er im Kloster an, wo er als Abgesandter des Papstes freudig empfangen wurde. Als er Platz genommen hatte, näherte sich ihm die Aebtissin und erwartete nichts Geringeres als höchstes Lob. Filippo aber deutete auf seine arg beschmutzten Schuhe und sagte: „Ich bitte dich, ziehe deinem Gast die Schuhe aus und reinige sie!" Empört wendete sich die Aebtissin ab, worauf Filippo, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer verließ, sein Maulthier bestieg und zum Papst zurückkehrte mit dem Bescheid, daß die Aebtissin keine Heilige sei und unmöglich Wunder thun könne.

„Aber wie konntest du das so schnell herausfinden?"

„Sie ist nicht demüthig und kann nicht dienen!" entgegnete Neri mit Bestimmtheit.

Das Verfahren des Mönchs ist mittelalterlich katholisch. Sein Urtheil wird immerhin treffend gewesen sein. Frömmigkeit ohne Demuth ist nicht die rechte. Wie man dienen muß, hat der HErr uns gezeigt. (Blätt. a. d. Posen. Diakoniss.-Hause.)

Die Berliner städtischen Heimstätten für Genesende

in Blankenburg und Heinersdorf hatten Ende März 1889 zusammen verfügbar 95 Betten, Blankenburg 50 und Heinersdorf 45 Betten. Die Belegung der beiden Hauptstätten im Verwaltungsjahr 1888/89 war folgende: Der Bestand ult. März 1888 betrug in Blankenburg 13 Frauen, in Heinersdorf 21 Männer. Aufgenommen wurden während des Zeitraums vom 1. April 1888 bis 31. März 1889 in Blankenburg 425 Frauen, in Heinersdorf 409 Männer, im Ganzen wurden also verpflegt während des Berichtsjahres 438 Frauen und 430 Männer; zur Entlassung kamen 407 Frauen und 389 Männer; im Bestande verblieben ult. März 1889 in Blankenburg 31 Frauen und in Heinersdorf 41 Männer. Die kassenmäßigen Gesammtausgaben betrugen in Blankenburg 18 990,02 Mk.,

in Heinersdorf 21 352,27 Mk., zusammen 40 342,29 Mk. pro Tag und Kopf bei 10 289 Verpflegungstagen in Blankenburg 1 846 Mk., bei 11 063 Verpflegungstagen in Heinersdorf 1 930 Mk. Die kassenmäßigen Gesammteinnahmen betrugen in Blankenburg 17 475,51 Mk., in Heinersdorf 18 969,75 Mk., zusammen also 36 445,26 Mk.; pro Tag und Kopf bei 10 289 Verpflegungstagen in Blankenburg 1 699 Mk., bei 11 063 Verpflegungstagen in Heinersdorf 1 715 Mk. Es ist mithin eine Mehrausgabe erforderlich gewesen von 3897,03 Mk., welche von der Stadthauptkasse gedeckt sind.

Literatur.

Handbuch für den Deutschen Adel. Bearbeitet und in fünf getrennten Abtheilungen herausgegeben von Alfred von Eberstein. Berlin 1889. Verlag von Mitscher und Röstell.

Dies Werk, das dem Charakter nach eine Art Encyklopädie ist —, soll alles Dasjenige enthalten, was für den heutigen deutschen Adel wissenswerth ist, und zwar nicht bloß in geschichtlicher und wissenschaftlicher Beziehung, sondern vornehmlich in praktischer Hinsicht. Es soll über Fragen rein praktischer Natur die schnellste und sicherste Auskunft geben.

Dasselbe gelangt in folgenden fünf einzelnen Abtheilungen zur Ausgabe:

Abtheilung I.

Hand- und Adreßbuch der Genealogen und Heraldiker unter besonderer Berücksichtigung der Familiengeschichtsforscher.

Abschnitt 1.

Alphabetisches Adressenverzeichniß der Genealogen und Heraldiker, der Forscher auf dem Gebiete der Familiengeschichte (auch bürgerlicher Geschlechter) und der adeligen Specialgeschichte, sowie sonstiger Forscher auf mit diesen Gebieten verwandten Feldern, mit Angabe: 1. des Gebiets ihrer Thätigkeit; — 2. der von ihnen bereits veröffentlichten Arbeiten; — 3. der von ihnen noch in Vorbereitung befindlichen Arbeiten und 4. derjenigen Materien und Zeitabschnitte, über welche ihnen Nachrichten ganz besonders willkommen sind, geordnet nach folgenden Ländern bezw. Landestheilen: 1. Deutsches Reich und Deutsch-Oesterreich; — 2. die russischen Ostseeprovinzen; — 3. Böhmen und Mähren mit Oesterreichisch-Schlesien; — 4. Ungarn und Siebenbürgen; — 5. die südslavischen Länder; — 6. Polen; — 7. die Schweiz; — 8. die Niederlande, Belgien und Luxemburg; — 9. Dänemark; — 10. Schweden und Norwegen; — 11. Finnland; — 12. Italien; — 13. Frankreich; — 14. Spanien und Portugal; — 15. Großbritannien; — 16. Rußland.

Abschnitt 2.

Führer durch die wesentlichste genealogisch-heraldische Literatur, mit einer kurzen Kritik über den Grad der Brauchbarkeit derjenigen Werke, welche nicht durchweg zuverlässig sind, gleichwohl aber nicht entbehrt werden können.

Abschnitt 3.

Hilfsmittel und Notizen verschiedener Art (z. B. Kesselmeyer's stellbarer Universalkalender; Thommen, Schriftproben aus dem 14. bis 16. Jahrhundert; Wörterbücher; Allgemeine Nachschlagebücher; Beantwortung praktischer Fragen, z. B. wie schützt man Archivalien vor Verderben? — und dergleichen mehr).

Abschnitt 4.

1. Die genealogisch-heraldischen Vereine in den verschiedenen Ländern (Angabe ihrer Vorstandsmitglieder, Aufnahmebedingungen 2c.).

2. Die Organe dieser Vereine, sowie alle sonstigen einschlägigen periodischen Zeitschriften (Namen derselben; Ort und Zeit ihres Erscheinens; Namen der Redacteure und Mitarbeiter und Angabe des Preises).

Abschnitt 5.

Praktische Winke für die Abfassung von Familiengeschichten, unter Beifügung zweckentsprechender Formulare und Fragebogen.

Abschnitt 6.

Empfehlenswerthe Adressen von Künstlern und Gewerbetreibenden, welche den Genealogen und Heraldiker interessiren, als: Wappenmalern, Graveuren, Ciseleuren, Prägeanstalten, Medailleuren, Goldschmieden, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Lichtdruckanstalten, Stein- und Holzbildhauern, Kunststickereien, Damastwebereien, Ledertechnikern, Fahnenfabrikanten, genealogisch-heraldischen Verlagsbuchhändlern, Buch- und Kunstdruckereien, Buchbindern, heraldischen Instituten u. a. m.

Abtheilung II.

Die deutsche Adelsgenossenschaft und die mit ihr verwandten Vereine, sowie diejenigen adligen Orden, welche mildthätige Zwecke verfolgen.

Abtheilung III.

Handbuch der Geschlechtsverbände.

Abtheilung IV.

Handbuch der adligen Stiftungen.

Abtheilung V.

Der heutige Adel Deutschlands in geschichtlicher und socialpolitischer Beziehung.

Die erste Hälfte der Abtheilung I, enthaltend das alphabetische Adreßverzeichniß der Genealogen und Heraldiker 2c., dieses seiner ganzen Anlage nach sehr umfassenden und nützlichen Werkes ist soeben, 180 Seiten enthaltend, erschienen. Preis 3 Mk. Die zweite Hälfte dieser I. Abtheilung, deren Preis voraussichtlich gleichfalls circa 3 Mk. betragen wird, ebenso die folgenden Abtheilungen, deren Preise die Verlagshandlung zur Zeit noch nicht festsetzen kann, sollen baldigst nachfolgen und billigst, nach der Anzahl der Druckbogen, berechnet werden.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben: Carl Heymanns Verlag, Mauerstr. Nr. 63—65, W., machen zu wollen.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des Wochenblattes von 1889 beigefügt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 63—65. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

